Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Badische Biographieen

Weech, Friedrich

Heidelberg, 1875

urn:nbn:de:bsz:31-419069

Visual Library

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

Erste Lieferung.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1875.

Erscheint in 10 Lieferungen à 1 Mk. 80 Pf.

VI
2274

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

K
1 von 98 B 103357,1

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Fr. von Weech,

Archivrath am großherzoglich badischen General-Landesarchiv.

Die Badischen Biographieen sind bestimmt, gewissermaßen eine neuere Geschichte des Großherzogthums Baden zu ersetzen, indem sie das Leben und die Thaten der Einzelnen, welche durch ihre öffentliche Wirksamkeit seit dem Bestehen des Großherzogthums einen Platz in dessen Geschichte verdienen, verzeichnen und so Diesen ein bleibendes Andenken wahren.

Die Biographieen beschränken sich keineswegs auf eine kahle Aufzählung von Daten, sondern in lebensvollen Bildern bringen sie Wesen und Wirken der Persönlichkeiten in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit zur Darstellung. Diese kleinen Bilder werden um so mannichfaltiger sein, als es dem Herausgeber gelungen ist, ausgezeichnete Männer der verschiedenen innerhalb unseres Staatswesens berechtigten Richtungen — denn das Werk ist kein einseitiges Parteiunternehmen — als Mitarbeiter zu gewinnen.

Wenn auf diese Weise zunächst dem Badner eine unparteiische Geschichte seiner verdienten Landgenossen geboten wird, so steht doch die Geschichte Badens in so enger Verbindung mit dem Entwicklungsgange Deutschlands in den letzten sieben Jahrzehnten, daß das vorliegende Werk auch über die Grenzen Badens hinaus ein größeres Interesse

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

erregen wird. — Namen wie Bekk, Blittersdorf, Duttlinger, Itzstein, Mathy, Nebenius, Rotteck, Welcker, v. Wessenberg, Winter u. A. sind von Freund und Feind in ganz Deutschland wohl gekannt. Die Namen der Koryphäen beider Landesuniversitäten und des Polytechnikums sind nicht an politische Grenzen gebunden; die kirchlichen Streitigkeiten, welche so früh schon mit größter Entschiedenheit in Baden ausgefochten wurden, lassen insbesondere die Biographieen der hervorragenden evangelischen und katholischen Theologen in der jetzigen Zeit bedeutsam und — da sie von sehr wohlunterrichteten und zuverlässigen Männern herrühren — belehrend erscheinen.

Wir bieten somit ein Geschichtswerk von bleibendem Werthe, das jedem Forscher getreue Angaben, jedem Freunde geschichtlicher Bildung Anregung und Belehrung bringen wird.

Nachdem wir in Obigem die Hauptgesichtspunkte angeführt haben, welche bei dem Unternehmen maßgebend waren, erlauben wir uns nachstehend noch einige Detail-Angaben über die Ausführung zu machen.

Der Herausgeber, Herr Archivrath Dr. **v. Weech**, durch eine Reihe größerer historischer Arbeiten bekannt und besonders auch auf dem Gebiete der badischen Landesgeschichte durch mehrere Werke („Baden unter den Großherzogen Karl Friedrich, Karl und Ludwig", „Geschichte der badischen Verfassung" u. A.) als Forscher und Darsteller bewährt, bietet alle Sicherheit für eine ebenso gründliche, wie gediegene Ausführung der schwierigen Aufgabe. Er hat eine große Anzahl von Artikeln, namentlich politischen Charakters, selbst bearbeitet. Das Verzeichniß der Mitarbeiter, welche für die Bearbeitung der größeren Mehrzahl der Artikel zu gewinnen ihm gelungen ist, legen wir hier bei.

Für die Aufnahme unter die in diesem Werke erscheinenden Namen war es selbstverständlich nicht entscheidend, ob deren Träger in Baden geboren wurden oder erst durch die Verleihung eines Amtes, durch langjährigen Aufenthalt im Lande in die badischen Verhältnisse hereingezogen wurden, und anderseits sind von den gebornen Badnern, welche in andere Länder übergesiedelt sind, in diesem Werke nur jene erwähnt worden, welchen ihre Wirksamkeit während ihres Aufenthaltes in Baden hierauf ein Anrecht verleiht. Noch lebende Personen wurden nicht grundsätzlich ausgeschlossen, jedoch nur dann aufgenommen, wenn ihre Wirksamkeit im öffentlichen Leben unseres Landes als abgeschlossen betrachtet werden konnte, und wenn sie selbst ihre Einwilligung zur Aufnahme gaben.

Sämmtliche Biographieen, deren Zahl 530 beträgt und welche in alphabetischer Reihenfolge geordnet sind, hier aufzuführen, gestattet

uns der Raum nicht. Wir geben daher nachstehend ein Verzeichniß der hervorragendsten in dem Werke vorkommenden Namen nach Gruppen geordnet.

Die badischen Biographieen erscheinen in 10 Lieferungen à 6 Bogen, welche zwei Bände à 30 Bogen bilden werden. Das Manuscript liegt vollständig druckfertig vor, und wird das Werk im Laufe dieses Jahres vollständig in den Händen des Publikums sein.

Der Preis einer Lieferung ist auf

1 Mark 80 Pfg.

festgesetzt. Die erste Lieferung ist von jeder namhaften Buchhandlung zur Ansicht zu erhalten und jede Buchhandlung nimmt Bestellungen auf das Werk entgegen.

Heidelberg, im Februar 1875.

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung.

Von .....

.....

bestelle ich hiermit

.....Exemplar **Badische Biographieen**

von **Dr. Fr. von Weech.** 10 Lieferungen à 1 M. 80 Pf.

Ort: Name:

Uebersichtliche Angabe des Inhaltes.

Die Mitglieder des Großherzoglichen Hauses.

Staatsmänner. v. Andlaw, Bekk, v. Berckheim, v. Berstett, v. Blittersdorff, v. Böckh, Brauer v. Dusch, v. Edelsheim, Eichrodt, v. Fischer, Gulat v. Wellenburg v. Hack, Herzog, Hoffmann, v. Hövel, Isaak Jolly, v. Ittner, v. Marschall, Mathy, Nebenius, Regenauer, v. Reizenstein, v. Rüdt, v. Sensburg, v. Stengel, v. Türckheim, Vogelmann, Weizel, Winter, v. Zyllnhardt.

Höhere Beamte. Dahmen, Dietz, v. Drais, Fröhlich, Kern, Merk, v. Reck, Schaaff, Stösser, Trefurt, v. Weiler, Wielandt, Wolff u. A.

Volksvertreter. Allmang, Aschbach, Bassermann, Buhl, Fecht, Grimm, Herr, v. Itzstein, Kuenzer, v Liebenstein, v. Lotzbeck, Pagenstecher, Pickford, v. Rotteck, Sander, v. Soiron, Struve, Welcker.

Militärs. v. Beyer, v. Fischer, v. Freydorff, v. Freystedt, v. Gayling, v. Grolman, v Harrant, v Heimrodt, Hilpert, Hoffmann, Keller, Köbel, Krieg v. Hochfelden, v La Roche, v. Lassolaye, Lingg v. Linggenfeld, Ludwig, v. Neubronn, v Neuenstein, Pfnor, v. Porbeck, v. Renz, v. Röder, v. Roggenbach, v. Schäffer, Seutter v. Lötzen, Stockhorner v. Starein, Wolf, v. Zech u A.

Geistliche der evangelischen Landeskirche und Professoren der theologischen Facultät zu Heidelberg. Abegg, Bähr, Daub, Dittenberger, Hausrath, Henhöfer, Hitzig, Hüffell, Hundeshagen, Keerl, Mann, Paulus, Rein, Rothe, Sander, Schellenberg, Schwarz, Sonntag, Ullmann, Umbreit, Zittel u. A.

Die Erzbischöfe von Freiburg und Mitglieder des katholischen Klerus. Boll, Demeter, v Vikari, Wanker; Buchegger, Burg, Haiz, Hirscher, Hug, Staudenmaier, v. Wessenberg, Zahn, Zimmermann u. A.

Vertreter der israelitischen Theologie und der Interessen des Judenthums überhaupt. Epstein, Flehinger, Fürst, Löw, Präger, Rehfuß, Willstätter, Wolff.

Rechtsgelehrte und Lehrer der Volkswirthschaft. Amann, Duttlinger, Fritz, Klüber, v. Mangoldt, Mayer, Mittermaier, Rau, Roßhirt, Thibaut, v Vangerow, Warnkönig, v. Woringen, Zachariä u. A.

Philologen und Pädagogen. Bähr, Baumann, Baumstark, Behaghel, Bender, Böckh, Bodenmüller, Creuzer, Feldbausch, Feuerbach, Fickler, Föhlisch, Gockel, Gries-

haber, Hahn, Hautz, Hermanuz, Holtzmann, Kärcher, Kayser, Lorey, Nabholz, Neidhard, Nesselhauf, Nokk, Nüßlin, Pflüger, Schmeisser, Schuch, Städele, Stern, Süpfle, Vierordt, Zandt, Zell u. A.

Historiker. Gervinus, Gfrörer, Häusser, v. Kern, Kortüm, Schlosser, Wilken. — Bader, Dambacher, Dümge, Heunisch, Kolb, Leichtlen, Mone, Preuschen, A. u. H. Schreiber, Walchner, Wilhelmi.

Vertreter der sog. „schönen" Literatur und Literaturgeschichte. v. Aussenberg, v. Benzel-Sternau, Devrient, v. Gemmingen, Hebel, Jacobi, v. Killinger, v. Laßberg, Nadler, Vorholz, Voß.

Naturforscher und Aerzte. Arnold, Baumgärtner, Beck, Bischoff, Braun, Bronn, v. Chelius, Ecker, Eisenlohr, Fromherz, Fuchs, Gmelin, Grießelich, Kobelt, v. Leonhard, Leuckardt, Meier, Nägele, Nicolai, Perleb, Puchelt, Rehmann, Sauter, Schimper, Schwörer, Sebastian, Spenner, Teuffel, Tiedemann, Walchner, Weltzien, Werber u. A.

Mathematiker und Ingenieure. Clebsch, Hesse, Holtzmann, Keller, Langsdorff, Oettinger, Redtenbacher, Sauerbeck, Schreiber, Schweins, Tulla, Wucherer u A.

Industrielle. Artaria, Belzer, Dufoy, v. Haber, Keßler, Köchlin, Ladenburg, Lauer, Meßmer, Reinhardt, Schmuckert, Schützenbach, Thoma u. A.

Landwirthe. v. Babo, Blankenhorn, Bronner, Metzger, Zeyher.

Forstmänner. Arnsperger, Dengler, v. Drais, Jägerschmid, v. Kettner, Klauprecht, Laurop, Lelbach u. A.

Maler und Bildhauer. v. Bayer, Diez, Eberle, Ellenrieder, Fohr, Fries, Götzenberger, Kachel, Kirner, Kunz, Lotsch, Moosbrugger, Rottmann, Schirmer, Verhas, Winterhalter u. A.

Architecten. Eisenlohr, Fischer, Hübsch, Weinbrenner.

Capellmeister, Compositeure und Virtuosen. Brandl, Danzi, Esser, Fesca, Gaßner, Gersbach, Hetsch, Kalliwoda, Kreutzer, Lachner, Lumpp, Marx, Pechatschek, Pixis, Ritter, v. St. Julien, Schelble, Schmalholz, Spohn, Strauß, Vierling.

Mitglieder des Schauspiels und der Oper. Brandes, Demmer, Denk, Dessoir, Beatrix Fischer, Anton und Amalie Haizinger, Pauline Marx, Reichel, Wilhelmine Schrickel, Thürnagel, Anna Zerr.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Biographieen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

Erster Theil.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1875.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Vorwort des Herausgebers.

Als ich vor einigen Jahren die ehrenvolle Aufforderung erhielt, für die von der historischen Commission bei der kgl. bairischen Akademie der Wissenschaften herauszugebende „Allgemeine deutsche Biographie" eine Anzahl von Artikeln, nämlich die für die Geschichte Badens wichtig und bedeutsam gewordenen Staatsmänner, zu übernehmen, fand ich bei den hierfür nöthigen Vorarbeiten, daß über einzelne Männer, die in ihrer Zeit die bedeutendsten Stellungen eingenommen hatten, nur dürftige Nekrologe vorlagen, während über die Lebensverhältnisse Anderer gar keine Notizen existirten und hinwiederum biographische Aufzeichnungen von hohem Werthe sich nur in Zeitungen oder Sammelwerken erhalten hatten, welche der allgemeinen Benutzung beinahe entzogen waren. Denn von den Tagesblättern pflegen auf die Nachwelt meist nur die wenigen Exemplare zu kommen, welche die öffentlichen Bibliotheken bewahren und während die neueren Auflagen der Conversationslexika, als Kinder ihrer Zeit, von den älteren Namen, soweit sie nicht allerersten Ranges sind, einen nach dem andern ganz fallen lassen oder nur noch in kurzen Auszügen aus früheren längeren Artikeln erwähnen, verschwinden die älteren Auflagen solcher Werke beinahe vollständig aus dem Verkehre.

So wurde in mir der Gedanke angeregt, Biographieen hervorragender Badener zu sammeln. Dabei kam ich bald zu der Ueberzeugung, daß ich mich auf die neuere Zeit würde beschränken müssen.

Durch die großen Territorial-Veränderungen am Anfange des 19. Jahrhunderts wurde das Großherzogthum Baden als ein neues Staatengebilde geschaffen; die Ländertheile, welche zu der alten Markgrafschaft in den Jahren 1803, 1805 und 1806 hinzugefügt wurden, betrugen genau eine drei mal so große Zahl von Quadratmeilen, als der Umfang der Markgrafschaft gewesen war und die organisatorische Kraft, welche es verstand, aus diesen vielen Theilen in kurzer Zeit ein in sich abgeschlossenes Staatsgebäude aufzuführen, schuf ein allen diesen verschieden gearteten Bestandtheilen angemessenes neues Gebilde. Dieses wurde in sich gefestigt durch die im Jahre 1818 ertheilte Verfassung und das politische Leben, welches auf dieser neuen Grundlage kräftig und gedeihlich sich entwickelte, hat recht eigentlich das badische Land zu der Bedeutung erhoben, die es in dem Entwickelungsgange der deutschen Nation unzweifelhaft besitzt, zu einer vorkämpfenden Stellung auf den Gebieten der Einheit und der Freiheit.

Diese bedeutsame Entwickelung des badischen Staates steht in keiner innerlichen Continuität mit der Geschichte der Markgrafschaft Baden. Diese

Continuität wird nur dargestellt durch die ehrwürdige Persönlichkeit des letzten Markgrafen und ersten Großherzogs, Karl Friedrich, und durch einige der unter seiner Regierung wirkenden Staatsmänner, deren Thatkraft und Erfahrung, in den kleineren Verhältnissen der alten Zeit gebildet und erprobt, sich auch gegenüber den größeren Aufgaben der neuen Zeit bewährt hat.

So wenig es zulässig schien, Biographieen hervorragender Männer aufzunehmen, welche sich in der Kurpfalz, in Vorderösterreich, in den Reichsstädten und Abteien, die dem badischen Gebiete einverleibt wurden, rühmlich bekannt gemacht hatten, eben so wenig erschien es sachgemäß, auf die verdienten Männer der alten Markgrafschaften Baden-Baden und Baden-Durlach zurückzugreifen. Damit war die Zeitgränze von selbst gegeben. Die „Badischen Biographieen" beschäftigen sich nur mit jenen Persönlichkeiten, welche seit dem Bestehen des Großherzogthums in seinem gegenwärtigen territorialen Umfange, auf irgend einem Gebiete des öffentlichen Lebens sich bleibende, dem badischen Lande und Volke zu Gute kommende Verdienste erworben oder sich sonst in einer Weise hervorgethan haben, die es werth erscheinen läßt, ihre Namen und die Verhältnisse ihres Lebens der Nachwelt zu überliefern.

Nicht nur die leitenden Staatsmänner und die in der verdienstvollen Laufbahn des höheren Beamtenstandes hervorragenden Männer, sondern auch jene, welche auf dem Gebiete des kirchlichen Lebens bedeutende Stellungen eingenommen oder durch ihre persönlichen Eigenschaften segensreich gewirkt haben, wurden berücksichtigt; neben den ausgezeichneten Gelehrten, welche die Zierden der Universitäten Freiburg und Heidelberg und der polytechnischen Hochschule zu Karlsruhe bildeten, fanden auch die Vertreter der Gelehrsamkeit und die Erzieher der Jugend an den Mittel- und Volksschulen und den Lehrer-Seminarien Aufnahme. Nicht minder sind alle Richtungen der Kunst vertreten durch die hervorragenden Namen der Maler, der Bildhauer, der Musiker und durch die Koryphäen des Schauspieles und der Oper. Ein besonderes Augenmerk wurde den verdienten Angehörigen des Militairstandes gewidmet; ebenso ist der Versuch gemacht worden, auch der Entwickelung der Industrie und der Land- und Forstwirthschaft durch die Biographien ausgezeichneter Beförderer dieser Fächer gerecht zu werden.

Die „Badischen Biographieen" würden eine empfindliche Lücke aufweisen, wenn in denselben die Mitglieder des Großherzoglichen Hauses nicht vertreten wären. Da es unthunlich schien, eingehende Biographieen derselben zu schreiben, indem die Kürze des Zwischenraumes, welcher die Gegenwart von der Zeit ihres Lebens trennt, und fest vorgezeichnete Rücksichten ein ganz objectives Urtheil erschweren, wenn nicht unmöglich machen, so wurden die officiellen Nekrologe derselben in der „Karlsruher Zeitung", wo solche vorhanden waren, mit entsprechenden Kürzungen in das vorliegende Werk herübergezogen. Da das Werk die einzelnen Namen in alphabetischer Reihenfolge aufführt, und es ungeeignet schien, die Mitglieder der Großherzoglichen Familie unter ihren Namen vereinzelt einzureihen, so wurden die Biographieen derselben, nach dem Vorgang C. von Wurzbach's in dessen „Biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich", unter der Rubrik: „Großherzogliches Haus Baden" vereinigt.

Da die Absicht bestand durch diese Biographieen gewissermaßen eine neuere Geschichte des Großherzogthums zu ersetzen, so durften auch noch Lebende nicht grundsätzlich ausgeschlossen werden. Doch wurden von diesen nur solche Namen aufgenommen, deren Träger ihre Wirksamkeit im öffentlichen Leben unseres Landes als abgeschlossen betrachten können. Von dieser letzten Kategorie

erscheinen übrigens nur die Namen derjenigen, welche hierzu ihre Einwilligung gegeben haben.

Es bedarf ja wohl keiner Rechtfertigung, daß für die Aufnahme unter die in diesem Werke erscheinenden Namen nicht entscheidend war, ob deren Träger in Baden geboren wurden. Die Wirksamkeit im öffentlichen Leben eines Landes verleiht ohne Zweifel das Recht, zu dessen Angehörigen gezählt zu werden, selbst dann, wenn das Staatsbürgerrecht nicht ausdrücklich verliehen wird. Anderseits bedarf es aber wohl auch kaum einer näheren Begründung, daß geborne Badener, die späterhin in andere Länder übergesiedelt sind, nur dann in unserem Werke Erwähnung finden, wenn ihre Wirksamkeit während ihres Aufenthaltes in Baden ihnen darauf ein Anrecht verleiht.

Bei der Bearbeitung der Biographieen beschränkte man sich keineswegs auf eine kahle Aufzählung von Daten, sondern es wurde beabsichtigt, Wesen und Wirken derjenigen, welche in denselben erscheinen, in seiner charakteristischen Eigenthümlichkeit zu erfassen und zur Darstellung zu bringen. Es ist dadurch allerdings eine, aber doch wohl unvermeidliche, Ungleichartigkeit entstanden, da der Umfang der Biographieen je nach der Bedeutung der einzelnen Persönlichkeiten, nach der Art des vorhandenen Materials, wohl auch nach der Individualität der Bearbeiter ein sehr verschiedener ist.

Mit größter Genugthuung darf ich sagen, daß ich für das Unternehmen von Anfang an in den weitesten Kreisen lebhafte Theilnahme gefunden habe. Mit der größten Bereitwilligkeit hat sich eine sehr erhebliche Zahl ausgezeichneter Männer bereit finden lassen, Beiträge zu den „Badischen Biographieen" zu liefern. Die große Mehrzahl der Artikel ist von den Bearbeitern unterzeichnet. Einige der Herren Mitarbeiter haben zwar gestattet, ihre Namen in dem Verzeichniß der Mitarbeiter zu nennen, dagegen nicht gewünscht, bei den einzelnen von ihnen verfaßten Artikeln genannt zu werden. Noch andere haben Beiträge nur unter der Bedingung geliefert, daß ihre Namen überall nicht genannt werden. Artikel, welche von Bearbeitern der beiden letztgenannten Kategorieen herrühren, sind durch Sternchen gekennzeichnet. Von den Artikeln, welche ich selbst bearbeitet habe, kann ein Theil nicht den Anspruch erheben, als Originalarbeit zu gelten. Manche sind, wenn auch mit Aenderungen und Berichtigungen, öffentlichen Blättern oder Sammelwerken entnommen. Solche Quellen sind stets angegeben. Diese Artikel sind, ebenso wie die von mir verfaßten Originalartikel, sämmtlich mit der Chiffre W. unterzeichnet.

Das Verzeichniß der Mitarbeiter beweist, daß das vorliegende Werk kein Parteiunternehmen ist; es beweist, daß ich redlich und mit Erfolg bemüht war, Mitarbeiter der verschiedenen, innerhalb unseres Staatslebens berechtigten Richtungen zu gewinnen.

Es möge mir hier gestattet sein, allen Herren Mitarbeitern, deren Theilnahme und Arbeitskraft allein das Zustandekommen dieses Werkes ermöglichte, meinen aufrichtigsten Dank auszusprechen. Auch anderen wohlwollenden Förderern desselben sei hier der wärmste Dank gezollt: den Verwaltungen der Großh. Hof- und Landesbibliothek zu Karlsruhe, der Universitätsbibliotheken zu Freiburg und Heidelberg, der k. öffentl. Bibliothek zu Stuttgart und der großh. Hofbibliothek zu Weimar, den Herren Hofbibliothekar Dr. Holder dahier, Bibliothekar Dr. Bender zu Heidelberg, Fabrikant Aug. Zürcher zu Kandern, endlich meinem Freunde und Collegen, Herrn Archivrath Dr. Gmelin, dem ich für die ausgiebigste Unterstützung bei Feststellung der Namenliste und bei Nachweisung der einschlägigen Literatur zu ganz besonderem Danke verpflichtet bin.

Der Mängel dieses Werkes, welches in solcher Form und Ausdehnung als ein erster Versuch gelten kann, wie er bis jetzt in keinem andern deutschen Staate gemacht wurde, mir wohl bewußt, übergebe ich dasselbe, auf die wohlwollende Nachsicht der patriotischen Leser rechnend, der Oeffentlichkeit.

Möge es dazu dienen, unserm Volke seine ausgezeichneten Männer wieder lebendig vor Augen zu stellen, manchen Namen der unverdienten Vergessenheit zu entreißen und in den weitesten Kreisen die Liebe zu dem schönen badischen Lande und die Achtung vor seiner ruhmvollen Geschichte zu erneuern und zu kräftigen.

Karlsruhe, im Februar 1875.

Fr. v. Weech.

Verzeichniß der Mitarbeiter.

Herr Abegg, Diaconus in Bretten.
„ Frh. v. Andlaw, Geh. Rath in Baden.
„ Dr. Arnsperger, Oberschulrath in Karlsruhe.
„ Director Baer, Vorstand der Gr. Oberdirection des Wasser- u. Straßenbaues in Karlsruhe.
„ Dr. Bartsch, Geh. Hofrath und Professor in Heidelberg.
„ Dr. Battlehner, Obermedizinalrath in Karlsruhe.
„ Dr. Beck, kgl. Generalarzt in Karlsruhe.
„ Dr. Behagbel, Professor in Freiburg.
„ Dr. Birnbaum, Professor in Karlsruhe.
„ Dr. v. Bischoff, Professor in München.
„ Bissinger, Professor in Karlsruhe.
„ v. Böckh, Generallieutenant a. D. in Waldkirch.
„ Brentano, Consul der Vereinigten Staaten in Dresden.
„ Dr. Cantor, Professor in Heidelberg.
„ Dammert, Professor in Freiburg.
„ Dr. Devrient, Generaldirektor a. D. in Karlsruhe.
„ Doll, Oberhofprediger in Karlsruhe.
„ Döll, Geh. Hofrath u. Oberbibliothekar a. D. in Karlsruhe.
„ Dr. Duncker, Geh. Oberregierungsrath i. Berlin.
Herr Dr. Ecker, Geh. Hofrath und Professor in Freiburg.
„ Eichrodt, Oberamtsrichter in Lahr.
„ Dr. Friedrich, Professor in München.
„ Giehne, Hof-Kirchenmusik-Director i. Karlsruhe.
„ Dr. Gmelin, Archivrath in Karlsruhe.
„ Dr. Grashoff, Geh. Hofrath und Professor in Karlsruhe.
„ v. Gulat, Staatsanwalt in Karlsruhe.
„ Dr. Gümbel, Oberbergrath u. Akademiker in München.
„ Dr. Hausrath, Professor in Heidelberg.
„ Heimerdinger, Kreisgerichtsrath in Karlsruhe.
„ Dr. Hoffmann, kgl. Generalarzt a. D. in Karlsruhe.
„ Dr. Holtzmann, Prälat in Karlsruhe.
„ Dr. Holtzmann, Professor in Straßburg.
„ Dr. Homburger, prakt. Arzt in Karlsruhe.
„ Jordan, Mitglied des deutschen Reichstages in Deidesheim.
„ Issel, stud. theol. in Heidelberg.
„ Dr. Knauff, Professor und Bezirksarzt in Heidelberg.
„ Lic. Kneucker, Pfarrer in Heidelberg.
„ Dr. König, Professor in Freiburg.
Herr Dr. Kössing, Professor in Freiburg.
„ Dr. Ladenburg, Rechtsanwalt in Mannheim.
„ Längin, Stadtpfarrer in Karlsruhe.
„ v. Langsdorff, Oberkirchenrath a. D. in Karlsruhe
„ Laubis, Oberschulrath in Karlsruhe.
„ Ledderhose, Pfarrer in Neckarau.
„ Dr. Leser, Privatdocent in Heidelberg.
„ Leutz, Seminardirector in Karlsruhe.
„ Dr. Löhlein, Professor in Karlsruhe.
„ Löhlein, kgl. Hauptmann a. D. in Karlsruhe.
„ Dr. Lüroth, Professor in Karlsruhe.
„ Dr. Adalbert Maier, Professor in Freiburg.
„ Dr. Rudolf Maier, Professor in Freiburg.
„ Dr. Marmor, Stadtarchivar in Konstanz
„ Frh. v. Marschall, wirkl. Geh. Rath und Oberhofrichter a. D. in Freiburg.
„ Dr. v. Martens, Professor in Berlin.
„ Dr. Martin, Professor in Prag.
„ Dr. Adolf Mayer, Professor in Heidelberg.
„ D. H. Meier in Freiburg.
„ Merz, Seminardirector in Meersburg.
„ Meßmer, Fabrikant in Grafenstaden.

Herr Dr. Moos, Professor in Heidelberg.
" Dr. Mühlhäusser, Oberkirchenrath, Pfarrer in Wilferdingen.
" Dr. Oncken, Professor in Gießen.
" Dr. Alex. Pagenstecher, Professor in Heidelberg.
" Pecht, Hofmaler in München.
" Peter, Pfarrer in Spöck.
" Freiherr v. Reck, Ministerialrath in Karlsruhe.
" Regenauer, Steuerdirector in Karlsruhe.
" Jac. W. Reinhardt, Privatmann in Mannheim.
" Dr. Riehm, Professor in Halle.
" Dr. Riezler, Archivvorstand i. Donaueschingen.
" Dr. v. Rochau † in Heidelberg.
" Dr. Roßhirt, Vicekanzler des Oberhofgerichts in Mannheim.
" Schellenberg, Oberkirchenrath i. Karlsruhe.
Herr Dr. Schenkel, Ministerialassessor in Karlsruhe.
" Dr. W. Scherer, Professor in Straßburg.
" Schill, Oberregierungsrath in Straßburg.
" Schuberg, Professor in Karlsruhe.
" Schwarz, Pfarrer in Heidelberg.
" Dr. Seubert, Hofrath und Professor in Karlsruhe.
" Dr. Stark, Professor in Heidelberg.
" Dr. v. Stintzing, Geh. Justizrath u. Professor in Bonn.
" Stößer, Ministerialrath und Landescommissair in Mannheim.
" v. Stößer, Ministerialrath in Karlsruhe.
" Ströbe, Oberkirchenrath in Karlsruhe.
" Ströbe, Pfarrer in Illenau.
Herr Dr. August Thorbecke, Professor in Heidelberg.
" Trautz, Stadtvicar in Karlsruhe.
" Dr. v. Treitschke, Professor in Berlin.
" Freiherr von Türckheim, großh. badischer Gesandter am k. preuß. Hofe zu Berlin.
" Dr. Wegele, Professor in Würzburg.
" Dr. Wendt, Gymnasialdirector in Karlsruhe.
" Wielandt, Verwaltungsgerichtsrath in Karlsruhe.
" Dr. Wiener, Professor in Karlsruhe.
" Willstätter, Oberrath und Bezirksrabbiner in Karlsruhe.
" Dr. Woltmann, Professor in Prag.
" Zandt, Professor a. D. in Karlsruhe.
" Zittel, Dekan u. Stadtpfarrer in Karlsruhe.

Johann Friedrich Abegg

ist am 30. November 1765 zu Norheim bei Kreuznach geboren, wo sein Vater reformirter Pfarrer war. Unter dem Einflusse vortrefflicher Eltern verlebte er mit seinen sehr begabten Geschwistern eine glückliche und durch ihre Einfachheit für sein ganzes Leben heilsam kräftigende Jugend. Von Bockenheim aus, wohin sein Vater befördert worden war, besuchte er das Gymnasium zu Grünstadt und bezog in seinem 18. Jahre die Universität Halle, wo er noch den hochbetagten Semler, mit besonderer Liebe aber Chr. Knapp und den berühmten Philologen Friedrich August Wolf hörte, mit welchem er bis in die spätere Zeit des Lebens in freundlicher Verbindung stand. — Im Jahre 1786 wurde er unter die Candidaten des Predigtamtes aufgenommen, war dann einige Jahre Vikar und Hauslehrer bei Kirchenrath Hilspach in Neckargemünd, erhielt 1789 seine erste Anstellung als Conrektor des Gymnasiums zu Heidelberg und wurde 1790 Rektor und außerordentlicher Professor der Philologie an der Universität. Seine Vorträge und Aufsätze aus dieser Zeit zeichnen sich durch Klarheit der Gedanken und Schönheit der Sprache aus. Durch eine schwere Krankheit, von der er nur langsam genas, wurde Abegg veranlaßt, sein Lehramt aufzugeben. Er wurde Pfarrer und Inspektor zu Borberg, einige Jahre später in Leimen. — Als Inspektor wurde er Mitglied der pfälzischen Synode und übte einen bedeutenden Einfluß auf die Ordnung der Verhältnisse der reformirten Kirche der Pfalz. Mit der ganzen Innigkeit seines Wesens lebte er sich in den geistlichen Beruf ein. Zugleich vertiefte er sich in die zu jener Zeit erschienenen klassischen Werke unserer ersten Dichter und Philosophen, welche er auf einer Reise im Jahre 1798 fast alle persönlich kennen lernte. — Im Jahre 1807 wurde Abegg, als einer der hervorragendsten reformirten Geistlichen, zum Assessor des aus Lutheranern und Reformirten zusammengesetzten badischen Oberkirchenrathes, nach Karlsruhe berufen und zugleich zum Pfarrer von Welschneureuth ernannt. Ehe er jedoch seinen Umzug nach Karlsruhe ausgeführt hatte, erhielt er 1808 eine Pfarrstelle in Heidelberg und versah von hier aus, in kleinen Zwischenräumen nach Karlsruhe reisend, sein Amt beim Oberkirchenrath, dessen correspondirendes Mitglied er 1810 mit dem Rang und Titel eines Kirchenrathes wurde. Von 1808 bis zu seinem Tode, 32 Jahre lang, fand er seine ihm immer theurer werdende Heimath in Heidelberg, bis 1814 als Pfarrer zu St. Peter, sodann als Pfarrer bei der Heiliggeistkirche und seit 1818 als Professor der Theologie. Seine akademische Lehrthätigkeit bestand hauptsächlich in exegetischen Vorträgen, namentlich über die paulinischen Briefe, und in der Leitung des homiletischen Seminars. Seine Vorlesungen hielt er mit dem außerordentlichsten Beifall, so daß Theologen, welche schon längst ausstudirt hatten, von ihren 5—6 Stunden entfernten Vikariaten, um

ihn zu hören, täglich nach Heidelberg kamen. — Mit welcher Innigkeit seine Schüler an ihm hingen, möge eine Aeußerung Rothe's, der 1817—1819 in Heidelberg studierte, beweisen: „Ich gestehe Dir ehrlich," schreibt er seinem Vater, „die eigentliche Frucht meines Hierseins habe ich in bestimmter Beziehung auf Theologie und Predigtamt von Abegg gezogen." — Derselbe schreibt über Abeggs Predigten: „Seine Predigten sind kunstloser, als man es sich vorstellen kann, nichts als ganz einfache Exegesen irgend eines, gewöhnlich gar nicht langen Bibeltextes, ohne alle weitere Eintheilung, recht wie in der frühesten, christlichen Kirche; und dabei welcher Reichthum der Gedanken, welche Fülle der Beziehungen, welche Unverrückbarkeit der Betrachtung von dem einfachen christlichen Standpunkte, welche Innigkeit und Tiefe des Vortrages, ohne den geringsten Schein der Affektation. Und das sind alles Predigten, von denen kein Wort zu Papier gebracht worden, und dabei welcher wunderbare Fluß der nie anstoßenden Rede! Leute, die gewiß nicht parteiisch für ihn sind, bekannten ganz unaufgefordert, sie entsinnen sich nie, dergleichen religiöse Reden gehört zu haben." — In Folge dieses ausgezeichneten Wirkens auf dem Katheder und der Kanzel, erhielt Abegg mehrere Berufungen nach Königsberg, Bremen und Frankfurt a. M., die er aber alle ablehnte. Die allgemeine Verehrung, deren er sich erfreute, fand bei seinem 50jährigen Dienstjubiläum ganz besonderen Ausdruck, indem seine Gemeinde ihn durch Stiftung eines Abegg'schen Stipendiums für tüchtige Theologie-Studierende ehrte. — Mit ungeschwächter, rüstiger Kraft wirkte er, bis eine, nach schwerer Krankheit zurückgebliebene Schwäche und körperliche Reizbarkeit ihm in immer steigendem Maaße gebot, sich von der ihm so theuern Kanzel zurückzuziehen und auf engere Kreise zu beschränken. Aber selbst in dieser letzten Lebensperiode setzte er seine belehrende und erbauende Thätigkeit in einem erwählten Kreise befreundeter Menschen fort, bis nach einem längeren, mit höchster Geduld und Ergebung getragenen Leiden, der Tod am 16. Dezember 1840 seiner schönen, gesegneten Laufbahn ein von ihm selbst in glaubensvoller Ruhe und Freudigkeit erwartetes Ziel setzte. Er war zwei Mal glücklich verheirathet und der Vater einer zahlreichen, ihm mit innigster Liebe ergebenen Familie, zugleich auch das patriarchalische Haupt eines noch weiteren, ihn liebenden und verehrenden Familienkreises, der in ihm seine geistige und geistliche Stütze, in seinem gastlichen Hause einen schönen Vereinigungspunkt fand. — Alle Verhältnisse erfüllte Abegg mit seiner Seele ganz und vollständig: er war der liebevollste Gatte und Vater, ein vortrefflicher akademischer und geistlicher Kollege, ein guter und anhänglicher Bürger seiner Stadt und seines Landes, ein treuer deutscher Vaterlandsfreund, ein eifriger Förderer der allgemeinen höchsten Interessen der Menschheit. Er war eine von Haus aus auf das Beschauliche und auf die innere Selbstbildung angelegte Natur, welche durch das Christenthum verklärt und geheiligt, das schöne Bild einer reinen, mit sich selbst einigen, in sich geschlossenen und harmonischen Persönlichkeit darstellte. L. Abegg.

Lukas Ahorn

ist der Sohn des gleichnamigen Konstanzer Steinmetzen und Bildhauers. Er wurde im Jahre 1790 geboren und trat bei seinem Vater in die Lehre. Bald zeigte er viele Befähigung in seiner Kunst, so daß sein Ruf sich über die Grenzen seiner Vaterstadt verbreitete. Als der Oberst Karl Pfyfer im Jahre 1821 in seinem Garten zu Luzern für die am 10. August 1792 im Dienste Ludwigs XVI in Paris gefallene Schweizergarde ein Denkmal errichten wollte, zu welchem Thorwaldsen das Modell verfertigte, erhielt unser Lukas den ehrenvollen Antrag zu dessen Ausführung. Es war dies keine kleine Arbeit, da

ein achtundzwanzig und einen halben Fuß hoher sterbender Löwe, der auf einem Haufen zertrümmerter Waffen ruht, in die Vertiefung einer Felsenwand gehauen werden mußte. Ahorn entledigte sich seines Auftrages in ausgezeichneter Weise, was von allen Seiten anerkannt wurde. Außer der Belohnung erhielt er für die musterhafte Ausführung eine goldene Denkmünze mit dem Abbild des Löwen und einer ehrenden Inschrift. — So sehr auf der einen Seite dieses Werk dem Künstler einen Namen verschaffte, so nachtheilig wirkte es auf der andern Seite auf ihn und seine häuslichen Zustände ein. In seine Vaterstadt zurückgekehrt, die ihm keine Gelegenheit bot, sein Talent auf außergewöhnliche Weise zu zeigen, bemächtigte sich bald Mißmuth und Unlust zum Arbeiten seiner. Nur selten fand er Gelegenheit bei Grabsteinen seine Geschicklichkeit zu offenbaren; an den gewöhnlichen Steinmetzarbeiten konnte er aber nun, nachdem er sich rühmlich an Großem versucht, keinen Gefallen mehr finden. An Wohlleben durch seinen Luzerner Aufenthalt gewöhnt, entbehrte er schmerzlich manche Genüsse, die ihm früher zu Gebote standen. Dadurch wurde er mißmuthig und arbeitsscheu. Als er am 18. April 1856, in ziemlich verkommenem Zustande starb, hatte er sich und seinen Ruhm schon lange überlebt.

J. Marmor.

Philipp Allmang

war der Sohn des Gastwirths Allmang zu Heidelberg und dort am 29. Oktober 1799 geboren. Nach vollendeter Studienzeit auf dem Gymnasium und der Universität seiner Vaterstadt, wurde er im Herbst 1825 unter die Candidaten der Theologie aufgenommen. Er trat hierauf sofort in den Dienst der badischen Landeskirche ein und zwar als Vicar seines Oheims, des damaligen Stadtpfarrers Allmang zu Ladenburg, welchem er, wie hier, so auch später nach dessen Beförderung auf die Pfarrei Schriesheim bis zu dessen Tode (1838) treu zur Seite stand. 1840 wurde Allmang zum Pfarrer in Dossenheim, 1851 durch einen Diensttausch zum Pfarrer in Heddesheim ernannt, wo er bis zu seinem Tode segensreich wirkte. Mit Sachkenntniß und Liebe hat er sich um die Hebung der dortigen evangelischen Volksschule nicht bloß durch Aufsicht, sondern auch durch eigene persönliche Mitwirkung verdient gemacht. Mit Sorgfalt hat er sich besonders die Ausbildung in der Landwirthschaft zur Aufgabe gesetzt und eine Menge nützlicher Kenntnisse und Einsichten sind durch ihn unter den Schülern und durch sie in der Gemeinde verbreitet worden. In dieser Hinsicht erstreckte sich aber seine Wirksamkeit noch weiter. Er war ein thätiges und einflußreiches Mitglied in dem Vorstand des landwirthschaftlichen Vereins im ehemaligen Unterrheinkreis. Vereint mit dem Freiherrn von Babo (s. diesen Artikel), den er auf seinen Visitationsreisen in den Odenwald zu begleiten und mit dem er die Prüfungen der Schulen in der Landwirthschaft vorzunehmen pflegte, hat er viel für Verbreitung besserer Einsichten und Grundsätze gearbeitet und damit mittelbar für Hebung des Wohlstandes. 1863 wurde er Vorstand des Ladenburger Bezirksvereins, 1866 Vorsitzender des Pfalzgaues. — Viele Jahre hindurch bekleidete Allmang das Amt eines Schulvisitators im Amtsbezirke Ladenburg. In diesem Berufe hatte er hauptsächlich die Bedürfnisse des Landvolkes im Auge. — Sein Bestreben ging deßwegen dahin, daß mit Hinweglassung alles dessen, was über den Gesichtskreis des Volkes hinauslag, hauptsächlich das den Schülern geboten wurde, was dem nächsten praktischen Zweck diente, daß dieses aber gründlich und anschaulich gelehrt wurde. — Durch das Vertrauen seiner Mitbürger wurde er zweimal in die zweite Kammer berufen. An den wichtigen gesetzgeberischen Arbeiten der Landtage in den 1860er Jahren hat er eifrigen Antheil genommen, ins-

besondere mit dem Verständnisse des Fachmannes für das Schulwesen gewirkt, namentlich sich um die Besserstellung der Lehrer und die Ausstattung der Schulen mit Liegenschaften ein entschiedenes Verdienst erworben. — In seiner kirchlichen Thätigkeit neigte er mit Vorliebe zu den Beschäftigungen mit den kirchlichen Rechtsfragen, insbesondere mit den rechtlichen Verhältnissen der Pfälzer Gemeinden, in welchen er eine ungemeine Erfahrung besaß. Indeß entzog er auch niemals seine Thätigkeit und sein Interesse allen andern Kreisen des kirchlichen Lebens und des geistlichen Amtes. Er war kein religiöser Gefühlsmensch, auch die dogmatischen Lehren der Kirche gehörten nicht zu seinen unmittelbarsten Interessen; was ihm aber vor allem am Herzen lag, war die praktische Wirksamkeit der Religion. — In der ganzen Pfalz genoß Allmang einer großen Popularität. Mit der Pfalz war sein Leben und Streben auf's unzertrennlichste verknüpft. Sein eifrigstes Studium war das Studium der pfälzischen Geschichte und der pfälzischen Verhältnisse. Sein Charakter und sein Gemüth waren recht eigentlich Typen des guten alten pfälzischen Wesens. Allmang war ein vortrefflicher Gesellschafter, voll Lebensfreude und froher Laune und voll jener neckischen Schalkhaftigkeit, die untrennbar von der pfälzischen Gemüthlichkeit ist. — Die Beschwerden des Alters blieben ihm nicht erspart und mit tiefem Bedauern sahen seine Freunde das auffallende Hinwelken seiner sonst so kräftigen und rüstigen Gestalt. Als er um die Mitte des März 1867 zum Besuche seiner Geschwister nach Heidelberg kam, traf ihn plötzlich ein Hirnschlag, welcher sogleich alle seine Kräfte hinwegraffte. Nach einem 14tägigen Todeskampfe starb Allmang am 31. März in demselben Hause, in welchem er vor 67 und einem halben Jahre das Licht der Welt erblickt hatte (Vgl. Ph. Allmang, Grabreden, gehalten bei der Beerdigung. Heidelberg 1867). W.

Heinrich Amann,

den 28. Dezember 1785 zu Freiburg i./B. geboren und unterm 31. August 1811 als badischer Rechtspraktikant recipirt, kam in Folge der Befreiungskriege in den Dienst verschiedener Gouvernements (zunächst 1814 des durch die Alliirten errichteten Generalgouvernements des Elsasses, später der Gouvernements von Kreuznach, Mainz und Worms), trat 1815 als Adjunkt des Kreisdirektors zu Speyer in Kgl. Bayerische Dienste über, in welchen er später als Kreisrichter zu Landau (1816) und zu Zweibrücken (1818) verblieb, und kehrte erst in Folge seiner Berufung zum ordentlichen Professor des Kirchenrechts und der Pandekten an die Universität Freiburg (1820) in seine Heimath zurück. Ein Rechtslehrer, dessen ausgezeichnete Wissenschaftlichkeit und praktischer Sinn, wie unter seinen Collegen, so auch in weiteren Kreisen offene Anerkennung gefunden hatte, vertrat Amann in der Disciplin des katholischen Kirchenrechtes mit aller Entschiedenheit die, schon von seinen Vorgängern Sauter und Ruef verfochtene freisinnige Richtung. In demselben Jahre (1828), in welchem die großh. Regierung Amann durch seine Ernennung zum Hofrath die Anerkennung seiner Leistungen als akademischer Lehrer aussprach, wurde er mit Professor Zell Verfasser der Petitionen und einer Denkschrift gegen das Cölibat, welche den Landständen überreicht worden sind, und gab durch seine Bemühungen in dieser Richtung einer sehr großen Zahl badischer katholischen Geistlichen Anlaß, ihn „als Freund des freigesinnten deutschen Klerus" durch Uebersendung eines Ehrenpokales zu feiern. Stets war und blieb Amann entschiedener Gegner der ursprünglichen Berechtigung des Primates der römischen Bischöfe und energischer Verfechter des staatlichen Oberaufsichtsrechtes über die Kirche. Mit unerschütterlicher Festigkeit des Charakters trat er in seinen Lehrvorträgen

den gegen Ende des vierten Jahrzehnts dieses Jahrhunderts mehr und mehr sich offenbarenden Bestrebungen des Ultramontanismus entgegen und wich auch dann nicht zurück, als er deßhalb in seiner lehramtlichen Thätigkeit angegriffen wurde. Die Schärfe, mit welcher Amann das Episcopal- gegenüber dem Papalsystem vertrat, gab dem von Rom gedrängten Freiburger Erzbischof Demeter den Anlaß, schon im Jahre 1838 gegen die kirchenrechtlichen Lehrvorträge desselben Beschwerden zu erheben und im Jahre 1839 sogar seine Entfernung aus dem Lehramte zu fordern. Es ist ein Zeichen jener Zeit, daß diese Bemühungen Erfolg haben konnten. Im Frühjahre 1840 wurde Amann seinem Lehramte durch den Ausspruch des Staatsministeriums entzogen, daß er ausschließlich mit den (wenige Jahre vorher ihm neben seiner Professur übertragenen) Geschäften des Oberbibliothekars betraut werde. Vergebens suchten die akademischen Organe, zu Wahrung des Rechtes der Lehrfreiheit, die Wiedereinsetzung Amanns in sein Lehramt zu erwirken; im Jahre 1842 wurde vielmehr das Vorgehen gegen denselben noch dadurch verschärft, daß er einstweilen jeder Theilnahme an den Geschäften der juristischen Fakultät enthoben wurde. Den hiermit verbundenen Gemüthserschütterungen war die leicht erregbare Natur Amanns nicht gewachsen; im Jahre 1843 verfiel derselbe einer psychischen Krankheit, von welcher er zwar nach wenigen Jahren, aber auch nur auf kurze Zeit wieder genas. Am 23. November 1849 erlöste der Tod den wiederholt Erkrankten in der Heil- und Pflege-Anstalt Illenau von den Leiden, welchen er durch seinen Kampf mit dem Ultramontanismus zugeführt worden war. Sein Andenken wird dadurch nicht geschädigt, daß noch in neuester Zeit ein hervorragender Kämpfer im Streite der Hierarchie mit dem Staate (Ketteler in seiner Schrift über die preußischen Maigesetze, S. 37) den längst Dahingegangenen als Feind der Kirche schmähen zu müssen glaubte.

W. Behaghel.

Konrad Karl Friedrich, Reichsfreiherr von Andlaw-Birsek.

Unter allen Staatsmännern, welche seit der Entstehung des Großherzogthums Baden sich dem Dienste desselben gewidmet, war vielleicht keiner, welcher eine vielseitigere Thätigkeit entwickelte. Es spiegelte sich in seinen seltsamen Geschicken gleichsam das Bild jenes denkwürdigen halben Jahrhunderts — 1790 bis 1840 — ab, in dem es ihm in den allerverschiedenartigsten Lagen zu wirken bestimmt war. Der altadelichen Familie — einem der vier Erbrittergeschlechter des deutschen Reiches — angehörend, deren Ahnenburg Hohen-Andlaw in den Vogesen, unweit Straßburg, sich erhebt, war Konrad von Andlaw, der Sohn des Fürstbischöflich Basel'schen Landvogts von Andlaw auf Birsek im Dezember 1766 geboren. Nach vollendeten Studien, zuletzt auf der Universität zu Würzburg, bildete er sich auf Reisen in Frankreich und England aus. Noch jung trat von Andlaw gleichfalls in Hof- und Civildienste des Fürstbischofs von Basel. Die Stürme der französischen Revolution vertrieben ihn jedoch (1792) nach dem Tode des Vaters. Beinahe als Flüchtling suchte und fand er Platz und Aufnahme in den Nieder-Oesterreichischen Landen. Anfangs zu Konstanz, dann in Freiburg, erhielt er eine Anstellung, und rückte zum Regierungsrathe vor. In letzterer Stadt vermählte sich Konrad von Andlaw mit Sophie, Tochter des Regierungsraths Fr. Freiherrn von Schakmin, aus einer Lotharingischen, unter der Kaiserin Maria Theresia besonders begünstigten Familie. Seine, durch die politischen Wirren der Zeit zerrütteten Vermögensverhältnisse ordneten sich durch seine umsichtige Verwaltung allmählig wieder. Als im Jahre 1803 der Breisgau an Modena überging, erhielt von Andlaw den Rang eines Regierungspräsidenten. Nach drei Jahren wechselte

das Land abermals seinen Herrn, und fiel (1806) der Badischen Oberhoheit zu. v. Andlaw trat nun als Hofrichter zu Freiburg in Großherzogliche Dienste. Bei dieser abermaligen Veränderung wurde ihm zugleich der Auftrag, im Namen des Herzogs von Modena dem Großherzoglich Badischen Commissair von Drais Stadt und Land zu übergeben. Schon waren alle Anordnungen zu dieser feierlichen Handlung getroffen, als von Andlaw in der Nacht zuvor durch eine in Straßburg eingetroffene Depesche überrascht wurde. Er las in derselben zu seinem Erstaunen den Befehl, den Breisgau vorerst nicht an Baden zu übergeben, da man sich in Paris eine anderweitige Bestimmung über das Land vorbehalten wolle. Die Verlegenheit war groß, und beide Landesherrlichen Commissaire kamen, jede weitere Verwicklung zu verhüten, darin überein, den Akt der Uebergabe, wie er bestimmt war, sofort zu vollziehen, die Depesche aber vorerst in der Tasche zu behalten, um anderseitigen Anordnungen mit der vollendeten Thatsache entgegentreten zu können. Von jenem Befehle aber, vielleicht nur von einer augenblicklichen Laune eingegeben, war ferner keine Rede mehr. Von dem ehrwürdigen Nestor der deutschen Fürsten, Großherzog Karl Friedrich, mit vollem Vertrauen beehrt, durch das Großkreuz des Hausordens der Treue ausgezeichnet, wurde von Andlaw später, unter Beibehaltung der Hofrichterstelle, zu wichtigen diplomatischen Missionen verwendet, folgte den badischen Truppen (1809) als Civilcommissair nach Wien und brachte dann als außerordentlicher Gesandter ein Jahr in Paris zu. Hier gelang es ihm, gegen den Königlich Württembergischen Gesandten von Taube, in dem Vertrage über die Territorialansprüche der Rheinbundesstaaten, dem Großherzogthum die Herrschaft Nellenburg zu gewinnen. Ende 1810 wurde von Andlaw als Staatsminister des Innern nach Karlsruhe berufen. Drei Jahre verharrte er auf diesem, in damaliger Zeit doppelt bedeutenden Posten, wo er mit zahllosen Schwierigkeiten zu kämpfen hatte. Einem lebhaften Wunsche folgend, nahm von Andlaw (Ostern 1817) seine frühere bescheidene Stellung als Hofrichter in Freiburg wieder ein. Doch auch hier sollte er die ersehnte Ruhe nicht finden. Unaufhörlich, in unabsehbaren Colonnen, zogen die alliirten Armeen durch den Breisgau dem Rheine zu. Die drei Monarchen nahmen einige Wochen hindurch ihr Hauptquartier in Freiburg und Kaiser Alexander I von Rußland bewohnte während 14 Tagen das von Andlaw'sche Haus. Auf diese Art kam von Andlaw mit allen Machthabern jener Epoche, auch mit dem ihm verwandten k. k. Staatskanzler Fürsten von Metternich, in nähere Berührung. Dieser schlug von Andlaw vor, den verbündeten Herren nach Frankreich zu folgen. Hier wurde er nun als Generalgouverneur der freien Grafschaft Burgund und angrenzender Länder, mit dem Sitze in Vesoul, bestellt. Nach dem Pariser Frieden wollte sich von Andlaw wieder nach Freiburg zurückziehen, als er bei dem Zusammentreffen mit dem Fürsten Metternich sich die Frage erlaubte: „ob das ehemalige Fürstbischöflich Baselsche Gebiet ebenfalls unter jenen Länderstrecken mitbegriffen sei, welche an Frankreich zurückgegeben werden sollten?" Die betreffenden Friedensparagraphen wurden nachgeschlagen, und da in denselben jenes ursprünglich deutsche Reichsland nicht ausdrücklich erwähnt war, so erhielt von Andlaw den Befehl, es ferner provisorisch, im Namen der alliirten Mächte zu verwalten, bis auf dem Wiener Congresse über dessen künftiges Geschick entschieden sein würde. All dies geschah nicht ohne Einsprache Frankreichs, die jedoch unberücksichtigt blieb und von Andlaw stand der Administration seines Geburtslandes noch bis zum Jahre 1817 vor, in welcher Zeit er es, den Bestimmungen der Wiener Schlußacte gemäß, den Kantonen Bern und Basel übergab. von Andlaw übernahm nun wieder die ihm vorbehaltene Hofrichterstelle, und trat, nachdem er mit auf-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

opfernder Treue und anerkanntem Erfolge vier Großherzogen von Baden gedient, 1837 in den Ruhestand. Er starb am 25. October 1839 im 73sten Lebensjahre.

Heinrich Freiherr von Andlaw-Birseck,

der zweite Sohn des vorigen, hat sich als eifriger Anhänger der conservativen Partei und als einer der streitbarsten Kämpen des Ultramontanismus einen über die Gränzen Deutschlands hinaus bekannten Namen gemacht. Geboren am 20. August 1802 zu Freiburg und im väterlichen Hause erzogen, vollendete er mit Auszeichnung seine Universitätsstudien und trat 1821 zu Mannheim in ein badisches Dragonerregiment ein. Doch nahm er bald seinen Abschied, um sich auf Reisen, besonders in Frankreich und Italien, weiter auszubilden. Nach Freiburg zurückgekehrt, trat er vorübergehend in den Staatsdienst, zog sich jedoch schon 1828 in das Privatleben zurück. Erst als v. Andlaw 1835 von dem grundherrlichen Adel oberhalb der Murg als einer seiner Vertreter in die erste Kammer gesandt wurde, eröffnete sich für ihn ein weites Feld unermüdlichen öffentlichen Wirkens. Von dieser Zeit an bis 1866 war v. Andlaw wiederholt Mitglied jener Kammer, in welcher er sich durch glänzendes Rednertalent und die Beharrlichkeit in der Verfechtung seiner Ueberzeugung auszeichnete. Von den zahlreichen Motionen, welche ihm ihre Entstehung verdankten, nennen wir die auf Einführung von Ehrenschiedsgerichten zur Verhinderung der Duelle, auf Abschließung von Staatsverträgen zum Behuf einer geordneten Auswanderung, auf Aenderung der Verfassung, namentlich der Zusammensetzung der ersten Kammer, in welcher er den grundherrlichen Adel und die Universitäten durch lebenslänglich gewählte Mitglieder vertreten zu sehen wünschte und die Zulassung von Stellvertretern der Standesherren, sowie der kirchlichen Repräsentanten verlangte. Beinahe auf allen Landtagen kämpfte v. Andlaw gegen den Skandal des öffentlichen Spieles, indem er bald von der Landesgesetzgebung das Verbot der Spielbank zu Baden, bald von dem Bundestag die Unterdrückung aller Spielbanken in den deutschen Bundesstaaten forderte. Als auf dem bald mit Vorliebe benützten Schauplatze der kirchenpolitischen Kämpfe Deutschlands, im Großherzogthum Baden, die ersten Plänkeleien begannen, trat sofort v. Andlaw mit einer Motion auf den Plan, in welcher er Ergreifung von Maßregeln zur Sicherstellung der Stiftungen des Landes vorschlug, eine Forderung, die er bald darauf in einer besonderen Broschüre (1845) näher zu begründen suchte. — Das Jahr 1848 sah ihn mit aller Entschiedenheit auf Seite der conservativen Tendenzen stehen, die er im April dieses Jahres auch gegen die damalige Regierung schützen zu müssen glaubte. Von ihm ging damals in der ersten Kammer der. allerdings erfolglose Antrag aus: der Großherzog wolle Einleitung einer Untersuchung darüber befehlen, ob nicht Mitglieder der obersten Staatsbehörde oder der Regierung nahe stehende Männer thatsächlich die Pläne der Revolutionspartei im Lande fördern und somit entweder des Verraths an ganz Deutschland oder einer höchst strafbaren Vernachlässigung ihrer Pflichten, wo nicht des Eidesbruches schuldig sind; sollten jedoch nur Einsicht und Befähigung dieser Männer den Ansprüchen des Augenblickes nicht genügen, so wolle es, im Hinblick auf die allgemeine Gefahr für das gesammte deutsche Vaterland, dem Großherzog gefallen, diese Staatsdiener ihrer Dienste zu entlassen. Wie in der leidenschaftlich erregten Discussion, welche sich an diesen Antrag anschloß, ein persönlicher Antagonismus zwischen v. Andlaw und dem Minister Bekk (s. diesen Artikel) in die Erscheinung trat, so geschah dieß späterhin auf einem anderen Felde in noch höherem Grade, als v. Andlaw bald nach der Herausgabe der Bekk'schen

Schrift: „Die Bewegung in Baden" seinerseits ein in 4 Abtheilungen 1850—51 erschienenes Werk schrieb: „Der Aufruhr und Umsturz in Baden als eine natürliche Folge der Landesgesetzgebung". Dieses Buch, mit der verbitterten Leidenschaftlichkeit und Einseitigkeit eines extremen Parteimannes geschrieben, durch Mittheilung vieler bis dahin ungedruckten Aktenstücke vielfach unbequem veranlaßte eine Gegenschrift Bekk's, die dann abermals ein nicht minder heftiges „Wort der Erwiderung" v. Andlaw's hervorrief. Mit derselben Gereiztheit, wie 1848 gegen Bekk, trat v. Andlaw auf dem Landtag von 1866, zu dem er sich nach längerer Zurückgezogenheit wieder von dem Adel in die erste Kammer hatte wählen lassen, gegen den Staatsrath Lamey auf, indem er am 21. April dieses Jahres eine Motion einbrachte, welche zum Zwecke hatte, Beschwerde gegen den Präsidenten des Ministeriums des Innern wegen Amtsmißbrauchs und Verfassungsbruchs zu führen, deren Inhalt aus dem Gebiete des zwischen Staat und Kirche, besonders wegen des Volksschulwesens schwebenden Conflictes entnommen war. Durch den Freiherrn v. Stotzingen wurde die Verweisung dieser Motion an eine Commission beantragt, dieser Antrag aber wurde nach einer glänzenden Rede Lamey's mit 11 gegen 8 Stimmen verworfen. Als v. Andlaw bei anderer Gelegenheit am 12. Mai wieder auf diese Anschuldigungen zurückkam, wurde ihm von dem Präsidenten das Wort entzogen, worauf er seinen Austritt aus der Kammer erklärte. Fest und unbeugsam in seinen Grundsätzen, mitunter selbst schroff in der Entwicklung seiner Ansichten und Anträge, aber fern von persönlichem Ehrgeiz, folgte v. Andlaw, unbeirrt durch die Meinung des Tages, der Ueberzeugung, welche er sich gebildet hatte. Auch seine politischen Gegner haben in seiner öffentlichen Wirksamkeit die edle Absicht, die wohlwollende Meinung, die urbanen Umgangsformen ehrend anerkannt. Aber die Starrheit seiner Gesinnung, die sich nicht leicht zu Compromissen herbeiließ, hinderte ihn, im parlamentarischen Leben den durchgreifenden und nachhaltigen Einfluß auszuüben, wozu ihn seine hervorragende Befähigung zu berechtigen schien. Um so bedeutender war seine Einwirkung auf das Parteileben der Ultramontanen in Deutschland. v. Andlaw war seit 1848 einer der eifrigsten Besucher der Wanderversammlungen der katholischen Vereine Deutschland's und ihr eifrigster Beförderer. Hier begegnete seine durch ein wohlklingendes Organ getragene Beredsamkeit den lebhaftesten Sympathien, hier ließ er, unbeengt und ohne Widerspruch befürchten zu müssen, seinen begeisterten Gefühlen freien Lauf. Auf einer dieser Versammlungen regte v. Andlaw die Errichtung einer katholischen Universität an und organisirte mit Eifer und Geschick die Sammlung der Beiträge für dieses Unternehmen. In einer ausgedehnten Correspondenz, in Flugschriften und Zeitungsartikeln war er für dieses Project, sowie für andere Unternehmungen der klerikalen Partei rastlos und mit großer persönlichen Aufopferung bis in sein hohes Alter thätig. Er starb auf seinem schönen und von ihm sehr geliebten Landgut Hugstetten bei Freiburg am 3. März 1871. — Von seinen Geschwistern trat sein Bruder Franz Freiherr v. Andlaw, geboren am 6. October 1799, in die diplomatische Laufbahn und war badischer Gesandter in München, Wien und Paris. Er lebt, eifrig mit literarischen Arbeiten beschäftigt, zu Baden. Eine Schwester, Antonie, geboren 1800, mit dem Generallieutenant August Freiherrn v. Roggenbach vermählt, war Obersthofmeisterin der Großherzogin Luise und starb 1866.

W.

Friedrich Arnold,

geboren am 9. Januar 1803 zu Edenkoben (Rheinpfalz) studirte 1821—25 in Heidelberg, besuchte im folgenden Jahre die medicinischen Lehranstalten in

Paris, und eröffnete seine academische Thätigkeit als Prosector der anatomischen Anstalt zu Heidelberg im Herbst 1826. Im Frühjahr 1835 folgte Arnold einem Rufe als Professor ord. und Director der anatomischen Anstalt nach Zürich, und im Frühjahr 1840 nach Freiburg i. B. Im Frühjahr 1845 betrat er nach wiederholter Berufung den Lehrstuhl der Anatomie und Physiologie in Tübingen, und Spätjahr 1852 eine gleiche Stelle in Heidelberg. Im Frühjahr 1873 legte Arnold sein Lehramt nieder, welches er während nahezu 47 Jahren und bis zum letzten Augenblicke in regster Arbeitslust verwaltet hatte. Die zahlreichen und vielseitigen wissenschaftlichen Leistungen Arnolds's traten vorwiegend in Form von Monographien und größern Werken, zum kleinern Theil in Zeitschriften an die Oeffentlichkeit, und bereicherten die descriptive Anatomie, die Histologie, Entwickelungsgeschichte und Physiologie. Erstere namentlich verdankt Arnold neben zahlreichen Ergänzungen und Berichtigungen des überkommenen Lehrmaterials eine Reihe von Entdeckungen; nach alter Sitte haben die Fachgenossen einzelne derselben zum ehrenden Andenken an den Entdecker mit dessen Namen bezeichnet. Wie die Titel der folgenden Monographien ergeben: De parte cephalica nervi symphatici in homine. Diss. inaug. 1826. — Ueber den Ohrknoten 1828. — Der Kopftheil des vegetativen Nervensystems 1830. — Ueber das Auge des Menschen 1832. — De velamentis cerebri et medullae spinalis 1838. — Untersuchungen über den Bau des Hirns und Rückenmarks 1838, beschäftigte sich Arnold namentlich mit der feineren Anatomie des Nervensystems und der Sinnesorgane. Seine beiden Hauptwerke, die Tabulae anatomicae 1838—40 mit Icones nerv. cap. 1834 u. 1860, und das Handbuch der Anatomie des Menschen 1844—51 haben durch die Fülle der darin niedergelegten eigenen Beobachtungen geradezu die Bedeutung von Quellenwerken. Der anatomische Atlas bildet auch in künstlerischer Beziehung eine Zierde der deutschen Literatur. Die histologischen Arbeiten begann Arnold schon 1832; er verwendete aber insbesondere während der Jahre 1834—42 die ihm neben seinen Berufsarbeiten verbleibenden Mußestunden hierzu. Die Ergebnisse sind dem Handbuche der Anatomie und dem Lehrbuche der Physiologie 1836—40 einverleibt. Sie nehmen, abgesehen von mannigfachen Einzelforschungen, insbesondere wegen der daraus abgeleiteten Theorie über den Bau und die Entwickelung des histologischen Elementes im thierischen Körper eine hervorragende Bedeutung in Anspruch. Während die Mehrzahl der Mikroskopiker „die Zelle" als solches erklärte, ein mit der Pflanzenzelle morphologisch zwar nicht identisches, aber analoges Gebilde, hielt Arnold an der Anschauung fest, daß die „Bildungskugel" ein solider, aus Protoplasma hervorgehender Körper in diesem Sinne angesprochen werden müsse; er stellte insbesondere die Existenz der Zellmembran als typische Eigenthümlichkeit der thierischen Zelle in Abrede. — Viele Jahre stand Arnold mit seiner Ansicht isolirt; erst sehr spät wurde seine Einsprache gegen die geläufigen Darstellungen durch die Forschungen anderer Histologen in ganz wesentlichen Theilen gerechtfertigt. Die Studien Arnold's in der Entwickelungsgeschichte erstreckten sich insbesondere auf die Entwickelung einzelner Theile des Verdauungssystems und führten zu Deutungen, welche in der Folge als richtig anerkannt wurden. Auch auf dem Gebiete der Physiologie hat sich Arnold dauernde Verdienste erworben; so wurde insbesondere die in der ärztlichen Welt jetzt allgemein getheilte Ansicht über den Herzstoß (Prallwerden und Hervorwölben des Herzmuskels) zuerst von Arnold bestimmt ausgesprochen. Seine Schriften: Zur Physiologie der Galle 1853. Ueber die Athmungsgröße der Menschen 1854. Die physiologische Anstalt der Universität Heidelberg 1858, enthalten die Arbeiten Arnold's über die von ihm am meisten gepflegten Theile der Physiologie. — So viel Zeit und Arbeit auch Arnold auf seine

umfassende wissenschaftliche und literarische Thätigkeit verwandte: seine beste Kraft gehörte stets seiner berufsmäßigen Lehrthätigkeit. Der immer ungemein lebhafte, klare und anschauliche Vortrag, die rastlose und unermüdliche Belehrung und Anregung bei den Secirübungen, ausgehend von einem Lehrer, dessen Bedeutung als Forscher und Gelehrter auch jedem Neuling bekannt war, und dessen äußere Erscheinung mit jener in glücklichem Einklange stand, konnten ihren Einfluß auf die junge Medicinerwelt nicht verfehlen. Fleiß und wissenschaftliches Streben wurde gutes Herkommen unter derselben und ihrem Lehrer erwiesen sie eine treue und dankbare Anhänglichkeit um so lieber, als der gefeierte Mann, dessen ganzes Wesen vom tiefsten Ernste getragen schien, bei dem lebhaften und im heitersten Tone gepflegten persönlichen Verkehr ein herzliches Entgegenkommen und ein wohlwollendes Verständniß für alles Thun und Denken der academischen Jugend offenbarte. Dr. Knauff.

Karl Philipp Friedrich Arnsperger,

zu Heidelberg am 17. Februar 1791 geboren, besuchte von 1801—1807 das Gymnasium zu Heilbronn, hörte dann an der Universität Heidelberg bis 1809 staatswirthschaftliche und forstliche Vorträge, siedelte 1810 noch auf 1 Jahr an die angesehene Laurop'sche Forstlehranstalt zu Karlsruhe über und bestand in gleichem Jahr die Staatsprüfung mit der Note „vorzüglich". Nach 2jähriger Verwendung als Forsttaxator bei der Grundsteuerregulirung erwählte ihn 1812 die Murgschifferschaft zu ihrem Waldmeister. Ihr reiches Waldeigenthum (5400 Hectare) verstand Arnsperger aus verwickelten Besitzverhältnissen, lästigen Berechtigungen und fehlerhafter Wirthschaft so eifrig und energisch emporzuheben, daß auch die Regierung durch seine Ernennung zum gr. Waldinspektor ihre Anerkennung aussprach. Im Jahre 1827 eröffnete sie ihm einen wichtigen Wirkungskreis im öffentlichen Dienst durch Anstellung als gr. Oberjäger (Rang als Forstinspektor) auf dem Forstrevier Seehaus (Hagenschieß bei Pforzheim), von wo er im Jahr 1834 zur neuen Forstorganisation als Forstrath in die gr. Forstpolizeidirektion berufen ward. Hier erwies sich Arnsperger alsbald bei der Neugestaltung, besonders als Referent für Vermessung und Einrichtung der Gemeinde- und Körperschaftswaldungen (49 Proz. der Gesammtbewaldung), ebenso rastlos wirksam als anregend und schöpferisch (Verfasser der Instruktionen ꝛc.). Als Oberforstrath 1842 zur Direktion der Forstdomainen und Bergwerke versetzt, hatte er die Abschätzung und Einrichtung der gr. Domainenwaldungen in Angriff zu nehmen. Neben außerordentlichen Leistungen (Waldtheilung zwischen der Stadt Baden und 5 Nachbargemeinden 1840, Gutachten für die Stadt Winterthur 1847, Abgeordneter zur 2. Kammer in der politisch-bewegtesten Periode 1846—48 u. s. w.) ermöglichte ihm seine unermüdliche Arbeitskraft auch mannigfache literarische Beschäftigung und wissenschaftliche Studien: so die amtliche Herausgabe der „Erfahrungen über die Holzhaltigkeit geschlossener Waldbestände ꝛc." von 1838 an; die Redaktion der „forstlichen Zeitschrift" (im Verein mit dem f. fürstenb. Oberforstinspector Gebhard) 1838—42; „Forsttaxation behufs Servitutablösung" Karlsruhe 1841; Aufsätze zur Alterthums- und Naturforschung z. B. in Leonhard's „Beiträgen zur geognostischen Kenntniß Badens". Vielen Vereinen und gelehrten Gesellschaften gehörte Arnsperger als thätiges Mitglied an. Die Keime eines ernsten Leidens ließen ihn 1848 seine Versetzung auf das Forstamt Bruchsal (als Oberforstmeister) nachsuchen. Mit Aufhebung der Forstämter erfolgte 1849 noch die Uebertragung der Forstinspektion Heidelberg, 1851 jedoch bereits die Versetzung in Ruhestand. Mitten in unablässigen Naturstudien und eifrigem Sammeln verschied Arnsperger am 1. Oktober 1853, ein Mann von sittlichem

Ernst, zuweilen überschießendem Eifer, aber von strengstem Ehr- und Pflichtgefühl. Für die forstlichen Aufgaben seiner Zeit hat seine Leistungskraft dem Lande hohen Gewinn gebracht. Sch—g.

Domenico Artaria.

Durch die Vereinigung der Kurfürstenthümer Pfalz und Baiern war Mannheim in die Stellung einer Provinzialstadt zurückgeführt. Der Verlust einer glänzenden Hofhaltung und dessen, was eine solche umgiebt, machte sich sehr bald in einem empfindlichen Rückgang der Bevölkerungszahl bemerkbar; das Kriegsgewitter, welches 1795 über der Stadt sich entlud und dieselbe bis zum Schluß des Jahrhunderts zu einem Schauplatz der wechselnden Kriegsereignisse machte, vor Allem aber die Territorialveränderungen von 1801 und 1802, mußten nothwendigerweise denselben noch augenfälliger machen. Alle die lebhaften Verkehrsbeziehungen, welche seit langer Zeit zu den linksrheinischen Landestheilen der Pfalz bestanden hatten, auf welchen ein wesentlicher Theil der Erwerbsverhältnisse beruhte, gingen mit Einemmale verloren. Mannheim war Gränzstadt gegen Frankreich geworden, die Sperre war eine fast hermetische, es bestand nicht einmal mehr eine Verbindung durch eine feste Brücke. Mannheim wurde eine sehr stille Stadt, und es brachten nur die jeweiligen Truppenmärsche eine wenig ersprießliche, zum Ueberfluß eine schwere städtische Kriegsschuld hinterlassende Abwechslung in dieses Stillleben. Wenn in solcher Zeit Männer sich finden, welche der allgemeinen Entmuthigung sich zu erwehren wissen, Männer, deren Charakter und persönliche Thätigkeit sie befähigt, der Ungunst allgemeiner Verhältnisse zum Trotz, nicht allein sich selbst empor zu arbeiten, sondern auch ihren Mitbürgern mittelbar und unmittelbar nützlich zu werden, deren Wirksamkeit weit über ihre Lebensdauer hinaus sich fühlbar macht, sei es durch die von ihnen ins Leben gerufenenen Institutionen, sei es durch die Position, welche sie ihren Nachkommen in der bürgerlichen Gesellschaft geschaffen haben, dann gebietet es die Pietät ihrer zu gedenken, ihre Namen nicht verloren gehen zu lassen. Ein solcher, zwar nicht in Deutschland geboren, der aber in noch jugendlichem Mannesalter Mannheim zu seiner bleibenden Wohnstätte wählte, der Gründer eines s. Z. weithin bekannten Kunstverlags, so wie einer hochangesehenen Familie, deren Mitglieder im eigentlichsten Sinne des Wortes Bürger dieser Stadt geworden sind, war Domenico Artaria. Er ward geboren in Blevio am Comer See am 22. Mai 1765. Sein Vater Giovanni Artaria, gründete, nachdem er im Verein mit zwei Brüdern längere Zeit von Messe zu Messe ziehend, Kupferstiche verkauft hatte, mit zwei anderen Brüdern und einem Vetter, um das Jahr 1765, unter der Firma Artaria & Compagnie zwei ständige Kunsthandlungen. Eine war in Wien, die andere in Mainz, beide arbeiteten jedoch in gemeinschaftlichem Interesse. Domenico Artaria trat im Jahre 1779 als Lehrling in das Wiener Haus und wurde im Jahre 1787 als Theilhaber der Gesammthandlung aufgenommen. Diese betrieb nicht nur das Sortimentsgeschäft in Kupferstichen, Prachtwerken, Landkarten, Handzeichnungen und Musikalien, sondern gab im eigenen Verlage mehrere Kupferstiche und Musikalien heraus. Domenico Artaria leitete, im Verein mit einem Vetter, das Mainzer Haus. Im Jahre 1793 wurde die Association der beiden Häuser aufgelöst und Domenico übernahm von da an für eigne Rechnung das Geschäft in Mainz, unter der Firma: Domenico Artaria. Als im Jahre 1792 Mainz von den Truppen der französischen Republik eingenommen wurde, siedelte Domenico nach Mannheim über, von wo er, in Verbindung mit seinem Bruder Giovanni Mario Artaria, seinen Geschäften von nun an einen neuen Aufschwung verlieh. Diese nahmen immer größere

Ausdehnung an, so daß in nicht langer Zeit diese Handlung nicht nur mit allen bedeutenderen Kunst- und Buchhandlungen Europas in Verbindung stand, sondern auch mit den meisten deutschen und mehreren ausländischen Höfen, Bibliotheken, Akademien, Kupferstichsammlungen und Kunstliebhabern. Das Sortimentsgeschäft war inzwischen erweitert und auf Kupferstiche und Holzschnitte der alten Schulen ausgedehnt worden. In solchen so wie in neueren Kupferstichen, Prachtwerken, Handzeichnungen und Landkarten unterhielt die Handlung ein sehr reiches Lager, zu welchem noch Oelgemälde, besonders von hervorragenden Meistern der alten Schulen hinzugefügt wurden. Für den eigenen Verlag waren mehrere der bedeutendsten Künstler und Kupferstecher beschäftigt, wie Kobell, Kellerhoven, Bartsch, Heß, Kuntz, Bettelini, Longhi, Morghen, Boissieu, Klein u. s. w. Domenico Artaria hatte sich im Jahre 1791 mit Anna Maria, Tochter des Buchhändlers Fontaine in Mannheim, vermählt. Der älteste Sohn aus dieser Ehe, Carl Artaria, übernahm im Jahre 1816 die Buchhandlung, in ausländischer Literatur, des Großvaters Fontaine und associirte sich im Jahre 1819 mit seinem Vater Domenico und dessen Bruder Giovanni Mario Artaria. Die vereinigten Geschäfte führten von nun an die Firma Artaria & Fontaine. Diese Buch- und Kunsthandlung bestand bis zum Jahre 1867 und war durch ihre Unternehmungen und Verbindungen, namentlich durch die in ihrem Verlage erschienenen klassischen Kupferstiche allgemein bekannt. — Domenico Artaria starb aber schon am 2. Januar 1823. ❀

Gerhard Adolf Aschbach

wurde zu Höchst am Main den 22. Juni 1793 geboren und besuchte das Gymnasium zu Idstein und die Universität Heidelberg. Die Vermögensverhältnisse seines Vaters, der früher eine Fabrik besessen hatte, in den Kriegsjahren aber zurückgekommen und genöthigt worden war, den Gasthof zu den drei Königen in Heidelberg zu übernehmen, verschlimmerten sich immer mehr, so daß er und sein jüngerer Bruder Joseph, der bekannte Historiker, sich durch Ertheilung von Privatunterricht ihren Lebensunterhalt und die Mittel zur Fortsetzung ihrer Studien erwerben mußten. Das hinderte ihn aber nicht, auch die Freuden des Studentenlebens zu genießen und als rüstiger Fußgänger in den Ferien nach allen Richtungen hin sein Vaterland kennen zu lernen. Als 1813 der Ruf an die deutsche Jugend erging, zu den Waffen zu eilen, war Aschbach einer der ersten, die ihm folgten; er machte als Lieutenant im Feldlandwehrbataillon die Feldzüge von 1814 und 1815 mit und war im letzten Jahre vor Straßburg im Feuer. Dann machte er sein Staatsexamen und wurde Rechtspracticant bei dem Oberamt Emmendingen. Dort verheirathete er sich 1820 mit der Tochter des Physikus Gaup die ihm vier Kinder schenkte. Seine amtliche Laufbahn führte ihn zuerst als Auditor nach Rastatt, dann nach Karlsruhe und 1825 wieder nach Rastatt, wo er zum Hofgerichtsrath ernannt wurde. 1833 zum Hofgericht Meersburg versetzt, siedelte er mit diesem 1835 nach Konstanz über und blieb dort bis er 1841 an das Hofgericht Freiburg versetzt wurde. Durch liebenswürdige Umgangsformen, Interesse für das gemeine Wohl und die Zuverlässigkeit seines Characters erwarb er sich an allen Aufenthaltsorten die Hochachtung und Liebe seiner Mitbürger. Seine stets offen an den Tag gelegte liberale Gesinnung verschaffte ihm 1831 einen Sitz in der zweiten Kammer, welcher er bis 1841 angehörte und in der er durch Kenntnisse, Freimuth und Characterfestigkeit eine hervorgehende Stellung einnahm. Eine Reihe wichtiger Motionen rührt von ihm her, so 1831 die Motionen auf zu erklärende Unvereinbarkeit der Stelle eines Deputirten mit der

eines Regierungscommissärs und auf Festsetzung eines Verfassungseides für alle Staatsbürger und Beamten, 1833 die Motion auf verfassungsmäßige Wahrung der Rechte der Kammer in Bezug auf die vor Eröffnung des Landtages erlassenen Ministerialrescripte, wodurch den Abgeordneten, welche Staatsdiener sind, unter Bedrohung mit unangenehmen Folgen aufgegeben ward, ihren Deputirteneid mit Rücksicht auf ihren Diensteid zu modificiren, eine Motion, die von Rotteck mit besonderem Feuer unterstützt ward. Als Mitglied der Commission für den Strafgesetzentwurf erstattete er einen vortrefflichen Bericht über die Titel 31—36 des Gesetzes (Fälschung, Betrug u. s. f.), der sich durch Klarheit, Gründlichkeit und wissenschaftliche Haltung auszeichnet. Er war auch Mitarbeiter mehrerer juristischen Zeitschriften und des Rotteck-Welckerschen Staatslexikons. 1841 wurde Aschbach, als Vertreter des Wahlbezirks Bonndorf, der Urlaub zum Eintritt in die Kammer verweigert. Bei den Neuwahlen 1842 lehnte er jede Wiederwahl entschieden ab, war aber mit großem Erfolg für den liberalen Ausfall der Wahlen thätig. Ein Schlagfluß raffte am 20. April 1842 Aschbach in der vollen Kraft seines Lebens und Wirkens hinweg. Allgemein war im ganzen Lande die Trauer über den Verlust dieses ausgezeichneten Mannes, von dem Rotteck mit Recht sagte: „Er ist ein Mann wie Fels". (Vgl. Freiburger Zeitung 1842 Nr. 36.) W.

Johann Jacob Astor.

Der Mann, der diesen Namen führte, hat sich in fernen Welttheilen ein selbst für die großartigen Verhältnisse Amerikas riesiges Vermögen erworben und, obwohl er jenseits des „großen Wassers" seine neue Heimath begründet hatte, des Geburtslandes nicht vergessen, sondern dasselbe mit reichen Stiftungen bedacht. Sein Name darf daher in diesem Buche nicht fehlen. Als eines armen und mit Kindern reich gesegneten Metzgers Sohn wurde Johann Jacob Astor zu Walldorf bei Heidelberg am 17. Juli 1763 geboren. Die Entbehrungen einer freudlosen Kindheit, noch erschwert durch Unfrieden und Rohheit im elterlichen Hause, reiften in dem heranwachsenden Knaben den Entschluß, dem Beispiel älterer Brüder zu folgen und in die weite Welt zu gehen. Nach längerem Aufenthalt in London entschied er sich, sein Glück in Amerika zu suchen. Während der Seereise machte Astor die Bekanntschaft eines Pelzhändlers, der ihn über die Wege und Geheimnisse des Pelzhandels aufklärte und ihm, mit Hilfe eines Bruders, den Astor in leidlich guten Verhältnissen in New-York antraf, den Eintritt in das Geschäft eines Kürschners ermöglichte. Bald genoß er das Vertrauen dieses Mannes, machte für ihn größere Geschäftsreisen und war zu selbstständigem Geschäftsbetrieb fähig, als sein Brodherr starb. In kurzer Zeit war er in größere Unternehmungen verwickelt, handelte mit Pelzen nach England und brachte von dort Waaren, wie sie in Amerika beliebt waren, über die See. Dann gelang es ihm, den amerikanischen Pelzhandel nach China zu lenken und als Rückfracht die werthvollen Naturerzeugnisse und Kunstprodukte China's nach Amerika zu bringen. Es währte nicht lange und er gehörte zu den reichsten Kaufleuten von New-York. Das Hauptunternehmen seines Lebens aber war die Gründung einer großen Pelzhandelgesellschaft, die in Concurrenz mit den großen englischen Gesellschaften trat und an der Mündung des Columbia in das stille Meer eine bedeutende Niederlassung, nach ihrem Urheber Astoria genannt, gründete. Die Schwierigkeiten und Gefahren dieser Unternehmung waren enorm, großartig war aber auch, als sie gelang und immer mehr gedieh, der Lohn, der dem kühnen und klugen Urheber zu Theil wurde. Mit derselben Umsicht kaufte Astor in und um New-York, sowie in den Gebieten von Missouri, Jowa und Wisconsin große Landstriche

an, die mit der zunehmenden Einwanderung nach und nach einen colossalen Werth repräsentirten. Als Astor am 30. März 1848 starb, hinterließ er seinen Kindern ein Vermögen von 20 Millionen Dollars. — Streng und gewissenhaft im Handel und Wandel, gerade und schlicht in seinem Auftreten, wohlthätig gegen die Armen und gerne bereit unverschuldeter Noth zu steuern, genoß er die Achtung und Liebe seiner Mitbürger in seltenem Maße. Von seinen testamentarischen Bestimmungen haben wir hier zwei zu erwähnen. Einmal die auf Washington Irvings Betreiben gegründete und mit 350,000 Dollars dotirte Bibliothek in New-York, die jedem Bewohner dieser Stadt zur Benutzung offen steht, und dann die Stiftung, welche er für seine Heimath Walldorf bestimmt hatte. Er legirte 50,000 Dollars, um davon das Astor-Haus in Walldorf zu errichten, in welchem alte, gebrechliche oder sonst arbeitsunfähig gewordene Arme versorgt und arme Kinder, zunächst aus Walldorf zu einem ordentlichen Berufe erzogen werden sollen. So wirkt der Segen des von Astor in weiter Ferne erworbenen Reichthums in dieser vortrefflichen wohlthätigen Stiftung fort und erhält seinem Namen einen guten Klang und ein dankbares Andenken. (Vgl. J. Parton, Life of J. J. Astor. New-York 1865.) W.

Josef Freiherr von Auffenberg,

als dramatischer Dichter fruchtbar und nicht unbedeutend, war am 25. August 1798 zu Freiburg i. Br. geboren, wo sein Vater als fürstl. Fürstenbergischer Hofmarschall lebte. Frühe machte sich die Neigung zum Dichten bei ihm geltend, die aber von Seiten des Vaters eher gehemmt als gefördert wurde. Seit 1813 in Freiburg studirend, faßte er zwei Jahre darauf den abenteuerlichen Entschluß, mit einem Freunde nach Griechenland zu gehen. Allein schon in Oberitalien waren die jungen Leute genöthigt, aus Mangel an Mitteln in die Heimath zurückzukehren, wo sie in erbärmlichem Zustande ankamen. Noch in demselben Jahre (1815) trat Auffenberg in das österreichische Militär und machte den Feldzug nach Frankreich mit. Nach Wien zurückgekehrt, schrieb er 1817 sein erstes Trauerspiel „Pizarro", welches allerdings vom Hoftheater nicht zur Aufführung angenommen wurde, aber doch von Schreyvogel das Zeugniß erhielt, daß es entschiedenes Talent zur Tragödie bekunde. In seine Heimath zurückgekehrt, trat er in die badische Garde, war in den nächsten Jahren außerordentlich thätig auf dramatischem Gebiete und wurde 1822 Mitglied des Hoftheatercomité's in Karlsruhe, bald darauf zum Präsidenten desselben ernannt. 1832 unternahm er eine Reise nach Spanien, auf welcher er durch Räuber beinahe ums Leben gekommen wäre; auf einem Spaziergang vor den Thoren von Valencia angefallen, blieb er nach tapferer Gegenwehr mit 23 Wunden bedeckt liegen. Das Hospital del Cid nahm den Verwundeten auf bis er genas, zum Dank ernannte Auffenberg es testamentarisch zu seinem Erben. 1839 wurde er badischer Hofmarschall und starb am 25. December 1857. Die Stoffe seiner Dramen entnahm er den verschiedensten Gebieten und Zeiträumen der Geschichte; der alten gehören an die Trauerspiele „die Spartaner" (1818), „Solon und Draco" (1819), „die Syrakuser" (1820), „das Opfer des Themistokles" (1821); der mittleren und neueren außer dem „Pizarro" (1817) die Tragödien „die Flibustier oder die Eroberung von Panama" (1819), „der Admiral Coligni oder die Bartholomäusnacht" (1819), „König Erich" (1820) u. a. Auch die Romane von W. Scott boten ihm Stoffe dar, so zu dem einst mit vielem Beifall gegebenen „Löwen von Kurdistan" und zu „Fergus Mac Ivor". Am umfangreichsten ist sein dramatisches Gedicht in 3 Theilen „Alhambra" (1829—30), das er auch als „Epos in dramatischer

Form" bezeichnete. Im Ganzen beläuft sich die Zahl seiner Stücke auf 27. Hervorzuheben ist an ihnen das Geschick in der Auffindung anziehender Stoffe, auch verdient Lob die schöne Sprache und der dichterische Schwung, in welchem Schillers Einfluß unverkennbar ist. Was ihm weniger glückte, ist Geschlossenheit der dramatischen Composition und scharfe Charakteristik; auch ließ er sich durch die Romantiker verleiten, dem lyrischen Elemente oft zu großen Spielraum zu gewähren. Seine dramatischen Werke gab er in verschiedenen Sammlungen heraus, zuerst in Frankfurt a. M. 1823, eine vollständige Ausgabe erschien in 20 Bänden 1843—45, in 2. Aufl. auf 21 (1846), in 3. auf 22 Bde. (1855) vermehrt. Seine spanische Reise hat er in der humoristischen „Pilgerfahrt nach Granada und Cordova" (1835) beschrieben.

K. Bartsch.

Lambert Freiherr von Babo,

Sohn des Kurpfälz. Geh. Rathes und Kammerdirectors von Babo, war am 26. Oktober 1790 zu Mannheim geboren, wurde durch den gelehrten Dr. Batt vortrefflich erzogen, hörte in Heidelberg juristische Vorlesungen, machte sich in Berlin, vorzüglich bei Hermbstädt, mit der praktischen Chemie vertraut und begab sich sodann zu dem größten deutschen Landwirthe Albrecht Thaer, dessen Lehranstalt zu Mögelin bei Wrietzen an der Oder damals eine große Anzahl eifriger Schüler herbeizog. Nachdem er seine Kenntnisse auf einer Reise durch Norddeutschland noch vervollkommnet hatte, ließ er sich zuerst in Ladenburg, dann in Weinheim nieder, wo er sich in reizender Lage ein geschmackvolles Landhaus erbaute. Als nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Leopold der landwirthschaftliche Verein, der bis dahin wenig hatte leisten können, umgestaltet und neu belebt ward, wurde Babo zum Vorstande der Vereinsabtheilung im Unterrheinkreise gewählt und in dieser Stellung hat er bis kurze Zeit vor seinem Tode überaus segensreich gewirkt. Als allgemeines Anregungs- und Belehrungsmittel dienten ihm die Besprechungen, die er abwechselnd an verschiedenen Orten hielt und bei denen die Erfahrungen verständiger Landwirthe zur Geltung kamen. Auch durch leicht faßliche Schriften und Flugblätter wirkte er in dieser Richtung. Seine „Grundsätze des Ackerbaues" können als ein Muster derartiger Arbeiten gelten. Seine Bemühungen waren stets auf das Ausführbare gerichtet, ohne doktrinäre Einseitigkeit und mit der dem conservativen Sinne des Landmanns sympathischen Vorsicht. Durch eigene Untersuchung suchte er eine genauere Kenntniß des Bodens zum Gemeingut zu machen, auf die Verbesserung der Geräthe war er bedacht, wobei ihm seine mechanische Geschicklichkeit zu Statten kam, für bessere Einrichtung des Düngerwesens war er rastlos thätig, die gute Behandlung einzelner Classen von Gewächsen lag ihm sehr am Herzen und wurde durch das Beispiel in seiner eigenen Wirthschaft gefördert, um den Tabak- und Rebbau in der Pfalz hat er, im Verein mit seinen Freunden und Mitarbeitern Metzger und Bronner, die größten Verdienste, mit Eifer suchte er auch die besten Sorten unserer Obstgewächse zu verbreiten. Auf dem Gebiete der Thierzucht ermunterte er die Gemeinden zur Anschaffung von Zuchtstieren aus guten Racen und setzte Preise für auserlesene Thiere aus; auch die Seidenzucht beförderte er, wenn auch ohne sonderlichen Erfolg, viele Jahre hindurch. Einer seiner Lieblingsgegenstände war die Sorge für den landwirthschaftlichen Unterricht in den Volksschulen, zu dessen Erleichterung er einige besondere Schriften erscheinen ließ. Auch eine Sparkasse für Landbewohner hat er ins Leben gerufen und längere Zeit selbst verwaltet. Er war mit einem Wort der treueste Freund und Rathgeber des pfälzischen Bauernstandes. Die Früchte seiner Arbeit finden

wir auf dem armen Sandboden des Odenwaldes, wie auf dem Diluvialboden der Pfalz, in den Gärten und Reben, wie auf den Wiesen und Feldern, in den Wirthschaftsräumen der Bauern, wie in den Stuben der Gelehrten. War so die meiste Zeit und Kraft des thätigen Mannes der Landwirthschaft gewidmet, so verschönerte ein reger und lebendiger Kunstsinn seine Mußestunden. Er war ein trefflicher Clavierspieler und förderte in seinem Kreise Liebe und Verständniß für die classischen Werke der Tonkunst. Gern veranstaltete er kleine Concerte, für deren bescheidenere Kräfte er manches bedeutende Werk in geschicktem Arrangement ausführbar machte. Er hat wohl auch selbst componirt, z. B. Schillers Glocke melodramatisch bearbeitet. Auch auf dem Gebiete der bildenden Kunst war Babo mit schönem Erfolge thätig, er malte in Oel und auf Porzellan und einige radirte Blätter, die bei Felsing in Darmstadt vervielfältigt worden, fanden den Beifall der Kenner. Ein glückliches Familienleben war ihm beschieden und trat den zahlreichen Besuchern seines stets gastlich geöffneten Hauses in erfreulichster Weise entgegen. Babo war zweimal vermählt und hatte vier Söhne, von denen Lambert von Babo, Professor der Chemie an der Universität zu Freiburg, und August von Babo, Director der Wein- und Obstbauschule zu Kloster Neuburg bei Wien, sich in der wissenschaftlichen Welt rühmlich bekannte Namen gemacht haben. Er starb am 20. Juni 1862. Seine Verdienste ehrte der landwirthschaftliche Verein durch ein zu Weinheim errichtetes Denkmal, welches am 1. Oktober 1869 enthüllt wurde. (Vgl. Landwirthschaftl. Berichte 1862 No. 6 und „der Landbote" 1869 No. 125). W.

Großherzogliches Haus Baden.

Karl Friedrich, Großherzog von Baden, wurde am 22. November 1728 zu Karlsruhe geboren. Er verlor seinen Vater, den Erbprinzen Friedrich, schon am 26. März 1732 und wurde, da schweres Leiden seine Mutter, Anna Charlotte Amalie, geborne Prinzessin von Nassau-Oranien, an Erfüllung der Mutterpflichten hinderte, von der Großmutter, Magdalena Wilhelmine, einer gebornen Prinzessin von Würtemberg, die zu Durlach residirte, vortrefflich erzogen. Als der Großvater, der regierende Markgraf Karl Wilhelm, der Gründer Karlsruhes, am 12. Mai 1738 starb, übernahm die Markgräfin Magdalena Wilhelmine mit dem Markgrafen Karl August die obervormundschaftliche Regierung, welche nach dem Tode der fürstlichen Frau (30. Oktober 1742) Karl August, eine Zeit lang von seinem Bruder, Markgraf Karl Wilhelm Eugen, unterstützt, bis zur Mündigkeit Karl Friedrichs (13. Oktober 1746) fortführte. Der junge Fürst vervollkommmnete auf größeren Reisen seine auf gründlichem Unterricht beruhende Erziehung, besuchte namentlich wiederholt England und Holland, und machte sich mit der Verwaltung seines Landes und den Gesetzen der Markgrafschaft und des deutschen Reiches gründlich bekannt. Mit unermüdlicher Sorge und einer durch edle Humanität geläuterten Gesinnung ging er alsbald an eine Reorganisation der Rechtspflege, an eine Umgestaltung des Gemeindewesens, an die möglichste Hebung der Landwirthschaft. Nicht minder war er bestrebt, nach besten Kräften die Industrie zu beleben und zu fördern, den Schulunterricht zu verbessern, die Volksbildung nach allen Richtungen zu erhöhen. Nachdem er so die Markgrafschaft Baden-Durlach zu einem musterhaften Staatswesen umgeschaffen hatte, war es ihm gegönnt, die von derselben seit Jahrhunderten durch Erbtheilungen getrennte Markgrafschaft Baden-Baden mit ihr zu einem Ganzen zu vereinigen, nach dem Tode des letzten Baden-Baden'schen Markgrafen, August Georg (21. Oktober 1771) in Folge eines schon 1765 abgeschlossenen Erbvertrages. In dem so bedeutend vergrößerten

Territorium setzte Karl Friedrich, nachdem er den neu erworbenen Landestheil, nicht immer ohne das Widerstreben einer durch fanatische Priester irregeleiteten und verhetzten Bevölkerung, nach und nach der Wohlthaten einer geordneten und aufgeklärten Verwaltung theilhaftig gemacht hatte, seine reformatorischen Bestrebungen mit dem besten Erfolge fort und erwarb sich, namentlich durch Abschaffung der Leibeigenschaft und Einführung der Abzugsfreiheit (1783) weit über die Grenzen seines Gebietes hinaus den Ruhm eines hochgebildeten und humanen Fürsten. Nachdem er durch den Anschluß an den von Friedrich dem Großen gegründeten Fürstenbund seine Geneigtheit an den Tag gelegt hatte, auch auf dem Gebiete der Reichspolitik an den reformatorischen Bestrebungen der Zeit aufrichtig Theil zu nehmen, mußte er bald nach dem Ausbruche der französischen Revolution, in seiner exponirten Stellung als Fürst eines Grenzlandes, erfahren, daß das deutsche Reich unfähig war, seine Glieder gegen ernstliche Gefahren zu schützen. Vor dem Andringen der revolutionären französischen Armeen war Karl Friedrich (1796) genöthigt, mit seiner Familie zu fliehen und in dem neutralen fränkischen Gebiete des Königs von Preußen, zu Triesdorf bei Ansbach ein Asyl zu suchen. Bald mußte er mit den siegreichen Franzosen Waffenstillstand und Frieden schließen. Die großen territorialen Veränderungen, welche sich im Beginne des 19. Jahrhunderts vollzogen, brachten der Markgrafschaft Baden einen bedeutenden Zuwachs von Gebietstheilen, Karl Friedrich selbst die Würden erst eines Kurfürsten (1803), dann eines Großherzogs (1806). Den königlichen Titel, der ihm, wie seinen Nachbarn von Baiern und Würtemberg, angeboten war, lehnte seine bescheidene und nüchterne Gesinnung ab. Aber die kriegerischen Ereignisse, welche die Vergrößerung des Gebietes und die Erhöhung des Ansehens und der Macht des fürstlichen Hauses herbeigeführt hatten, brachten gleichzeitig maßlose Anforderungen an die Steuerkraft des Landes mit sich und forderten schwere Opfer. Die badischen Landeskinder mußten für die Eroberungslust Napoleons auf den Schlachtfeldern Deutschlands, Rußlands und Spaniens bluten. War so für Karl Friedrich der unvermeidliche Beitritt zum Rheinbund eine harte, schwer empfundene Prüfung, so wurde anderseits die auf Grundlage der durch die politischen Ereignisse völlig nivellirten Verhältnisse der alten und neuen Landestheile, aus denen das Großherzogthum gebildet war, neu aufgebaute politische, legislatorische und administrative Organisation eine segensreiche Schöpfung für dieses Land, das sich aus seinen so zahlreichen und verschiedenen Theilen mit überraschender Schnelligkeit zu einer staatlichen Einheit ausbildete. An diesen politischen Gestaltungen hat Karl Friedrich nicht mehr vollen Antheil genommen. Seit der Mitte des Jahres 1808 zeigten sich bei dem nun 80jährigen Fürsten die Schwächen des hohen Alters im Ueberhandnehmen, welche die geistige wie die körperliche Thätigkeit hinderten und Veranlassung wurden, daß sein Enkel, der Erbgroßherzog Karl, an der Regierung des Landes Antheil nahm. In der Nacht vom 10. auf den 11. Juni 1811 entschlief er eines sanften Todes. In Karl Friedrich sehen wir das Muster eines Fürsten, dem das Wohl seines Landes das höchste Streben des Geistes, das eifrigste Anliegen des Herzens ist, einen Mann, der Allem, was das Menschenleben ziert und veredelt, nahe trat, unausgesetzt bestrebt, sich selbst fortzubilden und Andere der Segnungen des Fortschritts auf allen Gebieten theilhaftig zu machen, der in jeder Lebenslage Gutes und Nachhaltiges geleistet hätte, in der bedeutenden Stellung aber, die ihm in der Zeit einer allgemeinen Gährung der Geister von der Vorsehung angewiesen war, Großes und Unvergängliches durch die Tüchtigkeit seiner Gesinnung, die Ausdauer seines Willens und die Stetigkeit seiner Pflichterfüllung gewirkt und hinterlassen hat, in so hohem

Grade, daß noch jetzt ein dankbares Volk ihn aufs höchste ehrt und liebt und sein Andenken heilig hält, als das des Gründers seines Wohlstandes, seiner Bildung und alles dessen, was seit einem Jahrhundert Gutes und Segensreiches geschehen ist in dem langgedehnten Landstriche vom Bodensee bis zum Main. Noch heute klingt, gesegnet und verehrt, wie das Wort des Dichters sagt, „sein Wort und seine That dem Enkel wieder". (Vgl. Karl Friedrich von Baden, von C. F. Nebenius. Aus dessen Nachlaß herausgegeben durch Fr. v. Weech. Karlsruhe 1868.) Der Großherzog Karl Friedrich war zweimal vermählt. Das erste Mal schloß er den Ehebund am 28. Januar 1751 zu Darmstadt mit Karoline Luise, Prinzessin von Hessen (geboren am 11. Juli 1723), welche nach einer mehr als dreißigjährigen glücklichen Ehe auf einer Reise zu Paris am 8. April 1783 starb. (Vgl. das angeführte Werk S. 254—256). Zum zweiten Male vermählte sich Karl Friedrich am 24. November 1787 mit der Reichsfreiin Luise Karoline Geyer von Geyersberg, (geboren am 26. Mai 1768) später zur Reichsgräfin von Hochberg ernannt, welche ihren fürstlichen Gemahl überlebte und am 23. Juli 1820 starb. Aus der ersten Ehe sind drei Söhne, aus der zweiten ebenfalls drei Söhne und eine Tochter entstammt. — Der älteste Sohn des Großherzogs Karl Friedrich,

Karl Ludwig, Markgraf von Baden, wurde in Karlsruhe am 14. Februar 1755 geboren, genoß unter persönlicher Leitung seiner Eltern eine vortreffliche Erziehung und nahm, gleich nachdem er die Volljährigkeit erreicht hatte, an den Staatsgeschäften Antheil, indem er regelmäßig den Sitzungen des Geheimen Rathes beiwohnte und sich an dessen Arbeiten betheiligte. Am 15. Juli 1774 wurde er zu Darmstadt mit der Prinzessin Amalie Friederike von Hessen vermählt. Mit seiner Gemahlin zum Besuche bei der vierten Tochter, der Königin Friederike von Schweden, hatte der Erbprinz das Unglück, daß auf der Rückreise in der Nähe von Arboga sein Wagen umstürzte. Der Schrecken hatte einen Schlaganfall zur Folge und der Erbprinz starb zu Arboga am 16. Dezember 1801. Seine Leiche wurde am 17. Januar 1802 in der Ritterholmskirche zu Stockholm beigesetzt, sein Herz am 17. Februar 1802 in die fürstliche Gruft zu Pforzheim verbracht. (Vgl. Funeralien des Erbprinzen Karl Ludwig, Karlsruhe 1802). Die Gemahlin des Erbprinzen,

Amalie Friederike, Markgräfin von Baden, wurde am 20. Juni 1754 zu Darmstadt geboren. Sie war eine Tochter des Landgrafen Ludwig IX von Hessen-Darmstadt und der „großen Landgräfin" Karoline, einer gebornen Prinzessin von Zweibrücken. Unter der Leitung dieser ausgezeichneten Frau, welcher Friedrich der Große die Grabschrift: „Sexu femina, ingenio vir" geschrieben, bildete sich Amaliens Jugend am königlichen Hofe zu Berlin, wo ihre Schwester Friederike Luise dem nachherigen König Friedrich Wilhelm II. vermählt war. Im Anfang des Jahres 1774 entriß ihr der Tod die geliebte Mutter, in dem nämlichen Jahre aber trat sie durch ihre Vermählung mit dem Erbprinzen Karl Ludwig als Mitglied in das badische Fürstenhaus ein. Mit ihrem Gemahl verlebte sie 27 Jahre einer glücklichen Ehe und die glänzenden Verbindungen ihrer Kinder waren nicht nur eine seltene Erscheinung, sondern begründeten auch die Hoffnung, die Wohlfahrt des fürstlichen Hauses selbst in der hereinbrechenden stürmischen Zeit dauerhaft gesichert zu sehen. Ihre Ehe war mit 8 Kindern gesegnet. Ein Sohn, Karl Friedrich, starb wenige Monate nach seiner Geburt, ein zweiter Sohn war der nachherige Großherzog Karl Ludwig Friedrich, die 6 Töchter waren die Prinzessinnen Katharina Amalie Christiane Luise, Dechantin der Abtei Quedlinburg (geboren den 13. Juli 1776, gestorben den 26. Oktober 1823). Friederike

Wilhelmine Karoline, eine Zwillingsschwester der vorigen, 1797 mit dem Herzog Maximilian von Pfalz-Zweibrücken, später König von Baiern vermählt, gestorben den 13. November 1841). Louise Marie Auguste, später Elisabeth Alexiewna genannt, (geboren den 24. Januar 1779, vermählt 1793 mit dem Großfürsten, nachherigen Kaiser Alexander von Rußland, gestorben den 16. Mai 1826). Friederike Dorothea Wilhelmine, (geboren den 12. März 1781, vermählt 1797 mit dem König Gustav Adolf IV. von Schweden, gestorben den 25. September 1826), Maria Elisabeth Wilhelmine (geboren den 7. September 1782, vermählt 1802 mit dem Herzog Wilhelm von Braunschweig-Wolfenbüttel, gestorben den 20. April 1808), Wilhelmine Luise (geboren den 10. September 1788, vermählt 1804 mit dem Prinzen, nachherigen Großherzog Ludwig II. von Hessen, gestorben den 27. Januar 1836). — Mit dem neuen Jahrhundert begannen die vielfachen und schmerzlichen Prüfungen der hohen Frau. Der härteste Schlag traf sie schon 1801 durch den plötzlichen Tod ihres Gemahls. Wenige Jahre darauf starb ihr Bruder, der Landgraf von Hessen, ihre Schwester, die Königin von Preußen, ihre Tochter, die Herzogin von Braunschweig; eine andere Tochter wurde durch die politischen Verhältnisse genöthigt, Schweden, ihre neue Heimath, zu verlassen und im Vaterlande ein Asyl zu suchen; ihr Schwiegersohn, der Herzog von Braunschweig, fiel in der Schlacht von Quatrebras; ein früher Tod war auch ihrem Sohne, dem Großherzog Karl, bestimmt. Sie überlebte alle ihre Geschwister und von ihren Kindern waren nur zwei noch am Leben, als sie starb. Anderseits waren ihr auch viele Freuden bereitet durch die rührendsten Beweise liebevoller Verehrung, die sie von ihrer Familie empfing, mit der sie in allen Ereignissen des Lebens Leid und Freud in treuer Gesinnung theilte. Achtzehn Enkel und zwölf Urenkel, den ersten regierenden Häusern angehörend, trauerten an ihrem Sarge. Seit vielen Jahren hatte die Markgräfin das Schloß zu Bruchsal in den Sommermonaten bewohnt. Dort starb sie nach kurzer Krankheit am 21. Juli 1832. Durch unermüdliche Wohlthätigkeit und Hilfeleistung in Nothständen war die Markgräfin Amalie ihr ganzes Leben hindurch ausgezeichnet. Eine von ihr begründete wohlthätige Stiftung, noch während ihrer Lebzeiten ansehnlich vermehrt, erhält ihr Gedächtniß in gesegnetem Andenken. (Vgl. K. Z. 1832 No. 218). Ihr Sohn,

Karl Ludwig Friedrich Großherzog von Baden, wurde am 8. Juni 1786 zu Karlsruhe geboren. Seine künftige Bestimmung war bei seiner Geburt entschieden, wiewohl die Erfüllung derselben einer weit späteren Zeit vorbehalten schien. Ihm war aber das Loos bestimmt, schon in seiner frühesten Jugend Zeuge der unerwartetsten, in ihrer Gestalt sich täglich ändernden Auftritte zu sein und eben diesen sonderbaren Wechsel in den Begebenheiten seines eigenen Lebens darzustellen. Aus dem glücklichen Zustande, dessen sich unter der langen und gesegneten Regierung Karl Friedrichs das badische Land erfreute, wurde er durch die Stürme der französischen Revolution und der an dieselbe sich anreihenden Kriege plötzlich in eine schwer zu tragende Nothlage versetzt, und der junge Prinz mußte mit seinem Großvater und der ganzen fürstlichen Familie in fremdem Gebiete ein Asyl suchen. Als der Friede von Lüneville dem Vaterland eine kurze Ruhe gewährte, besuchte der zum Jüngling erwachsene Prinz mit seinen Eltern die Höfe von Petersburg und Stockholm, wo er in der Kaiserin Elisabeth und der Königin Friederike theure Schwestern begrüßen durfte, auf der Rückreise aber Zeuge des erschütternden Todes seines Vaters sein mußte. Durch diese Fügung des Geschickes wurde der erst fünfzehnjährige Erbprinz bei dem schon eingetretenen Greisenalter des regierenden Fürsten seiner großen und schweren

Bestimmung nahe gebracht. In der schwierigen Lage der europäischen Verhältnisse, welche die kleineren Staaten mit Zerstörung bedrohte, wurde, durch die Familienverbindung mit dem mächtigsten Herrscher, Badens Territorialbestand nicht nur gerettet, sondern sogar wesentlich vergrößert; aber der unvermeidliche Beitritt zum Rheinbund machte die nach Auflösung des deutschen Reichs proclamirte Souverainetät der diesem Bunde angehörenden Staaten illusorisch. In diesen schweren Zeiten trat der Erbprinz im Jahre 1808 seinem greisen Großvater als Mitregent zur Seite, um ihm am 11. Juni 1811 auf dem Throne zu folgen. In den wenigen Jahren seiner Regierung zog die Sorge für die auswärtigen Verhältnisse das Auge des Regenten zu oft von dem Blick in's Innere ab. Wenige Monate nach seinem Regierungsantritt erhielt Großherzog Karl die Aufforderung, zu neuen Opfern sich vorzubereiten und schon im Anfange des Jahres 1812 zogen 8000 badische Krieger, von denen nur wenige das Vaterland wiedersahen, nach Rußland. Als auf den Ebenen von Leipzig das Gottesgericht über Napoleon hereinbrach und dieser Sieg auch dem Regenten Badens die verlorene Freiheit wieder gab, schloß sich Großherzog Karl zu Frankfurt der mächtigen Verbindung an, deren Zweck sich auf Erkämpfung eines dauerhaften Friedens beschränkte. Mit den Fürsten fast aller europäischen Staaten war auch er auf dem Congreß zu Wien, der die neue politische Gestalt des Welttheils feststellen sollte. Von da zurückgekehrt, wendete er seine Sorge den traurigen Verhältnissen zu, die nach der Mißernte von 1816 auch in den sonst so reich gesegneten Fluren des badischen Landes sich eingestellt hatten. Um diese Zeit befiel den Großherzog schwere Krankheit; zwar rettete ihn von der unmittelbaren Todesgefahr das jugendliche Alter und die Kunst der Aerzte, aber vollkommene Wiederherstellung war dem Fürsten nicht mehr beschieden. Schwere Sorgen traten zu den Qualen des Siechthums. Die Untheilbarkeit des Landes war durch fremde Ansprüche bedroht; wenn die Ertheilung der Verfassung vom 22. August 1818 in hervorragender Weise geeignet war, die verschiedenen Landestheile, aus denen das Großherzogthum zusammengesetzt worden, zu einem festen Staatswesen zu einigen und allen Landesbewohnern die Zugehörigkeit zu diesem Staate werthvoll zu machen, so erreichten die durch treue Diener geführten Verhandlungen über die Territorial- und Erbfolgefrage und die unerschütterliche Festigkeit, welche der Großherzog den fremden Ansprüchen entgegensetzte, die Erhaltung des Landes in seinem bisherigen Umfange. Die glückliche Entscheidung dieser für Land und Dynastie hochwichtigen Angelegenheit verklärte noch mit einem Freudenschimmer die schweren Leidensstunden des Fürsten. Am Morgen des 8. Dezember 1818 starb Großherzog Karl nach einer siebenjährigen Regierung im 33. Lebensjahre. (Vgl. K. Z. 1843 No. 234—237). Seine Gemahlin,

Stephanie Luise Adrienne, Großherzogin von Baden, war die am 28. August 1789 geborne Tochter des Vicomte Claude de Beauharnais, dem ersten Gemahle der Kaiserin Josephine von Frankreich nahe verwandt. Von Kaiser Napoleon I. als Tochter adoptirt und zur kaiserlichen Prinzessin von Frankreich erhoben, wurde sie am 8. April 1806 mit dem damaligen Kurprinzen Karl von Baden vermählt. Wie die hohe Frau durch Geist, Anmuth und Herzensgüte schnell die Liebe ihrer neuen Angehörigen und des Landes erwarb, so schenkte sie sofort der neuen Heimath ihre ganze Zuneigung, welche sie derselben in den schwierigsten Lagen und unter jedem Wechsel der Verhältnisse durch mehr als fünfzig Jahre bis an ihr Ende treu bewahrte. Wenigen Auserwählten nur ist es vorbehalten, unter gleichen Gegensätzen irdischen Glückes und harter Schicksalsschläge, gleiche Proben unveränderter Herzensgüte, der Charakterstärke und fleckenlosester Würde abzulegen. Unter

den schwierigsten politischen Verhältnissen war die Großherzogin Stephanie mit bewunderungswürdigem Takt bemüht, ihren Einfluß nur zum Besten des Landes geltend zu machen, Alles aber, was sie persönlich mitunter schmerzlich berühren mußte, auf Rechnung der von Kampf und Stürmen bewegten Zeit zu setzen. Zur Entfaltung schöner, aufopfernder Menschenliebe gaben ihr die Mißjahre von 1816 und 1817 Anlaß, in denen sie durch eigene Mildthätigkeit, sowie Anregung und Leitung des Wohlthätigkeitssinnes Anderer sich Anspruch auf den Dank so vieler Nothleidenden erwarb. Nach dem Tode des Großherzogs Karl nahm Großherzogin Stephanie ihren Wittwensitz in dem großherzoglichen Schloß zu Mannheim, welchen Aufenthalt sie im Sommer mit jenem theils zu Baden, theils auf der von ihr erkauften Herrschaft Umkirch bei Freiburg vertauschte. Fortan war ihr Leben vorzugsweise der Erziehung und Ausbildung ihrer Töchter, sowie der Einführung derselben in die höheren Lebenskreise, der Beförderung und Belebung eines höheren gesellschaftlichen Verkehrs in ihren näheren Umgebungen, der Gründung und Unterstützung gemeinnütziger Anstalten und der Uebung reicher Werke christlicher Mildthätigkeit gewidmet. Wie sehr ihr endlich die, nur wenigen fein gebildeten Frauen eigene Gabe zu Gebote stand, aus ihrem Hause den Mittelpunkt geistigen Verkehrs zwischen den hervorragenderen Erscheinungen in allen Kreisen des öffentlichen Lebens, der Wissenschaft und der Kunst zu schaffen, und wie anregend dieser Umgang nach allen Seiten wirkte, das bleibt bei allen unvergessen, welche häufiger in jene Kreise gezogen wurden. — Aus der Ehe der Großherzogin Stephanie mit Großherzog Karl entstammten neben zwei bald wieder verstorbenen Söhnen drei Prinzessinen: Luise Amalie Stephanie (geboren den 5. Juni 1811, vermählt den 9. November 1830 mit dem Prinzen Gustav Wasa, gestorben am 19. Juli 1854), Josefine Friederike Luise (geboren den 21. Oktober 1813, vermählt am 21. Oktober 1834 mit dem Fürsten Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen) und Marie Amalie Elisabeth Caroline (geboren den 11. Oktober 1817, vermählt am 23. Februar 1843 mit Wilhelm Alexander Anton Archibald, Herzog von Hamilton). In ihren letzten Lebensjahren von einem bedenklichen Leberleiden befallen, suchte Großherzogin Stephanie mehrmals Linderung durch den Aufenthalt unter einem milderen Himmel. Im Spätjahr 1859 zu einem Winteraufenthalt nach Nizza abgereist, verschlimmerte sich ihr Zustand bald in besorgnißerregender Weise und am 29. Januar 1860 entschlief sie sanft. Am 7. Februar wurde ihre Leiche in der fürstlichen Gruft zu Pforzheim beigesetzt, in welcher ihr Sarg den letzten noch verfügbaren Raum eingenommen hat. (Vgl. K. Z. 1860 No. 34).

Friedrich, Markgraf von Baden, der zweite Sohn des Großherzogs Karl Friedrich, war zu Karlsruhe am 29. August 1756 geboren und genoß unter den Augen seiner Eltern die sorgfältigste Erziehung. Schon 1766 von den Generalstaaten der vereinigten Niederlande zum Obersten beim zweiten Bataillon des 2. Regiments Oranien-Nassau ernannt, mußte er 1785 beim Ausbruche des sogenannten „Patrioten-Aufstandes“ bei seinem Regiment einrücken und wurde in Mastricht von einem schweren Nervenfieber befallen. Er blieb von da an leidend und unfähig, sich an den Anstrengungen und Aufregungen des öffentlichen Lebens zu betheiligen. — Seit 1793 hatte er sich Durlach zu seinem stillen Aufenthalte gewählt, wo er — mit Ausnahme der Kriegszeit, in welcher ihn der Einfall der Franzosen zur Flucht, zuerst nach Görlitz, dann nach Ansbach zwang — so lange wohnen blieb, bis das Schloß Karlsburg zum Sitze des 1809 in Durlach errichteten Directoriums des Murg- und Pfinzkreises bestimmt ward. Dann begab er sich nach Karlsruhe, wo er

nach kurzer Krankheit am 28. Mai 1817 starb. — Menschenliebe war der Grundzug seines Charakters und Andern Freude zu bereiten und Hilfe zu spenden sein höchster Genuß. Seine Wohlthätigkeit zeigte sich in der schweren Theuerung 1816—17 besonders großartig. An 36,000 Gulden verwendete er zum Ankauf von Korn und anderen Nahrungsmitteln, um die hungernden Bewohner der Hartdörfer zu speisen. — Die gleiche Gesinnung fand Prinz Friedrich bei seiner Gemahlin,

Christiane Luise, Markgräfin von Baden, der Tochter des Herzogs von Nassau-Usingen, geboren am 16. August 1776, mit der er sich am 9. Dezember 1791 vermählte. Sie theilte in liebevoller Ergebenheit sein stilles, dem Geräusch der großen Welt, dem lärmenden Treiben der Gesellschaften und Feste abgeneigtes Leben, unterstützte ihn bei allen Werken der thatkräftigen Nächstenliebe, pflegte mit Aufopferung den häufig Leidenden und setzte auch nach seinem Tode in seinem Geiste die im Verein mit ihm lange Jahre geübte Wohlthätigkeit fort. Sie starb am 19. Februar 1829. (Vgl. Gehres, kleine Chronik von Durlach 2, 212—230 und K. Z. 1829 No. 51).

Der dritte Sohn des Großherzogs Karl Friedrich,

Ludwig Wilhelm August, Großherzog von Baden, war zu Karlsruhe am 9. Februar 1763 geboren. Von früher Jugend an für den Kriegerstand bestimmt, trat Prinz Ludwig noch unter der Regierung König Friedrichs II. in die königlich preußische Armee ein, in welcher er am 19. Februar 1789 von König Friedrich Wilhelm II. zum Obersten und Commandeur des Bataillons Rohdich, nachherigen Grenadier-Garde-Bataillons, ernannt wurde. Nachdem er aus seiner mehrjährigen Garnison Potsdam 1792 mit seinem Bataillon an den Rhein marschirt war und hier an mehreren glänzenden Waffenthaten gegen die Franzosen rühmlichen Antheil genommen hatte, wurde er am 17. Januar 1793 zum Generalmajor und am 23. Februar desselben Jahres zum Chef des Jung-Barnstedtischen Infanterie-Regimentes ernannt. Da dieses Regiment zu Magdeburg in Garnison lag, so nahm der Prinz ebenfalls daselbst seinen Aufenthalt, bis er 1795, in Folge der geänderten politischen Verhältnisse, auf den Wunsch seines Vaters seine Entlassung aus dem preußischen Kriegsdienste nahm und nach Baden zurückkehrte. Alsbald übernahm Prinz Ludwig das Commando eines badischen Infanterieregimentes und ließ sich, an die Spitze der Kriegsverwaltung gestellt, die Verbesserung der inneren Einrichtungen des badischen Contingentes nach preußischem Muster eifrig angelegen sein. — Aus dieser Wirksamkeit entfernte ihn ein Machtwort des Kaisers Napoleon in die stille Zurückgezogenheit von Salem. Nach dem Sturze Napoleons wieder nach Karlsruhe zurückgekehrt, lebte er auch hier ohne Antheil an den Staatsgeschäften, bis ihn der Tod seines Neffen, des Großherzogs Karl, am 8. December 1818 zur Regierung berief. — Ihm fiel die Aufgabe zu, die Verfassung, welche sein Vorgänger ertheilt hatte, in's Leben einzuführen. Sein persönliches Verdienst ist die Herstellung geordneter Zustände in den Finanzen des Staates und eines streng geregelten Geschäftsganges der Behörden. Obgleich kein Freund des constitutionellen Regierungssystemes, widerstand Großherzog Ludwig dennoch standhaft allen an ihn gerichteten Aufforderungen, die Verfassung wieder aufzuheben und begnügte sich mit einigen Modificationen derselben, welche ihm für eine conservative Politik gewisse Garantien zu bieten schienen. Eine Reihe hochwichtiger Gesetze wurde während seiner Regierung erlassen; die Verhältnisse der katholischen Kirche in Baden wurden durch Verhandlungen mit der römischen Curie geordnet und erhielten durch die Einsetzung des ersten Erzbischofs von Freiburg ihren Abschluß; in der evangelischen Landeskirche erfolgte die Vereinigung der Lutheraner und Reformirten durch die Union vom 28. Oktober

1821. Die Residenzstadt Karlsruhe insbesondere verdankt der Regierung des Großherzogs Ludwig einen bemerkenswerthen Aufschwung. Mit besonderer Vorliebe und gründlicher Sachkenntniß pflegte der Großherzog die Angelegenheiten des Militärs; hier wurden die preußischen Traditionen mit dem besten Erfolge neu verwerthet. Großherzog Ludwig starb, unvermählt, am 30. März 1830. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen 1832 S. 273).

Sein Regierungsnachfolger war der vierte Sohn Karl Friedrichs, der älteste aus dessen zweiter Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg:

Karl Leopold Friedrich, Großherzog von Baden, wurde am 29. August 1790 in dem Residenzschlosse zu Karlsruhe geboren und mit aller der weisen Sorgfalt erzogen, die aus dem Herzen seiner liebevollen Eltern floß. Nach dem Willen seines Vaters bezog er 1809, wohlvorbereitet, die Universität Heidelberg, wo er der Staatswissenschaft und der Staatswirthschaftslehre unter der Leitung ausgezeichneter Männer den regsten Antheil widmete. Durch Reisen in verschiedene Länder weiter ausgebildet, nahm er 1814 Theil an dem Befreiungskriege gegen Frankreich, insbesondere an den blutigen Kämpfen bei Bar sur Aube, Arcis sur Aube und vor Paris, und nach der Einnahme der französischen Hauptstadt erhob ihn Großherzog Karl von der bis dahin bekleideten Würde eines badischen Obersten zum Generalmajor. Von sechs Söhnen der vierte, schien er nicht zum Throne bestimmt, doch theils der frühe Tod, theils die Kinderlosigkeit der näher berechtigten Thronerben wurde die Veranlassung, daß er, der bisher den Titel eines Grafen von Hochberg geführt hatte, nebst seinen zwei jüngeren Brüdern, den früheren hausgesetzlichen Bestimmungen des Großherzogs Karl Friedrich gemäß, 1817 zum Großherzoglichen Prinzen und Markgrafen von Baden erklärt und sein Erbfolgerecht auch durch die europäischen Großmächte gewährleistet wurde. Nachdem er am 25. Juli 1819 seine Vermählung mit Sophie Wilhelmine, der Tochter Gustavs IX. von Schweden, gefeiert hatte, lebte er im glücklichen Kreise seiner Familie, sah dieses Glück sich mehren durch freudig heranblühende Kinder und widmete seine Thätigkeit theils ihrer Erziehung, theils der Pflege edler Kunst und im Vereine mit seinen Brüdern Wilhelm und Maximilian der Förderung landwirthschaftlicher Interessen, wobei er fortfuhr, einen reicheren Schatz unmittelbarer Lebenserfahrungen zu sammeln, als es Andern möglich ist, welche sich schon von der Wiege an zum Throne bestimmt fühlen. Erst als gereifter Mann von nahe 40 Jahren hatte er die Zügel der Regierung nach dem Tode seines älteren Bruders, des Großherzogs Ludwig, am 30. März 1830 zu ergreifen. Früher schon ein Gegenstand der allgemeinen Liebe und Verehrung, sowie der freudigsten Hoffnungen, und nun bei seinem ersten Schritt auf Badens Thron mit unaussprechlichem Jubel von dem Volke begrüßt, bezeichnete Leopold schon den Anfang seiner Regententhätigkeit mit Aufhebung lästiger Abgaben und mit den Handlungen seiner unerschöpflichen Herzensgüte, durch die sein Name in der Reihe der besten Fürsten aller Zeiten zu stehen verdient. Die ersten 17 Jahre seiner Regierung fallen in eine Zeit fortdauernden Friedens, welche er liebevoll und weise zu benützen verstand und keines jener Jahre vorübergehen ließ, ohne Vieles und Wesentliches zum Emporblühen des Landes zu unternehmen. Unter seiner Regierung wurde eine Reihe der wichtigsten Gesetze, Anstalten und Vereine ins Leben gerufen zur Förderung der Religiosität und Sittlichkeit, der Wissenschaft und Kunst, des Ackerbaues, des Gewerbfleißes und des Handels. Ihm gebührt das Verdienst, dieß alles ermöglicht zu haben durch weisen Staatshaushalt und durch das Vertrauen der Stände in seine redlichen Absichten. Doppelt schmerzlich mußte er deßhalb in dem Gefühle, stets das Beste gewollt zu haben, durch den Ausbruch der revolutionären Be-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

wegung von 1848 betroffen werden, die ihn am 13. Mai 1849 zwang, sein Land zu verlassen und bei dem ihm persönlich befreundeten König von Preußen Hilfe gegen den eidbrüchigen Theil seiner Unterthanen zu suchen. Nach der Ueberwindung des Aufstandes durch den Bruder des Königs, den jetzt regierenden deutschen Kaiser Wilhelm, am 18. August 1849 von Mainz aus in den Kreis seiner dem weit größeren Theile nach treu gebliebenen Unterthanen zurückgekehrt, richtete Großherzog Leopold, selbst durch die bittersten Erfahrungen in seiner Regententreue nicht wankend gemacht, die durch die Revolution umgestürzte Verfassung unverändert wieder auf und suchte aus allen Kräften die Wunden wieder zu heilen, welche in dieser schweren Zeit dem Lande geschlagen worden waren. Doch keine lange Wirksamkeit war dem Fürsten mehr beschieden. Schwere körperliche Leiden zwangen ihn, am 21. Februar 1852 die stellvertretende Sorge für die Regierung den gewissenhaften Händen seines zweitältesten Sohnes, des jetzt regierenden Großherzogs Friedrich zu übertragen. Er, dessen früher kräftige Gesundheit seit den unheilvollen Wochen des Jahres 1849 erschüttert war, siechte an Gichtleiden, welche durch Erkältung einen bedenklich entzündeten Zustand des Kniegelenks zur schmerzhaften Folge hatten. Umgeben von der liebevollen Pflege der Großherzogin und der andern hohen Familienglieder, starb Großherzog Leopold in der sechsten Abendstunde des 24. April 1852. Sein Andenken lebt in der dankbaren Erinnerung und treuen Liebe seines Landes fort. (Vgl. K. Z. 1852 No. 111 und 112.) Die Gemahlin des Großherzogs Leopold, Sophie Wilhelmine, Großherzogin von Baden, war die am 21. Mai 1801 zu Stockholm geborne älteste Tochter des Königs Gustav IV. Adolf von Schweden und der Königin Friederike, Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig von Baden. Als die politischen Ereignisse in Schweden die königliche Familie veranlaßten, die Heimath ihrer Väter zu verlassen, nahm die Königin Friederike ihren Wohnsitz in der Residenz ihres früheren Heimathlandes., lebte fortan in stiller Zurückgezogenheit nur im Kreise ihrer hohen Verwandten und wartete mit Treue und Hingebung der Erziehung ihrer Kinder. In stiller Pflege wuchsen dieselben heran und schon frühzeitig gab sich die hohe Begabung, die lautere Empfänglichkeit für alles Gute und Schöne in der jungen Prinzessin kund. Ihre Vorzüge erkannte der damalige Markgraf Leopold und die Wünsche einer tiefen Herzensneigung, welche gegenseitig erwachsen war, gelangten durch die am 25. Juli 1819 stattfindende Vermählungsfeier zu ihrer Erfüllung. Nach der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold wußte Großherzogin Sophie bald durch ihr liebenswürdiges Wohlwollen die Herzen der Badener zu gewinnen; die Gewandtheit, Anmuth und Begabung der jungen Fürstin erfüllte die bedeutendsten Männer des Landes mit Bewunderung; Staatsmänner und Gelehrte der Hochschulen rühmten die Fülle des Geistes, das Verständniß für die Interessen des Gemeinwesens, der Wissenschaft uud Kunst, welche sich in der gewandten Rede der hohen Frau kundgaben. Während die jugendliche Fürstin, mit solchen Gaben ausgestattet, ihren fürstlichen Gemahl in der Erfüllung seines hohen Berufes durch die Liebe zu unterstützen wußte, welche auch sie allenthalben für den Großherzog und das fürstliche Haus in den Herzen der Bevölkerung zu erzeugen und zu befestigen verstand, wachte sie im Innern des Hauses über die Erziehung und Wohlfahrt der fürstlichen Kinder und übte im Stillen die Tugend einer prunklosen, von wahrhaft menschlicher Theilnahme bestimmten Wohlthätigkeit. Aber die Tage ungetrübten Glückes waren nicht von ungestörter Dauer. Noch im Jahre 1842 erfüllte das Großherzogliche Haus der Jubel freudiger Feste; die älteste Prinzessin, Alexandrine Luise Amalie Friederike Elisabeth Sophie (geboren den

6. December 1820) hatte sich auf Grund wahrer Herzensneigung mit dem Erbprinzen, dem nachherigen Herzog Ernst von Sachsen-Koburg-Gotha verlobt und feierte am 3. Mai ihre Vermählung, und im Juli 1844 begingen die Großherzoglichen Eltern selbst die Feier ihrer silbernen Hochzeit. Aber schon im folgenden Jahre erkrankte der Erbgroßherzog an dem langjährigen Leiden, von dem er nicht mehr genesen sollte. So gebeugt von banger Sorge um ein theures Leben, mußte die Großherzogliche Familie die schweren Prüfungen des Jahres 1849 bestehen. Aber auch in diesen Tagen des Unglücks bewährte sich Großherzogin Sophie in Liebe, Ausdauer und glaubensfester Zuversicht, mit der sie dem Großherzog zur Seite stand. Kaum war dem Lande und der fürstlichen Familie die Ruhe zurückgekehrt, erkrankte Großherzog Leopold, um von seinem Schmerzenslager nicht mehr zu erstehen. Was treue Sorgfalt und Liebe zur Linderung der Leiden beitragen konnte, das wurde dem Großherzog durch die Gefährtin seines Lebens in reichem Maße dargebracht. — Während der nachfolgenden Jahre des dreizehnjährigen Wittwenstandes lebte die Großherzogin Sophie meist zurückgezogen. Ihre Sorgen waren dem Wohl ihrer fürstlichen Kinder und der treuen Pflege der früher angeknüpften Beziehungen mit solchen Personen gewidmet, welchen sie sich durch gemeinsame höhere Interessen und durch Treue und Liebe verbunden wußte. Aber eine ungewöhnliche Thätigkeit entfaltete sie auf dem Gebiete liebevoller und wirksamer Mildthätigkeit. Mit wahrhaft fürstlichem Sinne wußte sie der verschämten Armuth rettende Hilfe, dem unterstützungswürdigen Talent die ausgiebigen Mittel zur Ausbildung, dem erwerblosen Alter den nöthigen Lebensunterhalt in freundlichster Weise zu reichen. Und auch die Freude sollte der hohen Frau noch in reichem Maße zu Theil werden. Durch die Verheirathung der zwei ältesten Söhne, des Großherzogs Friedrich (geboren den 9. September 1826) und des Prinzen Ludwig Wilhelm August (geboren den 18. December 1829) wurden dem Familienkreise zwei fürstliche Töchter, die Großherzogin Luise Marie Elisabeth (geboren den 3. December 1838) und die Prinzessin Maria Maximilianowna Romanoffski (geboren den 16. Oktober 1841) zugeführt, welche die Großherzogin mit mütterlicher Liebe aufnahm, deren Wohlergehen ihre tägliche Sorge wurde und die in Erwiederung dieser hingebenden Zuneigung in ihr die erfahrungsreiche, treu liebende Mutter verehrten. Die eheliche Verbindung der beiden jüngeren Töchter, der Prinzessin Marie Amalie (geboren den 20. November 1834) mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen und der Prinzessin Cäcilie Auguste — Olga Feodorowna (geboren den 20. September 1839) mit dem Großfürsten Michael Nicolajewitsch von Rußland, war der Großherzogin nicht minder eine reiche Quelle wohlthuender Befriedigung und die hoffnungsvollen Enkel, welche sich um die Großmutter scharten, fanden bei ihr ein so inniges Verständniß, eine so hingebende Theilnahme für ihr kindliches Wesen, daß auch diese jugendlichen Herzen ihr schon mit wahrhaft rührender Liebe zugethan waren. Auch der jüngste Sohn, Prinz Karl (geboren den 9. März 1832), der mit Auszeichnung dem gewählten militärischen Beruf im Ausland sich widmete, liebte es, dem innersten Bedürfnisse seines Herzens folgend, in dienstfreier Zeit das Haus seiner fürstlichen Mutter aufzusuchen, um die Beziehungen kindlicher Liebe und Verehrung zu pflegen. So bildete die Großherzogin Sophie den hehren Mittelpunkt eines Familienlebens, von dem Theilnahme und Liebe, Trost und Hilfe in reicher Fülle segnend ausströmte. — Ein langwieriges schmerzliches Leiden bezeichnet die letzten Lebensjahre der Großherzogin. Aber Seelenstärke und Selbstverläugnung machten es ihr möglich, die Qualen der Krankheit klaglos zu ertragen und sich bis zu ihrem Scheiden die Frische des Geistes

und die Kraft der Liebe zu erhalten, welche sie befähigte, für Andere zu leben. So starb sie, nachdem sie die letzte Kraft im Leidenskampfe erschöpft hatte, eines sanften Todes in ihrem 65. Lebensjahre, am 6. Juli 1865. (Vgl. K. Z. 1865 No. 164.)

Ludwig II, Großherzog von Baden war der am 15. August 1824 in Karlsruhe geborene zweite Sohn und das dritte Kind des Großherzogs Leopold und der Großherzogin Sophie. Da der älteste im Jahre 1822 geborene Prinz nur das Alter von 26 Tagen erreicht hatte, so schien dieser zweite Sohn bestimmt, dereinst den Thron zu besteigen. Nachdem die sorgsamste Pflege liebender Eltern die erste Entwicklung des vielversprechenden Kindes überwacht hatte, wurde der Erbgroßherzog, in das Knabenalter eingetreten, gemeinsam mit seinem jüngeren Bruder, dem jetzt regierenden Großherzog Friedrich, der Erziehung des Geh. Raths Rinck anvertraut. Zu den ernsteren Beschäftigungen des heranreifenden Jünglings gehörte, neben fortschreitenden wissenschaftlichen Studien, die Ausbildung im Dienste der Waffen. Im Herbste 1840 wohnte der Erbgroßherzog im Gefolge seines Vaters den Kriegsübungen des 8. deutschen Bundes-Armeecorps zwischen Heilbronn und Schwetzingen bei und im September 1842 wurde er zu den Kriegsübungen des combinirten 7. und 8. preußischen Armeecorps bei Cöln abgesandt. 1842 folgten die beiden fürstlichen Brüder einer im Namen des Kaisers von Oesterreich ergangenen Einladung und begaben sich zur Einleitung ihrer juristischen Studien und zum Besuche der höheren geselligen Kreise nach Wien. Eine schwere Krankheit des jüngeren Prinzen griff zwar theilweise störend in die Erreichung der beabsichtigten Zwecke ein. Dennoch folgte der Erbgroßherzog mit großem Fleiße den juristischen Vorlesungen des Hofraths Kudler und dem militairischen Unterrichte des k. k. Obristen v. Hauslab und gewann in den gesellschaftlichen Kreisen die allgemeinste Anerkennung durch die gewinnende Art seines für alles Bessere und Edlere empfänglichen Wesens. Im Juli 1843 begaben sich beide Prinzen nach Heidelberg, wo sie Vorlesungen der Professoren v. Vangerow, Zöpfl, Mittermaier, Rau, Schlosser, Gervinus und Jolly, in den Fächern der Rechte und Staatswissenschaften, der Geschichte, Literatur und Naturkunde, bis zum Februar 1845 mit ausharrendem Fleiße besuchten. Im Sommer desselben Jahres trat der Erbgroßherzog eine Reise nach England an. Auf dem Wege dahin wurde er in Brüssel von den ersten Aeußerungen einer entzündlichen Krankheit befallen, welche bald darauf in Antwerpen einen heftigeren Charakter annahm; die Nachwirkung des Leidens machte es nothwendig, in England, statt des aufregenden und ermüdenden Aufenthalts in London, die milde Luft und Ruhe der Küstenstadt Hastings aufzusuchen. Bald darauf in das Vaterland zurückgekehrt, begann der Erbgroßherzog seine Thätigkeit den öffentlichen Geschäften zuzuwenden. Er wohnte auf dem Landtage von 1846 den Sitzungen der ersten Kammer bei, an deren Arbeiten er sich bei den Discussionen, Abstimmungen und auch durch schriftliche Vorträge betheiligte. Wiederkehrende Krankheitserscheinungen erfüllten indessen bald nachher mit den ernstesten Besorgnissen; auch ein Winteraufenthalt in Italien hatte nicht den gehofften Erfolg. Von dieser Zeit gewann vielmehr das Uebel eine solche Stärke und eine so stetige Ausdehnung, daß eine Herstellung nicht mehr zu hoffen war. Diese schmerzliche Thatsache erkannte Großherzog Leopold an, als er, selbst von tödtlicher Krankheit ergriffen, seine Stellvertretung in der Regierung dem zweitältesten Prinzen übertrug, sie fand eine fernere Anerkennung in dem Ausspruch der verwittweten Großherzogin Sophie und aller Agnaten, als nach dem Ableben des Großherzogs Leopold der verwaiste Thron einen Erben zu empfangen hatte. Der bisherige Erbgroßherzog in schwerster Krank-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

heit unheilbar darniederliegend, konnte die Regierung nicht antreten. An seiner Statt folgte der zunächst berufene Prinz, der jetzt regierende Großherzog Friedrich. In den letzten Jahren zeigt das Leben des Großherzogs Ludwig II. nur das betrübende Bild eines beim ersten Wirken des gereifteren Mannes von unheilbarem Siechthum hoffnungslos ergriffenen Körpers. Umgeben von nicht ermüdender, liebevoller Sorgfalt und von treuen langjährigen Pflegern und Dienern entschlief er am 22. Januar 1858. (K. Z. 1858 Nr. 26.)

Der fünfte Sohn des Großherzogs Karl Fiedrich, der zweite aus dessen Ehe mit der Reichsgräfin von Hochberg,

Wilhelm Ludwig August Prinz und Markgraf von Baden,

wurde am 8. April 1792 zu Karlsruhe geboren. Eigene Neigung, sowie der Ernst der Zeit, in welche seine Jugend fiel, bestimmten ihn, früh sich dem Kriegsdienst zu widmen. Schon als 13jähriger Jüngling wurde er 1805 von seinem Vater als Major dem markgräflichen Leibinfanterieregiment aggregirt. Am 20. December 1807 erhielt er seine Ernennung zum Oberstlieutenant und am 26. October 1808 zum Obersten und Inhaber des Linieninfanterieregiments Nr. 3 (damals v. Harrant). In dem Feldzuge des folgenden Jahres als Oberst in das Hauptquartier des IV. französischen Armeekorps unter Marschall Massena commandirt, nahm er thätigen Antheil an dem Gefechte bei Ebersberg und an den Schlachten bei Aspern, Wagram und Znaim. Wegen seines bewiesenen ruhmvollen Betragens am 8. November 1809 zum Generalmajor ernannt, commandirte er als solcher während des Feldzugs von 1812 die badischen Truppen, an deren Spitze er besonders in den letzten Gefechten Gelegenheit fand, persönliche Beweise von Muth und Aufopferung abzulegen und die Beschwerden jenes in den Annalen der Kriegsgeschichte denkwürdigen Kampfes und des durch die Unbilden der Witterung verhängnißvollen Rückzuges theilte. Damals ward zuerst die Festigkeit seines von der Natur so kräftigen Körpers erschüttert. Am 16. Januar 1813 wurde er zum Generallieutenant befördert und erhielt im August desselben Jahres das Commando des neu errichteten badischen Corps, das er im Felde führte. Im Feldzuge von 1814 war er Commandirender des VIII. deutschen Corps, sowie auch russischer Truppen, anfänglich unter Obercommando des kaiserlich russischen Generals Prinzen von Wittgenstein, dann selbstständig als Militaircommandant im Departement des Niederrheins. Im Jahre 1815 wurde er bei Wiederausbruch des Krieges Militaircommandant im Departement des Oberrheins und leitete an der Spitze badischer, österreichischer, württembergischer und hessischer Truppen die Blokaden von Schlettstadt und Neubreisach, sowie die Belagerung von Hüningen. Am 25. Februar 1825 wurde er zum Commandirenden des badischen Armeecorps und am 11. April zum General der Infanterie ernannt. Als im Jahre 1848 durch Bundesbeschluß die Aufstellung des VIII. Bundesarmeecorps angeordnet worden war, wurde das Commando desselben dem Markgrafen Wilhelm unter dem 31. März desselben Jahres vom Großherzog Leopold übertragen. Gesundheitsrücksichten, verbunden mit den traurigen Ereignissen jener Tage veranlaßten ihn jedoch, kurz darauf um seine Enthebung von seinen Würden im aktiven Militairdienste einzukommen, welcher Bitte durch höchste Ordre vom 6. April 1848 entsprochen wurde. Wenn hiermit die militairische Laufbahn des Verewigten geschlossen erscheint, so war es nicht zugleich die früh begonnene thätige Betheiligung an öffentlichen Geschäften. Schon im Jahre 1815 vertrat er in Wien zur Zeit des Congresses die Interessen des Großherzoglichen Hofes. Das Vertrauen des Großherzogs Karl und später jenes des Großherzogs Ludwig übertrug ihm wiederholte wichtige Sendungen in das Ausland. Als im Großherzogthum die Verfassung ins Leben trat, ernannte

Großherzog Ludwig im April 1819 beim Zusammentritt des ersten Landtags den Markgrafen Wilhelm zum Präsidenten der I. Kammer, in welcher wichtigen Stellung derselbe nicht allein auf jenem, sondern auf allen folgenden Landtagen durch gediegenes Urtheil, charaktervolle Haltung und aufopfernde Thätigkeit Anspruch auf den Dank des ganzen Landes und das unvergeßliche Andenken aller derjenigen sich erworben hat, welche nähere Zeugen dieser vieljährigen segensreichen Wirksamkeit waren. Auch nachdem während der letzten Landtage die leidende Gesundheit dem Markgrafen nicht mehr erlaubte, selbst in den Sitzungen der Kammer zu erscheinen, nahm er an dem allgemeinen Gang der Geschäfte noch immer den lebhaftesten Antheil, versammelte öfter um sich den ständischen Ausschuß und einzelne Mitglieder der Kammern und war jederzeit bereit, aus dem Schatze der eigenen Erfahrungen Rath und Belehrung zu ertheilen. Neben dieser öffentlichen Thätigkeit widmete sich der Markgraf mit rastlosem Eifer und großem Erfolge in den der Erholung vorbehaltenen Zeiten der praktischen Landwirthschaft. Das in dem Musterbetrieb seiner eigenen Güter gegebene hervorragende Beispiel, sowie die Anregungen, welche er als Gründer und vieljähriger Präsident des landwirthschaftlichen Vereins im Großherzogthum gab, sichern ihm bleibende dankbarste Erinnerung. Und wie er in seinem öffentlichen Wirken ein hohes nachahmungswürdiges Beispiel gab, so war der Markgraf in seinem Privatleben das Vorbild eines glücklichen und musterhaften Hausvaters. Am 16. Oktober 1830 vermählte er sich zu Stuttgart mit Elisabeth Alexandrine Constanze, Tochter weiland Herzogs Ludwig von Württemberg, welche ihm am 5. December 1864 im Tode gefolgt ist. Aus dieser Ehe erblühten ihm vier Töchter, von welchen eine in frühester Kindheit starb. Von den Ueberlebenden wurde Prinzessin Sophie, (geboren am 7. August 1834), am 9. November 1858 mit dem Prinzen Woldemar zur Lippe, Prinzessin Leopoldine (geboren am 22. Februar 1837), am 24. September 1862 mit dem Fürsten Hermann zu Hohenlohe-Langenburg vermählt. Prinzessin Elisabeth ist am 18. December 1835 geboren. Im Genusse des reinsten häuslichen Glückes verbrachte der Markgraf im Kreise der Seinigen die letzten Jahre seines Lebens, welche nur durch wiederholte Krankheitsanfälle und Schwankungen seiner hauptsächlich durch Kriegsstrapazen erschütterten Gesundheit getrübt wurden. Schon im Verlaufe der letzten Jahre seines Lebens, wiederholt von schwerem Krankenlager nur durch die sorgsamste Pflege liebender Angehöriger erstanden, wurde er, nach einem in der erfrischenden Luft des Murgthales zu Rothenfels im Kreise seiner Familie verlebten Sommer nach Karlsruhe zurückgekehrt, von einer Entzündungskrankheit befallen, welche die älteren schlummernden Leiden von neuem erweckte und zu schneller Entwicklung brachte. Die aufopferndste Sorgfalt um den hohen Kranken vermochte nicht mehr dem zerstörenden Uebel Einhalt zu thun und bis zum letzten Augenblicke im Genuß der vollen Thätigkeit seines männlichen Geistes, erlag er seinen Leiden am 11. Oktober 1859. (Vgl. K. Z. 1859 Nr. 252).

Unter den Kindern des Großherzogs Karl Friedrich folgt, dem Lebensalter nach, nunmehr eine Tochter

Amalie Christine Karoline, Prinzessin und Markgräfin von Baden, geboren am 26. Januar 1795. Dieselbe wurde am 19. April 1818 mit dem Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg (s. diesen Artikel) vermählt, an dessen Seite ihr beschieden war, lange Jahre in glücklicher, reich gesegneter Ehe zu verleben, umgeben von der innigen Liebe der Ihrigen und getragen von der Hochachtung und Verehrung Aller, welchen vergönnt war, die edeln Gaben des Geistes und des Gemüthes der hohen Frau kennen zu lernen. Durch den am 22. Oktober 1854 erfolgten Tod des Fürsten Karl Egon tief

gebeugt, verbrachte die Fürstin die Tage ihres Wittwenstandes in stiller Zurückgezogenheit, theils in Karlsruhe, theils auf den fürstlichen Besitzungen, theils im Kreise der Familien der in Schlesien lebenden fürstlichen Töchter. Im Jahre 1867 zeigten sich die Anfänge einer Krankheit, deren schwere Leiden die Fürstin mit standhafter Ergebung und ächtester christlichen Frömmigkeit getragen hat, bis am 14. September 1869 ihre Auflösung erfolgte, tief beklagt besonders in den Bezirken der Besitzungen der fürstlichen Standesherrschaft, welche den Verlust einer wahrhaft gütigen und unermüdlichen Wohlthäterin der Armen und Hülfsbedürftigen zu betrauern hatten. (Vgl. K. Z. 1869 Nr. 217.)

Von den Kindern des Großherzogs Karl Friedrich ist im rüstigsten Wohlsein des Körpers und Geistes noch am Leben der jüngste Sohn,

Maximilian Friedrich Johann Ernst, Prinz und Markgraf von Baden, geboren zu Triesdorf bei Ansbach am 8. December 1796. W.

Karl Freiherr von Baden

stammte aus einem der ältesten breisgauischen Adelsgeschlechter, als dessen erste Wiege die Burg Mannsberg bei Kirchheim unter Teck genannt wird. Das nach dieser Burg benannte Geschlecht theilte sich angeblich schon im 12. Jahrhundert in zwei Linien, deren eine den Namen von Mannsberg beibehielt und unter diesem als Dienstmannen der Grafen von Teck unter den Zähringern in Schwaben und der benachbarten Schweiz bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts blühte, während der andere Stamm ursprünglich als Zähringische Kastenvögte zu Baden (dem heutigen Badenweiler) nach dem Breisgau gekommen sein und von diesem Amte und Wohnsitz zuerst den Namen von Baden angenommen haben soll. Dieser letztere Stamm zählte von da ab bis zu seinem Erlöschen durch sieben Jahrhunderte zu dem begüterten Adel des Breisgau's, von wo einzelne Zweige nur vorübergehend auch nach der Schweiz und dem Elsaß sich verbreiteten. Im Breisgau selbst blühte er zu Anfang des vorigen Jahrhunderts noch in zahlreicher Nachkommenschaft. Karl Freiherr von Baden, geboren zu Freiburg im Oktober 1770, war der älteste Sohn des k. k. österr. wirkl. Geh. Raths Franz Anton Freiherrn von Baden (gest. 10. December 1818), seine Mutter war eine Gräfin von Sickingen-Hohenburg. Er begann seine Studien in Freiburg unter häuslicher Nachhilfe und vollendete dieselben 1795 in Wien. Die praktische Vorbereitung zum Dienste empfing er ebenda und dann in Günzburg und Lindau, zuletzt um 1800 bei dem Landrechte in Freiburg. Als sein Vater beim Anmarsche Ferina's durch seine Dazwischenkunft die Stadt Freiburg vor Plünderung rettete, gab Karl sich als Geißel für Einhaltung der gemachten Zusagen hin und zog mit dem Heere. Erzherzog Ferdinand, der Erbe Herkules' von Este, übertrug ihm die Präsidentenstelle bei dem Landrecht, welche er auch noch beim Uebergang des Breisgau's an Baden provisorisch eine Zeit lang bekleidete. Später ernannte ihn Großherzog Karl Friedrich zum Geheimen Rath, Stadt- und Polizeidirektor, dann zum Landvogt in Freiburg. Bei der Berichtigung der Rheingrenze zwischen Baden und Frankreich wurde Freiherr von Baden zum landesherrlichen Commissair ernannt. Unter dem 14. April 1812 beförderte ihn Großherzog Karl zum aktiven Staatsrathe, in welcher Eigenschaft er vielfach das Land zu bereisen und besondere ihm übertragene Geschäfte wahrzunehmen hatte. Während der deutschen Occupation französischer Gebietstheile übertrug ihm Kaiser Franz von Oesterreich das Gouvernement der Departements Haute-Saone und Côte d'or, in welcher Stellung er bis zum Rückzuge der deutschen Truppen verblieb. Nach Einführung der Verfassung war er auf den zwei

ersten Landtagen, 1819 und 1822, einer der Vertreter des grundherrlichen Adels in der ersten Kammer. Er nahm an deren Verhandlungen sehr regen Antheil, war vielfach in Commissionen thätig und brachte 1819 auch eine Motion ein, welche die Erhebung des Advocatenstandes und zumal dessen Ausbildung zur Pflanzschule guter Richter betraf. Nach seinem Antrag sollte zur Ausübung der Advocatur die Erwerbung der juristischen Doctorwürde und die Ablegung eines Examens bei dem Oberhofgericht erforderlich sein. Ein solcher Advocat sollte sodann bei jedem Hofgericht auftreten können und vor allen zu jedem Justizamt befähigt sein, mit dem ausdrücklichen Vorrecht, daß bei den verschiedensten Bewerbern um eine solche Stelle ein so gebildeter Advocat sich des Vorzugs zu erfreuen habe. — Durch einen edeln Freisinn ausgezeichnet, zog Frh. v. Baden bald das Mißfallen der reactionairen Regierungsmitglieder auf sich, die ihn mit Wessenberg und Rotteck zusammen als verdächtig und gefährlich bezeichneten. — Zu dem dritten Landtag nahm er eine ihm zugedachte Wahl nicht mehr an und widmete sich fortan nur noch der Besorgung seiner häuslichen Angelegenheiten. Nur einmal noch übernahm er 1823 die Vertretung des Großherzogs Ludwig bei der Gründung des erzbischöflichen Seminars in Freiburg. Im Herbst 1829 kam er von dem gewohnten Landaufenthalt auf seiner grundherrlichen Besitzung in Liel geistig verstimmt nach Freiburg zurück. Die ihm sonst eigene innere Regsamkeit war gelähmt, der Drang, sich in wissenschaftliche Studien zu vertiefen oder auf dem ihm heimischen Gebiete der schönen Künste sich zu erheitern, war verschwunden. Mehr und mehr umdüsterte ihn die auflösende Krankheit, bis er am 14. Februar 1830 der Brustwassersucht erlag, ohne jemals bettlägerig gewesen zu sein. Mit ihm erlosch der letzte männliche Sprosse seines alten adeligen, seit 1696 freiherrlichen Geschlechtes. Seine Stammgüter zu Liel, Schliengen, Amoltern, Au und Sölden vererbten sich an seine drei Schwestern: Maria Anna, vermählte von Rotberg, Amalie, vermählte von Fahnenberg, und Elisabeth, vermählte von Türckheim. Zum Allodialerben ernannte er seinen Neffen, Freiherrn Bruno von Türckheim, welchem Großherzog Leopold gestattete Namen und Wappen der ausgestorbenen Freiherren von Baden mit dem seinen zu vereinigen. ✠

Josef Bader.

Auf den deutschen Hochschulen bildeten sich, beseelt von dem Freiheitsdrange, der nach den glorreichen Tagen der Befreiungskriege die deutsche Jugend durchdrang, sogenannte burschenschaftliche Verbindungen, welche den Regierungen bald verdächtig wurden und dieselben zu scharfen Maßregeln gegen die ihnen angehörenden Studenten veranlaßten. Manchem jungen Manne hat die bloße Thatsache, daß er einer solchen Verbindung angehörte, auf viele Jahre hinaus jedes Fortkommen in der geordneten Laufbahn des Staatsdienstes unmöglich gemacht. In solcher Weise erging es auch Josef Bader, der, am 20. December 1805 zu Thiengen im Kletgau geboren, in Freiburg zuerst Theologie, dann Jurisprudenz studirte und wegen seiner Theilnahme an der Verbindung „Germania“ 1824 von der Universität relegirt wurde. — Schon früh hatte Bader Sinn und Neigung für geschichtliche Studien gezeigt; durch mehrere kleinere Arbeiten über die Geschichte seiner Vaterstadt, der Stadt Waldshut u. a. gewann er die Freundschaft der Historiker Leichtlen und Schreiber und wurde durch diese zur Fortsetzung solcher Studien ermuntert. 1834—36 erschien seine „Badische Landesgeschichte“, ein Buch, das bei dem Mangel genügender Vorarbeiten auch heute noch als sehr verdienstliche Arbeit gelten darf. 1837 wurde Bader endlich als Gehülfe am General-Landesarchiv zu Karlsruhe aufgenommen und rückte, nachdem er 1838 den Grad eines Doctors der Philosophie erworben,

1841 zum Kanzlisten, 1844 zum Assessor vor. 1854 erfolgte seine Ernennung zum Archivrath, 1872 seine Zuruhesetzung. Außer einer großen Anzahl kleinerer Schriften (über die Markgrafen Rudolf I., Hermann V., die Stifter von Lichtenthal, die Ahnen des fürstlichen Hauses Baden, Erwin von Steinbach u. a.) sind von seinen historischen Arbeiten zu nennen: Die ehemaligen breisgauischen Stände (1846), Fahrten und Wanderungen im Heimathlande (1853—56), sowie die von ihm gegründete und herausgegebene Zeitschrift „Badenia" (1839—44 und neue Folge 1859—64). Er lieferte ferner zahlreiche Beiträge zur Geschichte des badischen Oberlandes in die ersten 24 Bände der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Seit seiner Pensionirung veröffentlicht er seine Arbeiten, von denen „das ehemalige Kloster St. Blasien und seine Gelehrten-Akademie" hervorzuheben ist, in dem Freiburger Diöcesanarchiv. W.

Johannes Bähr

stammt aus einer Familie, die im vorigen Jahrhundert aus Rapperschwyl in der Schweiz in die Rheinpfalz einwanderte, wo sie zu der streng reformirten Kirche gehörte. Sein Vater war Bäckermeister, dann Spitalverwalter in Heidelberg. Johannes wurde am 28. August 1767 geboren, besuchte das dortige reformirte Gymnasium und studirte in Heidelberg und Halle Theologie. Nach seiner im Jahre 1786 bestandenen Prüfung bekleidete er zuerst Hauslehrerstellen, wurde 1790 reformirter Pfarrer in Darmstadt und 1799 Pfarrer an der hl. Geistkirche in seiner Vaterstadt Heidelberg, später Inspector der Diöcese Unterheidelberg, dann der Diöcese Ladenburg. An der Union der beiden evangelischen Kirchen des Landes nahm er thätigen Antheil, indem er schon 1819 an den Vorberathungen zu diesem Werke theilnahm und 1821 zum Mitglied der unirenden Generalsynode gewählt wurde. Ein Freund der Union war er nicht aus Indifferentismus, sondern von seiner biblisch supranaturalistischen Ueberzeugung aus, zu welcher er von dem damals herrschenden Rationalismus unter den Erfahrungen seines Amtes nach nnd nach geführt worden war. Mit ganzer Liebe gehörte er seinem Pfarramt und seiner Gemeinde an und erwarb sich auch um seinen Inspectionsbezirk Verdienste durch Förderung des Schulwesens. Es war ihm schwer, sich von seiner Gemeinde zu trennen, als er im Jahr 1822 nach Ewalds Tod zum Ministerialrath bei der evangelischen Kirchensection in Karlsruhe ernannt wurde. Nach dem Tode des Prälaten Hebel berief ihn das Vertrauen des Großherzogs Ludwig, welcher die evangelische Gesinnung Bährs zu schätzen wußte, als Hebels Nachfolger. Doch bekleidete er diese Würde nicht lang; schon im Sommer 1827 stellte sich eine Kränklichkeit ein, wohl mit in Folge angestrengter Arbeit. Sein Todestag war der 4. April 1828. Es characterisirte ihn ein mildes und freundliches Wesen im Umgang, Gewissenhaftigkeit in seinem Beruf, eine tüchtige theologische Bildung, Herzlichkeit und Wärme der biblischen Ueberzeugung im Predigtamte. Um dieser Eigenschaften willen genoß er allgemeine Achtung. Schriftstellerische Arbeiten hat er nicht hinterlassen; doch fand sich von ihm ein Entwurf zu einem evangelischen Landeskatechismus vor, zu welchem er ebenso wie Hebel den Auftrag erhalten hatte. Zur Einführung kam aber weder der eine noch der andere dieser Entwürfe. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen 6, 257 ff.) Dr. Mühlhäusser.

In Darmstadt hatte sich Bähr mit Philippine Koch, Tochter eines angesehenen Beamten verheirathet. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Söhne, deren Biographien sich hier anschließen.

Johann Christian Felix Bähr,

der ältere Sohn des Prälaten Bähr, wurde am 13. Juni 1798 zu Darmstadt geboren. Er besuchte in Heidelberg das reformirte, dann das vereinigte Gymnasium und erhielt vor allem von K. Phil. Kayser (geb. 1773), einem Schüler Heynes und tüchtigen, historisch durchgebildeten Philologen nachhaltige Einwirkung. Als Knabe zeigte er schon einen ausgesprochenen Trieb zu gelehrter Beschäftigung und gab als Jüngling, um mehr den Büchern leben zu können, einst plötzlich alle Beschäftigung mit Musik auf, zu der ihn eine starke Neigung trieb. Seine Jugendgenossen nannten ihn bald den „Scholiasten". Die Universität bezog er 1815 und hat in Heidelberg allein studirt unter der Einwirkung so bedeutender Männer wie Creuzer, Wilken, Schlosser, Daub. Schon als Mitglied des philologischen Seminars ward er zu den literarischen Arbeiten Creuzers zugezogen, vor allem bei der Redaktion der zweiten Auflage der Symbolik und Mythologie der alten Völker; er verfaßte das Register zu allen vier Bänden. Auch noch später trat die Gemeinsamkeit der Arbeiten nicht allein bei der großen Ausgabe des Herodot, sondern auch bei Creuzers Abriß der römischen Antiquitäten (1824) hervor. Die Topographie, die Kriegsalterthümer, die Kapitel aus den Privatalterthümern sind von Bähr gearbeitet. Das Verhältniß zwischen dem berühmten Lehrer und dem rasch neben ihm empor steigenden Schüler blieb allerdings später nicht ungetrübt, was bei der sehr empfänglichen, subjectiv unberechenbaren Natur Creuzers und dem nähern Verhältniß, in dem lange Zeit Bähr zu dem Historiker Schlosser stand, wohl begreiflich ist. Unter den Studiengenossen stand Bähr vor allem Mone, Fr. Fröhlich, dem nachherigen langjährigen Universitätsreferenten im badischen Ministerium, sowie dem Kunsthistoriker Waagen nahe; der etwas ältere Theologe Ullmann war seit der Jugendzeit ihm nahe befreundet. Bähr betrat die akademische Laufbahn mit Veröffentlichung einer gelehrten Schrift de Apolline patricio et Minerva primigenia in der er sich als Schüler Creuzers zunächst einführte. Mit richtigem Takte hat er dann, da die spekulativ religiöse wie die specifisch künstlerische Seite seiner Natur ferner lag, sich von mythologischen Arbeiten fern gehalten. Bereits 1821 finden wir ihn als außerordentlichen Professor, 1823 als ordentlichen Professor, 1832 ward er zum Oberbibliothekar ernannt, 1838 als Ephorus des Lyceums zu Heidelberg, 1845, nach Creuzers Rücktritt, als Direktor des philologischen Seminars, an dem er gleich von Beginn seiner akademischen Laufbahn lehrend mitwirkte. Als alljährlich neu ernanntes Mitglied der Prüfungscommission für die jungen Philologen, wie häufig als Commissair für Abiturientenprüfungen hat er gewirkt und auch dadurch eine große persönliche Kenntniß der Schulzustände, wie der Personen seines Heimathslandes erworben. Die Ehre eines Hofraths, dann Geh. Hofraths und mehrere Ordensauszeichnungen sind ihm zu Theil geworden. In wunderbarer Stetigkeit hat Bähr als akademischer Lehrer von 1820 bis 1872 gewirkt, eine lange Reihe tüchtiger Gelehrter, Schulmänner, Juristen und Theologen sind seine Zuhörer gewesen. Seine Vorlesungen erstreckten sich über römische Literaturgeschichte, griechische Literaturgeschichte, einzelne Zweige derselben, über Encyklopädie der Philologie, griechische und römische Geschichte, auch über Mythologie und Symbolik, speciell selbst der Kelten und Germanen, am regelmäßigsten über den lateinischen Stil, wobei er in unverbrüchlicher Treue die Correcturen der eingelieferten sog. Stile durchführte. Unter den griechischen Schriftstellern hat er vor allem gern Herodot, Thukydides, Pindar, Aeschylos, Aristophanes, sowie Platonische Dialoge behandelt; unter den Lateinern Horaz und davon besonders die Ars poëtica, Juvenal

Tacitus, Cicero in seinen Reden wie in seinen philosophischen Schriften. Als Direktor des philologischen Seminars (1845—1868) leitete er mit besonderer Liebe die Disputationsübungen, in der Interpretation stellte er wohl zu wenig strenge Anforderungen. Die Collegia Bährs waren durchschnittlich bis in seine letzten Lebensjahre gut besucht. Als akademischer College zeichnete sich Bähr durch Pünktlichkeit und Geschäftskunde in hohem Grade aus. Das Prorektorat hat er zweimal 1835/36 und 1855/56 verwaltet. Die hervorragenden geschäftlichen Eigenschaften, verbunden mit einer angeborenen Gefälligkeit und einem unbedingten Bestreben, wissenschaftliche Arbeiten zu fördern, hat er in seiner Eigenschaft als Oberbibliothekar allseitig bewährt. Der Geschichte der Heidelberger Bibliothek und besonders der verhängnißvollen Katastrophe der Wegführung der berühmten Palatina im Jahre 1623 forschte er unermüdet nach und hatte nach mehrfachen verdienstlichen Veröffentlichungen (Aufsatz aus dem Serapeum besonders abgedruckt, Leipzig 1843) sowie (Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1869. S. 1 ff.) noch die Freude, im letzten Lebensjahr den Originalbericht des Leo Allatius über die Wegführung selbst zu publiciren (Heidelberger Jahrbücher 1872 Nr. 31 ff. S. 481—519). Mit dieser bibliothekarischen Thätigkeit stand nun auch die Redaktion der Heidelberger Jahrbücher der Literatur in enger Verbindung, die er seit 1834 nahe an vierzig Jahre hindurch führte. Dieses in seinem ersten Erscheinen Epoche machende literarische Unternehmen, in dem sich die Universalität eines Creuzer und Daub, der tiefeindringende Scharfsinn und freie reife Umblick eines Böckh, die historische Kritik eines Wilken, eines Savigny, die neue Felder eröffnende Forschung eines Uhland und der Gebrüder Grimm mit dem begeisterten Schwunge und dem Humor der Romantiker, wie Brentano, Görres, Windischmann vereinten, war allerdings schon sehr in seiner Bedeutung gesunken, als Bähr als Redakteur eintrat. Er hat mit seltener Treue, Uneigennützigkeit und unermüdlichem Fleiß unter wechselnder Betheiligung immer noch einzelner bedeutenden Männer der Wissenschaft die Zeitschrift fortgeführt; sein Tod ist auch ihr Tod geworden. Als philologischer Schriftsteller hat sich Bähr zwei Hauptfelder der Thätigkeit auserkoren. Die griechischen Historiker und die römische Literaturgeschichte und daran sich anschließend die Geschichte der humanistischen Studien im Mittelalter. Auf das erstere Gebiet war Bähr von Creuzer entschieden hingelenkt worden. Unter den griechischen Historikern beschäftigte ihn zunächst Plutarch. Schon 1819 war von ihm in Creuzer's Meletemata disciplinae antiquitatis III. p. 1—98 ein Specimen observationum in Plutarchi vitam Alexandri mit neuen Scholien aus Pfälzer Manuscripten erschienen, es folgte eine Ausgabe des Alcibiades mit Vergleichung von Pariser Handschriften und fortlaufendem Commentar (1822), dann die drei Biographien: Philopoemen, Flaminius, Pyrrhus (1826.) Auch bei der Uebersetzung der Plutarchischen Schriften bei Metzler in Stuttgart (1827 ff.) war Bähr eifrig betheiligt. Der bereits seit einer Reihe von Jahren zwischen dem Verleger Hahn und Creuzer verabredete Plan einer großen Gesammtausgabe Herodots ward von Bähr, unterstützt durch eine Menge schriftlicher Mittheilungen Creuzers, mit frischer, rüstiger Kraft wirklich unternommen und in fünf Jahren (1830—35) ausgeführt. Eine sehr umfassende neue Bearbeitung derselben beschäftigte ihn in den Jahren 1855—62. Herodot ist ein Schriftsteller zu dessen conservativ-religiösem und doch auch wieder kritisch prüfenden, nichts weniger als mystischen Wesen, zu dessen weitem, die Völker des Orients mit gleichem Interesse umspannenden Gesichtskreis, zu dessen wunderbarem Erzählertalent Bähr sich wie zu einem ihm Verwandten innigst hingezogen fühlte. Die Ausgabe wird für lange Zeit die reichhaltigste Fundgrube

realen Wissens für Herodot bleiben. Auch von Herodot ward eine Uebersetzung 1859—64 bei Krais & Hoffmann in Stuttgart herausgegeben. Diese langjährige Beschäftigung mit Herodot gab Bähr auch den Muth, in seinen letzten Lebensjahren die neue Bearbeitung von K. Fr. Hermanns griechischen Staatsalterthümern zu übernehmen, die der Verfasser dieses, durch andere umfangreiche Arbeiten gedrängt, für jetzt wenigstens der Bearbeitung der zwei andern Theile des Hermann'schen Werkes anzuschließen keine Zeit fand. An Ostern 1874 ist der dritte größere Theil dieses Werkes, soweit er von Bähr noch behandelt ward, dem literarischen Publikum vorgelegt worden. Im Jahre 1828 erschien Bährs Geschichte der römischen Literatur in zwei Bänden, die durch ihre systematische übersichtliche Gliederung, durch Einfachheit und Klarheit des Stiles, durch möglichste Vollständigkeit der Literaturangaben sich eine große Verbreitung gesichert und nach und nach immer erweitert in vier Auflagen erschienen ist (zuletzt 1867—1870). Es war ein besonders glücklicher Gedanke Bähr's, daran noch ein Supplement über die Geschichte der lateinischen Literatur bis in das karolingische Zeitalter anzuknüpfen, so erschienen 1836 die christlichen Dichter und Historiker Roms, 1837 die christlich-römische Theologie nebst einem Anhang über die Rechtsquellen, 1840 die christlich-römische Literatur des karolingischen Zeitalters. Mitten aus den Arbeiten zu einer neuen Ausgabe dieses in seiner Art einzig dastehenden Werkes hat ihn der Tod hinweggerissen (der erste Band erschien Ende 1872.) Mit diesen außerordentlich nützlichen Arbeiten auf dem Gebiete der gelehrten Studien des Mittelalters stehen zwei Programme in Verbindung, welche Bähr als Prorektor 1835 und 1855 veröffentlicht hat: de literarum universitate Constantinopoli V p. Chr. n. saeculo condita und de literarum studiis a Carolo Magno revocatis ac schola Palatina instaurata. — Eine Fülle einzelner literarhistorischer und antiquarischer Artikel ist von Bähr in Paulys Realencyclopädie der Alterthumswissenschaft, besonders Band I. und in der Ersch und Gruber'schen Encyklopädie enthalten. Die deutsche Uebersetzung der Philippischen Reden Cicero's war für Bähr dabei eine leichte Nebenarbeit. (1868). — Ein ausgebreiteter Briefwechsel ging dabei für den Oberbibliothekar und Redakteur neben her und in einer Fremdenstadt wie Heidelberg eine Fülle von Besuchen durchreisender oder zeitweis sich aufhaltender Fachgenossen, denen freilich sein Haus als solches ganz verschlossen blieb. Eine so rastlose gelehrte und Berufsthätigkeit würde ohne eine sehr regelmäßige und eingezogene Lebensweise, ohne große Zeitsparsamkeit und vor allem ohne die fortwährende Erfrischung durch Gänge in der freien Natur nicht möglich gewesen sein. Bähr war bei seiner unscheinbaren kleinen Statur körperlich bis in sein Alter außerordentlich rüstig, früher ein trefflicher Schlittschuhläufer, später immer noch ein ausgezeichneter Fußgänger. Sobald die Bücherrevision am Schlusse des Sommersemesters beendet war, ergriff er den Wanderstab, um über die Höhen des Schwarzwaldes, dabei immer neue Punkte aufsuchend, in die Schweiz hinüber zu wandern und diese nach allen Richtungen zu durchstreifen. So ward er einer der genauesten Kenner der Schweiz und seiner badischen Heimath. Noch wenige Wochen vor seinem Tode bestieg er den Pilatus als ein Vierundsiebzigjähriger. — Bähr war zweimal verheirathet, zuerst mit Julie Schneider, der Tochter eines Arztes, dann mit Rosalie Reinhold aus dem Hannöverschen. Beide Ehen blieben kinderlos. Um so lebhafter wandte sich sein Interesse den jüngeren Gliedern seiner Familie zu, wie ein lebhafter Briefwechsel mit dem Bruder durch sein ganzes Leben sich hinzog. Treue alten Freunden gegenüber war überhaupt ein hervorragender Zug seines Wesens. Obgleich der überaus fleißige Mann, der auch im Alter früh um 4, spätestens 5 Uhr seine

Arbeit begann, geselligen Verkehr mit sehr wenigen seiner Collegen pflegte, so besaß er entschieden geselliges Talent und Freude an Geselligkeit. Fast täglich führte ihn sein Weg hinaus zu dem Stift Neuburg, dem herrlichen Sitze der Familie Schlosser, jetzt v. Bernus. Hier fand er einen interessanten Verkehr mit den Trägern früher der literarischen und künstlerischen Romantik, später mehr mit den kirchlichen Führern des Katholicismus. Er ist selbst immer Protestant geblieben, aber hat wohl in der Zeit der großen politischen Bewegungen Badens im Bereiche der österreichischen Einflüsse gestanden. Das Jahr 1866 hat übrigens auch in ihm einen großen Umschwung hervorgebracht. In Preußen hat er das Land der Ordnung und Zucht, das Land blühender Schulen hoch verehrt, dasselbe aber nur am Rheine betreten. Am Niederrhein verlebte er fast jährlich bei Freunden eine Herbstwoche. — Im Jahre 1869 feierte Bähr noch in voller Kraft sein fünfzigjähriges Doktorjubiläum, wobei die Achtung des Auslandes, die Anerkennung seines Fürsten, vor allem aber die Liebe und Anhänglichkeit seiner Schüler, denen er noch über die akademische Zeit hinaus ein wahrhaft väterlicher Berather blieb, einen lebendigen Ausdruck fand. An seinem Todestage (28. November 1872) sahen ihn seine Collegen noch Theil nehmen an der hundertjährigen Feier des Geburtstages von G. Hermann; mitten im Kreise derselben und seiner Schüler traf ihn ein Schlaganfall, dem er nach wenigen Stunden erlag. Bähr wird in der Reihe der deutschen humanistischen Gelehrten, die auf dem Boden der großen geistigen Bewegung in Literatur, Historie und Philosophie am Anfange dieses Jahrhunderts erwachsen sind, eine bleibende, und ehrenvolle Stelle einnehmen und seine Werke werden noch lange durch ihre breite Basis der Gelehrsamkeit und ihre übersichtliche Behandlung schwieriger Stoffe nützlich wirken. B. Stark.

Karl Christian Wilhelm Felix Bähr.

Als der zweite Sohn des Prälaten Johannes Bähr wurde er am 25. Juni 1801 in Heidelberg geboren und empfing seine Vorbildung im dortigen Gymnasium. Im Jahre 1818 bezog er zum Studium der Theologie die Universität seiner Vaterstadt, wo besonders der Ernst und die wissenschaftliche Tiefe Daub's ihn anzog und ein reges wissenschaftlich-theologisches Interesse in ihm weckte. Neben der Theologie fesselte ihn damals schon die Musik; unter Thibaut's Leitung studirte er theoretisch und praktisch alte Kirchenmusik, wozu später durch Anregung des Aesthetikers Feuerbach die Beschäftigung mit den klassischen Werken der neueren Musik kam. Im Jahre 1822 setzte er, von Daub an Hegel und Marheinecke empfohlen, seine theologischen und philosophischen Studien in Berlin fort. Er fühlte sich aber dort bald mehr von Neander angezogen, durch welchen ihm, besonders in den Vorlesungen über das Evangelium Johannis, ein neues theologisches Lebensgebiet aufgeschlossen wurde. In dem Kreis, welcher sich um Neander bildete, lernte er Tholuk kennen, mit dem er fortan befreundet blieb; sein bis dahin blos wissenschaftlich-theologisches Interesse ward jetzt auch ein praktisches und die gläubige biblische Ueberzeugung blieb von da an für ihn die bestimmende Lebensrichtung. Vollendet wurden die theologischen Studien Bährs in Heidelberg, wo er auch eine theologische Preisfrage über die im Colosserbrief vorkommenden Irrlehren löste, ein Anlaß, der später zur Herausgabe seiner ersten größeren theologischen Arbeit, dem Commentar über den Colosserbrief (1833) führte. Nach der theologischen Prüfung im Jahre 1823 bekleidete er ein Vikariat in Pforzheim und erhielt dann seine erste Anstellung daselbst als zweiter Diakonus. Neben der Predigt und Seelsorge übernahm er eine ansehnliche Zahl von Unterrichtsstunden am Pädagogium. Die Bekanntschaft mit den Schriften Menken's ward hier für ihn von großer Bedeutung,

ebenso die Verbindung mit Dr. Barth in Calw, durch den er zur Mitarbeit an einer der rationalistischen Dinter'schen entgegengesetzten Schullehrbibel und an dem „homiletisch-liturgischen Correspondenzblatt" gewonnen wurde, in welchem seine Aufsätze gegen den Rationalismus viel Aufsehen machten. Im Jahre 1829 verheirathete sich Bähr mit Auguste Bohm und trat sodann in das Pfarramt zu Eichstetten bei Emmendingen ein. In die neun Jahre, die er hier zubrachte, fallen seine bedeutendsten wissenschaftlichen Studien. Von kleineren Arbeiten sei erwähnt eine anonym (in Nördlingen) erschienene Broschüre „Einige Hauptpunkte aus dem Leben Jesu von Dr. Paulus, vom sittlichen Standpunkt aus beleuchtet" und eine beifällig anerkannte Abhandlung in Heidenreichs und Hüffel's Monatsschrift (II., 2) über die Art der Kreuzigung Jesu. Besonders beschäftigte ihn das Studium der Lehre von der Erlösung und Versöhnung. Eine Frucht dieser Studien war die Schrift „die Lehre der Kirche vom Tode Jesu in den ersten 3 Jahrhunderten" (1832). Die Fortsetzung dieser Arbeit von Anselm von Canterbury bis auf die neuere Zeit wurde ebenfalls vollendet, aber nicht in den Druck gegeben. Seine Absicht, die biblische Versöhnungslehre zugleich exegetisch zu behandeln, führte ihn auf den Opferbegriff und dessen Grundlage im alten Testament. Umfassende Vorarbeiten auf dem Gebiet des alttestamentlichen Cultus, wo nach verschiedenen Seiten hin neue Bahnen zu brechen waren, führten zu der „Symbolik des mosaischen Cultus." 1. Bd. 1837. 2. Bd. 1839. Diese Schrift war es namentlich, die dem Verfasser, welcher schon 1836 von der theologischen Facultät in Copenhagen mit der theologischen Doktorwürde überrascht worden war, einen bedeutenden theologischen Ruf verschaffte. Nachdem vorher schon die Kirchenbehörde ihn zu einer Stelle an dem neu zu errichtenden Predigerseminar in Heidelberg und die theologische Facultät daselbst zu einer Professur empfohlen hatte, wurde er im Jahre 1838 als Ministerialrath in die evangelische Kirchensection des Großh. Ministeriums des Innern und gleich darauf auch in den Oberstudienrath berufen. Bei den mancherlei Arbeiten, welche diese Doppelstellung mit sich brachte, mußten die wissenschaftlichen Studien zurücktreten. Doch erschien 1848 eine Schrift von ihm über den „Salomonischen Tempel, seine Bedeutung und sein Verhältniß zur Stiftshütte". Das Bedürfniß, dem Gottesdienst auch einen von der Individualität des Predigers unabhängigen objectiven Charakter zu wahren, veranlaßte (1850) die Schrift „der evangelisch-protestantische Gottesdienst vom Standpunkt der evangelischen Gemeinden aus". Von dieser Zeit an nahmen ihn auch die Arbeiten für die Eisenacher Kirchenkonferenzen, an denen er wiederholt als Delegirter der Badischen Kirchenbehörde theilnahm, und speciell für das von dieser Conferenz herausgegebene Kirchengesangbuch in Anspruch. Zu umfassenderen liturgischen Studien führten ihn die Vorbereitungen zur Generalsynode vom Jahre 1855, für welche er eine neue Gottesdienstordnung auszuarbeiten hatte. Sein Bestreben, dem nur die Unkenntniß eine katholisirende Richtung beilegen konnte, war darauf gerichtet, dem evangelischen Gottesdienst durch Anknüpfen an frühere Gottesdienstformen der evangelischen Kirche eine reichere und bessere Gliederung zu gewähren. Mit Ullmann, welcher im Jahre 1852 in den Oberkirchenrath eintrat, war er bis zu dessen Tod in inniger Freundschaft verbunden und suchte mit demselben dem Charakter der positiven Union in der Badischen Landeskirche zur bestimmteren Ausprägung zu verhelfen. Eine schmerzliche Erfahrung war für ihn die Agitation, die sich gegen das neue Kirchenbuch nach dessen Einführung erhob; er wurde dadurch schon im Jahre 1859 und 1860 veranlaßt, um seine Versetzung in den Ruhestand zu bitten, was ihm auch durch die Rücksicht auf seine Gesundheit nahe gelegt wurde. Im Jahre 1861 wurde, nach dem Rücktritt Dr. Ullmanns, sein

Wunsch erfüllt, unter Anerkennung seiner langjährigen treuen und ausgezeichneten Dienstleistungen. Ein Mandat zur Generalsynode von 1861, das ihm übertragen wurde, lehnte er ab, konnte aber, als seine Gesundheit sich wieder stärkte, die wissenschaftliche Thätigkeit wieder aufnehmen. Aus dieser Zeit stammt die Bearbeitung der Bücher der Könige in dem Bibelwerk von Dr. J. P. Lange (1868) und eine zweite, gänzlich umgearbeitete Auflage der Symbolik, deren erster Band 1874 erschien. Seit 1870 lebte Bähr in Offenburg, wo er am 15. Mai 1874 starb. Dr. Mühlhäusser.

Friedrich Daniel Bassermann.

Die Julirevolution hatte in Baden höhere politische Hoffnungen geweckt, als in irgend einem anderen Kleinstaate Deutschlands; eine kurze Zeit hatte man vertrauensselig wohl geglaubt, daß hier die Verfassung zuerst Wahrheit werden würde. Dann war eine um so tiefere Reaktion gefolgt, Blittersdorff begann sein unseliges Regiment. Da bereitete sich 1841 leise ein Umschwung vor. Die Regierung selbst führte ihn durch jene Urlaubsverweigerungen herbei, die, wie Blittersdorff später mit anerkennenswerther Offenheit schrieb, ihr Ansehen gegen den Staatsdienerstand im Allgemeinen aufrecht erhalten, der Meinung von ihrer Schwäche und Gesinnungslosigkeit begegnen sollten. Ein heftigerer Widerstand, als die Leiter des Regimes erwartet haben mochten, erwachte. Selbst konservative Abgeordnete sagten der Regierung ihre Unterstützung auf und zogen sich lieber zurück, als daß sie die Zahl der Opposition verstärkt hätten. In einen der frei gewordenen Sitze trat Friedrich Daniel Bassermann ein, in Mannheim am 30. Juni 1841 an Lauers Stelle gewählt. Der neue Abgeordnete hatte gerade das gesetzliche Alter erreicht: er war am 24. Februar 1811 in Mannheim geboren. Seine Familie gehörte zu den angesehensten, auch vermöglichsten des dortigen Handelsstandes. Ursprünglich zu einer wissenschaftlichen Laufbahn bestimmt und im Anfang auch danach gebildet, war er durch körperliche Rücksichten gezwungen gewesen, zu dem Berufe des Vaters zurückzukehren. Aber nachdem er, meist in Frankreich, als Kaufmann gelernt, erhielt die Neigung zu wissenschaftlicher Ausbildung noch einmal den Sieg, und drei Semester (Herbst 1829 bis Frühjahr 1831) brachte er in Heidelberg zu, mit naturwissenschaftlichen und historischen Studien beschäftigt. Namentlich Schlosser durfte ihn zu seinen eifrigsten Zuhörern zählen. Dann wendete er sich, der Absprache mit den Eltern gemäß, zu dem bürgerlichen Berufe zurück, trat in ein Drogueriegeschäft in Nürnberg ein und, nachdem er auf längerer Reise Triest und London besucht, gründete er sich 1834 in seiner Vaterstadt ein eignes Geschäft und einen häuslichen Herd. Bald nahm er an der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten regen Antheil; seit 1837 zu einer der Körperschaften gehörig, denen die Kontrole des Gemeinwesens zustand, machte er sich rasch durch die feine Form der Bildung, durch die Anmuth und Leichtigkeit seiner Rede, durch jugendliche Frische bemerkbar. Er hatte so eine Art Vorschule für das öffentliche Leben durchlaufen, als ihn das Vertrauen seiner Mitbürger in die Kammer rief. Sein erstes Auftreten war bezeichnend für ihn, wie für das bewegtere Leben, das bald in den Verhandlungen begann. Der Grundzug seines Wesens, dem er immer treu geblieben ist, rückhaltslose Offenheit, die keine Einschüchterung kennt, trat den Männern der Regierung sofort in unliebsamer Weise entgegen. Bassermann nahm an der Debatte Theil, die die Mittel zu der außerordentlichen Kriegsrüstung des Jahres 1840 betraf. Er war in richtigem Nationalgefühl einverstanden mit dem, was geschehen, nur hätte er gewünscht, daß der Bund, mehr an den Gedanken eines Krieges gewöhnt, schon wenn die Gefahr im

Anzuge sei, seine Rüstungen mache. Es waren im Grunde unverfängliche Worte, die er sprach, wenn sie auch einen leisen Tadel enthalten mochten, aber er war ein Neuling im Hause und noch dazu ein Mann der Opposition: also suchte Blittersdorff mit wegwerfendem Tone, kavaliermäßig kurz, ihn zur Ruhe zu weisen. Er hatte sich in dem jungen Gegner geirrt. Wenige Tage später, und dieser griff in der Debatte über den Urlaubsstreit die Regierung mit einer Heftigkeit an, wie sie bisher sogar die Führer der Opposition gemieden hatten. Die gereizte Stimmung, die schon im Volke sich zu regen begann, ließ sich zum ersten Male mit vernehmlicher Stimme in der Kammer hören. Er warf der Regierung rückhaltslos vor, daß sie demoralisiren wolle durch ihr System, daß sie zum Servilismus führe, in der Kammer so gut wie draußen im Volke. „Und doch", rief er aus, „ist die Regierung um des Volkes willen, nicht das Volk um der Regierung willen da. Hätten die Minister constitutionell handeln wollen, so hätten sie entweder durch Zurücknahme des Unrechtes den Dank des Landes verdient, oder sie hätten die Kammer aufgelöst, oder sie wären abgetreten." Und er setzte hinzu, daß er sich darüber nicht besonders gegrämt haben würde. Der Ton war neu, das sprachen selbst die Minister aus, aber er wirkte reinigend und klärend in der Stickluft jener Tage. Das Wort war gesprochen, das man bisher gescheut, die Zeit der phrasenreichen, unverfänglichen Proteste neigte zum Ende. Das konnte schon der Landtag vom Jahre 1842 beweisen. Die Regierung war zwar zunächst in dem Urlaubsstreit Siegerin geblieben. Sie hatte der vertagten Kammer (August 1841) ein fürstliches Manifest nachgeschickt, das ihre Maßnahmen vor dem Volke rechtfertigen sollte. Als aber dann die Kammer von Neuem zusammentrat, (Februar 1842) und jene Schrift in die Debatte hineingezogen wurde, fand sich in dem nämlichen Augenblicke, in welchem man die Ausschließung nicht beurlaubter Mitglieder gut geheißen hatte, eine unerwartete, wenn auch kleine Majorität, die das Aktenstück für verfassungswidrig erklärte. Die Antwort der Regierung war die Auflösung der Kammer. Die Neuwahlen führten die Opposition etwas verstärkt zurück, auch Bassermann fand sich unter den Wiedergewählten. Es kam einer der bewegtesten Landtage, die Baden erlebt hat. Schon die wochenlange Prüfung der Vollmachten ließ erkennen, daß man die unerhörte Beeinflussung der Wahlen durch die Regierung nicht länger dulden wolle. Bassermann stand auch jetzt wieder in der vordersten Reihe der Angreifer. „Die Regierung", rief er einmal in seiner deutschen Offenheit aus — er hatte früher einem Minister gegenüber diese Nationaleigenschaft rühmend betont — „die Regierung hat die Wahlumtriebe in kolossalem Maßstabe organisirt, die Presse für das Volk stumm und für sich zu einem Monopol gemacht; sie hat die Staatsdiener für Instrumente erklärt, die man zerbreche, wenn sie sich nicht fügen, und hat sie dann in Cirkularnoten zur Einmischung in die Wahlen nach vorgeschriebener Richtung aufgefordert". Aber er beschränkte sich doch nicht auf den Ruhm, ein schlagfertiger Heißsporn der Opposition zu sein. Schon jetzt kam die positive Seite in seinem politischen Handeln deutlich zum Vorschein. Er versuchte sich in den ersten Arbeiten zur Kontrole des Budgets, er trat mit eigenen Anträgen hervor, die eine Verbesserung des Steuerwesens und die Einführung der Kapitalsteuer zum Zwecke hatten, er kam gern auf die deutsche Frage zurück, um die sich seine erste und letzte Thätigkeit in diesen Kammern gedreht hat. Damals brachte er den freilich vom Ministertische kühl abgewiesenen Antrag ein, die Regierung möge sich beim Bundestage um eine Amnestie für die Flüchtlinge und Verfolgten der dreißiger Jahre verwenden, damals unterstützte er mit energischer Wärme den Catoantrag Welckers, der immer wieder die unbequeme Forderung nationaler

Reformen stellte. Schon jetzt zeigte er auch eine größere Klarheit in der Beurtheilung der deutschen Dinge, als sie den meisten eigen war, wenn er sich bereit erklärte, im Interesse der Gesammtheit einen Theil der lieb gewonnenen Selbstständigkeit hinzugeben. „Ich wünschte", sagte er in der nächsten Session bei Berathung des Zollvereinstarifs, „wir wären in diesem Falle nicht blos für Zollsachen, sondern auch für ganz andere deutsche Angelegenheiten, ich würde für ein allgemeines deutsches Gesetzbuch, für ein allgemeines deutsches Strafverfahren gern einen Theil unserer badischen besonderen Gesetzgebungsgewalt schwinden sehen, gerne die 63 Abgeordneten der badischen Kammer in drei Abgeordnete zusammenschmelzen lassen, die dann in einem großen Parlamente säßen. Wenn man sich dazu nicht erheben kann, dann muß man auch von der jetzt zur Mode gewordenen Einheit Deutschlands schweigen." Und weil sich Bassermann durch eifrige Arbeit, Lektüre und Umgang, nach und nach zum wirklichen Politiker ausbildete, trat diese positive Seite auch mehr und mehr bei ihm hervor. Nicht als ob er sich aus den Reihen der Opposition zurückgezogen hätte — er durfte noch immer für ihren eindringlichsten Redner gelten — aber er wußte auch stets, wenn er die Reform einer veralteten, die Einführung einer neuen Institution verlangte, was an die Stelle des Alten treten sollte, wie das bisher Unbekannte wohl einzureihen sei. Schon damals war ihm nichts widerlicher, als das laute und bequeme Regiren, das in solchen Zeiten des Kampfes so leicht das Charakteristische der Tagespolitiker werden kann. Wenn er die ungleiche Vertheilung der Lasten schonungsloser Kritik unterzog, so verstand er es doch auch zu sagen, wie eine Steuerreform anzufassen sei und stellte so von Neuem seine alten Anträge; wenn er die brutalen Uebergriffe der Bureaukratie vor die Oeffentlichkeit brachte, so führte er gerne englische Zustände vor und pries die Macht, welcher sich dort das Gesetz auch ohne äußere Gewalt erfreue. Er entfaltete überhaupt in den kommenden Landtagen eine Vielseitigkeit der Debatte, die erstaunen kann, bei einem Mann, der nicht aus einem gelehrten Berufe herausgetreten war, oder die Erfahrungen einer Beamtenlaufbahn gesammelt hatte. In einzelnen Dingen, im Zoll-, Eisenbahn-, Finanz-Wesen, bildete er sich allmählich zur Autorität, und seine Berichte über das Budget des Ministeriums des Innern haben als Specialitäten seiner Arbeit ein verdientes Renommée gewonnen. Diese ausgedehnte Thätigkeit vertrug sich freilich nicht mit der Fortführung des Geschäftes, dessen Leitung bisher sein Beruf gewesen, aber sie leitetete dafür jene Freundschaft ein, die F. Bassermann mit Karl Mathy, dem besten seiner Parteigenossen, verband, die auch in der Begründung einer gemeinschaftlichen Buchhandlung ihren Ausdruck gefunden. Die junge Firma hatte rasch durch eine Reihe bedeutsamer politischer und wissenschaftlicher Veröffentlichungen einen geachteten Namen gewonnen und konnte als schönes Symbol der ächten Männerfreundschaft zweier so verschiedener Naturen gelten. Indessen hatte sich, wie Bassermann im December 1845 sagte, die deutsche Erde mit frischem Grün bedeckt, während in den Regierungslokalen nur die alten Reste abgestorbener Theorieen zu finden waren. Ueberall drängte es in deutschen Ländern nach staatlicher Veränderung. Die politische Bewegung zog allmählich die ganze Nation in ihre Kreise. Nur langsam und widerwillig, theilweise zu spät, schienen die leitenden Personen die Veränderung erkennen zu wollen. In Baden trat 1846 zögernd der Anfang eines Systemwechsels ein. Auf einen stürmischen, auch durch religiösen Streit verbitterten Landtag, war die Kammerauflösung gefolgt. Die Neuwahlen hatten eine größere Majorität in liberalem Sinne gebracht, als jemals seit der Reaction der 30er Jahre. Die Regierung suchte einzulenken, wenn es auch zunächst mehr ein Wechsel der Person, als des Systems genannt werden

konnte, daß Bekk in den Staatsrath berufen wurde. Darum blieb auch die Schärfe der Opposition noch die gleiche; nicht als ob Bassermann und seine Freunde der Ansicht gewesen wären, in allen Fällen gegen die Regierung zu stehen; diese Opposition quand même, damals für Viele der Grundartikel politischen Glaubens, war seinem reiferen Urtheile zuwider. „Ich sehne mich", hat er gerade auf dem Landtage von 1841 gesagt, „einen Landtag mitzumachen, wo wir keinen Stoff mehr haben, Beschwerden vorzutragen; kehre die Regierung zu den Grundsätzen von 1831 zurück, und sie wird uns Alle zu Freunden haben." Aber wohl mußte das Gefühl immer allgemeiner werden, daß in Baden allein nicht mehr die Entscheidung liege, daß nur eine Aenderung der Bundespolitik den Weg zu liberalen Reformen verbürgen könne. Darum erhob sich der Mannheimer Abgeordnete, als am 4. Juli 1846 die Bundesverhältnisse zur Sprache kamen, von Neuem zu nachdrücklicher Klage gegen Bund und Bundestag; in bestimmteren Worten als früher verlangte er das, was in den Freiheitskriegen als Kampfpreis vorgeschwebt hatte, ein deutsches Parlament, das, öffentlich vor den Blicken der ganzen Nation berathend, der Brennpunkt deutscher Sinnesart und die Bürgschaft der Einheit würde. „Das wäre die wahre Stütze deutscher Nationalität, das wäre der Ring der die deutschen Stämme zusammenhielte". Und weil die Ueberzeugung immer lebendiger wurde, daß nur harte Erfahrung die Regierung geneigt machen werde, auch für nationale Reformen zu stimmen und ehrlich und entschieden einen neuen Weg der Verwaltung einzuschlagen, verweigerte Bassermann mit einem Drittel der Kammer die Annahme des Budgets. Es war das letzte, das entscheidendste Votum dieses Landtags. Die Wirkung blieb nicht aus. Noch nie, seitdem die Verfassung in Baden bestand, hatte eine so große Anzahl Deputirter der Regierung die Mittel zur Verwaltung verweigert, wenn man sich auch gewöhnt hatte, 3 oder 4 „Nein" in jedem Fall zu verzeichnen. Vor einem so nachdrücklichen Ausdruck der Opposition strich das alte System die Segel. Noch das Ende des Jahres 1846 brachte eine Umgestaltung des Ministeriums, das auch in der politischen Richtung einen Wechsel verhieß. Zunächst vollzog dieser Umschwung eine Scheidung innerhalb der Partei. Bisher hatten in der liberalen Opposition Radikale und Gemäßigte schließlich zusammen gestanden: ihr gemeinsammer Gegner war die Regierung. Auch Bassermann hatte mit den Extremen gegen das Budget gestimmt, aber er hatte auch schon einmal nach der Möglichkeit eines friedlichen Zusammengehens mit der Regierung sich gesehnt, war schon einmal mit seiner ganzen Entschiedenheit gegen die socialistischen Gelüste, die in der radikalen Presse hie und da Stütze fanden, aufgetreten. Schon war er der unruhigen Menge, die um Hecker und Struve sich schaarte, als „Bourgeois" mißliebig geworden, schon hatte sie ihn mit dem alten Stichworte seiner Kammergegner als „Geldaristokraten" begrüßt. Jetzt, wo seit Juli 1847 die „Deutsche Zeitung" in seinem Verlage erschien, war der äußersten Linken kein Zweifel mehr über seine Haltung. Denn dieses Blatt, durchaus konstitutioneller Gesinnung, das der Revolution überall die Reform entgegenhielt, und mit offener Vorliebe die Hegemonie Preußens verfocht, konnte unmöglich die Sympathie der Radikalen finden. Mit dem Verleger desselben (Mitarbeiter ist Bassermann nur sehr selten gewesen) konnte für sie ein Zusammengehen nicht sein, und bald trat leidenschaftlicher Haß an die Stelle der alten Verbindung. — In bedeutungsvoller Zeit trat der badische Landtag von Neuem zusammen. Durch ganz Europa gingen die Vorboten einer unausbleiblichen Bewegung. Auch in Baden ging die Gährung tiefer, als es den Anschein hatte. Doch sprach die Haltung der Regierung mehr für ein ruhiges Einlenken. Die Thronrede mußte

die Hoffnung erwecken, daß man diesmal bei unfruchtbaren Wünschen und Forderungen nicht stehen bleiben werde. Aber diese Wünsche gingen nach nationalen, nicht specifisch badischen Dingen. Ihnen Ausdruck zu verleihen, sie noch einmal mit Nachdruck auszusprechen, nachdem es Welcker mit treuer Consequenz seit 1831 gethan, war Bassermann im Einverständniß mit seinen Freunden entschlossen. So entstand seine berühmte Motion vom 12. Februar 1848. Noch einmal faßte er alle Gründe zusammen, die die Erfüllung der nationalen Wünsche in einer bundesstaatlichen Reform der deutschen Föderation sahen, und fand ihre Lösung in einer Repräsentation der deutschen Kammern beim Bundestage. In wahrhaft prophetischer Weise mahnte der Schluß seiner Rede die Fürsten: „Die allgemein herrschende Abneigung der Nation gegen ihre oberste Behörde in ein vertrauensvolles Zusammenwirken zu verwandeln, ist der deutschen Fürsten dringende Aufgabe. Möchten sie es noch zeitig genug thun! Der Weltfriede steht auf zwei Augen! An der Seine wie an der Donau neigen sich die Tage, und nur das Gute und das Rechte sind die Träger aller Herrschaft!" Der Antrag selbst beschränkte sich auf das Verlangen, „daß durch Vertretung der deutschen Ständekammern am Bundestag ein sicheres Mittel zur Erzielung gemeinsamer Gesetzgebung und einheitlicher Nationaleinrichtungen geschaffen werde". Denn noch hatte man nicht erkannt — und das ist für die Bewegung so verhängnißvoll geworden, daß eine Reform der Bundesverfassung, wie sie bestand, nicht möglich sei, und daß eine ständische Vertretung am Bundestag nur ein trügerisches Palliativ sein könne, das Unorganische der ganzen Institution zu verdecken. Aber zunächst war der Eindruck des Antrages ein wahrhaft überwältigender. Wie Bassermann einst am Anfang seiner politischen Laufbahn das Losungswort zum Kampf in die Opposition des badischen Landtags warf, so hatte er einem Gefühle Ausdruck verliehen, das in den Wünschen aller Patrioten lebte. Von dem Tage an, an welchem er in seiner einfachen Weise, und doch in klaren, begeisterten Worten nicht vor den Kammern seiner engeren Heimath, sondern vor der deutschen Nation seinen Antrag begründete, datirt der Anfang der deutschen Verfassungsbewegung, die zwei denkwürdige Jahre unserer Geschichte ausgefüllt hat. Von allen Seiten strömten dem badischen Deputirten Adressen zu, aus entlegenen Winkeln der Welt, wo sich immer Deutsche zusammengefunden hatten, wie aus bekannter Nähe, alle voller Zustimmung, Jubel, Hoffnung. Es waren die schönsten Tage, die glücklichste Zeit seines politischen Wirkens. Gehoben von einer Popularität, wie sie wenige seiner Zeitgenossen erfahren, eilt er nach Heidelberg (5. März 1848) zu jener Versammlung, aus welcher der Ausschuß der Siebzehn und das Vorparlament hervorgegangen sind. Mit freudeklopfendem Herzen kann er wenige Tage später (am 14. März) seiner Gattin schreiben: „Was habe ich dir zu melden!! Welcker ist vom Großherzog zum Gesandten am Bundestag und ich zum Bevollmächtigten für die Ausarbeitung der neuen Bundesverfassung ernannt. Wir gehen beide nächste Woche nach Frankfurt. Wir wollen einen neuen Ton unter die Diplomaten bringen; aber für mein ganzes Leben werde ich es für ein Glück halten, daß mir vergönnt ward, an der zukünftigen Gestaltung meines Vaterlandes unmittelbar Theil zu nehmen". Wohl fühlte er, daß die Gefahren von revolutionairer Seite in diesem Augenblicke doppelt bedenklich seien, aber er vertraute, daß in der großen Zeit, die so hoffnungsreich angebrochen, es dem gesunden Sinne des deutschen Volkes gelingen werde, alles Ungehörige zu bannen. Doch sprach er seine Meinung rückhaltslos aus, bevor er zur Berathung nach Frankfurt ging, jetzt eben so bestimmt für die Regierung eintretend, wie er sie früher bekämpft hatte. Er nahm mit rascher Entschlossenheit „das undank-

bare Amt" auf sich, zur Besonnenheit zu mahnen, als auf die Nachricht von der Februarrevolution die Wogen der Bewegung höher schlugen; er forderte, als das badische Ministerium die ersten Gewährungen gab, (29. Februar) zur Versöhnung, zur Eintracht auf. Es sei jetzt nicht der Tag, rief er aus, Rekriminationen vorzubringen. „Heute ist Sturm, und eine leichte Aufgabe ist es, mit in die Segel zu blasen, die ohnehin geschwellt sind .... Können wir in unserm kleinen Baden ein Musterbild aufstellen, daß mit der Freiheit die heute anbricht, Ordnung und Gesetz eins sind, so werden wir für die Freiheit, für alle Zukunft mehr erobern als auf jede andere Weise." Und als dann die Zeit der Massenversammlungen und republikanischen Demonstrationen kam, erhob er in der Deutschen Zeitung seine Stimme zuerst dagegen. Er war es, der bei den sich schon mehrenden Pöbelexcessen gegen Juden und Adel die Kammer zu der einmüthigen Erklärung hinriß, daß man in Baden und Deutschland für eine freie und einheitliche Ordnung sorgen wolle. „Nichts ist gefährlicher, als durch Uebertretungen eine Reaktion der Gemüther hervorzurufen, es kann dann wohl kommen, daß Viele rufen: Lieber keine Freiheit, als keine Ordnung." — Bassermann trat jetzt in einen größeren Wirkungskreis ein. Der Abschnitt seines Lebens, der nun folgte, gehörte den großen deutschen Angelegenheiten ausschließlich an. Nur andeutungsweise kann hier verfolgt werden, welches seine Stellung in ihnen war. Seit Ende März 1848 nahm er in Frankfurt an den Berathungen des Vorparlamentes, wie der 17 Vertrauensmänner Theil. Er war inmitten der jubelnden Bevölkerung, von dem Eindrucke der ersten Zusammenkunft erfüllt, in der gehobensten Stimmung. „Einen größeren Tag habe ich nie erlebt", schrieb er seiner Frau am 31. März, „und werde ich nie erleben. Der Augenblick unseres Eintritts in den Saal ist nicht zu schildern. Viele von uns, auch dein weicher Mann, gingen nassen Auges an's Werk." Kaum daß die Nachrichten von den Excessen in der Heimath ihm die freudige Zuversicht stören können. Selbst der Putsch im badischen Oberlande scheint ihm nicht allzu gefährlich. Doch kehrt er nach Karlsruhe zurück, nach allen Seiten für Ordnung und Recht bedacht. Dann geht er zum zweiten Male nach Frankfurt, als die Zeit der konstituirenden Nationalversammlung kam: er hatte für einen bairischen Wahlkreis (Stadtprozelten am Main) ein Mandat angenommen. Er trat in die Versammlung ein, mit der festen Zuversicht, daß das Werk der Verfassung binnen kurzer Zeit berathen sein werde. Die ersten ungeordneten Sitzungen machten ihm wohl bang, ob Ordnung in die stürmisch bewegte unlenksame Masse kommen werde. Als Gagern den Präsidentenstuhl eingenommen hatte, war er wieder voll frohen Muthes. Ernste Hindernisse fürchtete er nur von den Agitationen der Demokraten, auch von einer weitläufigen Langsamkeit der Berathung des Verfassungswerkes. In beider Hinsicht sollten sich seine Befürchtungen erfüllen. — In den Verfassungsausschuß wurde er natürlich gewählt, ja er hatte die Genugthuung, daß der Ausschuß, der zum Theile aus wissenschaftlichen Celebritäten ersten Ranges bestand, ihn, der sich nicht unter die Gelehrten rechnete, zu seinem Vorsitzenden machte. Seine äußere Verständigkeit konnte ein gutes Gegengewicht gegen alles Abstrakte und Excentrische bilden. Immer aber drängte er hier und in der Versammlung zu schleuniger Erledigung des Wesentlichen, denn er ahnte ganz richtig, daß der alte Satz, das Eisen zu schmieden, so lange es glühe, hier mehr als irgendwo gelte. — In der Versammlung selbst konnte Bassermann für einen Repräsentanten der Mittelpartei gelten, die, wenn auch im Besitze der Mehrheit, doch zwischen einer stürmischen Parteimasse und zwischen die widerstrebenden Regierungen gestellt, von Anfang an in der doppelten Gefahr schwebte, nach unten das Vertrauen, nach oben die Mehrheit einzubüßen, wenn nicht eine rasche und

glückliche That den gefährlichen Widerstand, der von zwei Seiten drohte, entkräften half. Darum kam Bassermann bei jedem Anlaß darauf zurück, daß die ungesäumte Herstellung einer öffentlichen Ordnung für das gesammte Deutschland die nächste und wichtigste Angelegenheit sei. Darum wünschte er dringend, daß man endlich ein leitendes Organ an die Spitze stelle, und es war ihm schließlich gleichgültig, ob die Majorität Einen oder Drei dazu erwähle. Der „kühne Griff" Gagerns, auch von Bassermann gebilligt, brachte die Centralgewalt aus der Versammlung und den Reichsverweser, aber er brachte auch Spaltung innerhalb der Mittelpartei. Für Bassermann war die Entscheidung auch von persönlicher Bedeutung, weil sie sein Verhältniß zur Deutschen Zeitung löste und ihm eine Stellung in dem sich bildenden Reichsministerium gab. Seine Begabung machte ihn zum schlagfertigsten Redner desselben. Immer deutlicher trat seine Abneigung gegen die demokratischen Gegner hervor. Im Eindruck der Mordthaten vom 18. September hat er seine größte Rede gegen sie gehalten. Sie brachte ihm nicht nur von der linken Seite einen Haß ein, wie ihn kaum ein Anderer in der Paulskirche besessen, sie steigerte auch sein Verlangen nach einer sicheren Ordnung der Dinge. — In dieser Zeit (Ende Oktober) entschloß sich das Reichsministerium, ihn nach Berlin zu senden, damit er das Verhältniß der preußischen Regierung zur Central-Gewalt klarer stellen möge. Seine Ankunft in der preußischen Hauptstadt (9. November) traf mit der Krisis zusammen, die zur Auflösung der Berliner Nationalversammlung und zu der Octroyirung einer Verfassung führte; eben hatte der König das Ministerium Brandenburg-Manteuffel ernannt. Man stand vor der schlimmen Alternative zwischen zwei Uebeln zu wählen: Berliner Massenherrschaft, der die Volksvertretung folgen mußte, oder ein Ministerium der bewaffneten Ordnung, das eine sichere Reaktion herbeiführte. Auf welche Seite sich Bassermann neigen würde, war leicht zu erkennen; die Abneigung vor der einen Seite ließ ihn die Gefahr von der anderen verkennen und wiegte ihn in ein falsches Vertrauen ein. Unter diesen Verhältnissen war an eine Lösung seiner Mission nicht zu denken, noch unmöglicher war es, der ihm nachgeschickten Instruktion zu folgen, die eine Vermittlung zwischen König und Volk vorschrieb. Er kehrte zurück, unterwegs von demagogischen Angriffen bedroht, und kam in dem Augenblick in Frankfurt an, in welchem über seine Mission und die preußischen Dinge verhandelt werden sollte. Die Rede, welche er am 11. November, Bericht erstattend, hielt, hat eine gewisse Berühmtheit erlangt. Es ist die Rede, in der er, die Physiognomie der preußischen Hauptstadt schildernd, die vielberufenen Worte sprach: „Ich muß gestehen, daß mich die Bevölkerung, welche ich auf den Straßen, namentlich in der Nähe des Sitzungslokals der Stände erblickte, erschreckt hat; ich sah hier Gestalten die Straße bevölkern, die ich nicht schildern will." Er habe die Versammlung in sich zerrissen gefunden und terrorisirt durch wilde Massen, das Ministerium in männlicher Fassung und Ruhe. An Reaktion sei nicht zu denken, von der Versammlung der preußischen Hauptstadt weder für die Freiheit noch für die Einheit Deutschlands eine Unterstützung zu hoffen. — Die Entscheidung über die Verfassung und Verfassungsfragen kam näher. Die Fragen über die Ausdehnung des neuen Bundes, das Verhältniß zu Oesterreich, das Oberhaupt drängten sich aufreizend und entzweiend in die Versammlung. Natürlich nahm Bassermann an den Verhandlungen mit allen ihren Momenten den regsten Antheil. Er gehörte nicht zu denen, welche einen brüsken Bruch mit Oesterreich forderten, er meinte, daß eine Auseinandersetzung noch möglich sei. Die entgegengesetzte Entscheidung trat ein. Jetzt zählte Bassermann zu den eifrigsten Vertretern des Bundesstaats und der einheitlichen Oberhauptswürde in ihrer erblichen Uebertragung an Preußen. Er hoffte, daß ohne sus-

pensives Veto und allgemeines Stimmrecht die Verfassung Zustimmung in Berlin finden werde. Er war unermüdlich in Schrift und Wort dafür thätig. Es kam nicht so; die Hoffnung der erbkaiserlichen Partei, durch Annahme des Welckerschen Antrages vom 12. März mit Einem Schlage die Verfassung zum Austrag zu zu bringen, ward getäuscht. Von Neuem begann die mühselige Berathung des Einzelnen, bis endlich mit knapper Majorität die Verfassung (Bundesstaat und Erbkaiserthum) Annahme fand. Als dann Friedrich Wilhelms IV. zunächst unentschiedenes Antworten neue Verwirrung brachte, ließ Bassermann alle Hoffnung sinken. Am 25 April sprach er zum letzten Mal gegen die Linke, drei Tage später reiste er als Commissär nach Berlin, für Annahme der Verfassung zu wirken. Sein Auftrag kreuzte sich mit der unbedingten Ablehnung Preußens und mit der Auflösung der Ständeversammlung, gegen die er sich erklären sollte. Nach dem Lauf der Dinge hätte er nach Frankfurt zurückkehren sollen, aber er blieb zunächst in Berlin gegen seinen Auftrag und gegen seine Vollmacht. Die Scheu vor der Revolution ließ jedes Mißtrauen gegen die Regierungen vergessen; weil er sich nicht mit den Extremen zur Durchführung der Reichsverfassung verbinden wollte, warf er sich den Führern der preußischen Reaktion in die Arme. Er folgte mit Interesse den Verhandlungen zum Abschluß des Dreikönigsbündnisses, und bald war ihm der von den drei Regierungen vorgelegte Entwurf lieber als der, welchen er in der Paulskirche durchberathen hatte. Am 13. Mai trat er aus dem Parlament aus mit einer Erklärung, die seinen Schritt vor den Wählern motiviren sollte. Sie erregte Aufsehen und Widerspruch: die Linke häufte Spott und Hohn auf den gehaßten Gegner und zog Parallelen zwischen früheren und diesen Worten; auch die alten Freunde konnten ihr Mißvergnügen nicht verbergen, daß er den letzten Schritt gethan habe, bevor er Alles Andere versucht. Nur zu bald mußten sie ihm folgen. Mit lebhafter Genugthuung sah Bassermann diese Wendung, noch hegte er kein Mißtrauen gegen die Regierungen, der Widerwille gegen die Demokratie erfüllte seine Seele. — Im Frühjahr 1850 erschien er noch einmal in der badischen Kammer, dann ging er nach Erfurt, wohin ihn ein preußischer Wahlbezirk gesendet hatte. Noch einmal trat er in den Vordergrund der Debatten. Aber andere Gegner als früher, hatte er zu bekämpfen; statt der Demokraten standen ihm jetzt Stahl und Bismarck entgegen. Bald mußte er erkennen, daß das Vertrauen, mit welchem er den preußischen Staatsmännern entgegengekommen, tief erschüttert sei. Mit gebrochenen Hoffnungen schied er von Erfurt. 1851 legte er auch seine Stelle im badischen Landtage nieder. Seine politische Laufbahn war geschlossen. — Ein kranker Mann kehrte Bassermann in seine stille Häuslichkeit zurück. Seine zart besaitete, weiche Natur war der ungeheuren Anstrengung und Aufregung, dem jähen Wechsel zwischen höchster Hoffnung und bitterster Enttäuschung nicht gewachsen gewesen. Ein Augenleiden, das den arbeitsgewohnten Mann zu unerträglicher Ruhe verdammte, erwies sich als das Symptom einer allgemeinen Zerrüttung, der auch die sorgsamste Pflege nicht mehr aufhelfen konnte. Dazu das immer tiefer schmerzende Gefühl, daß alle Arbeit seiner besten Mannesjahre vergebens gewesen, dazu die Rückwirkung, die der Gang der allgemeinen Verhältnisse auf ihn übte. Ihm, der an sich und seinem Volke verzweifelte, konnte in dunkler Krankheit momentan das Leben wohl unerträglich erscheinen. Wer will den Grad solcher Seelen- und Körperleiden ermessen? Wer verneinen, daß sie Augenblicke mit sich führen, in denen der menschliche Wille Kraft und Selbständigkeit nicht wahren kann? In einem solchen Augenblicke machte Bassermann am 23. Juli 1855 seinem schwergeprüften Leben durch einen Pistolenschuß ein Ende. In ihm verlor Deutschland einen seiner besten Männer, der mit warmem Herzen und

reiner Seele einer großen Aufgabe gedient hatte. Auch in den Tagen politischer Einheit und Größe mag das deutsche Volk seiner nicht vergessen! (Vgl. den Aufsatz von L. Häusser im Welcker'schen Staatswörterbuch, dem der Unterzeichnete vielfach gefolgt ist.) Aug. Thorbecke.

Karl Baumann

war am 4. April 1816 zu Heidelberg geboren, absolvirte das Mannheimer Lyceum im Herbst 1835, studirte bis 1839 zu Heidelberg Philologie und Geschichte und wurde am Ende desselben Jahres nach bestandener Staatsprüfung zunächst dem Lyceum in Rastatt zur Aushülfe beigegeben; seit Januar 1841 am Gymasium zu Offenburg thätig, woselbst er am 24. Oktober 1842 definitive Anstellung erhielt, wurde er am 10. August 1846 an das Lyceum in Freiburg versetzt und von da am 12. November 1847 zum Lehrer an der Schule des Landes ernannt, der er einst als Lernender angehört hatte; in dieser Stellung ist er, seit dem 5. Januar 1852 mit dem Titel eines Professors, bis zu seinem am 16. Januar 1871 erfolgten Tod thätig gewesen. Er schrieb als Beilagen zu den Programmen des Gymnasiums zu Offenburg 1845, wie des Lyceums zu Mannheim 1854 zwei Abhandlungen: „Pindars Lyrik als Ausdruck des dorischen Stammcharakters mit Erklärung des ersten pythischen Siegesliedes" und „Erklärung einiger Stellen in dem Agrikola des Tacitus, zugleich als Beitrag zur Methodik der Interpretation". Diese kurzen Notizen weisen nicht auf ein Schulleben von auffallendem äußerem Gange hin: wie die meisten seiner Kollegen ist Baumann, nachdem er einer früheren Praxis zufolge öfter den Ort seiner Thätigkeit hatte wechseln müssen, schließlich an einer Schule seßhaft und heimisch geworden, der er die Kraft seiner Mannesjahre gewidmet hat; auch von einer ausgebreiteten schriftstellerischen Thätigkeit wissen jene Angaben nichts zu berichten: wie langjähriger Gebrauch es mit sich bringt, hat auch Baumann von Zeit zu Zeit eine kleine Abhandlung dem öffentlichen Bericht seiner Schule hinzugefügt, ohne dabei auf einen größeren Kreis von Lesern rechnen zu dürfen. Und doch, welche reiche Wirksamkeit, welche Fülle von Anregung ist von diesem Menschenleben ausgegangen, das in schmucklosen Umrissen vor uns liegt! Wenn die Aufgabe gestellt wäre, auch in jenen beiden kleinen Schriften Baumanns, deren Titel oben genannt sind, den Grundzügen seines Wesens nachzugehen, so würde sich für den, der die Natur des Mannes gekannt, nicht allzu schwer eine Antwort ergeben. Wenn er dort, Pindars dorische Neigungen zu erweisen, die Grundideen des von dem Dichter gerühmten Wesens in der harmonischen Ordnung (τὸ εὔκοσμον), dem sittlichen Gleichgewicht (σωφροσύνη), der aufopferungsbereiten Mannhaftigkeit (ἀρετή) findet, so hören wir Eigenschaften nennen, die in seiner eigenen Person sich vereinigt hatten; wenn er in der jüngeren Schrift, in lichtvoller Sprache entscheidenden Fragen der Methodik des Unterrichts folgend, in der streng logischen Gedankenarbeit die sittliche Seite desselben sieht, so weiß, wer seine Lehrweise gefühlt, daß er diese von einem hohen sittlichen Standpunkte aus übte. Ihm, dem bescheidenen Mann, ist laute Anerkennung seines Verdienstes nie willkommen gewesen, er hat höhere, leitende Stellungen, so oft sie ihm geboten waren, lieber zu vermeiden gesucht, aber die, welche seiner sich dankbar erinnern, werden gerne gestehen, wie bedeutend, und wie nachhaltig der Eindruck des Lehrers und Menschen gewesen. Baumann's Kenntnisse waren tief und umfassend; nicht lange nach seiner Anstellung in Mannheim fiel ihm der Unterricht in den klassischen, wie in der Muttersprache und in der deutschen Literaturgeschichte in den höheren Classen zu. Wie er die Jugend in die Meisterwerke der Griechen und Römer eingeführt wissen wollte, hat er selbst in jener kleinen

Arbeit vom Jahre 1854 gesagt: obwohl ein solides grammatikalisches Wissen ihm als nöthige Vorbedingung zur Lektüre der Schriftsteller galt, so gerieth er doch nie in den so oft gerügten Fehler, in dem Classiker nur das nothwendige Mittel zur Einübung grammatischer Regeln zu sehen oder ihn nur zur Aufspeicherung eines Schatzes von Vokabeln und Phrasen, oder auch zur Sammlung antiquarischer Einzelheiten zu nützen; vor Allem den inneren, logischen Zusammenhang der Gedanken klar zu legen, war sein Ziel, auf diese Weise das Verständniß des Ganzen zu ermöglichen, seine Absicht. Keine Arbeit schien ihm ersprießlicher für den Schüler zu sein, als wenn man ihn zwinge, dem Autor nachzudenken, bis ins Einzelne genau, „damit er nicht nur das äußere Gerippe oder den Riß des Bauwerkes zu konstruiren oder bei einer Rede alle Theile mit den Namen der alten Logik zu belegen im Stande sei, sondern auf daß er auch lerne, den im Einzelnen entwickelten Begriff wie die Gedankenvorstellung des Ganzen in sich wie ein Neues zu reproduciren." Dieselbe Arbeit wendete Baumann beim Lesen deutscher Schriftstücke an, nur daß hier noch eine besondere Wärme des patriotischen Mannes in der Erklärung der Darlegung des Zusammenhangs, in welchen das einzelne Werk zu stellen wäre, hinzukam. Denn wenn er sonst bei aller Herrschaft über den Ausdruck, die ihm nach glücklicher Bekämpfung einer gewissen Befangenheit auch in öffentlicher Rede eigen war, eine entschiedene Abneigung vor dem Gebrauche einer schillernden Phrasenberedtsamkeit in der Schule empfand, so ließ er doch wohl bei der Besprechung großer Persönlichkeiten, wie eines Walter von der Vogelweide, durchblicken, wie tief ihn selbst der zu behandelnde Stoff ergreife. Die Einwirkung dieser Lehrweise, wie des sittlichen Ernstes, der von jeder Schroffheit sich fern hielt, war bei den Schülern der verschiedensten Begabung eine gleichmäßig tiefe. Wohl mochte manchmal das Gefühl, daß die gestellte Aufgabe keine leichte sei, bei dem einen oder andern sich regen, aber alle gaben sich gern den Einflüssen des Geistes und Charakters hin, die oft fast unbewußt von einem bedeutenden Lehrer auf dessen Schüler sich übertragen. Und Nichts mag mehr für die Stärke dieser Einflüsse sprechen, als daß bei vielen seiner früheren Schüler — von denen abgesehen, die seiner speciellen Erziehung anvertraut waren — erst nach der Schulzeit ihre Wirkung in Anknüpfung eines fortgesetzten Verkehrs und einer wachsenden Achtung sich zeigte. — Aber nicht blos auf den Kreis der Schule beschränkte sich die Thätigkeit dieses geistig und gemüthlich so reich begabten Mannes, als Bürger hat Baumann nicht weniger Geltung gefunden, denn als Lehrer. Wenn es jetzt, nachdem eine großartige Entwicklung Klarheit geschaffen hat, dem Nationalgesinnten nicht schwer fallen mag seine politische Meinung zu finden, so lagen vor ein Paar Jahrzehnten die Dinge noch anders. Nur Wenigen war es beschieden, schon damals den einzig möglichen Weg nationaler Entwicklung zu erkennen, nur Wenige haben diesen Weg festgehalten, auch als die Krisis des Jahres 1866 hereinbrach. Baumann hatte, von den Ausschreitungen der 40er Jahre frei, die preußische Führung als die allein zur nationalen Einheit helfende schon früh bezeichnet, war in dem Anfang der 60er Jahre ein entschiedener und beredter Vertreter des Nationalvereines gewesen, und bei seiner Meinung geblieben, bis die großartigen Ereignisse, deren Zeuge er noch sein durfte, den ersehnten Beweis von der Richtigkeit seiner Ansichten lieferten. In den engeren badischen Verhältnissen stand er in entschlossener Weise auf Seite freiheitlicher Entwicklung, ein entschiedener und offener Feind kirchlicher Herrschaft, wie er das in den Kämpfen gegen das Konkordat nicht verheimlichte, wie er in edlen Worten zur Feier jenes Apriltages vom Jahre 1860 es aussprach. Sein gerades, überzeugungsvolles Wesen nöthigte auch den Gegnern schuldige Achtung

ab. Wohl war es tief zu bedauern, daß er sich aus verschiedenen Gründen nicht entschließen konnte, ein Mandat zur zweiten Kammer zu übernehmen. Zu den Rücksichten, die ihn dabei leiteten, gehörte auch die auf eine schwankende Gesundheit, die ihn in den letzten Jahren seines Lebens sogar einige Mal zwang seine Schulthätigkeit zu suspendiren. Einem plötzlichen Anfall seines Herzleidens ist er dann in jäher Weise erlegen; gerade in dem Augenblicke, als seine patriotischen Hoffnungen in großartiger Weise sich erfüllten, den Blick dem Kampfe zugewandt, an dem zwei seiner Söhne Theil nahmen, ist er gestorben. Freund und Gegner durften an seinem Grabe in dem Gedanken sich einigen, daß er ein Mann im rechten Sinne des Wortes gewesen sei. Aug. Thorbecke.

Friedrich Freiherr von Baumbach,

aus einer alten Familie Kurhessens stammend, wurde als Sohn des Landrathes von Baumbach zu Marburg am 28. Juli 1777 geboren. Von den lockenden Aussichten im Staatsdienste des vergrößerten und an sich schon gerne gesuchten Landes Baden und dem Beispiel eines in Rastatt als Hofgerichtsrath angestellten Bruders angezogen, wurde Baumbach, der seine Kriegsschule in einem preußischen Kürassierregiment unter Theilnahme an den Feldzügen am Rhein durchgemacht, 1804 als Stabsrittmeister bei der Garde du Corps aufgenommen, in welcher er bis 1813 zum Oberst vorrückte. Ende dieses Jahres wurde ihm das Kommando des Dragoner-Regiments von Freystedt No. 1 übertragen, an dessen Spitze er sich im Feldzuge 1814 (s. d. A. v. Franken) für sein Verhalten bei mehreren Ausfällen der Besatzungen von Pfalzburg und Bitsch, und im Feldzuge 1815 (s. d. A. v. Schäffer) für sein tapferes Eingreifen bei dem großen Ausfallgefecht vor Straßburg am 9. Juli hohe Ehren erwarb. 1821 zum Flügel-Adjutanten ernannt, ergriffen Baumbach bald heftige Gichtleiden, denen er am 19. Dezember 1828 zu Mannheim erlag. L. Löhlein.

Karl Heinrich Baumgärtner

wurde am 21. Oktober 1798 zu Pforzheim geboren, wo sein Vater Beamter war. In Karlsruhe besuchte er das Lyceum, bis er 1815 das Studium der Medicin zu Tübingen begann, welches er 1816—18 in Heidelberg fortsetzte. Nachdem er promovirt und die Staatsprüfung bestanden hatte, besuchte er 1818 bis 1820 die Kliniken von Wien und Berlin und wurde hierauf zum Regimentsarzt bei dem Jägerbataillon in Rastatt ernannt, 1822 zur Artilleriebrigade nach Karlsruhe versetzt. 1823 besuchte er die Hospitäler zu Paris und London und durchwanderte sodann, meist zu Fuß, das südliche Frankreich und Italien. 1824 wurde ihm die Lehrkanzel der Pathologie und der medicinischen Klinik zu Freiburg übertragen, wo er bis zu seiner 1862 erbetenen Pensionirung wirkte. Neben seiner Lehrwirksamkeit entfaltete Baumgärtner eine reiche literarische Thätigkeit. Schon 1827 erschien sein Werk „über die Natur und Behandlung der Fieber", 1830 gab er „Beobachtungen über die Nerven und das Blut" heraus, denen 1835 (2. Aufl. 1842) das „Handbuch der speciellen Krankheits- und Heilungslehre" und 1839 die „Krankenphysiognomik" folgte. Eine Reihe von Arbeiten auf dem Gebiete der Physiologie veröffentlichte Baumgärtner 1837—53 („Grundzüge zur Physiologie und zur allgemeinen Krankheits- und Heilungslehre", „Neue Untersuchungen in dem Gebiete der Physiologie und der praktischen Heilkunde", „Lehrbuch der Physiologie"). Bezüglich seiner Forschungen und Anschauungen über die Entstehungsgeschichte des Pflanzen- und Thierreiches durch periodisch eintretende organisirende Einflüsse, seiner Annahme der Zellenbildung nicht nur im kleinsten Organismus, sondern auch in den Räumen des Weltalls („die Weltzelle") und endlich seiner

auf solche Untersuchungen gegründeten Ansichten über die Gottesfrage und die Fortdauer des seelischen Lebens, deren Wahrscheinlichkeit er annimmt, verweisen wir auf seine Schriften: „Die Embryonalanlage durch Keimspaltungen" (1855), „Schöpfungsgedanken" (1855—59), „Vermächtnisse eines Klinikers" (1862), „Die Naturreligion" (1865), „Natur und Gott" (1870) und „Die Weltzellen" (1873). — Von den ihn berührenden Ereignissen während seines akademischen Wirkens sei hier angeführt, daß er 1857, im Jahre des 400jährigen Jubiläums der Universität Freiburg, von seinen Collegen außer der üblichen Reihenfolge zum Prorector gewählt wurde, bei der Festfeier die wohl vorbereiteten Anreden der Deputirten aller Hochschulen Deutschlands, Oesterreichs und der Schweiz durch improvisirte Gegenreden meisterhaft beantwortete und außerdem in der Universitätskirche einen längeren Vortrag hielt, welcher ein treues Geschichtsbild der Universität von ihrer Gründung bis zum Tage des Jubiläums vorführte. Außerdem trat er als Redner auf bei der Gedächtnißfeier seiner Collegen Fromherz und Beck, sowie bei der Enthüllung des Denkmals von Karl v. Rotteck. — Auf seine Anregung wurde ein neues Klinikum gebaut, er gründete das Poliklinikum und trug als Präsident der Liedertafel dazu bei, daß die Sängerhalle erstellt wurde. Nach seiner Rückkehr von Paris, wo er die Cholera studirt hatte, ernannte ihn die Stadt Freiburg zum Ehrenbürger. — Den vaterländischen Angelegenheiten war er mit warmem Interesse ergeben und widmete seine Mußestunden der poetischen Bearbeitung von Stoffen aus der Hohenstaufenzeit („Dramatische Schriften und Studien über das Leben" 1865—66). Schon eines seiner Jugendgedichte sprach den Wunsch aus, Kaiser und Reich wieder erstehen zu sehen. — Seit 1866 lebt Baumgärtner den größten Theil des Jahres in Baden. ❀

Anton Baumstark,

geboren den 14. April 1800 zu Sinzheim bei Baden, widmete sich unter den damals für junge Philologen günstigen Aussichten nach Absolvirung des Rastadter Lyceums dem höheren Lehrfache und bezog zu diesem Zwecke 1820 die Universität Heidelberg. Von der Schule her mit dem Fieber des Schellingianismus behaftet, mundete ihm der im Seminar als ausschließliche Nahrung gebotene starre Philologismus mit seinem Variantenkram anfangs so wenig, daß er sich schon mit dem Gedanken vertraut machte, zur Jurisprudenz überzugehen, „zu der ihn die Construction seines Kopfes vorzugsweise zu bestimmen" schien. Aus dieser qualvollen Krisis rettete ihn die freundliche Hand Schlossers, indem er ihm, gegenüber der Nebelhaftigkeit vorzeitigen Philosophirens den Werth des positiven und historischen Wissens darlegte, den Inhalt der Classiker betonte, in deren Lectüre er zugleich Plan und Methode zu bringen lehrte, und ihm durch seine zwar nicht streng philologischen, aber immerhin gründlichen und geistvollen Interpretationen griechischer und römischer Classiker, die er in seinen Abendstunden vor einigen wenigen auserlesenen Schülern vorzunehmen pflegte, den Weg zeigte, auf dem man dem Geiste derselben näher komme. Auf diese Weise mit der Philologie ausgesöhnt, besuchte er fortan mit um so größerem Eifer das Seminar, je mehr er sich von der absoluten Nothwendigkeit der streng philologischen Behandlungsweise überzeugte, von der auch sein Mentor stets mit großem Respecte sprach. Charakteristisch dürfte für ihn sein, daß er einerseits es für unehrenhaft hielt, als täglicher Schüler Creuzer's sich dessen literarischem Todfeinde Voß zu nähern, obwohl ihn seine Richtung mehr zu letzterem hinzog, andrerseits daß er, trotz seines unweigerlichen Eingehens auf die bis zur Einseitigkeit kritische und und grammatische Richtung Creuzers im Seminar, wegen seines ausgeprägten Sinnes für Selbstständigkeit und der rückhaltlosen

Geradheit seines Wesens die Sympathie des letzteren so wenig gewann, daß derselbe ihn im Colleg einen „Hominem superciliosum“ nannte und ihm auch später noch mehrfache Beweise seiner nicht allzufreundlichen Gesinnung gab. Unter solchen Umständen wandelte sich der philologische Student, indem er sich mehr und mehr auf sich selbst zurückzog, in einen Privatgelehrten um, der sich nicht nur seine Existenz selbst durch Unterricht sicherte, sondern auch schon schriftstellerischen Anwandlungen Raum gab, die ihn mehr und mehr von dem ursprünglichen Plane einer praktischen Lehrthätigkeit abführten. Allein der Gedanke an eine rein wissenschaftliche Laufbahn scheiterte an der Existenzfrage, und so unterzog sich Baumstark im Jahre 1824 und zwar mit vorzüglichem Erfolge, der Staatsprüfung und sah nun vertrauensvoll seiner baldigen Verwendung im praktischen Dienste entgegen. Jedoch wie die Studentenjahre schon die durch das ganze spätere Leben consequent festgehaltene Individualität Baumstark's zur klaren Entfaltung gebracht, so zeigte ihm auch jetzt das Schicksal jene Ungunst, gegen die er sein ganzes Leben hindurch anzukämpfen hatte. Zur Zeit der Vollendung seiner Studien war nämlich mit dem Eintreten der unbedingten Herrschaft des metternich'schen Geistes in erster Linie auch die von Karl Friedrich datirende freisinnige Richtung im Schulwesen gefallen, namentlich der von dem ebenso verständigen, als wohlmeinenden Ministerialrath Brunner, einem katholischen Geistlichen, vertretene Grundsatz, an den katholischen Gymnasien allmälig die geistlichen Lehrer durch philologisch gebildete Laien zu verdrängen, so rücksichtslos proscribirt worden, daß die der Reaction gänzlich verfallene Behörde mit eiserner Consequenz sogar den schon examinirten Candidaten, obwohl diese meist auf Antrieb der Behörde dem Lehrberufe sich gewidmet hatten, jede Gewährung der durch das Examen erworbenen Ansprüche entschieden versagte. Erbittert über ein solches Scheitern aller seiner Hoffnungen, kehrte Baumstark in die ländliche Einsamkeit des Vaterhauses zurück, entschlossen, nicht wie andere Schicksalsgenossen, ein neues Fach zu ergreifen, sondern sich durch literarische Thätigkeit die seinem Wissen entsprechende Stellung zu erkämpfen. Im Jahre 1826 schrieb er seine Doctordissertation: Prolegomenorum in orationem Demosthenis adversus Phormionem caput prius sive de litigantium personis ac statu civili, und begab sich nach Freiburg, um sich hier als Privatdocent zu habilitiren. Da verhalf ihm die Bekanntschaft mit Schreiber, dem damaligen Präfecten des Freiburger Gymnasiums, unerwartet zu einer provisorischen Anstellung an dieser Anstalt, jedoch nur unter ausdrücklicher Verwahrung von Seiten der Behörde gegen etwaige weitere Ansprüche des Candidaten; ja der nach einigen Monaten erscheinende Regierungscommissair erklärte ihm sogar, daß er unter Umständen, d. h. wenn ein beliebiger Kaplan als Ersatzmann sich fände, auf eine weitere Fortführung seines Amtes im folgenden Semester nicht rechnen könne. Daß eine solche Behandlungsweise, zumal bei dem Temperamente und dem starken Selbst- und Rechtsgefühl des jungen Gelehrten, nicht geeignet war, dessen Stimmung gegenüber der badischen Regierung zu bessern, ist ebenso selbstverständlich, als daß seine, das gebotene Maaß der Klugheit mißachtende Sprache ihm bei dieser keine Freunde erwarb. Verzweifelnd wendete er sich jetzt nach der Schweiz, knüpfte mit den Gelehrten Bremi und Orelli Verbindungen an, suchte an der damals berühmten Fellenberg'schen Privatanstalt zu Hofwyl vergebens ein Unterkommen und war schließlich froh, in sein Provisorium an der Freiburger Anstalt zurückkehren zu können. Jetzt schrieb er, wie wenn er die definitive Anstellung erhalten hätte, seine verdiente, von Böckh in seinem Staatshaushalt der Athener und von K. Fr. Hermann in seinen griechischen Staatsalterthümern mehrfach citirte Abhandlung: de Curatoribus Emporii et Nautodicis apud Athenienses Disputatio, quam

ob concessam sibi a summis studiorum apud Catholicos patriae suae gubernatoribus facultatem publice docendi in Gymnasio, quod est Friburgi Badarum, scripsit autor A. B. Gymnasii Collega (1827), und besiegte damit zwar den Widerstand der Behörde gegen sein Verbleiben am Gymnasium, nicht aber deren Groll über das Durchbrechen ihres Grundsatzes, nur Geistliche als Gymnasiallehrer zu verwenden. Die wirkliche Anstellung erfolgte erst am Schlusse des Jahres 1829, nachdem Baumstark nicht nur seine rein-wissenschaftlichen Schriften aus dem Bereiche der griechischen Redner und atheniischen Rechtsalterthümer durch seine animadversiones de re tutelari Atheniensium im Freiburger Lyceumsprogramme 1829 vermehrt und zugleich abgeschlossen, sondern auch, angeregt von seiner pädagogischen Thätigkeit, mit folgenden Büchern die Bahn des Schulschriftstellers mit Glück betreten hatte: Caesaris commentarii de bello Gallico et civili etc. (1828) — Curtii Rufi de gestis Alex. M. etc. (1829), letzteres Werk mit einer für seine Zeit höchst verdienstvollen notitia literaria de autore. — Index prosodiacus latinae linguae antibarbarus. — Die Formen des Perfecti und Supini der lateinischen Zeitwörter, (beide letztere Schriftchen 1830). Eine so reiche und in wissenschaftlichen Kreisen keineswegs verkannte literarische Thätigkeit, die auch von einer entsprechenden schulmännischen Wirksamkeit begleitet war, konnte natürlich nicht ohne äußere Anerkennung bleiben, und so wurde Baumstark zum Hauptlehrer der obersten Classe des Gymnasiums ernannt und im Jahre 1830 auf Zell's Antrag an dem von diesem eben begründeten philologischen Seminar als Collaborator mit der Verbindlichkeit angestellt, wöchentlich zwei Interpretationsstunden in lateinischer Sprache zu halten, und die Uebungen im lateinischen und griechischen Stile zu leiten, welch' ersteren er mit anerkannter Meisterschaft nicht nur lehrte, sondern selbst handhabte, wie neben seinen lateinischen Abhandlungen besonders die zahlreichen Gelegenheitsschriften, die er als Dollmetsch der Universität abfaßte, sattsam bezeugen. Als Frucht dieser neuen akademischen Thätigkeit erschienen 1832 die lectiones Tullianae; aus dem Gebiete der Schulschriftstellerei fallen in diese Zeit aber seine bald weit verbreitete commentirte Schulausgabe des Cäsar (1832), seine orationes latinae virorum recentioris aetatis dissertissimorum etc. und mehrere kleinere Schriften, unter denen sich sogar ein Grundriß der alten und neuen Geographie befindet. Ueberhaupt war Baumstark als Schriftsteller äußerst productiv und dabei, unbeschadet der Gründlichkeit, sehr vielseitig. Es gab damals kaum eine bedeutendere philologische Zeitschrift, die er nicht mit seinen Geisteserzeugnissen bereichert hätte, und für seine Vielseitigkeit dürften die von ihm herrührenden Artikel in Pauly's Realencyclopädie, welche, in ein Ganzes vereint, etwa einen starken Octavband ausmachen würden, den deutlichsten Beweis liefern. Seine Richtung war mehr eine encyclopädische und wie mancher bedeutende Philologe seiner Zeit suchte er die Aufgabe der Philologie in der Aneignung der Geistesschätze des Alterthums und deren Verwerthung für die Bildung der Neuzeit, speciell der Jugend, ohne jedoch einem anderen, wie er selbst sagt, das Recht zu verkümmern, „sich wie ein Holzwurm in die engsten Einzelnheiten einzubohren". In demselben Jahre 1830 betrat Baumstark ein drittes literarisches Gebiet: als nämlich nach dem Tode des Großherzogs Ludwig in Baden ein Systemwechsel eintrat, griff er, unter der durch die Julirevolution hervorgerufenen allgemeinen Bewegung der Geister, mit großer Kühnheit das bisherige clerical-reaktionäre System des höheren Unterrichtswesens in Baden in der Zeitschrift Hesperus in einer Reihe von Artikeln an, deren Inhalt in den zwei Hauptforderungen gipfelte: daß das höhere Unterrichtswesen unter eine nicht geistliche Behörde von Einsichtigen gestellt werde, und daß die Lehrer der betreffenden Anstalten förmlich und vollkommen die Eigenschaft

als Staatsdiener erhalten müßten, was nämlich bis dahin, wenigstens in thesi, nicht allgemein der Fall war. Dadurch aber gab er gewissermaßen den ersten Anstoß zu der dann auf Zell's Antrag im Jahr 1835 erfolgten neuen einheitlichen Organisation des Gymnasialwesens, auf welche selbst er wenigstens indirekt, d. h. durch Ueberreichung von Vorschlägen und Bemerkungen an Nebenius, einen nicht zu unterschätzenden Einfluß ausübte, insofern dieser Leiter der Sache gerade in den wesentlichsten Punkten seinen Ansichten folgte. Diese Organisation war aber auch für Baumstark's persönliche Verhältnisse von höchster Bedeutung. Durch Zell's Berufung in den neugeschaffenen Oberstudienrath wurde nämlich die philologische Professur erledigt, und Baumstark glaubte ein wohlbegründetes Anrecht auf diese zu haben. Allein nach längeren Unterhandlungen sah er sich genöthigt, zu Gunsten Feuerbach's zurückzutreten und sich, allerdings nur gegen die bestimmte Zusicherung seiner baldigen Ernennung zum Director des Gymnasiums, das so auf eine für die Candidaten nutzbringende Weise mit dem Seminar verbunden werden sollte, mit einem Compromisse zu begnügen, der ihn in der Art zum Ordinarius erhob, daß er 5 Stunden wöchentlich dem akademischen und 16 Stunden dem gymnasialen Unterrichte widmen sollte. Diese Anordnung erwies sich bald als eine unerschöpfliche Quelle von Aerger und Verdruß für Baumstark. Denn abgesehen von der empfindlichen Kränkung, die an und für sich für ihn in Feuerbach's Bevorzugung lag, kam er auch, als Ordinarius und zugleich Untergebener eines Gymnasialdirectors, in eine, zumal bei seinem Charakter, unerträgliche Stellung, büßte unter der entschiedenen Ueberbürdung seine Gesundheit und den letzten Rest seiner Zufriedenheit ein, und sah sich zuletzt, freilich zum Theil nur in Folge seiner aus dieser Erbitterung entsprungenen Conflicte mit Feuerbach, auch noch in seinen Hoffnungen auf die Direction, wenigstens für's Erste, getäuscht. Wie sehr er unter dem Drucke seiner ungünstigen Verhältnisse litt, geht daraus hervor, daß er mehr und mehr sich mit dem Gedanken vertraut machte, seine Pensionirung nachzusuchen und sich ganz der publicistischen Schriftstellerei zu widmen. In Folge dieses Planes schrieb er unter dem Pseudonym Hermann vom Busche, eines begeisterten Humoristen aus dem Reformationszeitalter, der besonders gegen das pfäffische Treiben in den Gymnasien angekämpft hatte, kurz nach einander: „Die freie religiöse Aufklärung, ihre Geschichte und ihre Häupter ꝛc. mit einer Einführung von Kirchenrath Paulus" (1846) „Karl Freiherr von Moser. Aus seinen Schriften sein Geist an das 19. Jahrhundert," (1846), ein Buch, über das Männer wie Wessenberg, Varnhagen v. Ense und Mohl mit Achtung sich aussprachen, und „Staatslexikon in Einem Bande. Staatswissenschaftliches Handbuch der politischen Aufklärung für die Gebildeten aller Stände. Im Verein mit Anderen herausgegeben" (1847—52), ein von allen übrigen Staatslexicis ganz unabhängiges Werk, dessen Werth aus dem Urtheile Mohls erhellt, der in seiner Geschichte und Literatur der Staatswissenschaften dasselbe ein durchaus ehrenhaftes nennt und besonders die auf Religion und Kirche bezüglichen Artikel hervorhebt. Von dieser Art schriftstellerischer Thätigkeit führte ihn die im Jahr 1848 erfolgende Uebertragung der Gymnasialdirection, auf die er seit 12 Jahren gewartet, an Nokk und die daraus sich ergebende Veränderung seiner Stellung, zu seinem eigentlichen Berufe und zur eigentlich philologischen Schriftstellerei zurück. Auf's tiefste gekränkt durch diese neue Zurücksetzung, erkärte er nämlich, solches nicht mehr ertragen zu können und forderte, seine Pensionirung erwartend, die völlige Enthebung vom Schulamte und ausschließliche Verwendung an der Universität. Man willfahrte ihm: es erfolgte zuerst seine provisorische, bald seine definitive Versetzung an die Universität, und von nun an widmete er, ungeachtet aller Widerwärtig-

keiten, die ihm aus den dienstlichen Beziehungen zu seinen Collegen erwuchsen, und der gleichgültigen Behandlung von Seiten der Regierung, seine ganze Kraft seinem philologischen Lehramte und der damit zusammenhängenden philologischen und pädagogischen Schriftstellerei. An die „Uebersetzung des Cäsar" (1836), welche jetzt bereits die 6. Auflage erlebt hat, und die „Blüthen der griechischen Dichtkunst in deutscher Nachbildung" (1840—41) schloßen sich folgende Schriften, die mit seiner Abhandlung über das Gymnasialwesen, abgedruckt im 14. Bande des Staatslexicons von Rotteck und Welcker (1843) als eine nahezu erschöpfende Darstellung der Gymnasialpädagogik bezeichnet werden können: „Zur Neugestaltung des badischen Schulwesens", (1862) und „Fr. A. Wolf und die Gelehrtenschule" ꝛc. (1864), welch' ersteres Buch eine ziemlich unerquickliche literarische Fehde mit Feldbausch, dem damaligen Hauptmitgliede des Oberstudienrathes, zur Folge hatte. — Längst schon, trotz seiner anscheinend so robusten Gestalt, von Kränklichkeit befallen, die mit den Jahren immer mehr sich steigerte, erhielt er nach 45jähriger Lehrthätigkeit, in der er gegenüber dem unfruchtbaren Formalismus stets eine „fruchtbare Gründlichkeit" als Zielpunkt selbst verfolgt und andere zu verfolgen gelehrt hatte, unter dem 15. October 1871 die erbetene Zuruhesetzung. In seiner unermüdlichen Arbeitslust benützte er aber sein otium cum dignitate nur dazu, ein längst vorbereitetes größeres Werk über Tacitus Germania, die Frucht langjähriger gründlicher Studien, druckfertig zu legen. Dieses Werk, wohl das bedeutendste das aus seiner so fruchtbaren Feder hervorging und jedenfalls eine hervorragende Erscheinung in der germanischen Literatur, wurde unter dem Titel: „Urdeutsche Staatsalterthümer zur schützenden Erläuterung der Germania des Tacitus" (1873) ausgegeben. — So erscheint Baumstark als ein Mann, der von Jugend an auf sich selbst angewiesen, auch einsam und sich selbst genügend die selbstgewählte Bahn zum hochgesteckten Ziele wandelte, vor anderen ausgezeichnet durch ebenso vielseitiges als gründliches Wissen, einen hohen Verstand und eine seltene Urtheilsschärfe, sowie durch einen selbständigen, jede Geschmeidigkeit und Genügsamkeit ausschließenden und fast bis zur Derbheit offenen Charakter, Eigenschaften, die ihm zwar wenig Freunde und Gönner erwarben und den Weg zu Ehren und Würden nicht wenig erschwerten, aber bei der Nachwelt ohne Zweifel den Ruhm eines der besten und charaktervollsten badischen Gelehrten sichern werden. F. L. Dammert.

August von Bayer

ward am 3. Mai 1803 als der Sohn einer alten katholischen Patrizierfamilie in Rorschach am Bodensee geboren. Lebenslang seine helvetische Nationalität in Sprache, Denkungsart und Sitten, wie auch im Charakter mit einer Zähigkeit festgehalten zu haben, die man vielen in's Ausland gewanderten Deutschen wünschen möchte, gereicht ihm zum Ruhme. — Bayer widmete sich zuerst dem Baufach und kam zu diesem Behufe um die Mitte der zwanziger Jahre nach München, um seine Studien fortzusetzen. Dort erwarb er denn auch jene genaue Kenntniß, besonders der byzantinischen und gothischen Architektur, die ihn später befähigte, die verwickeltsten Construktionen auf seinen Bildern stylgemäß zu erfinden. Er hat auch selber praktisch gebaut, besonders ist in München noch unvergessen, wie er einstmals im benachbarten Starnberg eine Galione mit vielen Segeln für einen Freund konstruirte und auf dem damals noch so einsamen Gewässer des Würmsee's schwimmen ließ. Unterstützte ihn seine gründliche architektonische Fachkenntniß später als Maler ganz außerordentlich, so war das vielleicht für seine specifische Richtung noch bestimmender der Fall mit einer sehr bedeutenden allgemeinen, besonders literarischen und

historischen Bildung, die sich der ebenso lebhafte, als strebsame junge Mann früh erwarb. — Der Zeit- und Standesgenosse der Haller und Hurter, der Chateaubriand und Gentz ward fast mit Nothwendigkeit katholischer Romantiker, schwärmte für das Mittelalter und das Ritterthum; nach seiner Ansicht hätte selbst die Schweiz niemals das demokratische Regiment ihrer alten Geschlechterherrschaft vorziehen müssen, nach deren definitivem Sturz (1831) er ihr für immer den Rücken kehrte. Der Satz, daß der Staat allerdings „den Heiligen und den Rittern" gehöre, schien ihm aus der Seele gesprochen, wohingegen er auch von den letzteren die strengsten Begriffe von Ehre, männlicher Tüchtigkeit und Frauencultus verlangte. — Aus dieser Mischung ganz moderner und mittelalterlicher Ideen durch eine geistreiche und poetische Denkungsart, mit deren Romantik sich dann oft der nüchterne Realismus des schweizerischen Naturells höchst wunderlich mischte, ging bald seine ganze Kunstrichtung hervor. Denn die Architektur mit ihren sehr positiven Forderungen konnte ein so phantasievolles Gemüth nicht lange befriedigen, und so wendete er sich denn schon zu Ende der zwanziger Jahre der Architektur-Malerei zu, nachdem er vorher im Figuren-Zeichnen bei der Cornelianischen Schule gründliche Studien gemacht. Sie verband er fortan mit jenen reichen architektonischen, perspektivischen und optischen Kenntnissen, um sich sein eigenes Genre zu schaffen, welches man das der romantisch-stimmungsvollen Architekturbilder nennen könnte. Von ungewöhnlichem Farbensinn, technischem Geschick und malerischem Talent unterstützt, brachte er es in demselben bald zu Leistungen von unvergänglichem Werthe. — Denn gleich seine ersten Bilder machten in München das größte Aufsehen, sowohl durch die eigenthümlich poetische Auffassung, als durch eine bis dahin fast unbekannte Meisterschaft in Beherrschung der Technik und besonders seiner Beobachtung der Wirkungen des Lichts. Ein romanischer Kreuzgang in Berchtesgaden, auf dessen aus alten Grabsteinen bestehendem Fußboden der Sonnenstrahl fällt, während sich an den weißgetünchten Gewölben das Spiel der Reflexe entwickelt, war sein erstes und fast auch bestes Bild, das er bei der Wiederholung mit einem in Lektüre versunkenen jungen Mönche staffirte, und aus dem Garten die blühende, grünende Pflanzenwelt zwischen den niederen Doppelsäulen des Umganges hereinranken ließ. Aus ihm wuchs eine ganze Reihe Kreuzgänge, Klosterhöfe und Gärten heraus, in denen er dieß Thema vorherrschend weißer Bilder auf die mannigfachste Weise variirte. Er hat es dann lebenslang festgehalten. So gleich darauf bei dem zweiten, ebenfalls oft wiederholten Motiv einer romanischen Klosterpforte, deren bunt marmorne Gewölbe inmitten der weißen Vorhalle im Sonnenreflex farbig herausglänzen, während man durch die geöffnete Thür einen Mönch unter Büchern sieht. Oder einen Klosterhof, in dessen kühlen Schatten ein Mönch tritt, während in der Ferne andere plaudern. Die treffliche, große Zeichnung dieser Figuren erhöht den Werth des Ganzen außerordentlich. Sein bedeutendstes Werk aus dieser Zeit war endlich ein Inneres der Salzburger Franziskaner-Kirche, deren weiß getünchte Säulenhallen das Mysterium des Dunkels im Chor, wie die farbige Erscheinung der dicht zusammengedrängten Betermassen oder der sonnebeschienenen Priester am Hochaltar nur um so mehr hervorheben, ein prachtvolles Bild voll ernster Stimmung. Sie alle erregten in München ein um so größeres Entzücken, als man mit solchen Reizungen des Farbensinnes zu jener Zeit noch fast unbekannt war. Der neuen Pinakothek einverleibt, bestehen jene vier Musterbilder aber auch heute noch vollkommen, und glänzen durch ihre verhältnißmäßig meisterhaft breite und kühne Technik unter allen Produktionen jener Zeit vortheilhaft hervor. — Die beiden Hauptbestandtheile seines malerischen Charakters, die Romantik und der schweizerische gesunde Naturssinn sind hier

noch durchaus wohlthuend und ächt künstlerisch gemischt, leider sollte später die erstere viel zu sehr die Oberhand bekommen. — Denn trotz der hohen Achtung die Bayer in München genoß, konnte doch einem so romantisch gestimmten Edelmanne, dessen ganze Anschauung in der Restaurationsperiode wurzelte und eine durchaus reaktionäre war, jene liberal demokratische Künstlergesellschaft mit ihrem theilweise sehr engen Horizont, aber unter allen Umständen nach vorwärts, nicht rückwärts gerichteten Tendenzen so wenig, als die sonstigen ziemlich ärmlichen Verhältnisse seinen durchaus aristokratischen Neigungen genügen. Er verließ Isar-Athen also etwa um 1840 und wandte sich nach Baden, wo sich in der dort versammelten vornehmen, kosmopolitischen Gesellschaft sowohl ein ihm persönlich angenehmerer Umgang, als auch ein seinen Anschauungen mit weit mehr Sympathie und Verständniß entgegenkommendes, überdieß zur lukrativen Erwerbung seiner virtuosen Bilder sehr viel befähigteres und dankbareres Publikum fand. Er entwickelte dort nun immer mehr jene ultraromantische Richtung, die Wirkung der fortan meistens von ihm selbst componirten Architektur durch ganz besonders pikant erfundene Staffage von Figuren erhöhend, die er jetzt immer mehr dem klösterlichen Leben entnahm. Er faßt dasselbe aber von nun an niemals mehr humoristisch auf, sondern immer sentimental idealisirend, und sucht das Interesse durch die Belebung mit den mannigfaltigsten Lichteffekten zu steigern. — So eine Nonne, die aus den Hallen eines Klosters sinnend in die Ferne über den See weg schaut, eine andere, die wehmüthig einen Schmetterling, der sich auf ihre Hand niedergelassen, betrachtet, oder ein Refektorium voll alter, einem Vorleser andächtig lauschender Mönche; Ritter Toggenburg in der Einsamkeit nach dem Kloster hinüberschmachtend und dabei vom Tode überrascht; die Dame seiner Liebe aus dem Kloster „ruhig, engelmild" in hoch romantische Gebirgswelt hinausblickend; Nächtliche Vigilien; Mondschein in zerfallenen Schlössern, die Trümmer phantastisch umspielend und dergleichen mehr. Eine seiner glänzendsten, von ihm oft wiederholten Leistungen dieser Art ist eine Darstellung jenes sagenhaften Todes des heiligen Bruno, dessen Körper nach dem Verscheiden eigenthümlich von Licht umflossen erschien, während die frommen Brüder, welche herzueilen um das Wunder zu schauen, theils von Lampen, theils vom Mondlicht beleuchtet werden. Das Mysteriöse, Geheimnißvolle der Stimmung ist hier ebenso vortrefflich gegeben, als die Mönche selber meisterhaft erfunden sind. Von bedeutenderen Bildern aus dieser Zeit wären noch zu nennen: Tutilo, eines Gelehrten Zimmer, im Besitz des Exkönigs von Hannover; Mönche in einer Halle, die einem Turnier in der Ferne zusehen, in dem des deutschen Kaisers; der Toggenburger, ein ganzer Cyklus von Bildern für König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen gemalt, mit dessen Tendenzen, wie denen, des Hannoverschen Fürsten, seine gemalte Weltanschauung eine so große Verwandtschaft zeigt. Ebenso das Innere des Straßburger Münsters für den Grafen Ugarte. Endlich als Hauptbilder: die Vorderansichten der Münster in Straßburg und Freiburg mit reicher mittelalterlicher Staffage, jetzt in der Galerie zu Karlsruhe, welche auch die beiden erstgenannten Bilder enthält. — Der Meister hatte sich selber schon in den vierziger Jahren in Karlsruhe niedergelassen und brachte in der Regel in Baden nur den Sommer zu. Er malte dort an jenen Hauptbildern viele Jahre lang, ohne daß man indeß sagen könnte, daß sie zu seinen besten Werken gehören, da ihm äußere Ansichten überhaupt nicht so gut gelangen als Interieurs. Sie sind im Gegentheil etwas schwarz und schwer und befriedigen, trotz der schönen Zeichnung, bei weitem nicht so als viele seiner anderen Bilder. — Indeß gerieth er auch hier nach und nach in ein schablonenhaftes Uebertreiben des breiten Vortrags, sowie in eine Outrirung des Spiels

der Reflexe, die der Farbe die Einheit des Tons, wie den Gegenständen das Körperhafte nimmt, Dinge, die, nächst einer gewissen Monotonie, aus dieser gemachten, innerlich ungesunden, die Vergangenheit durchaus conventionell idealisirenden und keineswegs mit unbefangenem Blicke betrachtenden Art unvermeidlich hervorgiengen, in die er sich immer mehr vertiefte, da sie dem Geschmack der vornehmen Käufer am meisten entsprach. Sie hatte sich allmälig aus seinen viel gesunderen Münchener Anfängen mit einer gewissen verhängnißvollen Nothwendigkeit entwickelt, wie seine wachsende Vernachlässigung des Naturstudiums, da die Natur zuletzt immer weniger in seine Tendenzen paßte. Dazu kam dann noch die Vereinzelung in einer kleineren Stadt ohne allzu lebendiges Kunstleben, und die zerstreuende Beschäftigung mit mancherlei Nebendingen. Denn er war 1853 Conservator der badischen Baudenkmale geworden, wobei es ihm freilich, trotz allen Eifers, nur in den seltensten Fällen gelang, der Zerstörungswuth eines gerade in dieser Gegend nur allzu sehr verbreiteten nüchternen Utilitarismus oder auch der bloßen rohen Ignoranz Einhalt zu thun. Um so mehr als er selber durchaus nicht frei von der leidenschaftlichen Bevorzugung einzelner Kunstrichtungen war, während er andere mit um so größerer Gleichgültigkeit betrachtete, so daß denn, was unter das fünfzehnte Jahrhundert herabging, seiner Theilnahme ziemlich ferne blieb. Später übertrug ihm das Vertrauen des Großherzogs auch noch die Leitung der neugegründeten Alterthumshalle, einer Sammlung, deren Reichthum an antiken Ueberresten aus der römischen, sowie der Pfahlbau-Periode ihn besonders lebhaft beschäftigte. Doch hat der alternde Mann hier mit den ungeheuren Fortschritten der Archäologie in den letzten Jahrzehnten natürlich nicht mehr Schritt zu halten vermocht. — Unstreitig mußten alle diese inneren Bedingungen, wie die zerstreuenden amtlichen und sozialen Verhältnisse die Wirkung haben, seinen späteren Arbeiten mehr Eintrag zu thun, als bei der Frische des Geistes, die sich der lebhafte Mann erhielt, gerade nothwendig gewesen wäre. Zu den letzten derselben gehört ein Ulrich von Hutten, auf der Insel Uffnau im Züricher See im Tode liegend, ein Bild, das ihn noch auf der Wiener Weltausstellung 1873, freilich mehr in seiner Manier, als in seinen wirklich höchst bedeutenden künstlerischen Eigenschaften vertrat. Diese sind aber so groß, daß seine früheren Arbeiten immer als die Zeugen eines ebenso glänzenden, als selbständigen Talents ihre Bedeutung behalten werden, da sie einen ächten Gehalt an absolutem Kunstwerth besitzen, und er überdieß ein durchaus neues Genre in seinen romantischen Stimmungsbildern schuf. Schließt sich dasselbe eng an die damals in Deutschland herrschende katholisch-romantische Reaktion der Restaurationsperiode an, und zeigt sie, erst in ihrer Berechtigung wie später in ihrer koketten Hohlheit, so hat sich Bayer gerade dadurch, daß er eine gewaltige geistige Strömung in seinen Werken so prägnant und immer mit einer unbestreitbaren Größe zum Ausdruck zu bringen weiß, für alle Zeiten ein Andenken gesichert. Seine letzten Jahre waren durch fortwährendes Siechthum sehr getrübt. Der vollblütige Mann erlitt mehrere Schlaganfälle, die zuletzt zu einer Lähmung und langen Agonie führten, der er am 2. Februar 1875 erlag, in den weitesten Kreisen geehrt und geachtet von allen denen, die seine ebenso reiche als eigenthümlich angelegte Begabung zu schätzen verstanden. Fr. Pecht.

Karl Josef Beck.

In die erste Reihe der academischen Lehrer unseres engeren Vaterlandes ist zweifellos Dr. Karl Josef Beck, Professor der Chirurgie, welcher seiner Zeit als eine Hauptzierde der Universität Freiburg angesehen wurde, zu setzen. Derselbe ward den 27. Juni 1794 in der freien Reichsstadt Gengenbach ge-

boren. Sein Vater, reichsstädtischer Physikus und Arzt der dortigen Benediktiner-Abtei, eine allgemein geachtete Persönlichkeit, stammte aus Immenstadt im Allgäu, dem Hauptorte der früheren Grafschaft Königsegg-Rothenfels. Leider raffte der Petechial-Typhus, welcher in jenem Jahre in dem österreichischen Feldlazarethe herrschte, den geschickten Arzt schon in seinem 31. Lebensjahre, 2 Monate vor der Geburt seines zweiten Sohnes, als Opfer seines Berufes hinweg. Der Wittwe und der zwei verwaisten Knaben nahm sich der Bruder der Ersteren, der Reichs-Prälat und Abt Bernhard Schwörer, ein Mann von hervorragenden Eigenschaften, in hohem Ansehen stehend und befreundet mit dem Großherzog Karl Friedrich, in liebevollster Weise an. Bis zu seinem im Jahre 1817 erfolgten Tode sorgte derselbe wie ein zweiter Vater für das geistige wie körperliche Wohl seiner Neffen und für deren gediegene Erziehung. Im Jahre 1799 verheirathete sich Beck's Mutter zum zweiten Male und siedelte nach Freiburg über. Sehr jung trat Beck in das dortige Gymnasium ein und schon 1808 bezog er die Universität, um seine philosophischen Studien zu beginnen, denen er alsdann die medicinischen folgen ließ; sein letztes Studienjahr brachte er in Tübingen, woselbst damals Autenrieth, Kielmayer und Georgi lehrten, zu. Beck war ein fleißiger, geachteter Student, ganz dem gewählten Fache ergeben; er gewann aber auch dem zu jener Zeit aufblühenden Corpsleben großen Reiz ab und bewegte sich nicht ohne Glorie auf dem romantischen Schauplatze desselben. Während des Jahres 1814 wurde Beck, noch nicht 20 Jahre alt, von dem späteren Minister von Fischer, einem Freunde des Prälaten, von der Universität abberufen und in der Eigenschaft eines Regimentsarztes in das Feldspital nach Schuttern, in welches die Kranken und Verwundeten der Großherzoglichen Division verbracht wurden, commandirt. — Hier lieferte der junge Mann, dessen Fähigkeiten sich schnell entwickelten, den Beweis, daß an dem Beruf und der Geschicklichkeit des Arztes etwas Angeborenes sein müsse, aber auch nur durch massenhafte Erfahrungen unter außergewöhnlichen Verhältnissen zu voller und schneller Blüthe gelangen könne; er behandelte nämlich mit Glück Kranke und Blessirte und genoß rasch ein großes Vertrauen von allen Seiten. Unterstützt wurde er hiebei von seinen Vorgesetzten, vorzugsweise dem hochgeachteten Generalstabsarzte Dr. Meier. Nach beendigtem Feldzuge und abgelegter Staatsprüfung wurde Beck als Regimentsarzt dem 4ten badischen Infanterie-Regiment definitiv zugetheilt. Mit diesem machte er die Campagne 1815 im Elsaß mit und erhielt während derselben die Direction des Feldspitals zu Hagenau. Als das Lazareth völlig evacuirt war, kehrte Beck zu seinem Regiment in die Garnison Mannheim zurück. Nachdem er in Freiburg doktorirt hatte, begab er sich in den Jahren 1816 und 1817 mit seinem Freunde und Militair-Collegen Chelius, dem später gleichfalls berühmten Lehrer der Chirurgie in Heidelberg, zu Zwecken wissenschaftlicher Ausbildung auf Reisen, welche, in genügendster Weise benützt, nur gute Früchte tragen konnten. — Zurückgekehrt, erhielt Beck schon 1818 einen Ruf als außerordentlicher Professor und Assistent der chirurgischen und geburtshülflichen Lehrstelle an die Universität Freiburg, woselbst der Professor der Chirurgie, Ecker, sich wegen Gesichtsschwäche eine jüngere Kraft zur Seite wünschte. Zu gleicher Zeit begann auch Chelius seine Laufbahn in Heidelberg. Diesen zwei talentvollen, tüchtigen jungen badischen Militairchirurgen wurde somit an beiden Landes-Universitäten ein schöner, vielversprechender Wirkungskreis eröffnet. Beide Männer haben sich auch des Vertrauens in hohem Grade würdig gezeigt; sie haben alle ihre Kräfte der Wissenschaft und Kunst gewidmet, zur Blüthe ihrer Lehranstalten in hervorragendster Weise beigetragen und eine große Zahl gediegener Schüler herangebildet, außerdem auch zu jeder Zeit eine An-

hänglichkeit an ihre Institute an den Tag gelegt, wie solche jetzt nur noch höchst selten, nur ausnahmsweise vorkommen dürfte. — Im Herbst 1818 verließ Beck sein Regiment und nahm hierbei das Wohlwollen der Vorgesetzten, wie die Freundschaft der Offiziere, seiner Kameraden, welche ihm auch bis zu seinem Tode aufrichtig ergeben blieben, mit sich. In Freiburg angekommen, übernahm er sogleich die operative Seite der chirurgischen Klinik und lehrte insbesondere Augenheilkunde, einen Zweig des chirurgischen Lehrfaches, den man damals an manchen Universitäten erst als besondere Disciplin zu cultiviren anfing. Er bereicherte bald nachher den Cyclus seiner Vorlesungen mit allen bedeutenden Zweigen der chirurgischen Wissenschaft, las später noch gerichtliche Medicin, supliirte selbst Geburtshülfe und ertheilte den Hebammen-Unterricht. 1819 wurde Beck zum Kreis-Oberhebarzt ernannt, 1821 zum ordentlichen Professor befördert; 1828 bekleidete er zum ersten Male das Amt des Prorectors der Universität. Als Ecker 1829 starb, erhielt Beck die Direction der chirurgischen Klinik, welche sich jetzt auch unter ihm als eine vortreffliche Bildungsanstalt eines bedeutenden Rufes erfreute; 1830 wurde ihm die wichtige Stelle als Medizinal-Referent bei dem Hofgerichte übertragen. — Das Jahr 1832 bildete in Beck's Lebensgeschichte einen hervorragenden Punkt. Durch die damaligen politischen Ereignisse war beinahe überall ein bewegter Zustand der Gemüther hervorgerufen und gab sich auch in unserem Lande und in prononcirter Weise an der Hochschule zu Freiburg kund. Das politische Treiben ward aber von der Regierung mißfällig aufgenommen und deßhalb die Universität geschlossen. Den Bemühungen einzelner Lehrer, zu welchen vorzugsweise Beck zu rechnen ist, gelang es aber in Bälde, die harte Maßregel rückgängig zu machen und eine neue Organisation der Hochschule zu vermitteln. Beck wurde als Prorector an die Spitze der neuen Verwaltung gestellt und wirkte in derselben während längerer Zeit mit Aufopferung und rastlosem Eifer vorurtheilsfrei zum Wohle der Anstalt. Obgleich einem ruhigen, vernünftigen Fortschritte huldigend, war Beck als Monarchist allen extremen Bestrebungen abhold und zog sich deßhalb durch starre Festigkeit in der von ihm als nothwendig erkannten Richtung manche Feindschaft und vielen Verdruß zu. Diese Schädlichkeiten blieben bei der natürlichen Reizbarkeit auch nicht ohne schlimme Folgen für Beck's Gesundheit, welche sich leider nicht mehr erholen konnte, als selbst die früheren Gegner seinem redlichen Streben, seinen humanen Gesinnungen, seinem richtigen Urtheil im Auffassen äußerer Umstände und seiner durch nichts zu vermindernden Sorgfalt für das Wohl der Universität volle Anerkennung nicht mehr versagten. Aber seine Brust barg schon seit längerer Zeit den Keim des Todes, der sich jetzt rasch entfaltete, in sich. — Beck erkrankte bereits im Sommer 1835 an einer Heiserkeit, die sich bis zur Stimmlosigkeit steigerte und als Folge eines Herzleidens angesehen werden mußte. Die Thermen zu Baden-Baden wurden dagegen empfohlen; der Gebrauch derselben führte aber eine bedeutende Lungenblutung herbei. Den Winter 1835 auf 1836 mußte deßhalb Beck zu Hause zubringen. Im Frühjahr 1836 erlitt er abermals einen zweiten, noch heftigeren Anfall von Lungenblutung, worauf jedoch bei geeigneter Lebensweise und Behandlung sich das Allgemein-Befinden besserte und die Heiserkeit verschwand. Eine Reise nach dem Süden wurde in Vorschlag gebracht und Beck ging hierauf mit Gattin und Tochter zuerst nach Frankreich, dann nach Italien und kehrte durch die Schweiz zurück. Ungeachtet er bei der Rückkunft an der Landesgrenze schon die Hebammenprüfung vornahm und seine dienstliche Thätigkeit entfaltete, kam Beck in ziemlichem Wohlsein in Freiburg an, wo seine Collegen die Wiederherstellung seiner Gesundheit durch ein schönes Fest in den Universitäts-Reben feierten. — Mög-

lichste Schonung oder gänzliche Zurückgezogenheit von den Geschäften hätte Beck's Leben noch lange fristen können; es war ihm aber in der That ein andauernd müssiges Sein widriger als der Tod. Er warf sich wieder in die Geschäfte und leitete insbesondere die chirurgische Klinik mit vielem Eifer. Im Winter 1836 auf 1837 und im Sommer 1837 bestand ein fortdauernder Kampf zwischen Beck's außerordentlicher Willenskraft und der Macht der Krankheit. Diese suchte immer von Neuem ihr Uebergewicht geltend zu machen; doch Beck raffte sich stets wieder empor und benützte jeden freien Augenblick zur Erfüllung seines Berufes, wie ein Soldat, der, mit Wunden bedeckt, bei seiner Fahne kämpft und nur sterbend von ihr abläßt. Gegen das Ende des Sommers stritt die Krankheit mit immer größer werdender Sicherheit des Sieges. Beck war wieder heiser geworden und im Winter 1837 auf 1838 trat das Herzleiden mit allen das Leben bedrohenden Folgen immer stärker hervor. Gegen das Frühjahr 1838 hin schwand die Heiserkeit und Beck übernahm zum Erstaunen Aller wiederum seine Vorlesungen; er gab den Operations-Cursus und hielt die chirurgische Klinik. Aber nur einige Wochen sollte dieß andauern, denn schon der 15. Juni 1838 wurde zu seinem Todestage. Beck starb in seinem Berufe. Nachdem er in der chirurgischen Klinik eine größere Operation verrichtet, mehrere Patienten zu Wagen besucht hatte, kam er gegen 12 Uhr nach Hause, ertheilte daselbst noch ärztlichen Rath, begab sich alsdann zu Tische, aß seine Suppe und sank gleich nachher, durch Stillstehen des Herzens plötzlich todt, nach rechts in die Arme seiner Gattin. — Ueber Beck's Begabung als Lehrer, dessen Lehren nicht ein bloßes Vortragen, sondern beständig eine That war, mit vollem Einsatz seiner Charaktermacht und deßhalb auch den Charakter seiner Schüler weckend, spricht sich sein College Baumgärtner, welcher bei der academischen Todtenfeier die Gedächtnißrede hielt, folgendermaßen aus: „Beck hatte einen glänzenden Vortrag; er sprach in seinen Vorlesungen ganz frei und in wohlgeordneter Rede. Es hatten seine Vorträge eine sehr würdige Haltung und zeugten von dem Ernst und der Liebe, mit welchen derselbe die Wissenschaft pflegte. Alles Phantastische war entfernt; dagegen wurde das, was der Lehrer mit seinem klaren Verstande als wahr erkannt hatte, mit großer Bestimmtheit den Schülern gegeben. — Es schien dieses ein die Vorlesungen Beck's leitender Gedanke zu sein, daß der Lehrer gegenüber den in die Wissenschaft Einzuführenden nicht von Zweifel umstrickt erscheinen dürfe. — Der vorzüglichste Lichtpunkt war die chirurgische Klinik. Hier docirte er beinahe andauernd, indem er vollständig die einzelnen Krankheitsfälle zu erläutern pflegte und von ihnen gerne überging zu interessanten Vergleichungen und allgemeinen lehrreichen Betrachtungen. — Ausgezeichnet war Beck am Operationstisch. Er operirte mit großer Sicherheit und mit vieler Eleganz, und zeigte dabei, selbst in den gefährlichsten Momenten, jene Ruhe, welche den Operateur so schön kleidet und wieder so günstig auf den Kranken zurückwirkt. Es war übrigens diese Ruhe nur eine durch die Kraft des Willens künstlich angenommene Haltung, denn sein Gemüth war durch große Operationen stets tief angegriffen. Wie durch die Vorlesungen, so bewährte sich auch Beck durch seine literarischen Arbeiten als denkender Lehrer und Gelehrter. Es zeichnen sich seine Werke durch sorgfältige Benützung des Vorhandenen und Auswahl des besten, durch einen reichen, gelehrten Schmuck, sowie durch naturgetreue, aus eigener Beobachtung geflossene Darstellung aus. Beck vereinigte in sich alle Eigenschaften des guten Arztes. Durch sein unermüdliches Vorwärtsdringen auf dem Felde der Wissenschaft hatte er sich einen reichen Schatz von Kenntnissen gesammelt; sein Geist war geübt, sein Urtheil scharf; er hatte dabei ein vorzügliches praktisches Talent und war gleichzeitig ein fleißiger, fein fühlender,

gewissenhafter und denkender Arzt, weßhalb in außergewöhnlichen Fällen sein Beistand sich als von hohem Werthe erwies. Ein großes Vertrauen krönte auch die ihm verliehene Naturgabe und war der Lohn seiner Anstrengungen. Zum hervorragendsten Gerichtsarzte befähigte ihn die strenge Consequenz in der Gedankenfolge und im Handeln." — Beck, in dessen äußerer Erscheinung sich Würde, geistige Durchbildung und Seelenadel aussprachen, war ein Mann von ganzem Guß, einheitlich in künstlerischem und persönlichem Charakter; er war eine harmonisch gebildete Persönlichkeit, in welcher sich Erkennen, Wollen und Fühlen gegenseitig bedingen und tragen. Er war zugänglich für alles Schöne und Gute, er liebte die Wissenschaft und die schönen Künste; der Liebe und Freundschaft war sein Herz geöffnet; er war zuverlässig und ohne Rückhalt, rechtlich gesinnt, wahr und treu, opferbereit und edelmüthig, voll der Theilnahme für das Unglück und die Leiden der Mitmenschen; für die Stimme der Ehre blieb Beck stets sehr empfindlich und hierin liegt auch ein mitwirkender Grund seiner Vollendung, nicht allein als Mensch, sondern auch als Lehrer, und seiner Bedeutung als Schriftsteller. (Seine Schriften sind verzeichnet in der Gedächtnißrede von Baumgärtner.)

Dr. Bernhard Beck.

Philipp Jacob Becker.

Geboren zu Pforzheim im Jahre 1763, erhielt Becker den ersten Zeichenunterricht von Autenrieth. Im Jahre 1779 kam er nach Rom und schloß sich hier zuerst an Raphael Mengs an, der indessen bald darauf starb. Nach einem Aufenthalte von sechs Jahren kehrte er in die Heimath zurück, ward in Karlsruhe Hofmaler und großherzoglicher Galeriedirector und starb zu Erlenbad am 13. August 1829. Als Künstler ohne selbständige Begabung und ohne schöpferischen Zug, war er dennoch ein geschickter und eleganter Zeichner, verstand glücklich zu copiren und malte hie und da gefällige kleine Landschaften, meist mit Staffage aus der classischen Mythologie. Einige Oelbilder dieser Art befinden sich in der Galerie des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen, während das Kupferstichcabinet zu Karlsruhe zahlreiche Handzeichnungen in Kreide und Sepia, meist Actstudien oder Copien nach der Antike von ihm bewahrt. In früherer Zeit hat er einige Blätter radirt, in späterer Zeit mehrere Lithographien verfertigt. — (Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 7, 611.)

A. Woltmann.

Franz Becker,

geboren am 10. Nov. 1798 zu Karlsruhe, als Sohn des Galeriedirectors Becker, widmete sich der evangelischen Theologie, wurde 1820 Hof- und Stadtvikar zu Karlsruhe und übernahm 1821 zu Donaueschingen die Stelle eines Hofpredigers der Fürstin Amalie von Fürstenberg, geb. Prinzessin von Baden, der protestantischen Gemahlin des katholischen Fürsten Karl Egon. 1826 wurde ihm zugleich die Leitung der fürstl. Hofbibliothek übertragen, um welche er sich besonders durch die Anlegung eines systematischen Kataloges verdient gemacht hat. Er starb am 7. Aug. 1857 im Bade Beuron, ein toleranter Theologe, trefflicher Kanzelredner und Mann von vielseitigem, wenn auch nur encyclopädischem Wissen. Seine Bücher und Kunstgegenstände sind in den Besitz des Fürsten zu Fürstenberg übergegangen.

Johann Peter Behaghel.

Die Wirksamkeit Peter Behaghels ist mit der Bildungsgeschichte Mannheims eng verflochten; weite und mannigfache Kreise der Stadt berührend, ist sie doch

zunächst der Gelehrtenschule derselben gewidmet gewesen. Wenn Nüßlin das Verdienst zukommt, diese eigentlich neu begründet und modern-wissenschaftlicher Arbeit zugeführt zu haben, so hat Behaghel es verstanden, die Anstalt im Sinne seines Lehrers und Vorgängers im Amte nicht nur weiter zu leiten, sondern auch zu einer Blüthe zu erheben, die sie eine Zeit lang die erste Stelle unter den Lyceen des Landes einnehmen ließ. Das ist natürlich in einer Hinsicht nur möglich gewesen, weil bei einer seltenen Vereinigung hervorragender Lehrkräfte auf der einmal gegebenen Grundlage fortzubauen nicht wenig erleichtert war, setzt aber auf der anderen Seite die feste und sichere Hand einer leitenden Persönlichkeit voraus, wie sie gerade Behaghel in ganz eigenartiger Weise besessen. Eine ausgedehnte Bildung und eine reiche pädagogische Erfahrung, womöglich in verschiedenen Verhältnissen erworben, werden immer die nöthigen Vorbedingungen zur Leitung einer Gelehrtenschule sein. Ueber beide Eigenschaften durfte Behaghel in seltenem Maße gebieten, als er 1850 die Direktion des Mannheimer Lyceums übernahm. Geboren am 14. December 1805 in Mannheim und auf den Schulen seiner Vaterstadt (bis 1822) gebildet, hatte er mit der lebendigen Begeisterung für die Alterthumswissenschaft, die seinen Lehrer Nüßlin auszeichnete, erfüllt, in Bonn (1822—24) und Heidelberg (1824—26) Philologie und Theologie studirt und 1826 und 1827 die nöthigen Examina bestanden. Nachdem er 4 Jahre (1827—31) als Erzieher in dem Hause eines berner Patriziers gewirkt und an dem raschen Emporblühen der Erziehungsanstalt seines Freundes Bender in Weinheim thätigen Antheil genommen hatte, war er 1832 als Lehrer an dem Pädagogium zu Pforzheim in den Staatsdienst getreten. Schon nach kurzer Zeit (Frühjahr 1834) als Professor nach Mannheim berufen, begann er damit die Wirksamkeit, die seinem Namen ein dauerndes Andenken gesichert hat. Zuerst in den unteren Classen unterrichtend, dann in die höheren aufsteigend, trat er, als Nüßlin sich zurückzog, in dessen Stelle ein, zunächst (1850—54) als alternirender, seit 1854 als alleiniger Direktor die Anstalt leitend, bis ihn körperliches Leiden zwang, Ende 1869 seine Pensionirung zu erbitten. Nur kurze Zeit war es ihm vergönnt das wohlverdiente otium cum dignitate zu genießen, schon am 21. Februar 1871 entriß ihn in Heidelberg ein erneuter Anfall seines Leidens dem Leben. Dieses Leben ist das eines „Schulmannes" gewesen, der in seinem Berufe aufging, in ihm seine ganze Kraft concentrirte. Nichts lag ihm ferner, als aus der stillen Wirksamkeit seiner Schule herauszutreten oder den Lärm einer vielfach bewegten Zeit voreilig in dieselbe hereindringen zu lassen. Wie er selbst in gewissem Sinne des Wortes sich zu isoliren wußte, allen schroffen Richtungen abgeneigt, die in politischen und religiösen Fragen sich vordrängen mochten, so verstand er es auch, den heilsamen Geist der Abgeschlossenheit seiner Schule zu wahren, der alles Ungehörige in fernen Schranken hält. Dem entsprach, daß er in fast strenger Weise den Grundsatz betonte, der dem Können das Wissen vorangehen heißt, daß er der Schule vor Allem die mechanische Arbeit zugewiesen haben wollte, der erst später eine tiefere geistige Auffassung der Dinge zu folgen pflegt. Das mochte wohl manchmal den Mißverstand der Jugend wecken, die jeden Zwang unerträglich zu finden sich neigt, durfte aber später dem klaren Bewußtsein in seinem reellen Werthe erscheinen. „Anspannung aller Thätigkeiten des Geistes, fortwährendes Ringen und Ueben an Stoff, um ihn nach allen seinen Qualitäten zu bewältigen, das war es, (wie ein pietätsvoller Nachruf sagt) was er von der Jugend verlangte."

Aug. Thorbecke.

Johann Baptist Bekk.

In dem freundlich und zugleich romantisch gelegenen Triberg auf dem Schwarzwald am 29. Oktober 1797 geboren, erhielt Bekk auf der damals frisch aufblühenden Breisgauer Universität seine juristische Bildung, und trat im Herbst 1820, nachdem er die Staatsprüfung mit Ehren bestanden, als Rechtspraktikant in seine erste praktische Thätigkeit ein. Die zahlreichen Studiengenossen und Jugendfreunde schildern ihn wie ihn alle später haben kennen lernen: als einen Jüngling vom tüchtigsten Wissen, vom biedersten und reinsten Charakter, freundlich, wohlwollend, seinem ganzen Wesen nach ebenso streng gegen sich selbst, wie nachsichtig gegen andere, in seinem Denken und Thun von der körnigen Nüchternheit des Schwarzwälders, und doch zugleich allen höheren und idealen Richtungen des Lebens mit voller Jugendfrische zugewandt. Nachdem er sich seit 1822 in Meersburg, 1826 in Freiburg der Advokatenlaufbahn gewidmet, trat er am 26. Februar 1829 als Hofgerichtsassessor in Meersburg in den Staatsdienst; seine eminente Begabung für den Beruf des Richters hat ihm schon damals wie später, wo er in dieser Thätigkeit seine glücklichsten und anerkanntesten Tage verlebte, einen Ruf erworben, der in den Annalen unserer Geschichte noch lange fortleben wird. Der Landtag von 1831 führte ihn zuerst ins politische Leben ein. Als Abgeordneter des 1. Aemterwahlbezirks, den er beinahe zwei Jahrzehnte lang vertrat, ward er in jene für Baden denkwürdige Versammlung gewählt, deren Thätigkeit, um nur das Bedeutendste hervorzuheben, durch Herstellung der freien Presse, Ablösung feudaler Lasten und die Restauration der Verfassung eine nachwirkende Bedeutung für das öffentliche Leben Badens erlangt hat. Auf keinem Landtag ist der Glanz parlamentarischer Talente, durch welchen das kleine badische Land viele Jahre hindurch eine deutsche Celebrität gewann, eminenter hervorgetreten als damals; noch bestand in allen wesentlichen Fragen volle Eintracht zwischen Kammer und Regierung; die Opposition, wo sie auftrat, galt mehr den deutschen, als den badischen Dingen; sie war begeistert, schwungvoll, wie es nur irgendwo die Stimmung jener Jahre gewesen ist; die Verbitterung und der schneidende, grollende Ton späterer Tage war den Verhandlungen damals noch fremd. Verglichen mit dem gehobenen oratorischen Klang der meisten Reden dieser Zeit, erschien Bekk wie ein Geschäftsmann voll juristischer Schärfe und Klarheit, der sich neben den bewährten Namen der Tribüne absichtlich in bescheidener Zurückhaltung hielt, an den großen politischen Debatten meist nur als Hörer, nicht als Sprecher Antheil nahm, und dessen Verdienst mehr in präcisen Darlegungen und einer vermittelnden Auffassung hervortrat, als in rednerischen Ergüssen von hinreißender und agitatorischer Kraft. Die Stellung Bekk's war schon auf diesem ersten Landtag eine eigenthümliche, und ist es mit geringer Veränderung auf allen folgenden geblieben. Er gehörte nicht zu den politischen Namen allgemein bekannten Klanges, deren Popularität oder Ungunst schon weit über die Gränzen Badens hinausreichte; er schien es vielmehr zu meiden, in den vielbesprochenen Tagesfragen eifrig mitzureden, aber seine Stimme und sein Wort fiel darum doch bedeutsam in die Wagschale, wo sie sich immer mochten vernehmen lassen. Wo es Fragen der Gesetzgebung galt, wo von der Ablösung der Feudallasten, von Organisation des Gemeindewesens verhandelt ward, da entfaltete der junge Abgeordnete eine Fülle von Kenntnissen und eine Schärfe der Auffassung, die ihm eine allseitig anerkannte Autorität erwarb. Er war so wenig Parteimann, daß in Fragen, wo die politische Meinung sonst eine natürliche Gruppirung der Stimmen schafft, es häufig ein gewagtes Ding gewesen wäre, von vornherein ihn zu rangiren; er war auch weit entfernt von

der geläufigen parlamentarischen Eitelkeit, mit einer Fraktion oder einem Fraktiönchen eine absonderliche Ansicht zu vertreten, die dann, zwischen Links und Rechts hin- und herschaukelnd, sich darin gefällt, das letzte Gewichtsteinchen in der Wagschale zu sein; es war vielmehr eine durchaus ehrenwerthe Unabhängigkeit nach allen Seiten hin, die er sich zu erringen und zu behaupten wußte. Er hatte denn auch die seltene Genugthuung, daß man von der Regierungsbank, wenn er opponirte, seinen Gründen alle Aufmerksamkeit schenkte, und auf der anderen Seite Rotteck, wenn er ihn bekämpfte, ihn als einen Mann bezeichnete, der „als ausgezeichneter Kenner und Freund des Rechts bereits einen berühmten Namen habe". Es lag dabei in seinem Wesen ein Zug, der wieder mit seiner Billigkeit und Mäßigung eng zusammenhing. Er vertiefte sich in die Fragen ohne vorgefaßte Meinung oder Leidenschaft, betrachtete sie mit allem grübelnden Scharfsinn von allen Seiten, ja er bewies bisweilen eine casuistische Raffinirtheit, die eben aus dem Streben nach strengster Unparteilichkeit entsprang, und suchte selbst in die Auffassung des Gegners alle denkbaren verständigen Gründe hineinzulegen, an deren Widerlegung sich dann die eindringende Schärfe seines Geistes erprobte. In späteren stürmischen Tagen, wo es oft weniger galt, einen tief verwickelten Knoten geduldig zu lösen, als ihn mit einem kräftigen Schlag zu durchhauen, konnte es einem bisweilen vorkommen, als habe diese objektive Erwägung des Richters und Gesetzgebers zu viel Macht über den handelnden Staatsmann gewonnen, oder als gebiete die Lage etwas weniger Meditation und etwas mehr rasches, kurz angebundenes Handeln; aber es wurzelte diese Eigenthümlichkeit auf demselben tiefen und edlen Grunde, der Bekk jederzeit bestimmt hat, ruhig, maßvoll und ohne Leidenschaft zu handeln. So ist ihm denn auch bis in die Zeit der politischen Saturnalien die seltene Gunst gegönnt gewesen, inmitten erregter, bisweilen heftiger Parteikämpfe unberührt zu sein von ihrer Hitze und ihrer Ungerechtigkeit, inmitten des Haders einer aufrichtigen Würdigung rechts wie links zu begegnen. Wenn die Zeit, die folgte, dies greller und maßloser, als es irgendwo geschehen ist, ins Gegentheil verkehrte, so hat die Genugthuung nicht lange auf sich warten lassen; es hat nur des Erwachens aus dem wüsten Rausche bedurft, und die Anerkennung ist eine so allgemeine und freiwillige gewesen, wie jemals in den Tagen der Ruhe. Es war dem Scharfblick des Ministers Winter nicht entgangen, welch' eine tüchtige Kraft aus dem freimüthigen und unabhängigen jungen Abgeordneten heranzuziehen war. Er berief im Frühjahr 1832 den Assessor als Rath ins Ministerium des Innern, wo er erst der katholischen Kirchensektion zugetheilt, dann nach wenigen Monaten in das Plenum versetzt und zum Mitglied der Gesetzgebungs-Commission ernannt ward. Nachdem bereits 1831 eine Schrift: „Ueber die dinglichen Rechte an Liegenschaften" von ihm erschienen war, gründete er 1832 mit Merk, Bayr, Litschgi und Sander die noch jetzt fortbestehenden „Annalen der großh. badischen Gerichte", deren Redaktion er bis 1844 besorgte und die viele werthvolle Beiträge von ihm enthalten. In der neuen Stellung kehrte er auf den nächsten Landtag (1833) zurück. Es war eine abgespanntere Zeit eingetreten, der parlamentarische Kampf in engere Schranken eingedämmt, es galt mehr das Erworbene zu behaupten, als Neues zu erringen. Dagegen war diese und die folgende Session eine Zeit unfruchtbarer Organisationen; das Gemeinde-, das Schul-, das Forstwesen bildeten den Stoff langer und einläßlicher Berathungen. Ein Blick auf die Landtagsverhandlungen zeigt, welch' vorwiegenden Antheil Bekk daran gehabt hat. Es ist keine Frage, diese Gesetze haben, wie alle, ihre Schwächen, und man hat vielleicht in Baden der gesetzgeberischen Experimente zu viele gemacht, aber es ist nachher doch in den Zeiten des

Sturmes und Umsturzes zu leicht von einzelnen Mängeln auf die Verderblichkeit des Ganzen geschlossen und im Unmuth das wahrhaft Gute und Segensreiche vergessen worden, das aus den neuen Ordnungen erwuchs. Gegen Bekk ist dann wohl der unbillige Vorwurf laut geworden, er habe dies alles gemacht und verschuldet, während eine unbefangene Lektüre der Debatten zeigt, wie gerade er überall beflissen war, die gesetzgeberischen Neuerungen nicht auf vage Doctrinen, sondern auf die ruhigste und unbefangenste Erwägung der Verhältnisse zu bauen. Der Landtag von 1835 ist für Baden besonders bedeutsam gewesen durch den Eintritt in den Zollverein, der hier nach langen und heißen Debatten von den Kammern genehmigt ward. Es ist eine bekannte Sache, daß sich damals nicht nur innerhalb der politischen Parteien, sondern in der Bevölkerung selbst ein starker Widerwille gegen den Anschluß kundgegeben hat. Das Neue und Ungewöhnliche, nachdem man sich einmal in einen für Baden manchen kleinen Vortheil gewährenden Schlendrian eingelebt, der Zweifel, ob ökonomisch die Opfer nicht größer seien, als der Gewinn, die Gefährdung manches Privatinteresses, dann auch die Besorgniß und Abneigung vor dem „absolutistischen" Preußen — das Alles wirkte zusammen, die Opposition gegen den Anschluß zu verstärken. Bekk gehörte zu denen, die selbst nicht ohne Bedenken über manchen einzelnen Nachtheil für Baden waren, aber die doch die Vorzüge des Anschlusses für überwiegend hielten. Man dürfe, meinte er, nicht den Zustand des Augenblicks, sondern müsse die Entwicklung, die sich naturgemäß ergeben werde, zum Maßstab nehmen. Dabei machte er besonders den Gesichtspunkt geltend, der im Laufe der Zeit auch die eifrigsten Gegner gewonnen hat. „Es ist etwas erhebendes, sagte er, in dem Verein beinahe aller deutschen Stämme die Gewähr einer größeren Nationaleinheit der sich sonst immer mehr von einander trennenden deutschen Staaten zu erblicken. Die deutschen Völker werden unter sich mehr verkehren und darin, in ihrer häufigeren Berührung, in der Gemeinschaft ihrer Interessen und Einrichtungen finde ich einen wesentlichen Vortheil des Vereins. Dadurch wird sich das lockerer werdende Band der deutschen Volksstämme wieder mehr und mehr befestigen, und wer weiß, was eine solche Befestigung des Bandes der Deutschen dereinst in einem entscheidenden Augenblick für Folgen haben kann, wenn man nicht blos an den Augenblick, sondern auch an die Zukunft denkt!" — Bei der persönlichen Stellung Bekk's überwand er eher eine Schwierigkeit, über die es sonst in unserer constitutionellen Praxis nicht immer leicht ist hinwegzukommen. Man ist in Deutschland zu sehr gewöhnt worden, Regierung und parlamentarische Vertretung als Gegensätze anzusehen, als daß nicht die Doppelstellung eines Beamten und Abgeordneten manch schiefes Verhältniß hätte erzeugen müssen. Wurde von der einen Seite mit der strammen Ordnung der Dienerpragmatik auf den Abgeordneten gedrückt, so war man auch von der anderen Seite um so leichter versucht, in dem Abgeordneten nur den Beamten zu sehen. Es ist wohl selten gelungen, sich diese Doppelstellung so unangefochten zu erhalten, wie Bekk. Obwohl Beamter, wahrte er sich doch die Unbefangenheit seiner Meinung nach oben, wie nach unten mit so sicherem Takt, daß es den einen wie den anderen nicht einfiel, sobald seine Ansicht ihnen unbequem war, ihn an den Beamten zu erinnern oder einen bestimmten Grund seiner Meinung im Beamten zu suchen. Peinlich mußte die Situation erst dann werden, als eine straffere Praxis versucht ward, die mit dem Vorgeben begann, eine strengere Disciplinirung der Beamten-Abgeordneten durchzuführen, die aber damit endete, das ganze moralische Gewicht der parlamentarischen Mehrheit dadurch zu mindern, daß es eben nur als ein Ergebniß der strafferen Disciplin erschien. Wenigstens ist die Regierung nie stärker gewesen, als in

den Zeiten, wo ehrenwerthe Beamte, von systematischer Opposition natürlich weit entfernt, sich in der vollen Ungezwungenheit einer selbständigen Meinung bewegen konnten. Mit der Zeit, wo diese veränderte Richtung anfing durchzugreifen, fällt Bekk's Ausscheiden aus dem Ministerium des Innern zusammen. Er trat in die richterliche Laufbahn zurück, indem er am 26. Oktober 1837 zum Vicekanzler des obersten Gerichtshofs ernannt wurde. Hier konnte sich die Fülle seiner Vorzüge, sein unermüdlicher Fleiß, sein juristisches Wissen, sein Scharfsinn und sein hoher, unbefangener Sinn für Recht am ungehemmtesten entfalten. Die Gerichtshöfe selbst, denen er jetzt und später angehört hat, bewahren ihm ein Andenken, das für beide Theile ein gleich ehrendes Zeugniß ablegt. Sie rühmen an ihm nicht nur den frischen Trieb, der überall anspornend und belebend eingriff, und den Aufschwung geistigen Verkehrs, den seine Anregung hervorrief, sondern insbesondere die wolthuende Wirkung, die eine so reine, sittliche, überlegene Persönlichkeit auf jeden Kreis übt, dem sie näher tritt. Aus diesem stilleren harmonischen Wirken, dem die ungestörtesten Tage des Verewigten angehört haben, rief ihn nur vorübergehend die parlamentarische Thätigkeit ab, die 1839 und 1840 namentlich bei der Berathung des neuen Strafgesetzes seine angestrengte Mitwirkung in Anspruch nahm. Es kam der Landtag von 1841, den man den Urlaubs-Landtag nennen könnte; denn diese verhängnißvolle Frage, die einen neuen Abschnitt des öffentlichen Lebens in Baden einleitet, absorbirte fast alles andere. Wir haben später erfahren, daß der Entschluß, von dem Urlaubsrecht Gebrauch zu machen, vornehmlich aus dem Drange entsprang, den sich stets erneuernden Ausstreuungen über Schwäche und Gesinnungslosigkeit der Regierung zu begegnen; es sollte das System der Regierung ein für allemal fest ausgeprägt und dadurch das Verständniß über alle künftig zu ergreifenden Maßregeln mit den übrigen deutschen Höfen erleichtert werden (s. d. Art. Blittersdorff.) So nahm auch die liberale Opposition die Sache auf und handelte demgemäß. Bekk verfaßte damals (Mai 1841) den Bericht, dem sich die Kammer einmüthig anschloß. Auch dieser Bericht ist ein charakteristisches Aktenstück. Inmitten des heftig aufflammenden Parteikampfes vermochte er es mit aller kaltblütigen Ruhe und juristischen Nüchternheit, die Sache wie eine Rechtscontroverse zu behandeln, die von allen Seiten schon mit allem Eifer als politische Tagesfrage ergriffen und erörtert ward. Die Zeiten waren denn auch vorüber, wo eine solche Objektivität von allen Seiten ohne Widerspruch ertragen ward. Von der Opposition klangen erst leise, dann lauter Vorwürfe durch, daß Bekk nicht den einmal eingeschlagenen Weg rückhaltlos mit ihr durchmache; in anderen Regionen war man gegen den Berichterstatter vom 3. Mai nicht weniger gereizt, als gegen die hitzigsten Oppositionsredner. Vorerst fügte es das Schicksal so, daß Bekk dem unmittelbaren Kampfe der Parteien mehr entzogen und auf einen neutralen Punkt gestellt ward. Der Tod Duttlinger's erledigte die Präsidentenstelle der zweiten Kammer; Bekk, schon vorher Vicepräsident, wurde im Januar 1842 sein Nachfolger. Er blieb es vier Jahre, auf dem bewegten Landtag von 1842, in der Session von 1843—45, welche durch die Berathung über das neue Strafgesetzbuch, den Strafproceß und die Gerichtsorganisation so ungewöhnlich verlängert ward, und auf dem kurzen rasch aufgelösten Landtag von 1845—46. Er war ein vortrefflicher Präsident; unermüdet thätig und ausdauernd, wo es die Leitung und Förderung der Arbeiten anging, klar und präcis in der Führung der Debatte, mild in seinen Formen, und inmitten einer wachsenden Erregung der Gemüther von überlegener Ruhe und Leidenschaftslosigkeit. Es waren mühevolle und wenig erquickliche Tage, die Bekk beschieden waren. Bei der großen Berathung über die neuen Gesetzbücher war seine Thätigkeit dreifach

in Anspruch genommen: als Präsident, als Abgeordneter und als Mitglid der Gesetzgebungs-Commission, aus welcher die neue Legislation hervorgegangen war. Nur seine zähe, bis in seine letzten Lebenstage ungebrochene Arbeitskraft war im Stande, die Last, die diese gehäufte Funktion ihm aufbürdete, zu tragen. Daneben verbitterte sich das Verhältniß zwischen Regierung und Kammer immer mehr; die Debatten waren gereizt, oft zänkisch und in ihrem Gesammtergebniß nach keiner Seite hin ersprießlich. Die Versöhnung zurückzuführen und im Ständesaal wie außerhalb das Vertrauen wiederherzustellen, dazu sah damals die überwiegende Stimme des Landes niemanden als so geeignet an wie Bekk; aber es mußte bald geschehen, ehe der Hader sich immer tiefer in alle öffentlichen Verhältnisse einwühlte. Ein erster Schritt dazu lag in der Versetzung Bekk's von Mannheim nach Karlsruhe; er vertauschte am 31. März 1845 seine richterliche Funktion mit der Stelle eines Mitgliedes in dem neu creirten Staatsrath. Doch litt diese Stellung an einer sichtbaren Halbheit; sie entriß ihn einem Lebenskreis, in welchem er segensreich, wie wenige, gewirkt und rief ihn in einen neuen, wo sich seine Thätigkeit doch nur sehr mittelbar und langsam fühlbar machen konnte. Er ward als Mitglied der Regierung betrachtet, trug auch bald einen Theil ihrer Verantwortlichkeit, und doch war seine Einwirkung auf den Gang der gouvernementalen Dinge nur ein sehr eingeschränkter. Indeß war es zwischen dem Ministerium und der zweiten Kammer zum offenen Conflikt gekommen; es war im Februar 1846 die Auflösung erfolgt, und die neuen Wahlen führten die Opposition wesentlich verstärkt in das Ständehaus zurück. Die Dinge waren nun so geworden, daß es zum Biegen oder Brechen kommen mußte; entweder Staatsstreiche oder Concessionen mußten dem nach allen Seiten unleidlichen Zustand ein Ende machen. Es war der Augenblick, wo Blittersdorff von Frankfurt aus in höchst charakteristischen Worten rieth: „Ein Ministerium Bekk, verstärkt durch liberale Notabilitäten der zweiten Kammer, unter Beimischung irgend eines monarchischen Elements als Garantie für das Ausland, sei nunmehr an der Zeit, und man werde nicht umhin können, sich mit der Idee vertraut zu machen". Im März 1846 ward Bekk — vorerst ohne Portefeuille — in das Staatsministerium berufen, und erschien in der neuen Kammer zum erstenmal nicht mehr als Abgeordneter (er hatte eine Wiedererwählung abgelehnt), sondern als Regierungscommissair. Es ruhte auf ihm ein großer Theil der schwierigen und mühevollen Pflicht, ein Ministerium zu vertreten, mit dem er auch jetzt, ohne ein bestimmtes Departement zu leiten, verkettet war, dessen Zusammensetzung zwar zum Theil mit seiner politischen Ansicht übereinstimmte, das aber auch andere Elemente enthielt, die, mit Bekk verbunden, keine rechte Harmonie ergaben. Vielleicht war es für seine künftige Stellung günstiger, wenn er es vermied, in das etwas schiefe Verhältniß einzutreten und mit manchen Dingen, die ihm fremd waren, eine unvermeidliche Solidarität zu übernehmen. Es mochte denn auch der Gang des Landtags die Ueberzeugung herbeiführen, daß die begonnene Modifikation des Cabinets ihrem Zweck nicht entspreche und es geboten sei, dem Vertreter der liberalen Richtung eine Stellung im Ministerium zu geben, deren Einfluß mit der Verantwortlichkeit des Mannes in einem richtigen Verhältniß stand. Wenige Monate nach dem Schluß der Session, am 15. Dezember 1846, ward Bekk mit dem Ministerium des Innern betraut, und ihm als Direktor des Departements ein gleichgesinnter und mit Recht hochgeachteter Mann, Brunner, an die Seite gegeben. Damit begann die denkwürdige, sturmbewegte Verwaltung, die unter den Schlägen einer Revolution und Soldatenmeuterei im Mai 1849 zusammengebrochen ist. Vielleicht hätte ein früherer Eintritt Bekks in die Regierung manchem lokal badischen Uebel zeitig steuern

können, so daß der Rückschlag der äußeren Erschütterungen minder heftig und tief eingriff, als es nachher geschehen ist. Es gab Niemand im Lande, der besser geeignet gewesen wäre, Vertrauen und Versöhnung wiederherzustellen, die erschütterte Autorität wieder zu festigen, billigen und erfüllbaren Wünschen entgegenzukommen. Die segensreiche Wirkung eines unermüdet thätigen, dabei durchaus humanen, edeln und von der strengsten Gerechtigkeit geleiteten Mannes mußte sich allmälig fühlbar machen, sie mußte zur Verständigung beitragen, die Stimme aller Besonnenen einer solchen Verwaltung gewinnen, die verworrenen Begriffe klären, der Erbitterung, Hetzerei und Wühlerei ihre Quellen abgraben. Dazu gehörte freilich eine ruhige, ungestörte Zeit, nicht der Sturm einer europäischen Revolution, die schon nach 14 Monaten dies friedliche Mittleramt gewaltsam unterbrach. Daß die Betrachtung keine optimistische Illusion ist, scheint selbst aus der kurzen Probezeit seiner ruhigen Verwaltung hervorzugehen. Wie minderte sich doch der geläufige Stoff der Reclamationen und Beschwerden über Censurunwesen, kleine Polizeichikanen und bureaukratische Willkürlichkeiten; wie rasch trennten sich nun constitutionelle und radicale Elemente der Opposition! In den neuen Wahlen zeigte sich zum erstenmal seit Jahren eine unverkennbar günstige Strömung für die Regierung, sie hatte in der ergänzten Versammlung, die Ende 1847 zusammentrat, die Majorität, und es ward von den Organen der äußersten Partei laut genug beklagt, daß dies Ministerium im Mittelstande immer mehr an Anhang gewinne. Der momentane Austritt Hecker's aus der Kammer hing damit nicht unmittelbar zusammen, aber er war doch auch kein Symptom, das auf sehr große Hoffnungen des Führers der äußersten Linken schließen ließ. Die neu zusammentretende Kammer bot in Ton und Haltung ein wesentlich anderes Bild, als ihre Vorgängerinnen. Es war eine glückliche Fügung für Deutschland, daß dem so war; hätte die Windsbraut vom Februar 1848 unser Land in den Stimmungen ununterbrochenen Haders und ungeschwächter Erbitterung überrascht, die vor Bekk's Eintritt überwogen, hätte nicht auch die kurze Zeit eines milden, versöhnenden Regiments die Parteien getheilt und die moderirten Elemente um die Regierung geschaart, so war nicht zu berechnen, wie weit die Dinge kamen. Baden war ein vorgeschobener Posten, den der Andrang aus der Schweiz und aus Frankreich am unmittelbarsten bestürmte; ward dieser Posten gleich im ersten Anlauf überrannt, so war die Sache im März 1848 eine ganz andere, als vierzehn Monate später. Denn Oesterreich und Preußen standen neugekräftigt da, als im Frühjahr 1849 die Revolution in Sachsen und am Oberrhein ausbrach; wie anders war ihre Lage im Jahr zuvor! Wenn damals der Revolution ein Handstreich an der Westgränze gelang, welch heillose Verwirrung mußte die Folge sein, wenn gleich der endliche Ausgang so wenig zweifelhaft war, wie das Schicksal der Republik überm Rhein es jemals sein konnte. Diese Kraft des ersten Stoßes zu brechen, ist ein bleibendes Verdienst der Bekk'schen Verwaltung gewesen. Darum waren auch, mit dem verglichen, was anderwärts im Sturm geschah, die ersten Concessionen hier viel gemessener; das Ministerium ward modificirt, aber nicht aufgelöst; die Kammer, eben erst ergänzt, blieb beisammen; es war bald in Deutschland und einem großen Theil von Europa die einzige Verwaltung und Volksvertretung, deren Dasein älter als die Märztage war. Daß es im Uebrigen an sich eine übermäßige Anforderung an den Staatsmann eines kleinen exponirten Landes war, die Revolution zu überwältigen, solange ihre Wurzeln sich weit über den Boden Deutschlands ausdehnten und selbst die größten Staaten ihrem Andrang nicht Trotz zu bieten vermochten, daß überhaupt das, was man badische Revolution nennt, nicht als ein locales Uebel, sondern eben nur als der prägnanteste

Ausdruck einer allgemein deutschen Krise zu betrachten und Baden mehr der geschickt ausgewählte Kampfplatz, als die Geburtsstätte dieser Erschütterungen war, — darüber hat sich längst durch die objektive Betrachtung der Vorgänge eine feste Meinung gebildet. Es verliert darum auch die Frage an Interesse: ob die Politik des Widerstandes etwas mehr oder weniger lokale Erfolge hätte erringen können. Bekk selbst hat in seinen beiden Schriften über jene Zeit deutlich nachgewiesen, daß die Gesetzgebung vielfach unzulänglich, die legalen Mittel beschränkt, die Stellung der Regierung überhaupt von vornherein so beschaffen war, daß ihre nächste Aufgabe nur darin bestehen konnte, „dafür zu sorgen, daß das Staatsschiff nicht untergehe, bis der Sturm vorüber, der Strom verronnen ist, oder die dem Donnerwetter folgende Abkühlung der ruhigen Ueberlegung und etwa nöthiger Verbesserung begangener Fehler wieder Raum gibt". Bekks Individualität war zudem für kühne und verwegene Experimente, die vielleicht einmal gelingen, aber zehnmal mißlingen konnten, keineswegs angelegt. Er war auch als Minister stets der Mann des strengen Rechts und nichts war ihm fremder als die Leichtfertigkeit politischer Routiniers, kurzweg nach den bequemsten statt nach den sittlichsten Mitteln zu greifen. Dem Grundsatz: „salus reipublicae summa lex esto" und seiner ausgiebigen Anwendung stellte er gern den Satz: „justitia fundamentum regnorum" gegenüber, und der sittliche Nachtheil, der sich aus der entgegengesetzten Praxis von selbst ergibt, wog ihm schwerer, als ein momentaner Erfolg. In ruhiger und geordneter Zeit war solch eine Auffassung der Dinge nicht hoch genug zu schätzen; in stürmischen Tagen verlor sie nicht an sittlichem Werth, aber sie erschwerte die Situation des Mannes ungemein. Das Bonmot, das einmal Viennet in der französischen Deputirtenkammer fallen ließ: „la légalité nous tue," fand recht eigentlich auf Bekk seine Anwendung. Er war dabei zu mild und wohlwollend, um einen ernsten Groll, zu kalt und nüchtern, um die rechte Leidenschaft zu empfinden; er war vielleicht in ganz Baden der einzige Mann, der nicht einen Augenblick die Fassung, die Geduld, die richterliche Ruhe der unbefangensten Erwägung verlor. Da saß er, während es draußen stürmte und tobte, ruhig über seinen Geschäften, bewährte auch jetzt die wunderbare Ausdauer seiner Arbeitskraft, sprach sich auch über das, was ihm am feindlichsten gegenüberstand, mit einer heiteren Unbefangenheit und Gemüthsruhe aus, die alles Andere eher ahnen ließ, als daß dies der Mann sei, auf den sich die ganze Heftigkeit einer maßlosen und gehässigen Agitation concentrirte. Es gab kein charakteristischeres Bild, als den polternden und keifenden Ton, die rohe und renommistische Art, worin die Führer der äußersten Linken in ihren Angriffen gegen Bekk excellirten, und dem gegenüber die überlegene, stoische Ruhe, womit Bekk geduldig und gewissenhaft jede Aussage zergliederte und widerlegte. Das Stärkste war wohl, daß er, mit einem verachtenden Blick auf die lärmende Galerie, ausrief: „Nach solchem Beifall geize ich nicht", oder daß er sich's zur Ehre schätzte, von dieser Seite her den bittersten Angriffen ausgesetzt zu sein. Dieser Gleichmuth, wie er ein Grundzug von Bekk's sittlichem Wesen war, hat ihm freilich politisch damals nicht genützt; die meisten wußten eine solche Persönlichkeit kaum zu schätzen, die Brutalität der Gegner schien sich bei dieser Ruhe der Abwehr zu schärfen. Von den Künsten, die in solchen Zeiten momentan wohl verfangen mögen, hatte er keine inne. Weder die geläufige Lehre, daß Klappern zum Handwerk gehöre, fand sich unter seinen politischen Maximen, noch besaß er die Gabe manches vielgewandten Staatsmannes, dem Götzen des Tages zu schmeicheln und mit der geliebten Mode-Phraseologie die Ohren des neuen Souverains zu kitzeln. Dazu war er zu einfach, zu wahr, zu gewissenhaft. Man wird,

wenn man die ganze Reihe von Verhandlungen der Jahre 1848 und 1849 durchläuft, nicht Eine Stelle finden, wo er sich herbeigelassen hätte, mit volltönenden Worten in die demokratischen Melodieen des Tages einzugehen; eher wird er Einem kälter und nüchterner erscheinen, als die ganze Zeit es war, aber man wird auch ganz gewiß nicht ein Wort in seinen Aeußerungen von 1848 finden, das er nicht 1850 vor aller Welt hätte wiederholen können. Jene Gemüthsruhe inmitten der bewegtesten Zeiten durfte man nicht als Phlegma oder Gleichgültigkeit deuten, vielmehr nahm er innerlich den lebhaftesten Antheil an allen vaterländischen und menschlichen Dingen. Allein es ging durch seine politische Anschauung ein fatalistischer Zug, der ihn die einzelnen menschlichen Wirkungen geringer anschlagen ließ, als es die Mehrzahl gewohnt ist, zu thun; ob etwas mehr, ob etwas weniger Action vom Einzelnen ausging, schien ihm fast indifferent gegenüber dem unwiderstehlichen Zug der Dinge, deren Kreislauf sich erfüllen mußte. So hat er auch in den Tagen, wo die Soldatenmeuterei und die Demagogie an den letzten Ordnungen des Staates rüttelten, den Gleichmuth nicht verloren; obwohl körperlich leidend und im Innern tief verwundet über den unglückseligen Lauf der Dinge, blieb er doch in ruhiger Fassung und wies die trotzigen Begehren der Offenburger Politik ruhig ab, weil er mit Recht der Meinung war, selbst ein momentaner Gewaltsieg dieser Partei könne nicht so schlimm sein, als eine widerstandlose Unterordnung unter ihre Diktate. Den Wechsel des Geschicks, das mit einer anderen Zeit auch andere Personen verlangte und ihn von der Ministerbank in die Stellung eines Privatmannes zurückwarf (er wurde am 8. Juni 1849 seiner Stelle als Präsident des Ministeriums des Innern enthoben und am 1. Juli desselben Jahres in den Ruhestand versetzt) nahm er wie eine natürliche Nothwendigkeit auf und empfand es wie eine erwünschte Erholung, endlich vor dem wilden Kampf der Zeiten eine Zuflucht suchen zu dürfen. Das Jahr 1850 rief ihn noch einmal ins öffentliche Leben zurück; zu Karlsruhe und zu Erfurt im Volkshause beschloß er seine parlamentarische Laufbahn. Die Dinge hatten sich so gründlich gewendet, daß der Mann, gegen den im Frühjahr 1849 keine Anklage zu bitter und keine Schmähung zu herb schien, nun im Frühjahr 1850 von einer ganzen Reihe von Wahlbezirken zum Candidaten für die Kammer ausersehen war. Er nahm die Wahl des Bezirks an, den er immer vertreten, und bestieg in der Kammer von 1850 noch einmal — zum letztenmal — den Präsidentenstuhl einer Versammlung, deren Zierde er fast seit zwei Jahrzehnten gewesen war. Er stimmte nicht mit Allem, was die Zeit der Restauration dem Lande brachte, überein, aber es beruhigte ihn doch, daß seine Nachfolger, zumal der Mann, der seine Stelle einnahm, keineswegs den Extremen angehörten und dem ungeduldigen Drängen der Ultras von vornherein unzugänglich blieben, die mit einer lobenswerthen Offenheit meinten, man sollte diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, sich der von der Revolution umgeworfenen Verfassung vollends zu entledigen. „Man kann mit vielem nicht einverstanden sein", schrieb er im Dezember 1850, „aber anderes ist doch in ein Maß gebracht worden, und einiges, was darüber scheint, nach unseren Verhältnissen schwer zu vermeiden". Den allerlebhaftesten Antheil nahm er an dem Gang der deutschen Dinge; der Ausgang des Kampfes in Holstein, die Katastrophe in Hessen beschäftigte ihn innerlich mehr als die lokalen badischen Dinge, die nun in ein seht ruhiges Geleise geführt waren. Er hatte mit der badischen Politik in gewissem Sinn abgeschlossen, indem er die Geschichte der revolutionären Bewegungen im Land und das Verhältniß seiner eigenen Verwaltung dazu in der Schrift „die Bewegung in Baden" historisch resumirte. Es knüpfte sich dann daran, als letzte unerquickliche Frucht des stürmischen

Jahres, der bittere Angriff v. Andlaw's auf ihn und seine Staatsleitung; ein „Nachtrag" war gegen diese Angriffe gerichtet. — Seit den letzten Wochen des Jahres 1851 war seine kurze Muße beendet und er „den Akten" wieder zurückgegeben worden. Es galt vorher als ausgemacht, daß Bekk die Stelle eines ersten Präsidenten in dem obersten Gerichtshofe, dem er mehrere Jahre lang als Vicekanzler angehört, einnehmen werde; daß er der würdigste zu dieser Stelle sei, ward selbst von den meisten Gegnern nicht bestritten. Es ward über die Stelle anders verfügt und es blieb Bekk nun die Wahl, entweder als pensionirter Minister zu leben, oder eine Stelle zweiten Ranges anzunehmen und sich hinter manchem Jüngeren, ja in gewissem Sinne hinter seine eigene Vergangenheit zurücksetzen zu lassen. Er war nicht zweifelhaft, was zu thun sei. So wenig er unempfindlich war für das Geschehene, so wenig war er doch geneigt, diesem Gefühle nachzugeben. Er hielt sich für rüstig genug, dem Staat Dienste zu leisten und drückend war ihm nur Eines: der Gedanke, ohne Thätigkeit eine Pension des Staates zu genießen. Bereitwillig nahm er also (5. Oktober 1851) die angebotene Präsidentenstelle des Hofgerichts in Bruchsal ein, der seine letzte Lebensthätigkeit angehört hat. Wie belebend und erfrischend, wie anspornend und zugleich in allen Richtungen wohlthuend das Wirken eines solchen Mannes auch in diesem, leider nur allzu kurzen, Lebensabschnitt gewesen ist, darüber ist nur eine Stimme. Er selbst fand sich so dem Lebenskreise zurückgegeben, der seinen Neigungen am Meisten entsprach. Wohl blieb sein Interesse von den öffentlichen Dingen nicht abgewandt, aber es blieb seine Theilnahme doch auf die geschichtliche Beobachtung beschränkt. Das Stillleben, dessen ungestörter Frieden ihm nach den vorausgegangenen Jahren doppelt erwünscht war, wurde ihm indessen auch hier nicht; der liebenswürdige Kreis seiner Familie ward durch schwere Krankheitsleiden heimgesucht, eines seiner Kinder im blühendsten jungfräulichen Alter hinweggerafft. Ihn sebst mochten doch, bei aller philosophischen Ruhe und Seelenstärke, die Erlebnisse der letzten Jahre wenigstens körperlich stark mitgenommen haben; er schen rasch gealtert, und die angestrengteste Berufsthätigkeit, in der er sich keie Beschränkung aufzulegen wußte, war wohl nicht dazu gemacht, ihm die verdiente Erholung zu gönnen. So wuchs ein an sich unbedenklich scheinendes Uebel zur tödtlichen Krankheit, der er am 22. März 1855 erlag. Wir brauchen kaum zu sagen, daß die Integrität und Züchtigkeit, die Bekk's öffentliches Thun kennzeichnet, auch alle Verhältnisse seines Privatlebens durchdrang. Ein liebevoller Gatte und Vater, der sich im Kreise aller näheren und ferneren Angehörigen der innigsten Verehrung erfreute, ein warmer redlicher Freund, im Umgang immer anspruchlos, liebenswürdig und durch die sittliche Ruhe und Reinheit seines Wesens wohlthuend — so war er, so prägte sich in allen Zügen seines Lebens die seltene Harmonie zwischen einem reichen Geiste und dem edelsten Herzen aufs anziehendste aus. Seiner Religion hing er nicht nur äußerlich an, er war ein warmer, eifriger Katholik; aber er war auch hier kein Mann der Extreme und wußte Religion und weltliche Herrschaft sehr scharf auseinanderzuhalten. Noch lange wird sein Bild vielen der Lebenden gegenwärtig sein; dies Bild einer äußeren Erscheinung, aus dem uns offen und unverschlossen das innere Wesen des Mannes ansprach. Ein scharf gezeichnetes und zugleich feines Profil prägte seine geistige Art aus; aus dem lichten blauen Auge blickte nicht der durchdringende Geist allein, sondern in wahrhaft zauberischer Weise die Fülle des Herzens und Gemüthes, womit er jeden an sich fesselte, der ihm einmal im Leben näher kam. (Nach dem Nekrolog von L. Häußer in der Beilage zur „Allgem. Zeitung" 1855 No. 176—177.)

W.

Johann Belzer

war am 10. Mai 1796 zu Weisenbach (im Bezirksamt Rastatt) geboren, wohin sein aus Gruol im Hohenzollern'schen gebürtiger Vater bei Erbauung der 1813 abgebrannten Kirche als Maurerbalier gekommen war. Er ergriff frühe das Handwerk seines Vaters, besorgte aber nebenbei auch das Steinbrechen, Steinhauen und Holzschnitzen. Als er sich 1818 verheirathete, waren seine Mittel noch so gering, daß er das Geld zu seiner ersten Kuh bei dem Heiligenfond zu Forbach leihen mußte. Aber das Streben, emporzukommen, war vorhanden und bald wagte der unbemittelte Meister vom Land selbständig einen größeren Bau zu unternehmen, die Kapelle zu Reichenthal, für welche er nicht nur selbst die Steine gebrochen, gemauert und gemalt, sondern auch mit eigener Hand den Altar und die Leuchter desselben geschnitzt und vergoldet hat. Das Jahr 1824 brachte ihm eine gesteigerte Thätigkeit. Das große Wasser hatte im Murgthal und in den benachbarten Thälern eine Menge Brücken weggerissen und andere Zerstörungen verursacht. Jetzt fand sich Gelegenheit, zu arbeiten, ohne die Eifersucht Anderer zu erregen, und diese wurde von Belzer reichlich benutzt. Als er die Brücke in Oos baute, lernte Oberst Tulla den fleißigen Meister kennen, und von da an kamen die Aufträge zu Staatsbauten in reichlichem Maße. Tulla, Bauinspector Rau in Rastatt und Obervogt v. Lasollaye in Gernsbach unterstützten den unermüdlichen, die Stunden der Nacht zu seiner Fortbildung benützenden jungen Mann durch Ueberlassen von Büchern und Bauriss.x, und als die vielen Brückenbauten zu Ende waren, galt Belzer als einer der ersten Meister seines Faches. Großherzog Leopold übertrug ihm nun den Bau der Fürstencapelle zu Lichtenthal und der Monumente Karl Friedrichs und der 400 Pforzheimer in der Stiftskirche zu Pforzheim. Daneben baute er die Kirche zu Langenbrand, den Aquädukt der Spinnerei zu Ettlingen, viele Schul- und Pfarrhäuser im Murgthal, das Amthaus, das Dampfbad und die Trinkhalle zu Baden. Um das Jahr 1842 erreichte die Thätigkeit Belzer's den höchsten Grad durch den Bau der Eisenbahnen und der Festung Rastatt. Während er damals sämmtliche Eisenbahnbrücken von der Federbach bis Sinzheim baute und fast sämmtliche Steinhauerarbeiten zur Festung Rastatt lieferte, Spitäler, Kasernen und Schleußen daselbst herstellte, war er gleichzeitig noch mit den Schwallungen der Schwarzenbach und Hundsbach und der Kirche zu Weisenbach beschäftigt. Etwa 1200 Maurer und Steinhauer standen damals in den Orten zwischen der Herrenwiese, Karlsruhe und Sinzheim für Belzer in Arbeit. 1845 eröffnete sich für Belzer ein neuer Zweig der Thätigkeit. Er begann die schönen Granitfindlinge bei Baumünzach zuerst durch Italiener, bald aber auch wieder ausschließlich durch seine Weisenbacher bearbeiten zu lassen. Vielfach verwendete er den Granit bei Brückenbauten; aber auch als Zier zu monumentalen Bauwerken lieferte er denselben. Von ihm rühren die Granitsäulen in dem Hoftheater und dem Kuppelbau der Orangerie, sowie die Porphyrsäulen in dem sogenannten Porphyrsaal zu Karlsruhe und die Granitsäulen der katholischen Kirchen zu Ludwigshafen und Bietigheim, von ihm ferner die granitnen Piedestale der Denkmäler von Schiller und Göthe und Wieland in Weimar, des Grafen Eberhard in Stuttgart und Friedrich List's in Reutlingen her. Nachdem Belzer seine Thätigkeit einerseits bis nach Bruchsal, wo er den württembergischen Bahnhof baute, anderseits bis zur südlichen Landesgrenze ausgedehnt hatte, wo er mit seinen Weisenbachern die Eisenbahnübergänge bei Lausenburg, Hauenstein und Albbruck herstellte, beschränkte er in den letzten Jahren seine Thätigkeit mehr auf Baden, wo er die evangelische, die englische, die griechische Kirche, die Gottesacker-Kapelle, so-

wie mehrere Privathäuser baute. Mitten in diesem unermüdlichen Schaffen, zu welchem noch eine Zeit lang der Betrieb einer Mahlmühle, einer Sägmühle und, als Mitglied der Murgschifferschaft, ein bedeutender Holzhandel gekommen war, wurde Belzer von der Krankheit ergriffen, von welcher er nicht mehr erstehen sollte. Er starb zu Weisenbach am 19. April 1868. Als einfacher Handwerksgeselle hatte er seine Laufbahn begonnen, als einer der geachtetsten und begütertsten Bürger des Landes ging er zu Grabe, und was ihm emporhalf war doch nichts Anderes, als was ein Jeder sich aneignen kann: eherner Fleiß, nüchterner Lebenswandel, Sparsamkeit, Redlichkeit und das innige Gottvertrauen, daß es einem hellen Verstande bei festem Willen gelingen müsse. Belzer war nicht nur für seine Familie ein sorgender Vater, er war es für alle Bewohner seiner Heimath, er war es für Jeden, der sich ihm anvertraute und einer Unterstützung würdig war. Wohlthätigkeit, unbegrenzte Gastfreundschaft, treue Anhänglichkeit an das Fürstenhaus und gläubige Frömmigkeit waren hervorleuchtende Eigenschaften dieses ausgezeichneten Mannes. (Vgl. Bad. Chronik 1868 No. 14). W.

Karl Friedrich Bender,

der Gründer und langjährige Leiter der weitbekannten, nach ihm genannten Erziehungsanstalt zu Weinheim an der Bergstraße, gehört zu der Reihe merkwürdiger und weithin wirkender Persönlichkeiten, welche, von selbstgegründeten Privatanstalten aus, der Wissenschaft der Erziehung ihre Bahnen gezeigt haben. Aber seine Bedeutung beruht nicht auf hervorragenden Ideen, einer neuen Methode, besonderen Schicksalen oder sehr großartiger Wirkungsweise, so wenig als auf Gelehrsamkeit und schriftstellerischem Talent, sondern auf der vollständigen und ungebrochenen Gesundheit der Natur, der frohen Kraftfülle eines ganzen Menschen, an dem die systematische Erziehung der Menschen und die mächtigere des Schicksals gerade nicht mehr gethan hatten, als dem gedeihlichen Wachsthum der Menschenpflanze eben gerecht ist. Am 14. December 1806 als der Sohn eines mit Kindern reich gesegneten Landpfarrers zu Rohrbach bei Heidelberg geboren, wuchs er auf dem Lande zu einem kräftigen Knaben heran, dem der tägliche Marsch in das Gymnasium zu Heidelberg nicht zu weit war. Die letzten Schuljahre verlebte er in Worms, von wo er zur Universität entlassen wurde. Seine Studienjahre fallen zwischen 1824 und 1828; er studirte Theologie, er las aber mit Vorliebe römische und griechische Klassiker, wozu er in Heidelberg und Halle reiche Anregung fand. Mit seinen freundschaftlichen Beziehungen gehörte er in den Verband der Burschenschaft. Als ordinirter Candidat wurde er als zweiter Rector an die Lateinschule in Weinheim versetzt, an der sein älterer Bruder, Heinrich Bender, bereits länger als erster Rector thätig war. Im Vereine mit diesem begründete er 1829 die Bender'sche Erziehungsanstalt. Unter Mitwirkung vortrefflicher Lehrer und Freunde, wie Palm und Buße aus Hamburg, Behaghel aus Mannheim und Hannsen aus Göttingen zeigte die Anstalt bald das schönste Gedeihen. Aeußere Schwierigkeiten veranlaßten die Brüder, die Anlehnung an die Lateinschule aufzugeben, den Staatsdienst zu verlassen und eine selbständige Entwicklung zu suchen. Mit der Erziehungsanstalt wurde eine eigene Schule verbunden, deren Grundsätze auf den durch Pestalozzi gegebenen Anregungen beruhten: Der Haupterfolg aller Erziehung liegt in der sorgfältigen Beachtung der Individualität der Zöglinge; Geist und Leib müssen gleichmäßig und gesund entwickelt werden; Unterricht soll zugleich Erziehung sein; nur in naturgemäßer Entfaltung der Gaben wird der Mensch für's Leben gebildet; Ueberbürdung der kindlichen Seelen mit geistiger Arbeit gibt Treibhausgewächse. Demnach

waren die characteristischen Züge der jungen Anstalt: die fröhlichste Pflege des Körpers durch Abhärtung ohne Quälerei; der weiteste Spielraum des jugendlichen Willens, den doch die Gesetze der größeren Gemeinschaft nicht unbändig werden ließen; endlich Anbau des Geistes durch Unterricht und Lehre ohne Uebermaß. In einer solchen Anstalt ist das Entscheidende für Fortbildung und Gelingen die Persönlichkeit des Leiters. Karl Bender war denn auch in der That der incarnirte Genius seiner Anstalt. Mit der ganzen Kraft und Frische seiner Persönlichkeit hatte er sich in dieselbe hineingelebt. Auf bewunderungswürdige Weise verstand er es, sich die Kräfte seiner Gehülfen zu assimiliren, ja selbst wenn sie ihm überlegen waren, dienstwillig zu machen. Mit allen theilte er, auch bis in seine älteren Tage hinein, die mancherlei gemeinsamen Lasten, die Beaufsichtigung bei Tag und Nacht, bei Arbeit und Mahlzeit; an den Spielen der Jugend, an Turnen und Schlittschuhlaufen nahm er den thätigsten Antheil. Auf sommerlichen Wanderungen und Reisen war er so recht in seinem Element; seine belebenden Reden würzten das ärmlichste Mahl und bannten die drohende Ermüdung. Ueberhaupt war seine frische, kernige Beredsamkeit nicht das geringste seiner pädagogischen Hilfsmittel. Wo es nöthig war, gelang ihm selbst die sonst so verpönte Strafpredigt meisterhaft. Die Anstalt gedieh bei all den glücklichen Erfolgen ihres Leiters und blühte in der schönsten Frische des Lebens. Einem all zu großen Anwachsen der Zahl der Zöglinge, das gerade bei dem hier herrschenden System besonders vom Uebel gewesen wäre, setzte Karl Bender selbst in weiser Beschränkung eine unüberschreitbare Grenze. Es ist schade, daß so ideal angelegte Verhältnisse nicht darüber erhaben sind, der oft trüben Realität ihren Tribut zu zollen. Die Brüder Bender in ihrer stattlichen Rüstigkeit schienen nie alt werden zu können. Aber doch meldeten sich plötzlich die Symptome der Kräfteabnahme. 1864 zog sich Heinrich Bender aus dem Berufe zurück und Karl Bender hatte von da an die Leitung der Anstalt bis 1867 allein. Da trat eine schwere Erkrankung an ihn heran, die ihm bald die Berufsthätigkeit vollkommen unmöglich machte. Es war ein Gehirnleiden, welches seine Verbringung nach Illenau nothwendig machte. Dort starb er am 1. September 1869. Von seinen Söhnen führt Dr. Dietrich Bender die vom Vater begründete Anstalt mit dem schönsten Erfolge fort. (Vgl. Allgem. Zeitung 1869 No. 269 Beil.)

W.

Karl Christian Ernst Graf von Benzel-Sternau,

ein namhafter Romanschriftsteller der humoristischen Richtung, war am 9. April 1767 zu Mainz geboren. Nach Beendigung seiner Studien wurde er churmainzischer Regierungsrath in Erfurt, 1805 Geheimer Staatsrath. Bald darauf trat er als Director im Ministerium des Innern in badische Staatsdienste, in denen er aber nur bis 1812 blieb, indem in diesem Jahre der damalige Großherzog von Frankfurt ihn zu seinem Staats- und Finanzminister ernannte. Nach dem Sturze der französischen Herrschaft lebte er theils auf seinem Gute Emmerichshofen bei Aschaffenburg, theils in Mariahalden am Züricher See. Aufsehen erregte sein und seines Bruders zu Frankfurt am Main erfolgter Uebertritt zum Protestantismus (1827), zu dem er schon lange hinneigte, gerade weil er in Mainz Gelegenheit gehabt hatte, schon früher die Gebrechen und Mängel der geistlichen Kreise kennen zu lernen. Auch in seiner Eigenschaft als Mitglied der bairischen Kammer bethätigte er seinen politischen wie religiösen Unabhängigkeitssinn, wie das sein „Bericht über die bairische Ständeversammlung von 1827—28“ und seine „Baierbriefe“ (4 Bde. 1831—32) bezeugen. Er starb in Mariahalden am 13. August 1850. Seine unleug-

bare humoristisch-satirische Begabung ließen gleich seine Erstlingsschriften, die „Novellen für das Herz" (1795—96), die „Märchen am Kamine" (1797) und „Kamillo Altiera oder das Verhängniß" (1795) errathen; aber bedeutender trat sie erst hervor in dem 1797—98 geschriebenen, am bekanntesten gewordenen Romane „das goldene Kalb, eine Biographie" (4 Bde. 1802 bis 1804), mit dem die Romane „der steinerne Gast" (4 Bde. 1808), „der alte Adam" (4 Bde. 1819—1820) und ein ungedruckter „der Meister vom Stuhle" in innerem Zusammenhange stehen. In gleichem Sinne geschrieben sind die „Lebensgeister aus dem Klarfeldischen Archiv" (4 Bde. 1804—5), „Gespräche im Labyrinth" (3 Bde. 1805), die unvollendete „Pygmäenschrift" (2 Bde. 1808) u. a. Auch auf dramatischem Gebiete hat er sich vortheilhaft bekannt gemacht durch Lustspiele, in denen sein Humor sich glücklich entfaltet und unter denen „Weiß und Schwarz" und „Mein ist die Welt" hervorzuheben sind, sowie durch die geistreichen „Sprichwörterspiele", die als „Hoftheater von Barataria" (4 Bde. 1828) erschienen. Auf seine Romane ist Jean Paul von großem Einfluß gewesen; faktisch vermißt man bei ihm in noch höherem Grade, als bei seinem Vorbilde, scharfe Individualisirung der Charaktere und Originalität der Erfindung; auch tritt das reflectirende und moralisirende Element zu sehr in den Vordergrund. Dennoch muß er zu den bedeutendsten Nachfolgern Jean Pauls gerechnet werden.

K. Bartsch.

Karl Christian Freiherr von Berckheim

war der Sohn des wirklichen Geheimen Raths und Landvogts, Freiherren von Berckheim zu Lörrach und wurde daselbst am 12. August 1774 geboren. Nachdem er seine Studien vollendet, unter anderem auch bei Klüber in Erlangen Privatissima genommen hatte, wurde er 1797 Accessist bei Regierung und Hofgericht, 1800 Hofrathsassessor, 1802 Hofrath, 1803 Geheimer Hofrath und trat 1806 mit dem Charakter eines Geh. Rathes als Oberhofmeister in die Dienste der verwittweten Markgräfin Amalie. Die Muße, welche ihm diese Stellung gewährte, benützte er zu literarischen Arbeiten. Nachdem schon 1797 von ihm „Briefe über den politischen, bürgerlichen und natürlichen Zustand der Schweiz" (1797) erschienen waren, veröffentlichte er jetzt „Lettres sur Paris, ou correspondance de M*** dans les annés 1806 et 1807" (1809). — Im Jahre 1812 trat er als Staatsminister und Mitglied des Staatsraths wieder aus dem Hof- in den Staatsdienst zurück. 1813 zum Minister des Innern ernannt begleitete er den Großherzog zum Wiener Congreß und war in den folgenden Jahren mit einigen gleichgesinnten Staatsmännern bestrebt, das namentlich durch finanzielle Calamitäten gefährdete Staatsschiff wieder in ein ruhigeres Fahrwasser zu lenken. An den Vorarbeiten für Ertheilung der Verfassung nahm er, ohne sonderliche Sympathieen für das constitutionelle Wesen, durch verschiedene Gutachten, die er abgab, Antheil. 1816 ging er in geheimer Sendung nach Mailand, um dort von Kaiser Franz einen Verzicht auf die von Oesterreich erhobenen Ansprüche, daß der Breisgau nach dem Aussterben der regierenden Linie wieder an das Erzhaus fallen solle, zu erwirken. Dieß gelang ihm zwar nicht, aber seine Sendung war doch von Wichtigkeit, weil sie über die Stimmung des Kaisers und des Fürsten Metternich aufklärte und auch die Bestrebungen Baierns dem badischen Hofe zu deutlicher Anschauung brachte. 1817 ging Berckheim als Bundestagsgesandter nach Frankfurt, wo er als badischer Bevollmächtigter die Verhandlungen über die Territorialfrage zu formellem Abschluß brachte. Als Berstett zu den Ministerialconferenzen nach Wien reiste, wurde Berckheim zur einstweiligen Leitung der

Geschäfte nach Karlsruhe einberufen. Damals sollte Baden die Ehre zu Theil werden, den Bundestag zu beherbergen. Die Frage seiner Uebersiedelung nach Mannheim wurde ernstlich besprochen und Berckheim interessirte sich sehr warm für dieses Project. Der Geist, welchen die Beschlüsse der Karlsbader Conferenzen athmeten, war ihm sehr sympathisch. Damals (Ende November 1819) kam der König von Württemberg zum Besuche nach Karlsruhe, um den Großherzog wo möglich zu seinem System zu bekehren. Berckheim rühmte sich höchlich, daß er zum Scheitern dieser Versuche seinen Theil beigetragen habe. Der König nannte ihn „un aristocrate déterminé". Ueber die Bestimmung, daß Verfassungen nur auf verfassungsmäßigem Wege sollten abgeändert werden können, war er sehr aufgebracht. Er widersetzte sich mit aller Entschiedenheit jeder Nachgiebigkeit der Regierung gegen die Wünsche der Liberalen. Transaction mit dem jetzigen Zeitgeiste sei ein Unding, schrieb er an Berstett nach Wien, das sich nur im Fiebertraum einer kranken Einbildungskraft zur Wirklichkeit bilden möge. Die letzte Periode sei nun eingetreten, wo noch Rettung möglich sei; werde diese nicht benutzt, um dem Uebel auf ewige Zeiten hin alle Eingänge zu verschließen, so sei das große Loos geworfen, welches alles, was bestehe, unaufhaltsam in sein Nichts zurückführe und zu Grabe ziehe. Pflege der materiellen Interessen, Beseitigung des Deficit im Budget empfiehlt er. „Denn unsere Bauern, wenn Frucht, Wein und Obst geräth, bekümmern sich wenig um Censur und Preßfreiheit". Ueber die Competenz des Landtags hatte er sich ebenfalls seine Ansichten gebildet. Er bestreitet ihm jedes Recht, die Staatsverwaltung seiner Kritik zu unterziehen. „Noch steht bei uns in Deutschland", sagt er in einer Denkschrift, „das Volk seine Regierung als den ihr von der Vorsehung gegebenen Vormund an, der seine Schritte leiten und ihm die Bahn dessen, was recht und unrecht ist, bezeichnen soll, und wehe der Regierung, die diesen Weg nicht befolgen würde, weil sie sonst in den Fall käme, die Obervormundschaft des Volkes über sich anerkennen zu müssen". Bei solchen Gesinnungen konnte Berckheim, der 1821 wieder Minister des Innern geworden war, auch die doch von höheren Gesichtspunkten geleitete Politik des Freiherren von Berstett nicht durchaus billigen und er benützte den großen Einfluß, den er auf Großherzog Ludwig ausübte, gelegentlich wohl auch dazu, den Combinationen seines Collegen den Widerpart zu halten. Mit der Berufung Liebensteins (s. d. Art.) in das Ministerium konnte er sich nie versöhnen und er that auch alles Mögliche, um diesen ausgezeichneten Mann bald wieder aus demselben zu entfernen. Der Conflict, welcher zur Auflösung des Landtags von 1822—1823 führte, schien ihm, von seinen politischen Gesichtspunkten aus betrachtet, für die Regierung nur vortheilhaft und an der Beeinflussung der Neuwahlen zu dem Landtag von 1825 nahm er freudigen Antheil. Aber ein durchaus offener und gerader Character wie er war, wollte er auch bei den Maßregeln gegen die „Demagogen", wie er alle Liberalen zu nennen pflegte, den geraden Weg eingeschlagen wissen. Er hielt die Mittel, welche die Gesetzgebung der Regierung an die Hand gab, zur Aufrechthaltung ihrer Autorität für ausreichend und wollte von dem Einschreiten des Bundes, oder gar von Einmischung der Großmächte in die inneren Angelegenheiten seines Landes nichts wissen. Das viele Verhandeln, Diplomatisiren, Herumreisen Berstetts und Blittersdorffs war ihm nicht sympathisch. Bei den Liberalen des Landes und der Kammer war Berckheim denn auch gründlich unbeliebt. Als mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold ein neues Regierungssystem adoptirt wurde, war Berckheims Pensionirung (1831) eine der populairsten Maßnahmen der neuen Regierung. Seine persönlichen Dienste wurden durch Ernennung zum Großhofmeister belohnt und mit dem öffentlichen Leben

blieb er durch seine Wirksamkeit in der ersten Kammer in Verbindung. Seinen streng conservativen Grundsätzen ist er auch in dieser Eigenschaft immer treu geblieben und die neue Zeit, mit ihren so vielfach veränderten Anschauungen und Forderungen, hat nie einen Freund an ihm gefunden. Berckheim erlebte noch die revolutionairen Bewegungen von 1848 und starb zu Karlsruhe am 1. März 1849. W.

Wilhelm Ludwig Leopold Reinhard Freiherr von Berstett.

In den Jahren, welche den Befreiungskriegen folgten und für Badens Fürstenhaus und Volk Jahre schwerer Sorge, ein förmlicher Kampf um das Dasein waren, hat der Freiherr von Berstett sich an hervorragendster Stelle um den Fortbestand Badens in dem unter Karl Friedrich erhaltenen Territorialumfang, sowie um die Anerkennung der Erbfolge der Grafen von Hochberg durch die europäischen Mächte die größten Verdienste erworben, so daß sein Name, mit der Geschichte jener Tage unauflöslich verbunden, Anspruch darauf hat, stets mit dankbarer Gesinnung genannt und geehrt zu werden. — Zu Berstett im Elsaß aus einer alten, dort seßhaften Adelsfamilie am 6. Juli 1769 geboren, machte er seine Studien auf der Universität Straßburg und trat im Anfang der 1790er Jahre in österreichische Dienste, in denen er, durch Vermittlung des ihm verwandten Barons Wurmser, alsbald zum Officier im Kürassierregiment Mack ernannt wurde. Später ward er dem Generalstab zugetheilt und machte in den folgenden Kriegsjahren 14 Schlachten und 34 kleinere Affairen mit. Nach dem Luneviller Frieden blieb er beim Generalstab und wurde zu Grenzberichtigungen in Westgalizien commandirt. Während der Revolutionszeit war der Stammsitz der Familie im Elsaß zerstört und ihr Grundbesitz auf dem linken Rheinufer eingezogen worden. Der Vater Berstett, auch auf dem rechten Rheinufer begütert und Präsident des Ritterkantons Ortenau, hatte seinen Wohnsitz in Offenburg genommen, wo er 1813 starb. Da er längere Jahre kränkelte, nahm der Sohn seinen Abschied und wohnte seit 1804 bei seinem Vater. Der Hof von Karlsruhe war eifrig bestrebt, den Adel der neu erworbenen Landestheile an sich zu fesseln; so erhielt denn auch Berstett 1809 den Antrag, in Hofdienste zu treten und begleitete als Kammerherr den Erbprinzen Karl und die Erbprinzessin Stephanie mehrere Male nach Paris. So verweilte er als Gast an dem Hofe Napoleons, dem er so oft, die Waffen in der Hand, gegenüber gestanden hatte. Sein Haß gegen den Eroberer war aber der gleiche geblieben und 1813 hegte er den lebhaften Wunsch, in die militairische Carriere zurückzukehren. Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Karl war Berstett Oberstkammerjunker geworden und begleitete seinen Fürsten zum Congresse nach Wien. Nach Napoleons Rückkehr von Elba wurde er als Gesandter bei dem Hauptquartier der verbündeten Mächte beglaubigt, blieb aber noch in Wien, um den Conferenzen der Commission beizuwohnen, welche zur Constituirung des deutschen Bundes niedergesetzt worden war. Später war er mit dem Freiherren von Hacke in Paris, wo sich beim Abschluß des Friedens die Vertreter der Staaten zweiten und dritten Ranges freilich sehr bei Seite gesetzt und über die wichtigsten Vorgänge im Dunkel gelassen sahen. Dort nahm er auch an Berathungen Antheil, welche die Gründung eines Bundes der süddeutschen Staaten zum Zwecke hatten, aber zu keinem Ziele führten. Um die Wiedererwerbung eines Theiles der großen Schätze der Heidelberger Bibliothek erwarb er sich ein entschiedenes Verdienst. In Paris zuerst wurde bekannt, daß aus einem Artikel der Declaration, durch welche Baden dem Bunde der Alliirten beigetreten war, die großen Mächte das Recht herleiten wollten, das Großherzogthum zu Territorialabtretungen zu veranlassen. Diese Frage beschäftigte

Berstett in den nächsten Jahren vorzugsweise. Nachdem er 1815 zum Bundestagsgesandten ernannt worden war, nahm er seit 1816 an den zu Frankfurt stattfindenden Verhandlungen über die Territorialverhältnisse Antheil und verfocht die gute Sache seines Landes, von ausgezeichneten Juristen und Publicisten unterstützt, mit Eifer und Geschick. Diese Angelegenheit führte ihn 1817 nach London, wo er an die Sympathieen des Prinz-Regenten und die politische Einsicht Castlereaghs zu Gunsten der Integrität seiner Heimath appellirte, später nach Engers, wo er den preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg in seinen guten Gesinnungen für Baden bestärkte, endlich 1818 nach Aachen, wo er Metternich und Nesselrode, den Kaiser Franz und den Kaiser Alexander von dem guten Recht seines Fürsten zu überzeugen suchte und von wo er, mit der Gewißheit scheidend, daß, hauptsächlich durch das Gerechtigkeitsgefühl des russischen Kaisers, seine Bestrebungen von bestem Erfolg gekrönt seien, an das Sterbebett seines Landesherren die frohe Botschaft der abgewendeten Gefahr bringen durfte. Im Laufe des Jahres 1816 war Berstett an Stelle des Freiherren von Hacke, der als Gesandter nach Wien geschickt worden war, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. In dieser Eigenschaft gehörte er dem Comité für Bundesangelegenheiten an, welchem im April 1818 die Ausarbeitung einer Verfassungsurkunde übertragen wurde (vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung S. 94). — Damit beginnt ein ganz neuer Abschnitt in dem Leben dieses Staatsmannes. Ohne hervorragende Begabung, ohne eigentliche gelehrte Bildung, hatte sich Berstett, der doch erst im reiferen Mannesalter in die geschäftliche Laufbahn eintrat, im Umgang mit den Staatsmännern seiner Heimath und fremder Länder eine Summe von Kenntnissen angeeignet, die ihm möglich machte, an den wichtigsten Staatsgeschäften einen wirklich eingreifenden Antheil zu nehmen. Er besaß zudem in hohem Grade das Talent, die Gelehrsamkeit und Arbeitskraft anderer Personen seinen Zwecken dienstbar zu machen und sich ihre discrete und zuverlässige Mitwirkung zu sichern. Dem neu beginnenden constitutionellen Leben trat er ohne besondere Vorliebe, aber doch mit unbefangenem Sinn und ohne eigentliches Vorurtheil gegenüber. Er wollte die Dinge einmal sich entwickeln lassen und sah der Zukunft mit einer Zuversicht entgegen, welche die Genossen seiner durchaus conservativen Gesinnungen keineswegs theilten. Eine äußerst unglücklich getroffene Maßregel setzte ihn indeß schon auf dem ersten Landtag in einen scharfen persönlichen Gegensatz nicht nur zu den Führern der Liberalen in der Kammer, sondern auch zu den, mit juristischer Consequenz an Wortlaut und Geist der Verfassung festhaltenden höheren Beamten des Landes. Gegen die in dem Edict vom 23. April 1818 niedergelegten Bestimmungen über die Rechte der Mitglieder des standes- und grundherrlichen Adels in Baden hatten diese beim Bundestag Beschwerde erhoben und die badische Regierung hatte sich bereit finden lassen, dasselbe, obwohl es durch § 23 der Verfassungsurkunde als Bestandtheil der Staatsverfassung erklärt war, umzuarbeiten, und ein dem Adel wesentlich günstigeres Edict, datirt vom 16. April 1819, am Tage der Eröffnung des ersten Landtages zu publiciren. Die zweite Kammer hatte hierin nicht nur eine verfassungswidrige Handlung, sondern geradezu eine höhnische Verletzung ihrer Rechte erblickt und der Abgeordnete Knapp brachte schon am 30. April die Motion ein, den Großherzog um den Nichvollzug dieses Edictes zu bitten. Die sich hierüber in beiden Kammern entsp nnenden Verhandlungen wurden mit Heftigkeit und Erbitterung geführt und Berstett konnte nicht ohne Grund einen Theil der in diesen Debatten gegen die Regierung geschleuderten Vorwürfe als direct an seine Person gerichtet betrachten. Waren ihm schon die vielen Versuche, welche die Kammern durch zahlreiche

Motionen machten, die Initiative auf den verschiedensten Gebieten der Gesetzgebung zu ergreifen, vom Standpunkte der monarchischen Regierungsform aus hochbedenklich erschienen, so erblickte er nun in der Opposition gegen das von ihm octroyirte Adelsedict nichts anderes als eine revolutionaire, jacobinische Tendenz, die er besonders bei den Staatsdienern, die zugleich Abgeordnete waren, für äußerst staatsgefährlich hielt. Und wenn ihm schon die liberale Strömung, die so stark und kräftig auf diesem ersten Landtag zur Geltung kam, sehr unsympathisch war, so war die unselige That Sand's, die unglücklicherweise in einer badischen Stadt geschah, hinreichend, ihn mit den äußersten Besorgnissen für die weitere Entwicklung des Staatslebens zu erfüllen. Unter solchen Eindrücken reiste er nach Karlsbad ab, wo unter der Aegide des Fürsten Metternich, unmittelbar nach der ungnädigen Vertagung des badischen Landtags jene Berathungen gepflogen wurden, deren Resultate auf ein Jahrzehnt hin das öffentliche Leben Deutschlands in der ungünstigsten Weise beeinflußt haben. „Der Augenblick ist auf eine ganze Generation entscheidend", schrieb Berstett sofort nach seiner Ankunft in Karlsbad. „Unsere zweite Kammer hat die allgemeine Aufmerksamkeit erregt und den Entschluß zur Reife gebracht, dem revolutionairen Ungeheuer, welches allzu große Nachgiebigkeit einiger Regierungen erzeugte und zu viel Furcht vor der sogenannten öffentlichen Meinung nährte, nunmehr im offenen Felde entgegenzutreten." Fast unmittelbar auf die Karlsbader folgten die Ministerialconferenzen zu Wien, an denen Berstett ebenfalls eifrigen und hervorragenden Antheil nahm. Für die staatsrechtlichen Fragen, deren Bearbeitung er keineswegs gewachsen war, hatte er sich in der Person des Legationsraths von Blittersdorff eines ausgezeichneten Hilfsarbeiters versichert. (Vgl. Correspondenzen und Aktenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Karlsbad und Wien, von Fr. von Weech, Leipzig 1865). Bei diesen Conferenzen plaidirte Berstett lebhaft für eine Ergänzung der Bundesacte im Sinne der Karlsbader Beschlüsse, für Erweiterung der Bundescompetenz, speciell um das Eingreifen der Bundesgewalt in das Verfassungsleben der Einzelstaaten zu ermöglichen, endlich für ein Bundesgericht; so eifersüchtig er sonst auf die Selbständigkeit seines Staates war, die Furcht vor den Fortschritten des Liberalismus ließ ihn doch eine Verstärkung der Centralgewalt des Bundes wünschen. Mit besonderem Eifer betrieb er den Gedanken der Ausführung des Art. 19 der Bundesacte, bezüglich dessen er schon in Karlsbad Anträge gestellt hatte. In Wien vertheilte er eine Denkschrift von Nebenius über die Grundlagen eines deutschen Mauthsystems, gab jedoch, als die darin entwickelten Gedanken nicht allgemeinen Anklang fanden, die Agitation für dieselben alsbald auf, versuchte vielmehr der Idee einer Handelsvereinigung der süddeutschen Staaten Eingang zu verschaffen. Die Frage des freien Verkehrs, die durch den Abgeordneten von Lotzbeck auch in der badischen Kammer angeregt worden war, lag Berstett nicht nur wegen ihrer volkswirthschaftlichen Bedeutung am Herzen, sondern besonders auch, weil er sich von einer Befriedigung der merkantilen Interessen und von der Beseitigung der in dieser Hinsicht unverkennbaren Mißstände eine vortheilhafte politische Wirkung versprach. Ueberhaupt vergaß er in Wien keinen Augenblick die Interessen seiner Heimath. Es schien ihm eine glückliche Schickung, daß er sich über die schwierigen Fragen, deren Lösung ihm zu Hause bevorstand, bei dem Fürsten Metternich, der ihm, wie so vielen Zeitgenossen, als ein Orakels galt, Raths erholen konnte. Die Ermordung des Herzogs von Berry rief in ihm mit besonderer Heftigkeit die Befürchtung wach, es könne durch revolutionaire Bewegungen in Frankreich auch das Großherzogthum Baden in Folge seiner geographischen Lage neuen Erschütterungen entgegengehen, und in einer Note an den Fürsten

Metternich erbat er sich die Mittheilung der Anschauungen des Wiener Hofes als Richtschnur für das etwa erforderliche Handeln seiner Regierung. Er wünschte ein gemeinsames Vorgehen aller Bundesregierungen und glaubte, es sei an der Zeit, „nachdem der Turnus der Revolutionen mit einer Declaration der Rechte der Völker begonnen habe, ihn mit einer Declaration der Rechte der Throne zu beschließen". Darauf antwortete Metternich mit jener alsbald veröffentlichten, berühmt gewordenen Note, in welcher er das Princip der Stabilität proclamirte, aber doch vor allen Gewaltmaßregeln warnte. (Vgl. Wichtige Urkunden über den Rechtszustand der deutschen Nation von C. Welcker Mannheim 1845 S. 315). In Folge dessen trat denn auch Berstett den Projecten der Minister von Fischer und Berckheim, (s. diese Artikel) die ihm aus Karlsruhe zugingen, mit Entschiedenheit entgegen. Er wollte keineswegs, wie diese, eine Aufhebung der Verfassung, sondern nur die Ergreifung von allgemeinen Maßregeln, um die Verfassungen überhaupt möglichst unschädlich zu machen. Zunächst hatte die Ueberzeugung, daß man wohl oder übel mit dieser Verfassung regieren müsse, die gute Folge, daß man den Vorlagen, welche den Kammern zu machen waren, insbesondere dem Budget, mehr Aufmerksamkeit schenkte und Berstett wurde nicht müde, von Wien aus in dieser Richtung seine mahnende Stimme ertönen zu lassen. Dazu kam, daß die Erfolge der revolutionairen Bewegungen in Spanien und Neapel einen gewissen Schrecken in den deutschen Regierungskreisen verbreiteten und sie gegenüber den doch immer noch sehr mäßigen Forderungen ihrer Liberalen zur Nachgiebigkeit geneigt machten. So verlief denn die zweite Hälfte des im Juni 1820 wieder zusammengetretenen Landtages im Ganzen ruhig und bald nach seinem Schlusse fand die dem constitutionellen Wesen günstiger gewordene Stimmung Berstetts in der Hereinziehung von Männern, wie Liebenstein und Winter in das Ministerium sichtbaren Ausdruck. Da aber dieser Stimmungswechsel nicht das Resultat einer geänderten Ueberzeugung war, sondern lediglich aus äußeren im Moment gerade wirksamen Motiven hervorging, so schlug die constitutionelle Gesinnung Berstetts sofort wieder in ihr Gegentheil um, sobald neue Schwierigkeiten in den parlamentarischen Vorgängen sich einstellten. „Die Partei Berstetts" sagt zur Zeit des Fürstenvereins von Troppau ein Gesandtschaftsbericht, „zieht, wie alle Ultras, aus jedem Congresse Stoff zu neuen Hoffnungen; sowie sie schwinden, kehrt sie zu dem constitutionellen System zurück". So machte denn der im März 1822 zusammentretende Landtag, auf dem zuerst Itzstein in den Vordergrund trat, Berstett bald wieder in seinen Vorsätzen schwankend und er ließ es zu, daß Blittersdorff dem Fürsten Metternich ein Memoire überreichte, welches Baden als am Rande des Abgrunds stehend schilderte und die Intervention der großen Mächte anrief. Als dies dann aber in Wien wörtlich genommen und Anstalt getroffen wurde, bei Gelegenheit des Fürstencongresses zu Verona auch die angeblich brennende badische Frage zur Sprache zu bringen, lenkte Berstett wieder ein, reiste im October 1822 selbst schleunigst nach Innsbruck und beschwichtigte dort auf ihrer Durchreise die Monarchen von Oesterreich, Preußen und Rußland, vor allen aber den Fürsten Metternich. Dieser hatte ihm früher einmal geschrieben, daß er den scheinbaren Frieden mit den Liberalen nur als einen Waffenstillstand betrachte. Und so war es auch jetzt. Wenn Berstett auch in Innsbruck den Uebertreibungen Blittersdorff's entgegentrat, so war er doch schon, bevor er zu jener Zusammenkunft abreiste, zu Maßregeln entschlossen, welche mit den seit 1820 befolgten Grundsätzen nicht übereinstimmten. Die Veränderungen in den Ministerien, welche er damals dem Großherzog vorschlug, unter denen die Entfernung von Liebenstein und Reinhardt die bemerkenswerthesten waren, beweisen, daß er wieder in die

alten Bahnen einlenken wollte. Und was die Einflüsterungen Metternichs und Blittersdorffs begonnen, die Befürchtungen vor dem Liberalismus gefördert hatten, das vollendeten die Fehler der liberalen Partei in der badischen zweiten Kammer. Die unselige Abstimmung über den Militäretat am Schlusse einer Session, in der es ohnehin nur mit Mühe gelungen war, die Gegensätze von schroffem Aufeinanderplatzen zurückzuhalten, eine im Princip unanfechtbare, in der Praxis aber ganz falsch angewandte Rechthaberei, trieb Berstett vollständig in die offenen Arme der ausgesprochensten Reactionaire und Verfassungsfeinde. Diese jubelten über die höchst ungnädige Art, mit der die Kammern entlassen und durch ein Manifest dem Lande als Friedensstörer bezeichnet worden waren. Der Fürst Metternich schrieb: er betrachte die Art, wie diesen Debatten ein Ende gemacht worden sei, als eines der wichtigsten Ereignisse der Gegenwart, als eine Wohlthat, die sich weit über die Gränzen Badens hinaus fühlbar machen werde. Berstett habe sich dadurch Anspruch auf die Dankbarkeit aller verbündeten Regierungen erworben. — Schlimmer als die offene Feindseligkeit gegen die Verfassung, wie sie von einigen Ultras an den Tag gelegt wurde, war vielleicht der Umstand, daß man versuchte, zwar die Verfassung unangetastet fortbestehen zu lassen, aber ungescheut gegen ihren Wortlaut, besonders aber gegen ihren Sinn zu regieren. Das war aber ganz speciell Berstett's Politik, und so wird man ihn von dem Vorwurf nicht freisprechen können, daß er zur Untergrabung der politischen Moral des Landes sein gut Theil beigetragen habe. Zu seiner Entschuldigung mag dienen, daß sein Blick nicht weiter reichte, als auf die Bedürfnisse des Augenblicks und daß der principielle Standpunkt in diesen Fragen, den er aus eigener Einsicht nicht wohl immer streng fixiren konnte, durch die sophistischen Rechtsausführungen von so hochbegabten und gewandten Männern, wie Blittersdorff und K. S. Zachariä, für ihn vollständig verkehrt wurde. Wenn Zachariä mit dem kalten Hohn des Rabulisten ihm deducirte: die Verfassung sei ja doch schon verletzt; es handle sich also nur noch darum, welche weiteren Schritte man jetzt einschlagen wolle, so protestirt Berstett dagegen mit der ganzen Entrüstung eines Mannes, der bona fide zu handeln geglaubt hat. Dagegen wäre er allerdings nicht abgeneigt gewesen, sich von dem Bundestag zu einseitigen Verfassungsänderungen nöthigen zu lassen, und als er im Juni 1824 auf dem Johannisberg bei dem Fürsten Metternich zu Besuch war, wo die Erneuerung der Karlsbader Beschlüsse besprochen wurde, suchte er dem Staatskanzler die Nothwendigkeit darzulegen, daß der Bund in dieser Richtung einschreite und zwar noch vor dem Zusammentritt des nächsten Landtags Verfassungsmodificationen octroyire. Da er aber eine solche Maßregel natürlich nicht für Baden allein, sondern für alle deutschen Staaten, welche Verfassungen besaßen, beantragte, fand er bei Metternich, schon aus Rücksicht auf Baiern und Württemberg, kein Gehör. So behielt denn im badischen Staatsministerium die hauptsächlich durch Berckheim vertretene Ansicht die Oberhand, daß man zur gesetzlich bestimmten Zeit den Landtag berufen, durch Auflösung des bisherigen Landtags aber eine Integralerneuerung veranlassen und den ganz neu gebildeten Kammern eine Reihe von Verfassungsänderungen vorschlagen solle. Nachdem dies feststand, ging Berstett mit der ihm eigenen Rührigkeit sofort daran, das Terrain für die Wahlen vorzubereiten. Er selbst bereiste das Oberland, um überall die Wünsche der Regierung mit größter Bestimmtheit zur Kenntniß der Beamten und der Bevölkerung zu bringen und der mit Zunge und Feder gleich gewandte Major v. Hennenhofer unterstützte ihn bei diesen Wahlvorbereitungen auf das Beste. Durch diesen Mann wurde um dieselbe Zeit (Herbst 1824) eine Bewegung in Scene gesetzt, welche nichts geringeres bezweckte, als durch Massenadressen

den Großherzog um Aufhebung der Verfassung zu bitten. Daß unter solchen Umständen die Wahlen durchweg nach dem Wunsche der Regierung ausfielen, ist begreiflich. Unter 63 Abgeordneten des Landtags von 1825 waren nur 3 Oppositionsmänner. Berstett rühmte sich wohl selbst den Gesandten gegenüber, daß großentheils jene Männer gewählt worden seien, welche die Beamten vorschlugen. Die erste Vorlage, welche dem neuen Landtag gemacht wurde, betraf die Verfassungsänderung. Allen den gegen die Verfassung von 1818 in Scene gesetzten Bestrebungen gegenüber, war es indeß sehr mäßig, daß man sich mit sechsjährigen Wahl- und dreijährigen Budgetperioden und mit Integralerneuerung begnügte. Es war dies wohl hauptsächlich das Verdienst der unbeugsamen Energie Winter's, dem eine von den Aerzten angerathene Reise Berstetts in die Schweiz dabei zu Gute gekommen sein mag. Berstett selbst mag sich über diese Niederlage, die seine weitgehenden Pläne erlitten, mit dem Lobe getröstet haben, welches ihm am Schlusse des kurzen Landtags von 1825 der Fürst Metternich spendete. Denselben Charakter, wie der Landtag von 1825 hatte auch der von 1828; alle Opposition schien erstickt. „Was man von Karlsruhe hört, ist correct", schrieb Fürst Metternich an Berstett, „Ihre Regierung gleicht in dieser Beziehung einer Fackel, welche durch tiefe Nacht leuchtet". — Daß ein Mann wie Berstett sich mit der neuen Zeitströmung, die nach dem Tode des Großherzogs Ludwig und dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold, unter dem gleichzeitig wirkenden Einflusse der Julirevolution, auch in Baden Bahn brach, nicht versöhnen konnte, ist selbstverständlich. Ohne die Schroffheit, welche die Reaction seit 1824 bezeichnete, war es immerhin denkbar, daß er sich mit der neuen Richtung abgefunden hätte. Aber nach dem, was in diesen Jahren geschehen war, mußte die Regierung des Großherzogs Leopold, welche das Vertrauen des Volkes aufrichtig zu gewinnen suchte, die Urheber und Förderer jener Zustände auch äußerlich von sich loslösen. In einem Ministerium Berstett hatte Winter wohl Platz finden mögen; er wartete, in ruhiger Zurückhaltung, bis seine Zeit kommen würde; in einem Ministerium Winter konnte Berstett nicht auf die Dauer mitregieren; seine Zeit war vorüber. Im Februar 1831 schied er aus dem Ministerium. Die wenigen Lebensjahre, die ihm noch gegönnt waren, brachte er meist auf seinem Landgute Watthalden bei Ettlingen zu, welches er sich aus den Indemnitätsgeldern gekauft hatte, die er, für die während der Revolution seiner Familie verloren gegangenen Besitzungen im Elsaß, von der französischen Regierung unter Karl X. erhalten. Er starb zu Karlsruhe am 16. Februar 1837. — Ueber den Hindernissen, welche Berstett der liberalen Entwicklung in den Weg legte, ist in dem Urtheil der öffentlichen Meinung, welches sich gerne an die am grellsten in die Augen fallenden Thatsachen hält, das Verdienst, welches er sich um den Bestand des Staates und seiner Dynastie erwarb, vielfach in den Hintergrund getreten. Als er die Geschäfte übernahm, konnte freilich ein so geistvoller und routinirter Mann, wie der damalige preußische Geschäftsträger Varnhagen von Ense, über des neuen Ministers „Unwissenheit und Urtheilslosigkeit" seine Glossen machen; bei der damaligen Lage der Dinge war aber die Hauptsache, daß die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten des Staates in die Hände eines ehrlichen, zuverlässigen, dem Lande und dem Fürstenhause aufrichtig ergebenen Mannes gelegt wurde. Diese Eigenschaften aber hat dem Freiherren von Berstett Niemand bestritten. Und wenn er später in den verschiedenen Phasen der parlamentarischen Kämpfe auch vor Verletzungen des formellen Rechtes nicht zurückschreckte, so wird zu seiner Entschuldigung dienen, daß er sich hierbei auf die Gutachten eines so ausgezeichneten Juristen, wie K. S. Zachariä, stützen konnte. Wenn er auch die politische Entwickelung

Badens nicht gefördert hat, den höchsten Interessen des Landes hat er doch mit redlichem Willen und treuer Gesinnung gedient. W.

Franz Joseph Freiherr v. Beust,

Commandeur des Bataillons der Leib-Grenadier-Garde von 1814 bis 1832, stammte aus einer der Familien, deren Söhne durch viele Generationen hindurch dem Militairstaat gedient. Sohn des markgräflich badischen Oberst-Lieutenants und Kammerherren Freiherren Karl v. Beust am 6. August 1776 geboren, trat er als Cadet 1789 in Militairdienst, wurde 1792 Secondelieutenant im Leib-Infanterie-Regiment und in dem Feldzuge in den Niederlanden (s. d. A. Freystedt) nach muthiger Gegenwehr mit einem hannöverisch-badischen Detachement gefangen und über $1^1/_2$ Jahre in harter Gefangenschaft gehalten. Den Feldzug 1805 als Stabscapitaine im Jäger-Bataillon, 1806 und 7 (s. d. A. Cloßmann) als Capitaine im Infanterie-Regiment v. Harrant, 1809 im Leib-Infanterie-Regiment Graf W. v. Hochberg No. 3 mitmachend, wo er in der Schlacht von Wagram als Ordonnanz-Officier des Generals Legrand fungirte, führte Beust als Oberstlieutenant das Bataillon der Leib-Grenadier-Garde im Feldzuge 1814 (s. d. A. Franken) und erwarb sich hohe Ehren in der Schlacht bei Paris am 31. März. Bald darauf zum Obersten befördert und definitiv zum Commandeur der Leib-Grenadier-Garde ernannt, führte Beust dieselbe im Feldzuge 1815 (s. d. A. Schäffer). 1832 zum Commandeur der 1. Infanterie-Brigade ernannt, aber im gleichen Jahre noch auf Ansuchen pensionirt, verlebte Beust, im Jahre 1847 durch Ernennung zum General-Major geehrt, den Rest seines Lebens in Karlsruhe, wo er am 30. Dezember 1858, über 82 Jahre alt, verstarb. L. Löhlein.

Karl Ludwig Freiherr v. Beust,

des vorigen Bruder, war am 5. November 1787 zu Asch in Böhmen, einem Stammgut der Familie seiner Mutter, der Grafen v. Zettwitz, geboren, und trat 15 Jahre alt als Fahnenjunker in das Leib-Infanterie-Regiment, wurde 1803 Secondelieutenant, nahm Theil an dem Feldzuge 1805, 1806 und 1807 (s. d. A. Harrant, Cloßmann) und als Stabscapitaine am Feldzuge 1809, wo ihm, der sich vielfach auszeichnete, in der Schlacht bei Wagram von einer Kanonenkugel das linke Bein zerschmettert wurde. Obgleich er glücklich amputirt ward, führten seine Wunden 1811 seine Pensionirung herbei; er konnte aber als Hauptmann, 1812 und 1813 als Etappencommandant und 1814 bei Errichtung der Landwehr, als Commandeur des 8. Landwehr-Bataillons (Wertheim) wieder verwendet werden, welch letzteres er auch im Feldzuge 1814 führte. 1814 Major geworden, wurde Beust 1819 der Generalkantonsinspection zur Dienstleistung zugetheilt, wobei er, seit 1821 unter die aktiven Stabsofficiere aufgenommen und seit 1825 Oberstlieutenant, die Rekrutirung der Garden, der Cavalerie und Artillerie leitete. Eine wichtige Epoche seines Lebens aber begann, als er 1829 zum Commandeur des neu errichteten Gendarmeriecorps ernannt wurde. Es rekrutirt sich aus gedienten Unterofficieren, ist militairisch organisirt und in Beziehung auf Kleidung, Bewaffnung und innere Verwaltung dem Kriegs-Ministerium, in Bezug auf den Dienst dem Ministerium des Innern untergeordnet. Das Gendarmeriecorps, in 4 Divisionen nach den 4 Kreisen eingetheilt, hat sich bald einen guten Namen gemacht und von dem Beispiele des streng rechtlichen, gewissenhaften, intelligenten und taktvollen Commandeurs geleitet, in bewegter Zeit und unter den schwierigsten Verhältnissen die Anerkennung der Regierung und des Landes rühmlichst verdient (s. d. Art.

v. Renz). 1832 Oberst geworden, starb der thätige Beust auf einer Dienstreise zu Mannheim am 2. März 1839. L. Löhlein.

Gustav Friedrich v. Beyer,

gegenwärtig k. preußischer General der Infanterie und Gouverneur von Coblenz und Ehrenbreitenstein, nimmt in sofern eine Stelle in diesen Blättern in Anspruch, als er, 1867 als Generallieutenant zum preußischen Militärbevollmächtigten in Karlsruhe ernannt, am 18. Februar 1868 in badische Dienste übertrat und als Kriegs-Minister, General-Adjutant und später auch als Divisions-Commandeur die gänzliche Einführung der preußischen Wehrverfassung und Heeresorganisation in Baden bewerkstelligte. Und Dank der rücksichtsvollen Persönlichkeit Beyer's und dem ehrlichen selbstlosen Entgegenkommen fast aller Parteien und Anschauungen des Landes, ist diese Aufgabe rasch und ohne erhebliche Reibungen gelöst worden, gefördert durch die volle Hingabe des strebsamen Officiercorps, das nach so vielen Schwankungen dem Eintritt eines festen einheitlichen Systemes mit Freuden entgegenkam. Beyer's Arbeit wurde außerdem von zwei preußischen, damals gleichfalls in badische Dienste getretenen, Officieren unterstützt: von dem damaligen Chef des Generalstabes der Division Oberstlieutenant v. Leszczynski, jetzt in gleicher Eigenschaft als Oberst beim Generalcommando des XIV. Armeecorps und von dem damaligen Commandeur des (1.) Leib-Grenadier-Regiments, Obersten Freiherren von Wechmar, jetzt als General-Major Commandeur der 21. Infanterie-Brigade. General v. Beyer ist am 26. Februar 1812 zu Berlin geboren, trat im Jahre 1828 in die Armee, rückte im Frieden bis zum Obersten auf und wurde eine Zeit lang Chef der Central-Abtheilung im Kriegs-Ministerium. 1864 zum General-Major befördert, erhielt er 1866 bei dem Ausbruch des Krieges das Commando der Division, die, nachdem der Kurfürst von Hessen die Aufforderung zur Neutralität abgelehnt, in Kassel einrückte und den Kurfürsten gefangen nahm. Beyer's schonungsvolle Mäßigung bei der Occupation Kurhessens wird allgemein anerkannt. Hierauf verlegte er den Hannoveranern den Weg zum Anschluß an die Baiern, führte unter dem Befehl Vogel's von Falkenstein und später Manteuffel's seine Division im Feldzug der Mainarmee, wobei er am 10. Juli bei Hammelburg siegte, am 24. glücklich an der Tauber kämpfte, am 25. das schwere Gefecht bei Helmstädt bestand und am 26. durch den Marsch in die Flanke der Baiern das Gefecht bei Roßbrunn zu Gunsten seines Corps entschied. — Nach Durchführung der durch ihn angebahnten Neuorganisation bildeten die badischen Truppen (s. d. A. Ludwig) 1 Division zu 3 Brigaden (6 Regimenter) Infanterie, 1 Brigade (3 Regimenter) Cavalerie, 1 Brigade Artillerie, 1 Pionnier-Abtheilung, 1 Sanitäts-Compagnie, und 1 Handwerker-Abtheilung. Die Infanterie-Regimenter formirten 3 Bataillone zu 4 Compagnieen, und zwar entstand das Füsilier (3.) Bataillon des (1.) Leib-Grenadier-Regiments aus den Compagnieen 1—4 des Jägerbataillons, das des 3. Infanterie-Regiments aus den Compagnieen 5 und 6 des genannten Bataillons. Die Füsilier-Bataillone der übrigen Regimenter wurden gebildet durch Abgabe von je 2 Compagnieen (4. und 8.) und die fehlenden Compagnieen aus den Etats der Regimenter ergänzt. Die Bataillone des 6. Regiments waren das 1. aus dem früheren 1. Füsilier-, das 2. aus dem früheren 2. Füsilier-Bataillon gebildet worden; die Formirung des dritten Bataillons geschah wie bei den Uebrigen. Die Cavalerie-Regimenter bestanden aus je 5 Escadrons. Die Artillerie-Brigade zerfiel in 1 Feld-Artillerie-Regiment zu 9 Batterien (1 reitende, vier 4-, vier 6-Pfünder) in 3 Abtheilungen, 1 Festungs-Artillerie-Bataillon von 1 bespannten 6-Pfünder Batterie und 4 Festungs-

Compagnieen und 1 Train-Abtheilung. Die Pionnier-Abtheilung bestand aus 2 Compagnieen. — Der Ausbruch des Krieges 1870 fand die Division als ein conformes und uniformes Glied der deutschen Heere, das sein redlich Theil zu den Erfolgen des Feldzuges beitrug. (s. d. A. K. v. Renz.) Generallieutenant v. Beyer hatte die Division über den Rhein geführt, mußte aber bald, erkrankt, nach Karlsruhe zurückkehren. Erst als Anfangs October bei dem neu formirten XIV. Armeecorps, dessen Hauptkern die badische Division bildete, ein großer Mangel an höheren Führern eingetreten war, konnte Beyer wieder in Aktion treten und übernahm am 13. Oktober 1870 in Epinal das Commando der Division, die er in den Kämpfen am Ognon, um Gray, vor Dijon und gegen die andringenden neu formirten Corps der Franzosen bis 10. Dezember befehligte. (Ueber die Details vergl. Löhlein, die Operationen des Corps des Generals von Werder.) Nach dem Eintreffen des bisher krank gewesenen Divisions-Commandeurs, Generallieutenants v. Glümer nach der Heimath reisend, entging er mit knapper Noth einem bei Velleron gelegten Hinterhalt französischer Truppen aus Besançon. Die inzwischen abgeschlossene Militair-Convention Badens mit Preußen führte 1871 seinen Rücktrit in den preußischen Dienst herbei. L. Löhlein.

Johann Nepomuk Biechele,

geboren den 8. Juli 1762 in Endingen, empfing nach Vollendung der Studien 1789 zu Konstanz die Priesterweihe und wurde darauf als Studienpräfekt an dem vorderösterreichischen Generalseminar zu Freiburg, der Pflanzstätte vieler ausgezeichneten Männer, und nach der Aufhebung dieses Institutes unter Leopold II. als Katechet an der Normalschule zu Freiburg und öffentlicher Lehrer der sokratischen Katechisirmethode angestellt. Wegen seiner freisinnigen Richtung hatte er auf der Pfarrei Rothweil am Kaiserstuhl, die er 1794 erhielt, und besonders auch in Karlsruhe, wohin er 1812 als katholischer Stadtpfarrer berufen wurde, viele Angriffe zu bestehen. Wegen des Gebrauches der deutschen Sprache beim Ritus und insbesondere wegen eines deutschen Gebetes, das er eingeführt, wurde er bei der bischöflichen Behörde angeklagt und sogar der Irrlehre beschuldigt. Zur Feier der Einweihung der katholischen Kirche in Karlsruhe, welche im Dezember 1814 stattfand, gab er auf Aufforderung des Ministeriums d. J. eine „Kurze Erklärung der Ceremonien, die bei der Einweihung einer katholischen Kirche vorkommen", heraus; dem vielseitigen Wunsche, die Einweihung in deutscher Sprache vorzunehmen, wurde von dem Bischofe, den besonders die geistlichen Räthe Brunner, Schaefer und Haeberlin dazu zu bewegen suchten, nicht entsprochen. Allgemeine Liebe und Verehrung wurden ihm zu Theil; die Verwaltung des Pfarramtes in Karlsruhe war mit nicht geringen Schwierigkeiten verbunden; es war zur Führung desselben besondere Umsicht und Klugheit erforderlich. Seine Klugheit aber bestand in seiner Rechtschaffenheit, Bescheidenheit, Reinheit des Wandels und der Absichten, Friedfertigkeit, Duldsamkeit und dem redlichen Bestreben, allen religiösen Bedürfnissen Genüge zu leisten. „Man kann überall nützen, wenn man nicht sich, sondern nur die gute Sache sucht"; dieses sollte, sagte Biechele, allen jungen Seelsorgern zur Lehre dienen. Im Jahre 1815 übernahm er die Pfarrei St. Martin in Freiburg, wo er bis zu seinem Tode (den 16. November 1827) unermüdlich thätig war. Er war auch schriftstellerisch sehr thätig; er schrieb viele Aufsätze in Zeitschriften, gab Predigten heraus, ebenso eine Erklärung der vier Evangelien, eine Schrift über den katholischen Religionsunterricht u. A. (Vgl. F. K. Felder: Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit, 1. Bd., Lands-

hut 1817. S. 53—61. und: Züge aus dem Leben des J. N. Biechele, von J. G. F. Kupferschmitt, Freiburg 1830 und 1837.) F. Kössing.

Ferdinand Friedrich Freiherr v. Biedenfeld,

wohl ein Unicum aus dem badischen Officiers-Corps, der gegen seinen Willen und seine ausgesprochene Neigung für Naturwissenschaften, Chemie, Zeichnen und Malerei zum Soldatenstand gezwungen, in rühmlichster Weise während 54 Jahren im Kampfe zwischen Ueberzeugung und Pflicht letztere hoch hielt und in Krieg und Frieden mit Gewissenhaftigkeit und Ausdauer seinen dienstlichen Pflichten oblag. Als jüngster Sohn des württembergischen Generalfeldmarschalls Gustav Freiherren v. Biedenfeld am 22. Mai 1764 zu Owen in Württemberg geboren, aus einem alten Geschlechte der hessischen Ritterschaft stammend, kam Biedenfeld, obgleich er Forstmann werden wollte, auf väterlichen Befehl in jungen Jahren in die Pagenanstalt zu Karlsruhe. Nachdem er Secondelieutenant geworden war und sich gegen den Willen seiner Familie und die Anschauungen der Zeit mit einer Bürgerlichen verheirathet hatte, brachten die Feldzüge in den Niederlanden 1792—95 seine Passionen zum vollen Fluß; er legte, ohne wissenschaftliche Bildung, naturhistorische Sammlungen an, die er auf Märschen wie in Standquartieren unermüdlich erweiterte; er hing, jede Gelegenheit benützend, seiner Passion für Zeichnen und Malerei nach, ohne dafür besonders unterrichtet zu sein. Nach diesem Feldzuge bis 1805 zum Oberstlieutenant vorgerückt, marschirte er als Bataillons-Commandeur im Infanterie-Regiment Kurprinz 1805 gegen Oesterreich aus (s. d. A. von Harrant), wurde aber 1806 nach dem Anfall des Breisgau's an Baden als Oberst und Commandeur des Garnisonsregiments No. 4 (s. d. A. Heinrich von Porbeck) allgemein beliebter und geachteter Commandant von Freiburg und später von Konstanz, dessen Gerechtigkeit und Milde in Handhabung des dem Lande so verhaßten Conscriptionsgesetzes Baden manchen Freund in Vorder-Oesterreich sicherte. Mit seiner Ernennung, zum provisorischen General-Cantonsinspector 1809, begann die Periode seines Lebens, in welcher er unter uneigennützigster Hintansetzung seiner Person in der Leitung des ganzen Conscriptionswesens den Interessen des Staates völlig zu genügen wußte, ohne der Gerechtigkeit oder Billigkeit, gegenüber den vielköpfigen Wünschen der Unterthanen, jemals Abbruch zu thun. Biedenfeld, 1812 wirklicher General-Cantonsinspector und Mitglied des Einstandsbureaus, 1814 General-Major geworden, behielt jenen Posten bis zu seiner Pensionirung, 1832. Neben dem pünktlichen Vollzug seiner anstrengenden Dienstobliegenheiten hatte der stille, sanfte Mann jede freie Minute benützt, seinen Lieblingsstudien nachzugehen. Vorzügliche Thierstudien, eine treffliche Sammlung der deutschen Schmetterlinge nach allen ihren Verwandlungen und mit den ihnen eigenthümlichen Pflanzen, sowie die einzelnen Arbeiten zu dem großartigen Plane, alle deutschen Holz- und Strauchpflanzen in allen Theilen bis ins Einzelne in Farben darzustellen, wurden mit einer geringen Ausnahme durch seine Gutmüthigkeit zerstreut. Nur die gelungene bildliche Darstellung sämmtlicher deutschen Vögel in natürlicher Größe, ein „seltenes Meisterstück unermüdlichen Fleißes, scharfer Beobachtung und geistiger Nachahmung der Natur", soll noch vollständig im Besitze der Familie sein. Biedenfeld starb nach seiner Zuruhesetzung am 4. September 1834. Von seinen 2 Söhnen sollte der jüngere

Ernst Gustav Benjamin Freiherr von Biedenfeld

sich auf traurige Weise einen Platz in der badischen Geschichte erwerben. Dem Stande des Vaters sich widmend und 1806 im 14. Lebensjahre Fähnrich, 1808 Secondelieutenant im Infanterie-Regiment Großherzog No. 1 geworden,

hatte er in den Subalternchargen mit Auszeichnung die Feldzüge 1808, 1812, 1813, 1814 und 1815 durchgemacht, bei den Soldaten, trotz aller dienstlichen Strenge, wegen seines humanen väterlichen Wesens außer Dienst besonders beliebt. Seit 1814 Hauptmann, 1816 zum Regiment v. Neuenstein No. 4. versetzt, brachte die Friedensperiode in der Garnison Mannheim dem nicht sehr charakterstarken, ohne höhere Bildung und Streben, vom Garnisonsleben nicht befriedigten Manne vielfache Klippen, die ihn, nach baldiger Trennung von seiner 1821 geheiratheten Frau, mit zerrütteten Vermögensverhältnissen tausendfach beengten und unglücklich machten. Diese Mißstimmungen hoben sich auch nicht, als Biedenfeld 1837 zum Major im Regiment Markgraf Wilhelm No. 3, an welches ihn die erhebendsten Feldzugserinnerungen von 1813, 1814 und 1815 knüpften, ernannt wurde; sie verschärften seine Gereiztheit, die sich hauptsächlich nach oben Luft zu machen suchte, so, daß er 1843 in Ruhestand versetzt werden mußte. Auch das folgende Leben in kleinen Städtchen, wie Bühl und Offenburg, war nicht dazu angethan, das Gleichgewicht im Innern des an Leib und Seele kranken Mannes herzustellen. Er wurde, als sein 1848 beim Kriegs-Ministerium eingereichter Antrag, in der zu errichtenden Landwehr Dienstfunktion zu erhalten, nicht berücksichtigt wurde, vollends zum Groller, so daß der Befehl der revolutionairen Regierung ihn 1849 nach kurzer Ueberlegung bereit fand, zuerst Führer des ersten Aufgebotes der Aemter Bühl und Achern zu werden, sodann, nach erfolgter Wahl von sämmtlichen Officieren und Unterofficieren seines früheren (3.) Regiments, sich am 19. Juni zum Obersten und Commandeur des letzteren ernennen zu lassen. Seine bei den Soldaten in guter Erinnerung stehende Person gab dem Regimente rasch einen festen Halt, der sich in den Gefechten bei Wiesenthal, wo Biedenfeld mit 2 Compagnieen des 3. Bataillons am 21. Juni ein Rencontre mit preußischen Husaren vom 8. Regiment bestand, wobei Prinz Friedrich Karl von Preußen verwundet wurde, sowie in den Gefechten in der Gegend von Ubstadt am 23. und bei Bruchsal am 24. Juni deutlich machte. Am 25. nach Rastatt dirigirt, leitete Biedenfeld am 29. die Ausfälle seines Regiments gegen Steinmauern und Oetigheim, sowie das achtstündige Gefecht an der Federbach. Vergebens von dem Oberbefehlshaber Mieroslawski und dem Kriegs-Minister Siegel zur Uebernahme des Obercommandos in der Festung aufgefordert, denen er „seine mangelnden technischen Kenntnisse" entgegenhielt, blieb er bei deren Abgang an der Spitze des Regiments, ohne im Stande zu sein, seine Einsicht von der Nothwendigkeit einer raschen Capitulation, und wäre es auch durch eine ihm vielfach angerathene Gegenrevolution gewesen, dem Commandanten Tiedemann (s. d. A.) gegenüber zur entscheidenden Geltung zu bringen. Resultatlose Reibereien waren die einzige Folge dieses Mangels an Energie. Endlich am 23. Juli mit Oberstlieutenant Corvin als Parlamentair in das preußische Hauptquartier geschickt, nahm Biedenfeld Theil am Abschluß der Capitulation, die ihn in das Gefängniß und am 9. August Morgens zum kriegsrechtlichen Tod durch Erschießen führte. Er war 57 Jahre alt geworden. Mit ihm und seinem Bruder erlosch die württembergische Linie seines Geschlechtes. L. Löhlein.

Gottlieb Wilhelm Bischoff

wurde 1797 zu Neustadt a. d. Haardt geboren, wo sein Vater Apotheker war. Ein längerer Aufenthalt bei einem in Kaiserslautern wohnenden Verwandten verschaffte ihm die Bekanntschaft und botanische Unterrichtung des damals dort ansässigen trefflichen Botanikers W. D. J. Koch, mit dem er auch später stets in enger Verbindung blieb. Im Jahre 1819 ging Bischoff, der mit einem hervorragenden Zeichentalent begabt war, nach München, um sich dort als

Künstler für das wissenschaftliche Fach auszubilden, auch rührt die Mehrzahl der schönen Tafeln zu Martius' Genera et Species plantarum florae brasiliensis von ihm her. Nachdem er dann 1821—23 die Universität Erlangen besucht, auch kurze Zeit in seiner Vaterstadt als Apotheker zugebracht hatte, siedelte er nach Heidelberg über, woselbst er zuerst als Lehrer fungirte und dann im Jahre 1825 sich als Privatdocent der Botanik habilitirte. Dort wurde er 1833 zum außerordentlichen, 1839 zum ordentlichen Professor und Director des unter seiner Leitung neu angelegten botanischen Gartens ernannt und wirkte in dieser Stellung, sowie als Schriftsteller, mit unermüdlicher Thätigkeit bis zu seinem am 1. September 1854 erfolgten Tod; leider war er, namentlich in späteren Jahren durch eine sehr bemerkbare Schwerhörigkeit vielfach behindert. Bischoff's durch Gründlichkeit ausgezeichnete Schriften sind theilweise von vortrefflichen, eigenhändig ausgeführten Tafeln begleitet, so namentlich sein Hauptwerk: Handbuch der botanischen Terminologie und Systemkunde. (1833—44. 3 Bde. Text und 1 Bd. Tafeln). Er schrieb außerdem eine (nicht vollendete) Naturgeschichte der kryptogamischen Gewächse, ein Lehrbuch der Botanik (als Bestandtheil der „Naturgeschichte der drei Reiche" 1834—39), ein Wörterbuch der beschreibenden Botanik (1839), einen Grundriß der medicinischen Botanik (1831), eine medicinisch-pharmaceutische Botanik (1843) und betheiligte sich bei der Fortsetzung von Nees von Esenbeck's Genera plant. Flor. german. sowie von Mertens' und Koch's „Deutschlands Flora". Sein reiches Herbarium wurde nach seinem Tode abtheilungsweise versteigert, wobei die interessante Sammlung von Moosen und Lebermoosen an das großherzogliche Herbarium in Karlsruhe kam.

M. Seubert.

Nicolaus Blankenhorn-Krafft.

Die Familie Blankenhorn gehört zu den angesehensten Geschlechtern des badischen Oberlandes. Mit großem Grundbesitz und rühmlicher Rührigkeit im Geschäftsleben vereinigen ihre Mitglieder seit mehreren Generationen ein lebhaftes Interesse an den Angelegenheiten des öffentlichen Lebens, in welchem mehrere durch die Achtung und das Vertrauen ihrer Mitbürger wichtige und einflußreiche Stellungen eingenommen haben. Nicolaus Blankenhorn, der am 12. Mai 1840 starb, war zwei Jahrzehnte lang Bürgermeister von Müllheim gewesen; seinem Wirken zumeist verdankt diese Gemeinde ihren Wohlstand; seit 1819 hatte er den Wahlbezirk seiner Heimath im Landtage vertreten. Sein gleichnamiger Sohn, der nach seiner Verheirathung mit Maria Krafft (1834) zur Unterscheidung von verschiedenen Namensvettern seinem Namen den seiner Frau beifügte, also Nicolaus Blankenhorn-Krafft war am 6. Juli 1810 geboren und genoß seinen Jugendunterricht in der Volks- und Lateinschule zu Müllheim, später in der französischen Schweiz. Seine kaufmännische Lehre erhielt er in dem Hause Jean Merian-Forcart zu Basel. Nachher erwarb er sich auf der Universität Heidelberg auch humanistische Bildung. Im Hause des „Vaters" Winter war er ein gern gesehener Gast. Nach Müllheim zurückgekehrt, trat er in das väterliche Geschäft ein und betrieb seit 1834 selbständig Landwirthschaft, sowie Weinbau und Weinhandel. Nach Art seines Vaters nahm er frühe regen Antheil an dem Leben der Gemeinde und des Staates. Als sein Vater starb, wurde er Bürgermeister und Landtagsabgeordneter. Er vertrat den heimischen Wahlbezirk bis zu seinem Tode. Unter seiner Mitwirkung wurde in Müllheim ein Hospital, eine Spar- und eine Creditcasse begründet. In der Kammer genoß er die Achtung aller Parteien und war durch sein Ansehen oft in der Lage, mit Erfolg zwischen weit auseinanderstrebenden Anschauungen zu vermitteln. Kurze Zeit nach dem Schlusse des

Landtages von 1860 erkrankte er und starb am 10. September 1860, tief betrauert von seinen Mitbürgern und den zahlreichen Freunden und Verehrern, die er sich im badischen Lande erworben hatte. Sein Bruder

Adolf Friedrich Blankenhorn-Löffler,

geboren am 27. September 1812, genoß dieselbe Bildung, erlernte in Mannheim die Handlung und wurde in Heidelberg zu ernsteren Studien angeregt, die er gern zum Lebensberuf gewählt hätte. Bei seiner Begabung und seinem Eifer wäre es ihm ein Leichtes gewesen, die Lücken seiner Vorbildung auszufüllen, da er mit großer Vorliebe alte Sprachen studirt hatte. Aber sein Vater wollte es anders und er mußte gehorchen. Von früher Jugend an hatte er sich mit Vorliebe und besonderem Geschick mit Obst- und Weinbau beschäftigt. Er gründete 1847 mit seinem Bruder Nicolaus gemeinsam das unter dem Namen „Gebrüder Blankenhorn" noch bestehende Weingeschäft; schon 1842 hatte er im Verein mit seinen beiden Brüdern das Rebgut Blankenhornberg bei Ihringen am Kaiserstuhl erworben, und die Erzeugnisse dieses Gutes trugen nicht wenig dazu bei, dem badischen Weinbau zunehmenden Ruf zu verschaffen. Dieselben wurden mehrfach auf den Ausstellungen mit zum Theil höchsten Preisen belohnt. Wie sein Bruder Nicolaus war auch Adolf Friedrich Blankenhorn in seiner Gemeinde bei allen Wohlthätigkeits- und andern gemeinnützigen Vereinen betheiligt; nur Gesundheitsrücksichten hielten ihn ab, ein Mandat zum Landtag zu übernehmen. Während seines ganzen Lebens beschäftigte er sich eifrig mit Geschichte und Literatur und verfolgte die politischen Vorgänge mit dem warmen Herzen eines aufrichtigen Vaterlandsfreundes. Nach längerem Leiden starb er am 19. September 1873. ❀

Leopold Carl Bleibtreu,

geboren zu Rotterdam am 22. Februar 1796, war zuerst in Frankfurt a. M. wohnhaft, von wo er 1825 an das Polytechnikum zu Karlsruhe als Professor der Handelswissenschaften und der Mathematik berufen wurde. Bis zur Aufhebung der (früher mit dem Polytechnikum verbundenen) Post- und Handelsschule, 1864, war er mit großem Erfolge in dieser Stellung thätig. Er ist der Verfasser eines geschätzten Handbuchs der politischen Arithmetik und eines Handwörterbuchs der Handelswissenschaften. Er starb zu Karlsruhe am 30. August 1865.

J. Lüroth.

Friedrich Karl Landolin Freiherr von Blittersdorff.

Von allen Staatsmännern, die im Großherzogthum Baden an der Regierung Theil nahmen, hat wohl keiner in so hohem Grade seinen Namen zu einem Feldzeichen einer bestimmt ausgeprägten politischen Richtung gemacht, als der Freiherr v. Blittersdorff. Hoch begabt, kenntnißreich, ehrgeizig, in seinem Wollen so fest und sicher wie in seinem Können, unerschrocken, vor keiner Consequenz seines Handelns zurückweichend hätte er, in einem großen Staate zur Leitung der Geschäfte berufen, vielleicht seinen Namen mit einer strahlenden Gloriole umgeben, obgleich ihm zu wahrer Größe doch wohl die Tiefe und Reinheit sittlichen Ernstes gefehlt hat. In den kleineren Verhältnissen, in denen er zu wirken hatte, wurde auch die Ausführung seiner Projecte kleinlich, seine Energie wurde zur zänkischen Rechthaberei, seine Kraft zur unwürdigen Intrigue, und als er vom politischen Schauplatze abtrat, nahm er von keiner Seite Liebe, Anhänglichkeit oder Bewunderung mit sich, wohl aber geleitete ihn Widerwille und Haß in die Stille des Privatlebens, in dem er persönlich nach wenigen Jahren fast verscholl, während sich an seinen Namen nach wie vor

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

die tiefe Abneigung der weitesten Kreise anschloß. — Friedrich Karl Landolin Freiherr v. Blittersdorff wurde am 14. Februar 1792 zu Mahlberg im Breisgau geboren, machte zu Heidelberg und Freiburg seine Studien und wurde 1813, auf den Vorschlag des damaligen Gesandten Freiherren v. Marschall, als Secretair bei der badischen Gesandtschaft in Stuttgart angestellt. Die Stellung gefiel ihm indeß nicht und er bewarb sich 1814 vergebens um eine Anstellung bei einem Zweige der inneren Verwaltung. Nachdem er 1815 dem Freiherren v. Berstett bei dessen Sendung in das Hauptquartier der Verbündeten beigegeben worden war, begleitete er diesen Staatsmann 1816, zum Legationsrath befördert, an den Bundestag nach Frankfurt. 1817 wurde er in das Geheime Cabinet des Großherzogs berufen und erhielt im nämlichen Jahre Sitz und Stimme im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten. 1818 zum Geschäftsträger am Hofe von St. Petersburg ernannt, hatte er auf der Reise nach seinem neuen Posten mit dem Fürsten Metternich über die badische Territorial- und Erbfolgefrage zu verhandeln. In Petersburg vertheidigte er nach dem unseligen Attentate Sand's mit Geschick und Eifer die deutschen Universitäten gegen die schweren Vorwürfe, mit welchen sie, anläßlich jenes Verbrechens, namentlich von russischer Seite überhäuft wurden. Als Blittersdorff 1819 beurlaubt wurde, nahm er den Rückweg abermals über Wien und erhielt den Auftrag, dort den Staatsminister v. Berstett bei den Verhandlungen der Ministerialconferenzen zu unterstützen. Von ihm rührt denn auch der größte Theil der Aufsätze und Berichte des genannten Ministers über alle das Bundesverhältniß betreffenden Materien her. Schon damals vertrat er, wie später, die Idee einer möglichsten Verstärkung der Bundes-Centralgewalt, verbunden mit einer, durch diese zu beeinflussenden und zu überwachenden Niederhaltung aller freiheitlichen Bewegungen in den Einzelstaaten, insbesondere einer Verhinderung der Fortbildung des constitutionellen Wesens. (Vgl. Correspondenzen und Actenstücke zur Geschichte der Ministerconferenzen von Karlsbad und Wien, herausgegeben von Fr. v. Weech. Leipzig 1865.) In diesem Sinne war Blittersdorff auch unausgesetzt thätig, nachdem er 1820 Gesandter Baden's am Bundestage geworden war. Nicht nur verfolgte er dieselbe Tendenz in allen Fällen, in denen er in seiner amtlichen Eigenschaft dazu Gelegenheit fand, sondern, indem er angelegentlich die Verhandlungen der badischen Landtage mit seiner Aufmerksamkeit begleitete, suchte er auch auf den Gang der inneren Verhältnisse des Großherzogthums einzuwirken. Die Politik des Fürsten Metternich bewunderte er aus voller Seele und in dem unbedingten Anschluß Baden's an dieselbe sah er für sein Heimathland allein Heil und Rettung aus der Krisis, in welcher es, nach seiner Ansicht, durch die gegen die Kammern geübte Nachsicht der Regierung sich befinde. Er wünschte, daß die badische Regierung die Intervention des Bundes anrufe, welcher seinerseits, gegenüber den liberalisirenden Tendenzen Baierns und Württembergs, durch Oesterreich und Preußen in die rechten Bahnen zu lenken sei. Im September 1822 überreichte er dem Fürsten Metternich in Wien eine allarmirende Denkschrift über den Stand der Dinge in Baden, in welcher er ausführte, daß das Volk im allgemeinen gut, willig, zur Ordnung geneigt, daß dagegen die Regierung durch die liberale Beamtenhierarchie, welche eine unbrauchbare Dienerpragmatik über Gebühr schütze, in der Ausführung ihrer Entschlüsse gehemmt sei. „Nur durch Furcht und Hoffnung", sagte er schon damals, „vermag sich der Regent seiner Diener zu versichern". In den Kammern fehle die rechte Vertretung des aristokratischen Princips, während das demokratische, das überall keiner Vertretung bedürfe, allenthalben vorherrsche. So sei denn eine Abänderung der Verfassung unerläßlich, durch welche namentlich die „Kaste der

Staatsdiener" gebrochen werden müße. (Vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung. S. 118). Bei Metternich fand indeß Blittersdorff nicht den vorausgesetzten Enthusiasmus für eine Einmischung in die badischen Angelegenheiten; man traute ihm in Wien nicht ganz. „Je le recevrai avec toute la franchise de mon caractère," schrieb der Staatskanzler an Berstett, „mais je me tiendrai avec lui dans des generalités." Dennoch aber machten seine Erörterungen, die im Gespräch wohl noch schärfer pointirt waren, so viel Eindruck, daß sich Berstett selbst auf den Weg machte, um Metternich über die angeblichen Gefahren der Lage Badens zu beruhigen (s. d. Art. Berstett). Indeß hatte der Landtag von 1822—23 mit einem offenen Conflict geendigt (s. d. Art. v. Itzstein und v. Liebenstein) und die Regierung fühlte in höherem Maße das Bedürfniß, von auswärts Hilfe zu erhalten. So wurde denn Blittersdorff 1823 abermals nach Wien gesandt, um bei Metternich die badischen Angelegenheiten zu vertreten. Seine Anwesenheit fiel zusammen mit Verhandlungen über Bundesreformprojecte und mit Feuereifer stürzte er sich in diese Debatten. Aber nur zu bald mußte er, den diese Fragen sehr ernstlich interessirten und der von einer richtigeren Construction der Bundesverfassung nicht nur die, nach seinen Anschauungen, wünschenswerthe Gestaltung der inneren Verhältnisse der Einzelstaaten erhoffte, sondern auch dem ganzen Deutschland dadurch in dem Concert der europäischen Mächte eine höhere Stellung erringen wollte, nur zu bald mußte er sehen, wie stumpf man in Oesterreich für solche Ideen war und daß sich die Wünsche und Hoffnungen der Gentz und Metternich schließlich in den Karlsbader Beschlüssen concentrirten. Und mit deren Erneuerung (1824) endigte denn auch das ganze Bundesreformproject. Metternich seinerseits rühmte gegen Berstett das Talent und die monarchische Gesinnung Blittersdorff's, aber die Ideen einer Unabhängigkeit der Bundestagsgesandten, meinte er, führten ihn oft auf Abwege und er müsse deßhalb festgehalten und auf den rechten Weg zurückgebracht werden. Wenn Blittersdorff, wie wohl zu vermuthen ist, damals daran gedacht hatte, in österreichische Dienste zu treten, so hatte er sich sehr verrechnet. Das System Metternich konnte solche unruhige, selbständige, ja sogar reformatorische Köpfe nicht verwenden. — Während der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre ließ das Verfahren der badischen Regierung gegenüber den Ständen selbst einem Manne wie Blittersdorff nichts zu wünschen übrig, der seinerseits fortfuhr, am Bundestag in der entschiedensten und schroffsten Weise gegen die liberalen Strömungen, die sich in der Nation bemerkbar machten, aufzutreten, wo er dazu, als Referent über Angelegenheiten der Presse u. dgl. Gelegenheit fand. Wie weit er hierbei in seiner Nachgiebigkeit gegen die Wünsche der k. k. Staatskanzlei ging, mag aus dem einen Beispiel ersehen werden, daß er, der doch sonst nicht ohne Autoreneitelkeit war, sich bereit finden ließ, in dem bekannten Verfahren gegen den Stuttgarter „Beobachter" ein ihm von Wien aus durch den Grafen v. Münch zugehendes Elaborat pure zu adoptiren und als seine Arbeit vorzutragen. — Wenn er aber schon gegenüber dem Minister v. Berstett, den er allerdings geistig weit überschaute, der aber in politischen Dingen im Großen doch mit ihm auf gleichem Standpunkte sich befand, die Rolle eines Wächters conservativer Interessen gespielt und dessen Gesinnungsfestigkeit gelegentlich in Wien verdächtigt hatte, so agirte er diese Rolle in viel leidenschaftlicherer Weise, nachdem 1830 ein liberales Regierungssystem in Baden angenommen und der geistvolle Freiherr v. Türckheim, ein Mann, der ihm in jeder Hinsicht, namentlich auch bezüglich der Formulirung seiner Ueberzeugungen, mehr als gewachsen war, zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten ernannt worden. — Gegen die von diesem seinem Chef vertretene Politik hat Blittersdorff mit der

äußersten Rücksichtslosigkeit und Unbotmäßigkeit die seinen individuellen Ansichten mehr entsprechende Richtung vertreten und auf jede Weise gefördert. Am Entschiedensten that er dieß, als sich gegen das freisinnige Preßgesetz die reactionairen Gewalten des Bundestages erhoben, und der badischen Regierung die Zurücknahme desselben vorgeschrieben wurde. Wesentlich durch Blittersdorff's Haltung wurde hierbei die Stellung der badischen Regierung erschwert und compromittirt. Dabei ruhte sein Ehrgeiz, in allen Fragen des öffentlichen Rechtes in Deutschland ein gewichtiges Wort mitzureden, keinen Augenblick. Wie er seinen Minister bis zur Ermüdung mit seinen Denkschriften und Erörterungen heimsuchte, so klopfte er mit den Darlegungen seiner Art, die Dinge zu sehen, oft auch ungebeten an die Thüren anderer Staatsmänner. Er selbst hat später (Einiges aus der Mappe des Freiherren v. Blittersdorff. Mainz 1849) das Memoire veröffentlicht, das er dem Fürsten Metternich im Juli 1833 zu Königswarth übergab, in welchem er seine Ansichten über die Verhältnisse des deutschen Bundes und über die Art, wie eine zweckmäßigere und erhöhte Thätigkeit des Bundestages zu erzielen sei, entwickelte. Auf Grund dieser Arbeit erwartete er sicher, zu den im Frühjahr 1834 in Wien zusammentretenden Ministerialconferenzen zugezogen zu werden. Daß es nicht geschah, verstimmte ihn tief. Ihren Beschlüssen hätte er sicherlich zugestimmt, wenn auch nicht geläugnet werden soll, daß seine Vorschläge, bei aller Feindseligkeit gegen das constitutionelle Wesen, sich bezüglich einer Belebung der Thätigkeit des Bundestags sehr vortheilhaft vor den Wiener Beschlüssen auszeichnen. Denn das muß man immer wieder betonen: für die nationale Bedeutung des Bundes hatte er ein klares Verständniß und minder stark als bei andern leitenden Staatsmännern jener Epoche war bei ihm die Neigung, den Particularismus der kleineren Staaten groß zu ziehen. Gegen den Satz, daß durch die Bundesgesetzgebung in die Landesgesetzgebung nicht eingegriffen werden dürfe, erhob er lebhaften Protest, denn er sah wohl ein, daß das Bundesverhältniß gar keinen Sinn mehr habe, wenn Landesrecht vor Bundesrecht gehen solle. Jetzt wollte er am Bundestag eine veränderte Geschäftsordnung eingeführt wissen, durch die eine Reihe ständiger Commissionen zur regelmäßigen Behandlung der wichtigsten Bundesangelegenheiten bestellt würden; er wünschte daß die Verhandlungen über solche Gegenstände, die für das Innere von Deutschland von allgemeinem Interesse sind, zur öffentlichen Kenntniß gebracht würden und namentlich daß der Ausschuß für die diplomatischen Verhältnisse in Wirksamkeit trete. Selbst die Geltendmachung des activen Gesandtschaftsrechts des Bundes regte er an. Mit solchen Vorschlägen fand er indeß bei den Politikern der k. k. Staatskanzlei keinen Beifall. Er aber konnte sich später mit einem gewissen Recht darauf berufen, daß er einer Bundesreform schon frühzeitig das Wort geredet. — Als 1835 der Freiherr v. Türckheim auf seinen Wunsch in den Ruhestand versetzt wurde, ward Blittersdorff sein Nachfolger als Staatsminister des Großh. Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten. Mit seinem Amtsantritt beginnt eine Epoche der badischen Geschichte, welche für dieses Land verhängnißvoll geworden ist und die Einleitung von Verhältnissen bildet, die es ein Jahrzehnt später der radicalen Partei leicht machten, sich Baden zum Tummelplatz ihrer wildesten Ausschreitungen zu wählen. So lange Winter lebte und mit kräftiger Hand die inneren Angelegenheiten des Landes leitete, gelang es Blittersdorff nicht, das, was er sein „System" nannte, zur Geltung zu bringen. Als aber nach Winter's Tode Nebenius zum Präsidenten des Ministeriums des Innern ernannt wurde, begann der streitbare Mann alsbald mit seinen Projecten hervorzutreten. Schon 1822 hatte er in einer Denkschrift die Nothwendigkeit ausgeführt, daß die Regierung eine einheitliche, von einem

Geiste beseelte sei, daß die Staatsdiener zu entlassen seien, welche dieser Einheit widerstreben, daß nicht passiver Gehorsam genüge, sondern daß man die kräftige active Mitwirkung der Staatsdiener bedürfe, daß vor allem eine Abänderung der Dienerpragmatik nöthig sei. Wo solche Grundsätze zur Verwirklichung kommen sollten, konnte von einer Verständigung mit dem Verfasser der Dienerpragmatik nicht die Rede sein. Es ist nicht zu läugnen, daß die Stellung der Staatsdiener in der Kammer zuweilen zu eigenthümlichen Verwickelungen führte, doch hatte der wohlwollende Takt des Ministeriums Winter jeden eigentlichen Conflict zu vermeiden gewußt. Dieß war so lange möglich, als von einer eigentlichen Parteibildung in der Kammer nicht die Rede war, also auch eine systematische Opposition nicht Platz griff. Blittersdorff aber wollte eine starke ministerielle Partei, eine absolut und unbedingt zuverlässige Regierungsarmee zur Verfügung haben. Sobald dieß bemerkt wurde, schloß sich die Opposition fester an einander. Schon bei der Wahl der Präsidenten und Secretaire des Hauses und der Abtheilungen zeigte sich dieß, als der Landtag von 1839 zusammentrat. Es wurden fast ausschließlich Oppositionsmänner zu diesen Aemtern erwählt. Blittersdorff ergriff alsbald seine Partie. „Ich werde der Partei des Herren von Itzstein mit aller Entschiedenheit entgegentreten und es so weit treiben, als ich es vermag. Kann ich es nicht durchführen, so mag es ein Anderer statt meiner versuchen. Ob ich reussire, wird nicht allein von meinen Fähigkeiten, sondern vorzüglich davon abhängen, in wiefern ich soutenirt werde und inwiefern ich die Ueberzeugung zu begründen vermag, daß jedes meiner Worte auch zur Ausführung kommen wird". So schrieb er im April 1839 an Tettenborn. Auf diesem Landtag kam es indeß noch zu keinem offenen Conflict. Einen solchen suchte Blittersdorff indeß mit Nebenius herbeizuführen. Er mischte sich in die Angelegenheiten von dessen Ressort ein, indem er von seinem „Bundesstandpunkt", den er überall wahren zu müssen vorgab, hierzu den Vorwand hernahm, und brachte es dahin, daß Nebenius im Oktober 1839 in den Ruhestand versetzt wurde (s. d. Art. Nebenius). Den Landtag von 1841 eröffnete Blittersdorff sofort mit einem Attentat gegen die bisher in Geltung gewesene Stellung der Staatsdiener in der Kammer. Er wurde darin von dem Justizminister Jolly unterstützt, der sich in einem Gutachten vom 25. Januar 1841 entschieden für das Recht der Regierung, den Staatsdienern den Urlaub zum Eintritt in die Kammer zu verweigern, aussprach. Die Kammer wurde mit der Mittheilung überrascht, daß den Abg. Aschbach und Peter der Urlaub verweigert sei. Dagegen erhob die II. Kammer Beschwerde in einer Adresse an den Großherzog, der die I. Kammer nicht beitrat und legte hierauf die Erklärung zu Protokoll nieder, daß sie in der Ausschließung der beiden Deputirten eine Verfassungsverletzung erblicke und neue Wahlen in ihrem Bezirke als ungiltig erkenne. Blittersdorff sah in dem Urlaubsstreit „einen jener unfruchtbaren und unerquicklichen Kämpfe, in denen sich die Stände von jeher gefallen haben, weil sie darin ein Mittel erblickten, sich bemerkbar zu machen und ihren Einfluß zu erhöhen". Die Regierung — schreibt er an die badischen Gesandten — werde trotz dem einstimmigen Kammerbeschluß fest auf ihrem Princip stehen bleiben. Sie befinde sich in der Avantage und werde sich darin zu erhalten wissen. Mit der von der Opposition erregten Aufregung des Landes habe es nichts auf sich. „Zwar werden die Subalterndiener im ganzen Lande erbost sein und raisonniren, der Bürger- und Bauernstand wird aber bald zu der Ueberzeugung kommen, daß die Maßregel der Regierung ihm mehr Vortheil als Nachtheil bringt und daß das Interesse der Staatsdiener von dem seinigen verschieden ist". Er betont, daß unter den Abstimmenden 23 active Staatsdiener waren, die dem Groß-

herzog das Recht der Urlaubsverweigerung streitig machten und daß diese Abgeordneten sich als Diener des Staates, nicht aber des Regenten gerirten. Diesem Mißbrauch müsse gesteuert werden. — Solchen Anschauungen gegenüber war es sehr klug, daß die II. Kammer, den Antrag ihrer Heißsporne, sich zu weiterer Berathung incompetent zu erklären, ablehnend, (s. d. Art. v. Itzstein) die Vorlagen der Regierung bis zu ihrer Vertagung geschäftsmäßig erledigte. Mit diesem conciliatorischen Verhalten war Blittersdorff nicht gedient. Er freute sich im Gegentheil über jede Ausschreitung der Opposition, da es fortan „den Anhängern der Regierung, insofern sie als solche erkannt und belohnt sein wollen, unmöglich sein werde, mit jener Fraction gemeinschaftliche Sache zu machen". Ihm diente jede Verschärfung des Conflictes. Er vermochte deßhalb den Großherzog, ein Manifest zu erlassen, welches die Urlaubsverweigerung rechtfertigen sollte, die „Verirrung" der II. Kammer und ihr „wohl nur auf mißverstandener Consequenz beruhendes Festhalten an einmal gefaßten Beschlüssen" beklagte und schließlich alle Unterthanen und insbesondere die Staatsdiener aufforderte, in dieser Sache treu die Rechte des Regenten anzuerkennen. Dieses Manifest, vom 5. August 1841 datirt, war ohne Gegenzeichnung eines Ministers erschienen, um, wie Blittersdorff sagt, „zu zeigen, daß die Regierungscommissaire in der Kammer nur die eigensten Ansichten des Großherzogs ausgesprochen hätten". Dasselbe wurde sofort, als die Kammer im Januar 1842 wieder zusammentrat, Gegenstand heftiger Angriffe. Der Antrag Itzstein's, zu erklären, daß die Kammer das Manifest als verfassungswidrig ansehe, wurde mit 31 gegen 26 Stimmen zum Beschluß erhoben. In der geringen Majorität, unter der sich nur 3 „unverbesserliche" Staatsdiener (Hoffmann, Schinzinger und Sander) befanden, erblickte Blittersdorff die Wirksamkeit des Manifestes. Daß es aber Itzstein gelungen sei, eine, obschon nur schwache, Majorität zu gewinnen, meint er, sei insofern beachtenswerth, als sie keineswegs eine auf reiner Ueberzeugung beruhende Opposition, sondern eine clubartig gegen die Regierung verbundene Masse bilde, mit der kein vertrauensvolles Benehmen mehr möglich sei. Daher sei die Auflösung der Kammer beschlossen worden. Diese erfolgte denn auch am 19. Februar. Die Neuwahlen aber, bei denen die Regierung das denkbar Mögliche an Beeinflussung und Einschüchterung leistete, während nicht minder die liberale Partei alle Leidenschaften eines in seinen Rechten gekränkten Volkes aufwühlte, fielen zu einer vollständigen Niederlage der Regierung aus. Neben den bisherigen Koryphäen der altliberalen Partei nahmen nun ganz entschieden radicalgesinnte Männer ihren Platz auf den grünen Bänken ein und der häßliche, provocatorische, bitter leidenschaftliche Ton, den das hochmüthige, junkerhaft abstoßende Auftreten Blittersdorff's zuerst in diesen Räumen angeschlagen hatte, wurde immer mehr zur Regel in jeder etwas lebhaften Debatte. Blittersdorff seinerseits dachte zunächst nicht daran, in Folge dieser Niederlage seinen Rückzug anzutreten. Zunächst wurde beschlossen, den Ständen keine anderen Gesetzesvorlagen und Mittheilungen zu machen als jene, die sich auf das Budget und was damit zusammenhängt, beziehen, sich auf keine Interpellationen einzulassen, die nicht zur Tagesordnung gehören, die Regierungscommissaire so selten als möglich in der Kammer erscheinen zu lassen und den Departementschefs die größte Zurückhaltung aufzuerlegen. Blittersdorff selbst kam nicht mehr in die Kammer und machte im Stillen seine Pläne, wenn es zu einem völligen Bruch mit den Ständen käme, den Recurs an den Bund zu ergreifen, den Ständen, wenn sie etwa das Budget zu bewilligen verweigerten oder ihre Bewilligungen so lange hinauszögen, daß es einer Verweigerung gleichkäme, oder die Bewilligung des Budgets an unzulässige Bedingungen knüpften, die

Bestellung eines Compromißgerichtes vorzuschlagen und wenn sie sich hierauf nicht einließen, einfach durch Anzeige bei der Bundesversammlung der Regierung den status quo zu sichern, die Gemüther zu calmiren und die Stände erst alsdann, wenn es der Regierung convenire, wieder einzuberufen. Noch im Juni 1842 war er voll Hoffnung für das Gelingen seiner Pläne. Indem er die Frage aufstellt, „ob es gelingen werde, den in den Sinn eines großen Theiles des Volkes übergegangenen Radicalismus ebenso niederzuhalten, wie es bei Consequenz und Festigkeit mit den Staatsdienern zuverlässig geschehen werde", bejaht er dieselbe, allein nur alsdann, „wenn ein auf Regenerirung des öffentlichen Geistes abzielendes System Jahre lang mit Ruhe, Kraft und Umsicht verfolgt werden kann und wenn hierin keinerlei Schwankungen eintreten". Für solche Projecte fehlte ihm nun allerdings, wie er ja schon früher richtig vorausgesetzt hatte, die Unterstützung seiner Collegen und die Genehmigung des Großherzogs, und statt dieselben zu verwirklichen, mußte Blittersdorff, als der Landtag von 1843 herannahte, seine Stellung für verloren geben (s. d. Art. v. Böckh). Er erbat seine Entlassung und trat wieder in sein früheres Amt als Bundestagsgesandter zurück. — Natürlich ließ nicht die Urlaubsfrage allein den Namen Blittersdorff in Baden geradezu als den Typus alles dessen erscheinen, was freiheits- und verfassungsfeindlich war; auch die natürliche Folge seines Verhaltens gegen die Staatsdiener, daß nämlich alle jene Mitglieder der Beamtenhierarchie, welche vorwärts kommen und in Karlsruhe gut angeschrieben sein wollten, in den Ton ihres Herren und Meisters einstimmten und den ihrer Verwaltung anvertrauten Bürgern gegenüber Paschalaunen spielen ließen, reicht zu der allgemeinen Verurtheilung seiner Person und seines Systems nicht hin. Man kannte im badischen Lande sehr genau das letzte Ziel seines Strebens, die völlige Umstürzung der bestehenden Verfassung, und darum war er landauf landab, überall wo man in 25 Jahren den Segen dieser Verfassung kennen und lieben gelernt hatte, der bestgehaßte Mann. Daß er überzeugungstreu und consequent gehandelt, kann man ihm nicht bestreiten und ebenso muß Blittersdorff's große Arbeitskraft und bedeutende Geschäftsgewandtheit auch von seinen Gegnern anerkannt werden. Von den sein Ressort betreffenden Gesetzen und den Verträgen, welche während seiner Amtsführung abgeschlossen wurden, sind folgende zu erwähnen: das Fideicommiß-Statut vom 8. Juni 1838, das Apanagengesetz vom 21. Juli 1839, die Uebereinkunft mit Baiern, Württemberg und Hessen über das Vertheidigungssystem des südwestlichen Deutschland, die Uebereinkünfte mit Baiern über den Austausch des Terrains für Erbauung des Brückenkopfes bei Germersheim und über Errichtung der Schiffbrücke bei Knielingen und der fliegenden Brücke bei Speier, der Vertrag mit Württemberg und Hessen über die Neckarschiffahrtordnung, der Vertrag mit Hessen und Frankfurt über den Eisenbahnanschluß, die Postverträge mit Oesterreich und Baiern. Auch Bau und Verwaltung der Eisenbahn gehörten zu seinem Ressort. Es ist bekannt, daß er auch auf diesem Gebiete bewußter Benachtheiligung mehrerer Städte, in denen die liberale Partei vorherrschte, (z. B. Mannheim und Lahr) beschuldigt wird. — Während der Zeit, in der er zum zweiten Male Gesandter Badens am Bundestage (seit 1844 auch am belgischen und niederländischen Hofe) war, fuhr Blittersdorff fort, seinem Nachfolger im Ministerium, v. Dusch, das Leben so sauer zu machen, wie er es seinem Vorgänger v. Türckheim verbittert hatte, wobei er auf die ihm wohlbekannte Eigenschaft des Großherzogs Leopold, vieler Leute Rath zu hören, rechnete und durch manche am Hofe einflußreiche, dem Ministerium Dusch-Bekk-Nebenius feindlich gesinnte Persönlichkeiten nicht wenig gefördert wurde. In den Vordergrund trat sein Name nur noch für einen kurzen

Augenblick in den Märztagen 1848, da er am Bundestage den Antrag stellte: „die Bundesversammlung wolle die Ueberzeugung aussprechen, daß eine Revision der Bundesversammlung auf wahrhaft zeitgemäßer und nationaler Grundlage nothwendig sei, und den Ausschuß beauftragen, gutachtlichen Vortrag über die Art und Weise, wie diese Revision zur Ausführung zu bringen sei, unverzüglich zu erstatten", und als er seinem Chef den Wunsch aussprach, die Zeugnisse seiner neuesten Thätigkeit auf dem Gebiete der Bundesangelegenheiten einflußreichen, angesehenen Mitgliedern der badischen Kammern mitzutheilen. Dieser Versuch einer captatio benevolentiae bei Männern, denen er in den Tagen seines Glückes mit beispiellosem Uebermuth begegnet war, konnte nur einen Sturm der Entrüstung heraufbeschwören, so daß sich der Großherzog veranlaßt sah, Blittersdorff am 14. März 1848 in den Ruhestand zu versetzen. Als dann die revolutionairen Fluthen hoch und immer höher gingen, verlor der sonst so stolze Mann allen Halt. In Frankfurt, wo er seine Wohnung behalten hatte, sah man ihn, mit einer riesigen schwarz-roth-goldenen Kokarde am Hut, als Zeichen seiner guten Gesinnung, durch die Straßen wandeln. Während das Parlament in Frankfurt tagte, war Blittersdorff in der Presse äußerst thätig. Als die provisorische Centralgewalt ihr Amt niederlegte, ließ er alsbald seine Stimme vernehmen, um für die Rechtscontinuität des Bundes und für die Reform der wieder zu berufenden Bundesversammlung eine Lanze zu brechen. Nur durch die Presse noch in Berührung mit der Oeffentlichkeit, lebte er fortan in stiller Zurückgezogenheit in Frankfurt, an dessen baulicher Ausdehnung er durch sehr bedeutende Capitalien interessirt war. Er starb am 16. April 1861. — Man kann, indem man auf das im Grund verfehlte Leben dieses Mannes zurückblickt, nicht umhin, zu bedauern, daß die Gestaltung der deutschen Dinge ihm nicht einen anderen Wirkungskreis anwies. Sein klarer Blick, sein reiches Wissen, seine imponirende Energie hätten ihn wohl befähigt, auf größerem Schauplatz Bedeutendes zu leisten, während er verurtheilt war, mit immerhin großen Anstrengungen, des „Sturmes im Glase Wasser" — wie er selbst die badischen Conflicte in den vierziger Jahren nannte — nicht Herr werden zu können. Bei allem Haß der Liberalen gegen Blittersdorff haben sie sich doch einer gewissen Achtung seiner starken Individualität nicht entzogen und unter ihnen herrschte das Gefühl, daß er wohl der Mann wäre, mit ihnen fertig zu werden. Er hat Baden dadurch am meisten geschadet, daß er, indem er die Altliberalen revolutionairer Tendenzen bezüchtigte, die Schwächeren unter ihnen in das radicale Lager trieb, den Einsichtigeren jede Lust zur Verständigung mit der Regierung benahm; durch sein Auftreten litt das Vertrauen, welches bis dahin das Verhältniß zwischen Regierung und Volksvertretung beherrschte, einen unverbesserlichen Schaden. Noch schlimmer äußerte sich die Nachwirkung seines Regimentes in dem Einfluß, den es auf einen großen Theil des Beamtenstandes ausübte. Indem er die unbedingte Abhängigkeit des Beamten von der jeweiligen Regierung proclamirte und den ungeheuerlichen Satz aussprach: Beamte seien Instrumente, die man nach Belieben zerbrechen könne, untergrub er das hohe Ansehen, in welches der Beamtenstand des Landes sich in den zwanziger und dreißiger Jahren zu setzen gewußt hatte und brachte es in der That dahin, daß ein großer Theil der Bureaukratie anfing sich den momentanen politischen Strömungen anzuschließen. Gar viele trübe Erscheinungen der Revolutionszeit erklären sich daraus. Eine politische Partei schuf er auf diese Weise nicht für die Regierung, wohl aber beraubte er sie einer Unterstützung, die nur so lange für sie werthvoll war, als sie ihr in freier Selbstbestimmung dargebracht wurde. So konnte denn allerdings ein radicales Blatt in seinem Sinn mit einem gewissen Rechte sagen:

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Blittersdorff habe sich um das öffentliche Leben in Baden am meisten verdient gemacht. Er hat, freilich wider Willen, den Gewalten den Weg gebahnt und die Gasse geöffnet, welche wenige Jahre nach seinem Austritt aus dem Ministerium das badische Land mit allen Greueln der Revolution überflutheten.

W.

Cornelius Peter Bock

war zu Aachen am 4. Juni 1804 geboren. In Bonn und Heidelberg widmedete er sich philosophischen und philologischen Studien, lebte dann 3 Jahre in Italien, wo er vorzugsweise das classische und christliche Alterthum studirte und mit Eduard Gerhard, und durch diesen mit dem Institut für archäologische Correspondenz in nähere Beziehungen trat. In die Heimath zurückgekehrt, wurde er zum Professor an der Universität Marburg ernannt, trat aber die Stelle nicht an. Hierauf privatisirte er eine Reihe von Jahren hindurch erst in Aachen, dann in Brüssel, ausschließlich gelehrten Forschungen hingegeben. In der belgischen Hauptstadt wurde er auswärtiges Mitglied der Königl. Akademie in der der Kunstliteratur gewidmeten Klasse. Der Tod seiner Frau, einer Belgierin, entfremdete ihn Brüssel, er siedelte zuerst nach Stuttgart, im Jahr 1858 nach Freiburg über, wo er zum Honorarprofessor an der Universität ernannt wurde und zuerst nur kunsthistorische, nach Gförer's Tode aber auch allgemeine historische Vorlesungen hielt, welche vorzugsweise von den Studirenden der Theologie besucht wurden, denen der Besuch anderer Geschichtsvorlesungen zeitweise untersagt war. Er starb am 18. October 1870. Bock war ein Mann von gründlicher Gelehrsamkeit; besonders in einzelnen Zweigen der Geschichte und des Alterthumes war sein Wissen umfassend. In zahlreichen kunstgeschichtlichen Abhandlungen, die in deutschen und belgischen Zeitschriften erschienen sind, hat er die Resultate seiner Forschungen niedergelegt. Es ist zu bedauern, daß er sich nicht zur Bearbeitung eines größeren Werkes zu sammeln vermochte. Eine sehr verdienstliche Arbeit ist seine Untersuchung über das Werk des Geographen Guido von Pisa und dessen Verhältniß zu dem sogenannten Anonymus Ravennas. In Freiburg war er seit 1868 Präsident des christlichen Kunstvereines und Redacteur der „Christlichen Kunstblätter", in denen, sowie in dem „Freiburger Diöcesan-Archiv", er mehrere Arbeiten von bleibendem Werthe veröffentlichte. Bock war, wovon schon Jugendgedichte Zeugniß ablegen, die er unter dem Namen Christodor in Musenalmanachen und Zeitschriften niederlegte, mit lebendigem Eifer der streng katholischen Richtung zugethan. An den kirchenpolitischen Kämpfen in Baden, die bald nach seiner Uebersiedlung dahin entbrannten, hat er indeß keinen nachweisbaren Antheil genommen. (Vgl. die Nekrologe von A. v. Reumont und E. Zell in den „Christl. Kunstblättern" 1870. No. 102 und 112.)

W.

Christian Friedrich von Böckh

wurde zu Karlsruhe den 13. August 1777 geboren, wo sein Vater Markgräflicher Hofrath-Secretair war; er selbst war von sieben Kindern das fünfte, von welchen der älteste Bruder als Medicinalrath in Durlach, der jüngste, August Böckh, der berühmte Philologe in Berlin, (s. den folgenden Artikel), beide in hohem Alter verstorben sind. Böckh verlor seinen Vater im 13. Jahr, und bei sehr beschränkten Mitteln war die Erziehung der Kinder eine schwere Aufgabe für die Mutter; Böckh besuchte das Gymnasium zu Karlsruhe, wurde aber erst nach dem Tode des Vaters den fleißigen Schülern beigezählt. Nachdem er das fünfzehnte Lebensjahr erreicht hatte, handelte es sich um die Ergreifung eines Lebensberufes; sein Wunsch war, zu studiren, allein die Ver-

mögens-Verhältnisse geboten reifliche Erwägung, und so sah sich der gewissenhafte Vormund veranlaßt, einen der Lehrer zu Rathe zu ziehen. Dessen Ausspruch ging dahin, daß es dem Jungen an Talent fehle, um vom Studium viel erwarten zu können, und so wurde beschlossen, daß er sich der sogenannten Schreiberei zu widmen habe. Er incipirte sonach 1792 bei dem Oberamt Karlsruhe. Der damalige Oberbeamte, Geheimerath Preuschen, der ihm sehr gewogen war, erlaubte ihm nicht nur, mehrere Lehrstunden an dem Gymnasium fortwährend zu besuchen, sondern ließ ihm auch durch seinen Sohn, den nachmaligen Regierungsrath Preuschen, Unterricht in den Anfangsgründen der Jurisprudenz geben, in der Hoffnung, daß sich ihm später Gelegenheit zur wissenschaftlichen Ausbildung in diesem Fache eröffnen dürfte. Im Juli 1795 wurde Böckh nach vorheriger Prüfung durch Rentkammerdekret als Scribent aufgenommen und trat im Dezember desselben Jahres als Actuar bei dem Oberamt Hochberg in Emmendingen ein, in welcher Stellung er bis zum Juli 1797 verblieb. Auf die Dauer war ihm die Stellung, welche ihn den ganzen Tag in Anspruch nahm und ihn dadurch, wie durch das Zusammenwohnen mit zwei Collegen, an Fortsetzung seiner Studien hinderte, unbefriedigend geworden, und er vertauschte dieselbe mit der eines Scribenten bei der Forstverwaltung Hochberg, wo ihm hinreichende Muße zu weiterer wissenschaftlicher Ausbildung gegönnt war. Im December desselben Jahres schrieb er dem Hofrath Junker in Karlsruhe, daß ihm das Schreibereifach immer mehr zuwider werde, und daß er glaube, sich mit der Zeit im Forstfache eine entsprechende und nutzbringende Stellung schaffen zu können. Bemerkenswerth ist, daß der zwanzigjährige Jüngling dabei schon damals die Ansicht aussprach, daß er durch das Studium der Forstwissenschaft sich nützlich zu machen glaube, weil an Männern, die in diesem Fach etwas zu leisten im Stande seien, gewiß kein Ueberfluß bestehe, und daß man, bei zunehmendem Holzmangel und steigenden Holzpreisen, auf die Cultur dieses Faches später gewiß alle Aufmerksamkeit, die es verdiene, verwenden werde. Der Vormund mahnte aber ab, da schon ein Cameralist, der nachmalige Oberforstrath Jägerschmidt, sich diesem Fache zuwende und für mehr als *einen* ein Unterkommen vorerst nicht vorauszusehen sei. — Die steigende Abneigung gegen das geisttödtende Schreibereiwesen, wie er sich ausdrückte, veranlaßte Böckh im Frühjahr 1798 zu dem Entschluß, dasselbe zu verlassen und im 20. Lebensjahr nochmals auf das Gymnasium zurückzukehren, wo er während eines Jahres Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Tacitus, angewandte Mathematik, Physik und Botanik hörte, während er das Studium der reinen Mathematik für sich fortsetzte. Mit den besten Zeugnissen ausgestattet, erhielt er im Frühjahr 1799 von der fürstlichen Rentkammer die Erlaubniß, die Cameralwissenschaften zu studiren und zu dem Zweck die Universität Marburg zu beziehen, mit dem freundlichen Anhang: „wenn er aber zur Fortsetzung seiner Studien von Seiten der Herrschaft Unterstützung verlangen sollte, man ihm dermalen keine Hoffnung darauf machen könne." — Statt Marburg, wo er nur zwei Tage verblieb, weil ihm der Ton der Studenten mißfiel, bezog er die Universität Jena, und hörte Vorlesungen über Logik, Metaphysik, Ethik, Naturrecht, theoretische und experimentale Physik, Mineralogie, Chemie, Reichsgeschichte und Institutionen des gesammten positiven Rechts; Mathematik studirte er stets mit Eifer ohne Collegien. Im Frühjahr 1800 verließ er Jena, ging nach Heidelberg, und hörte hier ökonomische und technische Naturgeschichte, Landwirthschaft, Forstwirthschaft, Technologie, Polizei-, Staats- und Finanzwissenschaft. Obgleich die fürstliche Rentkammer nicht geneigt schien, ihm Unterstützung zufließen zu lassen, erhielt er, besonders durch Verwendung des Geheimenrath Seubert, eine solche von 75 Gulden und dann

Preisermäßigung.

Vierordt, K. Fr., Badische Geschichte bis zum Ende des Mittelalters herausgegeben von **Bernh. Kugler** und **Fr. Mone.** 1865. 8°. (525 Seiten).

früherer Ladenpreis **Mark** 8. —.
jetzt broch. **nur** . **Mark** 2. 50.
eleg. Halblwbd. **nur** **Mark** 3. —.

Zu beziehen von **K. Bader & Co.,** Antiquariats-Buchhandlung in Freiburg in Baden.

Verlag von A. Bielefeld's Hofbuchhandlung in Karlsruhe:

Geschichte der badischen Verfassung.

Nach amtlichen Quellen

von

Friedrich von Weech.

Preis 4 Mark.

Neuer Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung in Karlsruhe:

Beck, Dr. Jos. Das badische Land oder Badische Heimathskunde. 1 Mk.
— Wessenberg und die kirchliche Reform. Ein Lebensbild Wessenberg's. Preis 50 Pf.
— J. H. v. Wessenberg, sein Leben und Wirken. Preis 2 Mk.
Dietz, Dr. R. Die Gewerbe im Großherzogthum Baden, ihre Statistik, Pflege, Erzeugnisse ꝛc. Preis geb. 8 Mk.
Döll, Chr. Die Flora von Baden. 3 Bde. cplt. 14 Mk. 40 Pf.
Gmelin, Dr. Mor. Zur Geschichte der Spitäler in Pforzheim. Preis 1 Mk.
— Die badische Literatur aus den Jahren 1869—73. 2 Hefte. 1 Mk.
Hebel's biblische Geschichten. Herausgeg. v. Längin. geb. 1 M. 20 Pf.
Holländer, Dr. A. Die Kriege der Alemanen mit den Römern im 3. Jahrhundert nach Christus. Preis 1 Mk.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Jahresbericht der meteorolog. Centralstation Karlsruhe. Herausgeg. von Dr. Lübeck. 2 u. 3 zus. 1 Mk. 70 Pf., 4 u. 5 à 1 Mk. 60 Pf.

Jahresbericht des Großh. bad. Handelsministeriums 1873. 2 Bde. Preis 10 Mk.

Karlsruhe im Jahr 1870. Baugeschichtliche u. ingenieurwissenschaftl. Mittheilungen. Herausgeg. v. Bad. Technikerverein. 5 Mk. 40 Pf.

Kirchenkalender, evangelischer, der Stadtdiöcese Karlsruhe, für d. J. 1872, enthält: Die Einführung der Reformation in der Stadt Baden, von Stadtpfarrer A. Hansen in Baden. 30 Pf.

— 1873, enth.: Religionsgeschichte der Stadt Ettlingen seit der Reformation, von Pfarrer Emil Himmelheber. 30 Pf.

— 1874, enth.: Kirchliche Geschichte aus der Grafschaft Eberstein seit der Reformation, von Aug. J. Eisenlohr, Stadtpfarrer in Gernsbach. I. Theil. Preis 30 Pf.

— 1875, enth.: Kirchliche Geschichte aus der Grafschaft Eberstein. II. Theil. Preis 30 Pf.

Köllreutter, G. H., Stadtvicar. **Aus den badischen Feldlazarethen.** Preis 60 Pf.

Mühlhäusser, Dr. K. Die Volksschule in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach. 1 Mk. 20 Pf.

Oncken, W. Die Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen 1689. 1 Mk.

Das Reißbuch 1504. Vorbereitungen der Kurpfalz zum bayrischen Erbfolgekrieg. Aus der im großh. General-Landes-Archiv zu Karlsruhe befindlichen Handschrift herausgegeben v. Friedrich von Weech. 2 Mk.

Roth v. Schreckenstein, Dr. K. H. Frhr. Die Insel Mainau. Geschichte einer Deutsch-Ordens-Commende vom XIII. bis XIV. Jahrhundert. Preis 12 Mk.

Verhandlungen in der badischen II. Ständekammer über die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken. 1 Mk. 50 Pf.

Vetter, Joh. Ueber das römische Ansiedelungs- und Befestigungswesen. Mit 2 lithogr. Tafeln. 4 Mk. 20 Pf.

— **Die Schifffahrt, Flößerei und Fischerei auf dem Oberrhein.** 3 Mk. 20 Pf.

— **Das Heidenwuhr bei Säckingen.** Eine röm. Wasserleitung. 40 Pf.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Herausgegeben vom General-Landes-Archiv zu Karlsruhe. Jährlich erscheint 1 Band in 4 Heften. Preis 5 Mk.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

In gleichem Verlage erschien:

Prachtwerk in Photographieen.

Bilder aus dem Elsass

in 52 Photographieen nach der Natur

von

G. M. ECKERT,

Badischer Hofphotograph.

Mit erläuterndem Text v. **J. Euting**, Univ.-Bibliothekar in Strassburg.

Quer-Royal-Folio 46/57 Centim. Bildgrösse 23/21 Centim.

In englisch Leinwand mit Goldtitel und Goldschnitt, Metallrosetten und Knöpfen.

Preis 162 Mark.

Ueber die Bilder aus dem Elsass, welche dem deutschen Volke das wiedergewonnene Reichsland durch lebendige Anschauung näher bringen und vertraut machen wollen, spricht sich Prof. W. Lübke, der berühmte Kunsthistoriker, wie folgt aus: Für die photographischen Aufnahmen liess sich wohl keine tüchtigere Kraft gewinnen als Herr Eckert. Er hat in diesen 52 Blättern eine Fülle des Schönsten und Interessantesten herausgehoben und in grösstentheils untadeligen Aufnahmen vorgeführt. Ich bemerke mit hohem Genuss, wie sowohl die charaktervolle Schönheit der alten Städte und ihrer Momente aus dem Mittelalter und der Renaissance als auch die zaubervolle Anmuth der Landschaft in ihren vielfachen Stimmungen mit Feinheit erfasst und scharf und klar wiedergegeben ist. — Was die Ausstattung des Albums betrifft, so stellt dieselbe durch feinen Geschmack und Opulenz diese Publikation in die Reihe der gediegendsten Prachtwerke unserer Zeit. — Ich meine, ein dankbareres Thema hätte kaum gewählt und das gewählte kaum besser ausgeführt werden können. —

Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. gr. 8°. br. 4 M.

— — **Ein Nachtrag** in Beziehung auf die Druckschriften des Freiherrn v. Andlaw über Aufruhr und Umsturz in Baden. gr. 8°. br. 2 M. 40 Pf.

Reichlin-Meldegg, Freiherr **K. A. v., Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters.** gr. 8°. 2 M. 80 Pf.

Nippold, Dr. Fr., Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland. gr. 8°. 2 M. 40 Pf.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Freiherrn E. W. v. Ketteler und Geheimerath J. B. Bluntschli. gr. 8°. 60 Pf.

Hausrath, Dr. A., Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. kl. 8°. 60 Pf.

— — **Der Apostel Paulus.** Zweite vermehrte Auflage mit zwei lithographirten Karten. 8°. geh. 6 Mark — in Leinwand gebunden: 6 M. 80 Pf.

— — **Neutestamentliche Zeitgeschichte.** Zweite Auflage.
Erster Theil. Die Zeit Jesu. 10 M. 50 Pf.
Zweiter Theil. Die Zeit der Apostel I. 9 Mark.

Buchdruckerei von B. Otto in Darmstadt.

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Archivrath am großherzogl. badischen General Landesarchiv.

Zweite Lieferung.
v. Böckh — Dittenberger.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1875.

Erscheint in 10 Lieferungen à 1 Mk. 80 Pf. im Laufe des Jahres.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bib R 7, Nr. 2841

Inhalt der zweiten Lieferung.

	Seite
Chr. F. v. Böckh (Schluß)	97
A. Böckh	104
J. L. Boeckmann	105
K. W. Boeckmann	106
F. J. Bodenmüller	106
Chr. Bohm	107
K. L. Böhme	108
B Boll	108
W. Brandes	114
J. Brandl	115
K Freiherr v. Brandt	117
J. N. Fr. Brauer	117
E. Brauer	124
Al Braun	125
J. F. S. Braun	128
J. J. Braunegger	131
H G. Bronn	132
V. Bronn	132
J. Ph. Bronner	133
L. Brückner	134
A. Brückner	135
J. D. K. Brugger	135
Ph. J. Brunner	136
F. A. Buchegger	137
Ferd. Buchegger	137
L. Buchegger	138
L. Büchler	139
J. M. Bückle	140
Fr. Buhl	141
J. B. Burg	143
K. Buzengeiger	143
L v. Cancrin	144
M. J. v. Chelius	144
R. F. A Clebsch	145
J. v Cloßmann	148
W. v. Cloßmann	150
K. W. Cnefelius	151
G. F. Creuzer	152
J. A. Dahmen	156
K. Th. Freiherr v. Dalberg	157
J. Dambacher	158
F. Danzi	159
K. Daub	160
W. Freiherr v. Degenfeld-Ehrstädt	166
L. F Deimling	167
J. A. Demeter	168
H. Demmer	171
L. Dengler	172
J. Denk	173
T. A. Dereser	173
L. Dessoir	174
Ed. Devrient	175
Th. Diebold	182
J. H Dierbach	182
G. A. Dietz	183
R. Dietz	183
Feod. Dietz	186
Th. W. Dittenberger	188

☞ Inhaltsangabe der ersten Lieferung befindet sich auf der dritten Seite des Umschlages.

VI 2274

K
2 von 98 B 103357,1

nochmals von 100 Gulden; dies und die Herausgabe von Bonnet's Werk über den Nutzen der Blätter gestatteten ihm, den Aufenthalt in Heidelberg bis zum Frühjahr 1802 zu verlängern. Im Begriff von der Universität abzugehen, wurde dem jungen Cameralisten die Einladung eines Grafen Hompesch, ihn auf seine Güter im Rheingau zu begleiten und dort die Güterverwaltung in Ordnung zu bringen. Nachdem dieses in einigen Wochen geschehen war, wollte sich Böckh nach Karlsruhe begeben, um sich zur Prüfung zu melden, traf aber in Mannheim die aus dem Geheimerath von Wöllwarth und Hofrath Gaum bestehende Okkupations-Commission, welcher der ihm von früher bekannte Regierungsrath Preuschen als Secretair beigegeben war. Dieser veranlaßte, daß Böckh zur Aushilfe in das Secretariat gezogen wurde; da man seine Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit erkannte, wurde er bald hauptsächlich bei der aus Geh. Hofrath Herzberg und Hofkammerrath Voltz bestehenden Ausgleichungs-Commission verwendet und mit der Ermittlung der finanziellen Zustände des neuen Landestheiles, der Pfalzgrafschaft, und der finanziellen Ausgleichung zwischen dem abtretenden und dem übernehmenden Staat beschäftigt. — Im Oktober bat er bei der Rentkammer zu Karlsruhe um Zulassung zu der Prüfung und um Uebersendung der Themata zur Ausarbeitung; die Ausarbeitung wurde aber wegen Geschäftsüberhäufung gar nicht begonnen, und da Böckh auf Verwendung oben genannter Commissions-Mitglieder am 1. Mai 1803 seine Anstellung als Assessor bei dem Hofraths-Collegium in Mannheim erhielt, so unterblieb die Prüfung und Böckh war ohne eine solche in den Staatsdienst aufgenommen; durch Geheime Cabinets-Resolution vom 30. Juni 1803 wurde er zum Assessor cum voto und am 2. Oktober 1807 zum Finanzrath bei der Kammer des Niederrheins befördert, 1810 aber als erster Rath zu dem Steuerdepartement nach Karlsruhe versetzt. — Der Finanzverwaltung war inzwischen eine große neue Aufgabe geworden. Die mannigfaltigen Steuerverfassungen der vielen verschiedenen Gebietstheile, welche zusammen das Großherzogthum bilden, hatten sich meist als sehr mangelhaft und veraltet gezeigt. Von einer gleichmäßigen Besteuerung auf Grund dieser steuerlichen Einrichtungen konnte gar keine Rede sein, und zudem war es nicht möglich, mittelst ihrer den gesteigerten Staatsbedarf aufzubringen, welchen die fortschreitende Ausbildung des Staatslebens unvermeidlich machte. Außerordentliche Steuern boten natürlich nur vorübergehende Aushilfe, ein neues Steuersystem auf dem Grundsatz einheitlicher Belastung aller Landestheile mußte geschaffen, oder — mit andern Worten — eine Steuerperäquation mußte zu Stande gebracht werden. Diese Aufgabe fiel dem Steuerdepartement und in diesem ganz vorzugsweise dem Finanzrathe Böckh zu, der jedoch von einem beiläufig ein Jahr später zum Steuerdepartement versetzten jüngeren Collegen, dem späteren Geheimerath Nebenius, wesentlich unterstützt wurde. Beiden innig befreundeten Männern gebührt das Verdienst der Steuerperäquation, wobei Böckh vornehmlich das directe, Nebenius das indirecte Steuerwesen zu bearbeiten hatte und beide den Vollzug der neuen Catastrirung der Grundstücke und Gebäude gemeinschaftlich leiteten. — Ungeachtet der Größe und Schwierigkeit der Arbeit, der Vorurtheile und des Widerwillens, welche zu bekämpfen waren, und der geringen Zahl tüchtiger Hilfsarbeiter, kam die Arbeit im Laufe von fünf Jahren zu Stande, so daß vom 1. Mai 1815 an die Steuern nach dem neuen System erhoben werden konnten. Die mit dieser Arbeit verbundene Bereisung aller Landestheile und die Geschäftsverbindung mit Beamten und Gemeindebehörden verschaffte Böckh eine Landes- und Personalkenntniß, welche demselben auch bei allen späteren Dienstverhältnissen von bleibendem Nutzen war. — Im Oktober 1817, als die Stelle des Finanzministers erledigt war und nicht wieder besetzt werden sollte,

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

erhielt Böckh, dem 1815 der Character als Geheimer Referendair verliehen worden war, den besonderen höchsten Auftrag, statt des dem Finanzministerium interimistisch vorstehenden ältesten Collegialmitgliedes im Staatsministerium den Vortrag in Finanzgegenständen zu übernehmen. Hierdurch war er zugleich berufen, an den Sitzungen über die Feststellung der Verfassung Theil zu nehmen. Der ehrenvolle Auftrag der Vertretung der Finanz-Geschäfte im Staats-Ministerium verblieb ihm, bis, nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Ludwig, das Finanzministerium wieder einen Chef, den Staats- und Finanzminister Freiherren von Fischer, erhalten hatte. — Als nach eingetretener Wirksamkeit der Verfassung, im Frühjahr 1819 der erste Landtag berufen ward, war es zunächst Aufgabe des Geheimen Referendairs Böckh, das erste den Ständen vorzulegende Budget aufzustellen und als Regierungs-Commissair zu vertreten. — Im November 1820 trat Böckh auf seinen Wunsch, aber von seinem Freunde und Gönner, Finanzminister von Fischer, ungern entlassen, als Director zur Oberrechnungskammer über, jedoch behielt sich der Großherzog in dem Ernennungsdecret vor, demselben aus seinem früher inne gehabten Respiziat im Finanzministerium besondere Aufträge zu ertheilen. Der Wunsch, sich den Unannehmlichkeiten, welchen der Minister und die Mitglieder des Finanzministeriums während der Landtage von 1819 und 1820, da sich Parteien in der Regierung selbst gebildet hatten, ausgesetzt waren, für alle Zeiten zu entziehen, hatte Böckh veranlaßt, diese Aenderung seines Dienstverhältnisses nachzusuchen. Nicht lange sollte aber die Thätigkeit Böckh's, welcher auf die Leistungen der Revisionsbehörde neu anregend und vielfach verbessernd wirkte, dieser Stelle zu gute kommen. — Am 10. Oktober 1821 starb Finanzminister von Fischer, ein lang bewährter Freund des Großherzogs Ludwig, welcher nun den Direktor Böckh zu sich berief und ihm, nachdem er den Verlust Fischers beklagt hatte, sagte, daß dieser ihn auf dem Krankenbette zu seinem Nachfolger empfohlen habe; er wolle ihm die Leitung des Finanzministeriums übertragen, „aber" — setzte er hinzu — „es ist mit mir nicht so leicht auskommen, ich habe meinen eigenen Kopf". Böckh erwiederte hierauf: Wenn der Großherzog sich seiner Dienste bedienen wolle, so müsse er sich auch seines Kopfes bedienen, wenn er aber zu irgend Jemand mehr Vertrauen habe, so bitte er, diesem das Ministerium zu übertragen. Der Großherzog erwiederte aber: „Nein, nein, der Fischer hat Sie mir als den besten Ersatz empfohlen, wir werden schon mit einander auskommen." Es hat sich dieses bewährt; Großherzog Ludwig, in seinen eigenen Finanzen sparsam und ordnungsliebend, wußte auch den Werth tüchtiger Finanzwirthschaft im Staate hoch zu schätzen und war bis zu seinem Tode für seinen Finanz-Chef ein höchst gnädiger Herr. — Am 14. October 1821 wurde Böckh hiernach zum wirklichen Staatsrath ernannt, und es ward ihm, unter Enthebung von der Direction der Oberrechnungskammer, provisorisch die Leitung des Finanzministeriums und der Vortrag im Staatsministerium rücksichtlich aller Finanzsachen übertragen; am 31. Oktober desselben Jahres wurde er zum wirklichen Director und Chef des Finanzministeriums ernannt. Mittelst Handschreiben vom 13. Mai 1825 eröffnete ihm Großherzog Ludwig die höchste Zufriedenheit mit den glücklichen Resultaten seiner Bemühungen bei dem Landtag und bethätigte diese durch Erhebung Böckhs für sich und seine ehelichen Nachkommen in den Adelstand; endlich am 14. Mai 1828, am Tage des Landtagsschlusses, wurde er zum Finanzminister ernannt. — Ueber den Hintritt des Großherzogs Ludwig sagt Böckh in seinen zeitweisen Aufzeichnungen: „1830 den 30. März trat ich, nach dem Morgens $^3/_4$ 2 Uhr erfolgten Tode des Großherzogs Ludwig, meinen Dienst bei dem 4. Regenten Badens, dem Großherzog Leopold an; betrübt über den Hintritt des Regenten,

der mir in einer Zeit von $8^1/_2$ Jahren als Chef des Finanzministeriums hohes Vertrauen geschenkt und mich dadurch in den Stand gesetzt, meinem Vaterland nützliche Dienste zu leisten, der mir dafür vielfache Beweise seiner Achtung und seines Wohlwollens gegeben hatte; getröstet durch den Anblick seines Nachfolgers, dessen Gesinnungen für sein Volk Baden glückliche Tage versprechen, der seines Vaters, Karl Friedrich, würdig regieren wird; unbekümmert über meine persönlichen Verhältnisse, weil der Großherzog, dem ich diente, nicht stirbt." — Aber auch in dem Großherzog Leopold war ihm ein gnädiger und wohlgeneigter Fürst geworden, denn die nächste Aufzeichnung lautet: „Am Schlusse des Jahres 1833 übergab mir der Großherzog als Zeichen seiner Zufriedenheit mit meiner Geschäftsführung persönlich die Zeichen des Haus-Ordens der Treue. „Bleiben Sie", sagte er, „nicht nur, wie bisher, mein treuer Diener, sondern auch mein aufrichtiger Freund". Ich gelobte ihm dieses und werde es mit Gottes Hilfe auch erfüllen." Und er hat sein Gelöbniß treu erfüllt, über seine Dienstzeit hinaus bis zum Tode des Großherzogs. — Ueber das Wirken von Böckh's als Chef der Finanzverwaltung sagt, als competenter Richter, der verstorbene Finanzminister Regenauer in dem von ihm verfaßten Nekrolog (K. Z. No. 4 und 6 von 1856) folgendes: „Von nun an sehen wir den verlebten Staatsmann in dem Wirkungskreise, den er vom Oktober 1821 bis zum November 1844, also volle 23 Jahre, innehatte, fort und fort bestrebt, den ihm anvertrauten hochwichtigen Verwaltungszweig nach allen Richtungen hin zu verbessern. Nichts entging seiner Aufmerksamkeit; von Fragen der tiefsten Bedeutung bis zum kleinsten Detail herabsteigend, unterzog er auch das letztere seinem prüfenden Blicke. Viele Gebrechen, die dem Staatshaushalte noch anklebten, wurden weggeräumt, die Lasten geprüft, der Verwaltungsaufwand gesichtet, alle Staatsausgaben auf das gebührende Maß zurückgeführt, die vollen Erträgnisse jeder Einnahmequelle in die Staatskasse geleitet. Alte Abgaben, die aus dem Besteuerungsrechte des Staats, aus der Gerichtsherrlichkeit, aus der Forst- und Jagdhoheit, aus dem Leibeigenschaftsverhältnisse entsprungen waren, wurden auf dem Wege des Gesetzes abgeschafft; für andere, denen ein privatrechtlicher Titel zu Grunde lag, ward eine billige Ablösung ermöglicht. Ein großer Betrag von Schulden der einzelnen Landestheile, die den Charakter von Landesschulden an sich trugen, wurde den Bezirken abgenommen und der Staats-Schuldentilgungs-Kasse zugetheilt. Das Staatsschuldenwesen ward wesentlich vereinfacht; die Schuldzinsen wurden, sobald es der günstigere Stand des Kapitalmarktes gestattete, herabgesetzt. Der Kredit des Staates ward durch die gewissenhafteste Erfüllung aller Verbindlichkeiten mehr und mehr gehoben. Wie durch die Steuerperäquation das direkte Steuerwesen vereinfacht und durch eine Reihe nachgefolgter Gesetze und Verordnungen vervollkommnet worden war, so ward auch das indirekte Steuerwesen, der fortschreitenden Hebung der gewerblichen und Verkehrszustände folgend, allmälig umgestaltet. Im Organismus der Finanzbehörden fanden zweckmäßige Aenderungen, in jenem der Forstverwaltungsbehörden insbesondere durchgreifende Reformen statt. Von 1820 an war kein Landtag versammelt, dem nicht der Chef der Finanzverwaltung eine oder die andere wesentliche Verbesserung im Bereiche der Finanzgesetzgebung vorzuschlagen hatte. Und als nach mehrfach vorangegangenen fruchtlosen Versuchen, das deutsche Vaterland zu einem Zollgebiete mit abgabefreiem Verkehr im Innern und einer gemeinsamen Zollschranke nach außen zu verbinden, im Jahr 1834 endlich der Zollverein zwischen Preußen und beiden Hessen, Bayern, Sachsen und Württemberg ins Leben getreten war, war es Minister v. Böckh, der, höchsten Befehlen des Großherzogs gemäß, die Verhandlungen über den Anschluß Badens an diesen Verein

noch im Sommer 1834 eröffnete und, nach fast einjähriger Dauer, im Mai 1835 zu dem für den Zollverein, wie für das badische Land hocherfreulichen Ergebniß leitete. Die deßhalb mit aller Umsicht gepflogenen Voruntersuchungen, die kluge Bedachtnahme auf die eigenthümlichen Interessen des Großherzogthums im Zolleinigungs-Vertrage und den energischen, von der einstimmigen Anerkennung der Zollvereins-Regierungen begleiteten Vollzug des Vertrages verdankt man vorzugsweise dem Verlebten. Ebenso die Münzreform, die dem Anschlusse an den Zollverein alsbald folgte. — Noch nach einer anderen Richtung hin wußte Minister v. Böckh wesentlichen Nutzen zu schaffen. Den Staatshaushalt in einem möglichst klaren und übersichtlichen Bilde darzustellen, damit den Ständen die ihnen verfassungsmäßig zustehende Kontrole so sehr als immer thunlich erleichtert sei, das war sein fortdauerndes Streben; denn er hatte die ständische Prüfung nicht zu scheuen, er konnte sie nur wünschen. Kein Landtag ging vorüber, an dem er nicht auch in dieser Richtung einen oder den anderen Fortschritt hätte nachweisen können. Daß das Endziel all dieses Bemühens im Einklang mit den wohlwollenden Absichten des Landesherren dahin gerichtet war, die Lasten des Landes -- sei es durch Steuerminderung oder Schuldentilgung — zu erleichtern, oder aber Mittel zu erlangen, um die Staatsanstalten zur Hebung des geistigen, sittlichen, und materiellen Wohls der Staatsangehörigen mehr und mehr vervollständigen zu können, bedarf kaum der Erwähnung. Und in diesem Endziel seines Wirkens war der Verlebte von der Gnade des Himmels begünstigt. Hatte er vor 1819 den Nothzustand des Staatshaushalts in seinen bittersten Kundgebungen kennen gelernt und in dem ersten Jahrzehent der Wirksamkeit der Verfassung zwar minder ungünstige, aber doch immer noch beschränkte finanzielle Zustände vor Augen haben müssen, so traten später allmälig erfreulichere, ja hocherfreuliche Ergebnisse zu Tag. Das Straßengeld und die Straßenbau-, Militär-, und Gerichtsfrohnden konnten aufgehoben, der Salzpreis konnte nach und nach von fünf auf drei Kreuzer vom Pfund herabgesetzt, andere Ermäßigungen, namentlich in den indirekten Steuern, konnten gewährt, große Summen konnten auf Förderung der Gefällablösungen, insbesondere der Zehntablösung, auf öffentliche Bauten u. s. f. verwendet werden." — Der im Jahr 1835 zum Abschluß gekommene Zoll-Verein hatte Böckh schon früher beschäftigt, zweimal war er in dem Jahr 1830 in Berlin mit den Vereinsstaaten in Verhandlungen getreten, da er dort aber nicht die gewünschte Rücksicht für die besonderen Verhältnisse Badens, als lang gestrecktes Grenzland, fand, wurden die Verhandlungen jedesmal abgebrochen, erst die im Jahr 1834 wieder aufgenommenen Verhandlungen, bei welchen sich v. Böckh abermals persönlich in Berlin betheiligte, führten zu dem erfreulichen Ziele. Dankadressen von Mannheim, Sinsheim, Mergentheim und anderen Orten zeigten, daß auch das Volk die Wichtigkeit dieses Abschlusses und des Finanz-Ministers Bemühungen dafür zu würdigen wußte. — Auch dem Münzwesen hat v. Böckh besondere Vorsorge gewidmet; schon als Mitglied der Niederrheinischen Kammer hatte er bei der damals in Mannheim befindlichen Münze das Geschäft geleitet. Aber auch für das ganze deutsche Münzreformwesen hat Baden Anstoß gebend gewirkt. Die im Jahr 1837 von Baden erfolgte Abwürdigung der Viertel- und Halben-Kronenthaler hatte die Münchener Münz-Convention vom 25. August 1837 zur Folge, welche einheitliches Gewicht, gleichen Feingehalt, gleiches Probirverfahren und Controle der Proben einführte, die Durchmesser der Münzen und bildliche Darstellung derselben bestimmte und nichts mehr der Willkür der Einzelnen überließ. Diese Bestimmungen haben denn auch in zeitgemäßer veränderter Form, in den deutschen Reichsmünzgesetzen Aufnahme gefunden. — Lebhaftes

Interesse wendete er auch dem Staatsbauwesen zu. Indem er dem nachmaligen Oberbaudirektor Hübsch als erste große Ausführung den Bau des Finanzministeriums in Karlsruhe verschaffte, wurde diesem um das Bauwesen in Baden hochverdienten Manne seine Laufbahn im Staatsdienst eröffnet; mit gleichem Interesse begleitete er dessen weitere Kunstbauten. — Wo überhaupt Großes und Schönes, wenn auch außer seinem eigentlichen Wirkungskreis liegendes, im Vaterland geschaffen werden sollte, verfolgte er es mit Aufmerksamkeit, wenn immer thunlich durch eigenen Augenschein; so erkannte er den ganzen Werth der genialen Schöpfung Tulla's, mit dem er persönlich befreundet war — der Rhein-Rektifikation und der dem Lande daraus erwachsenden Vortheile — von vorne herein. — Eine Reihe von Jahren hindurch war v. Böckh neben seinen anstrengenden Arbeiten während der Landtage noch für das Kriegs-Ministerium thätig. General von Freydorff hatte Ende 1833 das Kriegs-Ministerium übernommen, war aber durch Gehörleiden verhindert, sich bei den Kammerverhandlungen zu betheiligen; um diesem ausgezeichneten Administrator des Kriegswesens die Führung des Ministeriums zu ermöglichen, hatte v. Böckh die Vertretung des Militair-Budgets vor den Kammern übernommen und mit bewunderungswürdiger Schnelle und Schärfe sich in dieses ihm bisher fremde Fach eingearbeitet, und er führte die Verhandlungen von 1834, jeweils unterstützt durch einen höheren Stabsofficier des Kriegs-Ministeriums oder Generalstabes, bis zum Jahr 1841, wo sein ältester Sohn, als Hauptmann und Mitglied des Kriegs-Ministeriums, die Vertheidigung des Kriegsbudgets übernahm, von welchem Zeitpunkt an er nie mehr bei den Militair-Verhandlungen in der Kammer erschien. Auf seine Veranlassung wurde auch durch den Kriegs-Präsidenten von Freydorff die allgemeine Form des Staatsrechnungswesens bei der Militair-Verwaltung eingeführt, ebenso das Militair-Budget in Form des Staatsbudgets aufgestellt, und wurden so langjährige Beschwerden der Kammer beseitigt. — Am 1. Mai 1843 hatte v. Böckh sein vierzigstes Jahr im Staatsdienst zurückgelegt, und er wünschte diesen Tag in stiller Ruhe zuzubringen. Die gnädigste Theilnahme des Regenten und die Aufmerksamkeit der Beamten des Ministeriums wollten es anders. Früh Morgens wurde der Jubilar durch ein gnädigstes Glückwunschschreiben des Großherzogs erfreut, und mit sämmtlichen Mitgliedern seiner Familie zur Hoftafel geladen, zu welcher auch alle oberen Beamten des Finanzministeriums gezogen wurden. Das Glückwunschschreiben des Großherzogs wurde in dem Regierungsblatt des Landes zur Kenntniß gebracht. Die Mitglieder des Finanzministeriums überraschten den Jubilar durch eine Adresse und einen silbernen Eichenkranz, auf dessen Blättern, neben den Beförderungen und Auszeichnungen desselben, auch sein ganzes Dienstwirken seit 1803 eingravirt war. — Auf sein Ansuchen wurde v. Böckh im November 1844 der Leitung des Finanzministeriums enthoben und zum Präsidenten des Staats-Ministeriums ernannt. — Anfangs März 1846 machten Freunde den Minister aufmerksam, daß man damit umgehe, ihn zu beseitigen, und forderten ihn auf, Schritte dagegen zu thun, was er jedoch bestimmt ablehnte, da er gewohnt sei, für seine Person nichts zu verlangen. Am 3. März, Morgens 9 Uhr, kam Markgraf Wilhelm zu ihm, und eröffnete ihm im Auftrag des Großherzogs, daß Allerhöchstderselbe geruht hätte, ihn in den Ruhestand zu versetzen. Die Erwiderung darauf bezeichnet den Mann, der nicht zu Befriedigung von Ehrgeiz und Eigennutz, sondern nur aus innerem Pflichtgefühl seine ganze Kraft dem Fürsten und dem Vaterland gewidmet hatte. Gewöhnt, die Allerhöchsten Befehle und Intentionen zu verehren, fände er keinen Grund, nach den Motiven zu forschen. Wie während einer langen Reihe von Dienstjahren werde er auch im Ruhestand

seine Anhänglichkeit an die Person des Großherzogs bethätigen und jede Gelegenheit ergreifen, zum Besten des Landes zu wirken und die Absichten Seiner Königlichen Hoheit zu fördern; so lautete die Erwiderung, mit der Bitte, der Herr Markgraf möge der Dollmetscher dieser seiner Gesinnungen bei dem Großherzog sein. — Alsbald darauf erhielt Böckh ein gnädigstes Handschreiben, in welchem ihm der Großherzog, unter den huldvollsten Ausdrücken der Anerkennung der langjährigen Treue und ausgezeichneten Dienste und des bleibenden Dankes, eröffnete, daß er beschlossen habe, die Stelle eines Präsidenten des Staats-Ministeriums aufzuheben und ihn hiermit in den wohlverdienten Ruhestand zu versetzen. Damit schloß sich die 43½jährige Dienstzeit des um das Land hochverdienten Staatsmannes ab, über den Regenauer am Schlusse des Nekrologes sagt: „An Beweisen der Anerkennung hat es dem Verlebten nicht gemangelt. Die Stände, mit denen er in 23 Jahren, binnen welchen er an die Spitze der Finanzverwaltung gestellt war, so viel zu verkehren hatte, haben ihm zahlreiche Beweise ihres Vertrauens gegeben, und nie, auch da nicht, wo die Mehrheit seinen Anträgen beharrlich entgegenstand, war irgend in Zweifel gezogen, daß er nur einen Leitstern kenne, das untrennbare Wohl von Fürst und Vaterland. Und als er in Pensionsstand getreten war, blieb ihm gleichwohl die Verehrung und Liebe seiner früheren Untergebenen und die vollste Hochachtung Aller ungetheilt bewahrt, die jemals mit ihm in Berührung gekommen waren. — Der Mann, der so Vieles geleistet, eine so hervorragende Stellung erlangt, und so allgemeine Anerkennung sich erworben hat, war aber in der That auch ein Mann von nicht gewöhnlichen Gaben. Mit seltener Schärfe des Verstandes verband er einen echt praktischen Sinn, eine außerordentliche Arbeitskraft und Ausdauer in Geschäften, große Geschäftserfahrung und nicht minder große Ordnungsliebe. Was er erfaßte, ergründete er auch; was verwickelt war, wußte er auf den einfachsten Ausdruck zurückzuführen. Wo zu handeln war, da kannte er weder Zögern noch Schwanken. Für seine Ueberzeugung, stets eine pflichttreue, stand er mit Muth und Ausdauer ein. In den ständischen Verhandlungen war seine Rede einfach, aber durch und durch klar und überzeugend, und im Feuer der Debatte stand ihm stets die treffende Antwort zu Gebot. Sein Leben war seinem Berufe geweiht; Erholung gönnte er sich nur, so weit es schlechthin nöthig war. Allen seinen Untergebenen war er ein wohlwollender Vorgesetzter, den ihm zunächst stehenden Gehilfen seines schweren Amtes ein wahrhaft väterlicher Freund". — Böckh war von constitutioneller und liberaler Gesinnung, aber er war auch ein treuer Wächter und Kämpfer für die Rechte der Krone und die Würde der Regierung. Mit seinen, während einer so langen Dienstzeit öfter wechselnden Collegen stand er stets im besten Einvernehmen, enger befreundet war er besonders mit Winter, Jolly, v. Freydorff und v. Dusch. Wenn auch öfter Meinungsverschiedenheiten geherrscht haben mögen, in einen Conflikt gerieth er nur mit dem Minister v. Blittersdorff, dessen ausgezeichneten Gaben er im übrigen alle Gerechtigkeit widerfahren ließ. Blittersdorff war schon 1842 während des Landtages für ein schärferes Vorgehen gegen die Stände und nöthigenfalls für eine wiederholte Auflösung. Böckh verhinderte dies im Einverständniß mit seinen übrigen Collegen und der Landtag wurde ohne Bruch zu Ende geführt. Als sich Blittersdorff auch noch im Jahr 1843 mit seinen Ansichten in der Minorität befand, verlangte er, um seine Position zu verstärken, die Aufnahme eines weiteren Mitgliedes in das Staatsministerium, als welches er einen hervorragenden Rath seines Ministeriums bezeichnete; Böckh wollte dieses zugestehen, wenn ebenso dem Direktor des Finanzministeriums Sitz im Staatsministerium verliehen werde. Da aber Blittersdorff dadurch seine Absicht parali-

sirt sah, kam ein Ausgleich nicht zu Stande, dagegen war das Bestreben Blittersdorff's, sich ein gewisses Uebergewicht zu verschaffen, so sehr an den Tag getreten, daß Böckh nunmehr dem Großherzog vortrug, daß ein Zusammengehen nicht mehr möglich sei, daß entweder er selbst oder Blittersdorff aus dem Ministerium ausscheiden müsse. Der Großherzog entschied sich für die Beibehaltung seines Finanzministers und v. Blittersdorf trat auf Ansuchen in seine frühere Stellung als Bundestags-Gesandter zurück. — So wurde das von König Max II. von Baiern mehr als 20 Jahre später gesprochene und berühmt gewordene Fürstenwort: „Ich will mit meinem Volke in Frieden leben" von dem edlen Großherzog Leopold, zwar nicht offiziell ausgesprochen, aber in Wirklichkeit ausgeführt. — Noch einmal trat an den im Ruhestand lebenden Minister v. Böckh eine Aufforderung, seine Kräfte dem Wohle des Vaterlandes zu weihen. Es war in schlimmer Zeit, 1848. Bassermann schrieb ihm am 30. September: das Reichs-Ministerium stelle zur Bekämpfung der Anarchie fünf Armee-Corps auf (bei Frankfurt, in Thüringen, bei Ulm, bei Kreutznach und in Baden), um überall, wo den Gesetzen der gehörige Nachdruck fehle, mit entsprechender Gewalt zur Hand zu sein. Jedem Truppen-Corps solle ein Reichs-Commissair mit ausgedehnten Vollmachten beigegeben werden. Er sei von dem Reichs-Ministerium beauftragt, anzufragen, ob Böckh eine solche Stelle außer Baden anzunehmen geneigt sei. Der 71 Jahre alte Minister erwiderte darauf, daß er sich zwar noch kräftig fühle und stets bereit sei, dem deutschen Vaterland zu dienen, daß er aber eine Stelle außer Baden nicht annehmen könne, da er die Verhältnisse nicht kenne und sich nicht so schnell in solche einarbeiten dürfte, um in entscheidenden Momenten wirklich zu nützen. — Der ganze Lebensgang Böckh's, das selbständige Sichheraus- und Heraufarbeiten aus der verhaßten Schreibstube bis zur höchsten Staatsstelle zeugen von seiner Willensstärke, Ausdauer und Energie, wie von seiner unermüdlichen Arbeitskraft. Selbst Vieles leistend, verlangte er auch viel von seinen Mitarbeitern und Beamten, deren Leistungsfähigkeit er genau kannte, so daß er nie einen Mißgriff in der Wahl der höheren Finanzbeamten zu beklagen hatte. Gute Dienste erkannte er in jeder Stellung, auch bei den untersten Kanzleibeamten, in vollstem Maaße an, und kannte keine größere Freude, als wenn die Bewilligung seines Souverains ihn in den Stand setzte, solche zu belohnen. Ein Beweis seiner tiefen Gemüthlichkeit war, daß er es besonders liebte, solche Zulagen oder Rangerhöhungen dadurch zu eröffnen, daß er den Betreffenden die Ausfertigung auf den Weihnachtstisch der Familie legen ließ. Ein langjähriger Sekretair, welcher wegen eines schweren Fußleidens seit einem halben Jahr die Kanzlei nicht mehr hatte besuchen können, erhielt am Weihnachtsabend ein Schreiben des Finanzministeriums im Kreise seiner Familie; „Kinder", sagte er, das ist eine schlimme Weihnachtsbescheerung, meine Pensionirung, aber es konnte nicht anders kommen". Mit Bangen eröffnete er das Schreiben und fand — eine Besoldungszulage, deren er sich, wieder hergestellt, durch langen Dienst würdig erwies. Ein oft ausgesprochener Grundsatz des Finanzministers war: „Wer tüchtige und freudige Arbeiter haben will, muß sie möglichst sorgenfrei stellen." — In seinen Lebensbedürfnissen von größter Einfachheit und in den Lebensgenüssen von gleicher Mäßigkeit, erfreute sich Böckh einer festen Gesundheit bis in sein hohes Alter, nur in den zwei letzten Jahren getrübt durch die mit der Zeit zunehmenden Folgen eines leichten Schlaganfalles; er starb nach einem kaum dreitägigen Krankenlager am 21. Dezember 1855 im Alter von 78 Jahren. Auch nach dem Tode noch ehrte der fünfte Regent Badens, unter dem Böckh, wenn auch nicht mehr gewirkt, doch gelebt hatte, der Großherzog Friedrich, die seinen Vorgängern und dem Lande geleisteten Dienste durch eine, aus eigenem

Antrieb, der hinterlassenen Wittwe verliehene Gnaden-Pension. — Böckh hatte sich 1805 mit Elisabeth, Tochter des kurbairischen Stabs-Sekretairs Spengel, verheirathet, aus welcher Ehe 3 Söhne und 4 Töchter entstammten; von ersteren lebt der älteste als Generallieutenant im Ruhestand, der zweite steht noch als Domainen-Direktor im Dienst, der dritte starb als Münzmeister in Karlsruhe. Böckh war ein ebenso liebevoller Gatte als Vater, und wenn ihm während seines Dienstverkehrs nur wenig Zeit blieb, sich dem Genusse des Familienlebens hinzugeben, so erfreute er sich dessen im Ruhestand im Kreise seiner Kinder und Enkel um so mehr. F. v. B.

August Böckh,

der jüngste Bruder des Finanzministers v. Böckh, wurde zu Karlsruhe am 24. November 1785 geboren. Seine Mutter, eine geborne Hörnes aus Ihringen, hatte den sehnlichen Wunsch, daß einer ihrer Söhne sich der Theologie widme. August hörte denn auch auf dem Gymnasium illustre seiner Vaterstadt theologische Vorträge und predigte, noch als Gymnasiast, einmal für den erkrankten Pfarrer von Hagsfeld. Mit dem Entschlusse, Theologie zu studiren, bezog er die Universität Halle, aber hier wurde sein Lebensplan durch den Einfluß, welchen Fr. A. Wolf auf ihn ausübte, geändert. Er widmete sich den Alterthumsstudien unter Leitung dieses ausgezeichneten Mannes, dessen geniale Persönlichkeit dem jugendlichen Böckh imponirte und ihn bestimmte, sich ganz der Philologie hinzugeben. In Halle herrschte damals ein ungemein rühriges Leben. Außer Wolf übten Männer wie Steffens und Schleiermacher einen weitgreifenden Einfluß auf strebsame Jünger der Wissenschaft aus. Dazu gesellten sich noch andere geistige Anregungen, die von Schiller und Göthe ausgingen. Böckh selbst sprach gern und mit Behagen von der Zeit seines Halle'schen Aufenthalts, wo er mit andern Commilitonen oft in das nahe gelegene Bad Lauchstädt hinüberzog, um dort die Werke Schiller's und Göthe's von den Weimarischen Schauspielern aufführen zu sehen. Nach Beendigung seiner Studien in Halle, trat er in Berlin in das Seminar für gelehrte Schulen ein, das damals unter der Leitung Gedike's sich eines besonderen Rufes erfreute. Die Kriegsunruhen bestimmten ihn jedoch, bald wieder in die Heimath zurückzukehren. Schon 1807 wurde er außerordentlicher, 1809 ordentlicher Professor in Heidelberg. Strebsame und geistvolle Jünglinge fühlten sich mächtig angezogen von der Art und Weise, wie der jugendliche Professor ihnen die Geheimnisse des alterthümlichen Lebens zum Verständniß brachte. In Heidelberg schrieb Böckh sein 1808 erschienenes vielgerühmtes Buch: „Graecae tragoediae principum Aeschyli, Sophoklis, Euripidis num ea quae supersunt et genuina omnia sint et forma primitiva servata, an eorum familiis aliquid debeat ex iis tribui". Dieses in klassischem Latein geschriebene, dem großen Kritiker, G. Hermann in Leipzig gewidmete Werk begründete seinen Ruhm. Mit der Böckh eigenthümlichen Feinheit und durchdringendem Scharfsinn werden hier die drei großen Tragiker der Griechen betrachtet. Durch dieses Buch hatte Böckh die Aufmerksamkeit in einer Weise auf sich gezogen, daß man ihn 1811 an die neugestiftete Universität in Berlin berief. Dieser ist er bis zu seinem Tode treu geblieben und hat durch seine langjährige Wirksamkeit nicht wenig zu ihrem Glanze beigetragen. Unter seinen Schriften ragen namentlich fünf Werke hervor: seine berühmte Ausgabe des Pindar (1811—1822), ausgezeichnet sowohl durch die tiefe Begründung seiner Ansichten über Metrik und Rhytmik, als durch die Entwickelung der Kunst und Composition des schwierigen Dichters. Schon vorher (1817) war seine in jeder Beziehung unübertroffene, für die Kenntniß der staatswirthschaftlichen und

politischen Verhältnisse des Alterthums hochwichtige „Staatshaushaltung der Athener" erschienen, welcher 1851 die erweiterte zweite Auflage nachfolgte. Weitere Ergebnisse seiner Forschungen auf diesem Gebiete sind niedergelegt in zwei andern Hauptwerken: „Metrologische Untersuchungen über Geschichte, Münzfuße und Maße des Alterthums" (1838) und „Urkunden über das Seewesen des attischen Staats" (1840). Neben diesen Arbeiten beschäftigte ihn seit 1815 ununterbrochen die Sammlung und Erklärung der griechischen Inschriften, deren Ergebnisse in dem „Corpus Inscriptionum Graecarum" (4 Bde. 1824—1862) zusammengefaßt sind, welches er im Auftrage der Akademie herausgab und das später von Franz und Kirchhoff fortgesetzt wurde. Außer zahlreichen kleineren Schriften veröffentlichte Böckh viele Abhandlungen in den „Denkschriften" der Akademie, welcher er seit 1814 als Mitglied angehörte. Auch an der neuen Ausgabe der Werke Friedrich's des Großen hatte er Antheil, als Director des bezüglichen akademischen Ausschusses. Seine nach Form und Inhalt gleich ausgezeichneten lateinischen und deutschen Reden, die er bei verschiedenen Gelegenheiten im Namen der Universität zu halten hatte, sind ebenfalls gesammelt erschienen. In allen seinen Reden zeigt sich eine freimüthige und liberale Beurtheilung der politischen Zustände im In- und Auslande. An der Umgestaltung des preußischen Schulwesens nahm er Antheil und bekämpfte mit Entschiedenheit das Streben, die Lehrstellen an Gymnasien Theologen zu übertragen. Eigentlichen Einfluß hatte er, besonders nach Altensteins Abgang, kaum, da er alle Schleichwege verschmähte und häufig seines Freimuthes wegen mißliebig war. Nur da, wo es seine amtliche Stellung forderte, stand er entschieden für das Recht ein, wie er dieß unter Eichhorn und Raumer mehrmals bethätigen mußte. Im politischen Leben hielt er sich vom Kampfplatze der Parteien fern, aber mit seiner Meinung stand er unerschüttert auf der Seite des sein Recht schützenden Volkes, wie er dieß als Wahlmann stets bewährte. Mit begeisterter Liebe hing er an Preußen, in dem er den einstigen Führer eines großen, in Freiheit vereinigten Deutschlands erkannte. Aber auch seinem Geburtslande bewahrte er eine warme Liebe. In seinem Hause war jeder Badener herzlich willkommen und er besuchte regelmäßig von Zeit zu Zeit Karlsruhe. In voller geistiger Frische feierte er seinen zweiundachtzigsten Geburtstag, am Ende des Wintersemesters 1866—67 schied er mit einer herzlichen Feier aus seiner fast sechszigjährigen Wirksamkeit. Er starb am 3. August 1867. Sein Leben und Wirken wird stets der Mitwelt als das herrlichste Beispiel vor Augen gestellt werden dürfen, wie der Geist des Alterthums auf einen edeln von ihm ergriffenen Mann wirkt, wie er ihn zur harmonischen Ausbildung seines ganzen Wesens treibt, ihn als Menschen, Bürger und Jugendbildner vollendet. (Vgl. Allg. Ztg. 1867 No. 217, 222 Beil., 267 und 268 Beil. und K. Z. 1867 No. 216.) W.

Johann Lorenz Boeckmann

ward am 8. Mai 1741 zu Lübeck geboren, genoß seine erste Ausbildung auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt, studirte dann zu Jena Theologie, aber auch nebenbei eifrig Mathematik und wurde schon 1764 zum Professor der Mathematik und Physik an dem akademischen Gymnasium in Carlsruhe ernannt. Er war vielfach als Lehrer am badischen Hofe thätig und genoß besonders das Vertrauen des Markgrafen Karl Friedrich. Boeckmanns wissenschaftliche Thätigkeit war der Meteorologie und besonders der Anwendung der Electricität in der Heilkunde zugewandt. Er starb zu Karlsruhe am 15. December 1802. (Vgl. seinen Nekrolog von Wucherer, dem auch eine Aufzählung seiner Werke als Anhang beigegeben ist.) Sein Sohn

Karl Wilhelm Boeckmann

ward zu Karlsruhe am 1. October 1773 geboren. Er war Professor der Physik am Gymnasium zu Karlsruhe, wo auch sein Vater dieselbe Stellung bekleidet hatte. Er beschäftigte sich mit chemischen und physikalischen Studien, insbesondere auch über die Wirksamkeit der Volta'schen Kette und hat eine große Zahl von Beobachtungen darüber publicirt, die, zu jener Zeit von Werth, heute wohl ohne Bedeutung sind. Er starb in Karlsruhe am 28. Juni 1821. (Ein Verzeichniß seiner Schriften steht bei Hartleben, Statist. Gemälde von Karlsruhe. S. 6—9.) J. Lüroth.

Franz Josef Bodenmüller,

geboren am 17. Februar 1806 in Löffingen, Sohn eines praktischen Arztes, erhielt seine wissenschaftliche Vorbildung am Gymnasium in Donaueschingen. An der Universität in Freiburg widmete er sich hierauf dem höheren Studium, indem er 2 Jahre die Vorlesungen in der philosophischen und 3 Jahre in der theologischen Facultät besuchte und mit gutem Erfolge die Semesterexamina bestand. Nach einer einjährigen Vorbereitung im Priesterseminar zu Freiburg wurde ihm am 7. September 1831 die Priesterweihe ertheilt, worauf er in Steinenstadt, Donaueschingen und Neustadt in der Seelsorge thätig war und sich besonders dem Jugendunterrichte widmete. Durch das gewonnene Vertrauen des Fürsten von Fürstenberg erhielt er im Oktober 1836 die Hofkaplanei in Heiligenberg. Da ihm hier viel freie Zeit blieb, so verwendete er dieselbe zum Studium pädagogischer Schriften und beschäftigte sich mit Botanik. Manche Woche brachte er in den Seminarien zu Meersburg und Kreuzlingen zu, um unter der Leitung von Nabholz und Wehrle sich mit dem Volksschulwesen, das in jener Zeit einen lebhaften Aufschwung nahm, genau vertraut zu machen. Vom November 1843 bis Februar 1850 war er Pfarrer in Engen und Bondorf. Neben treuer Pflege der ihm in diesen Pfarreien obliegenden Seelsorge hatte er einen großen Wirkungskreis in seinem Lieblingsfache, indem ihm von der Regierung die Schulvisitatur der Amtsbezirke Engen und Bondorf übertragen ward. Mit regem Eifer suchte er das Schulwesen dieser Bezirke zu heben, indem er belehrend, ermahnend und warnend den Lehrern zur Seite stand. Im Februar 1852 trat er das Amt eines Direktors am Seminar Ettlingen an und hatte Religion, Pädagogik und deutsche Sprache zu lehren. Da benützte er das Programm der Anstalt, um Abhandlungen über verschiedene Aufgaben der Schule zu schreiben, deren Ziel die Belehrung angehender Lehrer war. Das Streben, durch die Lehrer landwirthschaftliche Kenntnisse zu verbreiten, veranlaßte ihn, auch in diesem Gebiete einige Schriften zu verfassen. Bei der neuen Anregung des fast in Vergessenheit gerathenen Turnwesens förderte er dasselbe am Seminar und und ließ eine kleine Anleitung, wie dasselbe in der Volksschule zu pflegen sei, erscheinen. Als Direktor der Anstalt war er des Morgens der Erste und Abends der Letzte bei der Arbeit. Mit väterlicher Sorgfalt leitete er das religiöse und sittliche Leben der Anstalt. Seine Amtsgenossen ließ er nicht die Macht des Direktors fühlen, behandelte sie vielmehr als seine Freunde. Dies gewann ihm die Achtung und Liebe der Zöglinge und Mitarbeiter. Mit den Seminardirektoren in Bensheim, Montabaur u. a. stand er in freundschaftlichem Verkehr, sowie auch mit dem bekannten Schulmanne Kellner. In seinem 62. Lebensjahre, im April 1868, wurde er unter Anerkennung der geleisteten Dienste in den Ruhestand versetzt. Die philosophische Facultät der Universität Freiburg verlieh ihm das Doktordiplom. Da eine völlige Ruhe seinem Wesen nicht entsprach, so hielt er in Freiburg, wohin er

sich begab, auf Ansuchen der obersten Kirchenbehörde, den Studirenden der Theologie Vorlesungen über das Volksschulwesen. Im Spätjahre 1870 befiel ihn ein schweres Kopfleiden, das am 1. April 1871 seinem Leben ein Ziel setzte. Bodenmüller war seiner Kirche und dem Staate stets ein treuer Diener und nahm, wenn er auch nicht öffentlich hervortrat, an allen Vorkommnissen des öffentlichen Lebens regen Antheil. Die kirchliche und staatliche Richtung, wie sie sich in der Zeit von 1830—1849 kundgab, bestimmte den Grundton seines inneren Lebens. Unter den oben erwähnten, auch besonders gedruckten Schriften ragen hervor: Ertheilung des Sprachunterrichtes in den 8 Schuljahren der Volksschule; eine biblische Geschichte; die Ertheilung des Religionsunterrichtes. ✻

Christian Bohm

wurde am 20. August 1800 zu Karlsruhe geboren, widmete sich dem Studium der Rechtswissenschaft auf den Universitäten Göttingen, Berlin und Heidelberg in den Jahren 1817—1820 und trat durch seine Reception als Rechtspracticant im Jahre 1821 in die Beamtenlaufbahn ein. Zuerst (seit 1823) Domänenassessor in markgräflichen Diensten, wirkte Bohm in den Jahren 1830 bis 1834 als Oberamtsassessor zu Pforzheim und wußte in der kurzen Zeit seines Aufenthaltes die Liebe und das Vertrauen der Angehörigen seines Dienstbezirkes in dem Maße sich zu erwerben, daß ihn die Stadt Pforzheim im Jahre 1835 als Abgeordneten zum Landtag wählte. Als Bohm dieses Mandat erhielt, war er eben erst zum Assessor am Hofgericht Rastatt ernannt worden; im Jahre 1836 erfolgte seine Beförderung zum Hofgerichtsrath. In der Kammer begann es damals zu gähren; auf den durch die Initiative der Regierung, wie die Gesinnung der Kammern freisinnigen Landtag von 1831 folgte, zunächst in dem Kampf gegen die liberale Gemeindeordnung, die jener Landtag geschaffen, in die Erscheinung tretend, eine Reaction, an der Regierung und Kammermehrheit in gleichem Maße Antheil nahmen. Zu der achtunggebietenden Minderheit, welche unerschrocken und mit zäher Ausdauer für die möglichst unversehrte Erhaltung der früheren Zustände kämpfte, gehörte auch Bohm; es war das in einer Zeit, in welcher es, insbesondere für einen Beamten, nicht unbedenklich war, der Opposition beigezählt zu werden. Als das Jahr 1840 das größte Gesetzgebungswerk, das der badischen Kammer bisher vorgelegt worden, den Entwurf eines neuen Strafgesetzbuches, brachte, und die besten Kräfte zur Lösung dieser wichtigen und schwierigen Aufgabe parlamentarischer Thätigkeit aufgeboten wurden, ward auch Bohm die Auszeichnung zu Theil, mit den besten juristischen Namen der Kammer, Mitglied der zur Berathung des Strafgesetzes niedergesetzten Commission zu werden und er erstattete über mehrere Abschnitte des besonderen Theiles Bericht. Seine Kammerthätigkeit war damit abgeschlossen; seine ganze Kraft gehörte von nun an ausschließlich seinem richterlichen Berufe. Im Jahre 1845 zum Oberhofgerichtsrath in Mannheim und 1857 zum Director beim Hofgericht in Bruchsal befördert, ward er 1864 Präsident des neu gebildeten Kreis- und Hofgerichts Offenburg. In dieser Stellung starb er am 12. October 1869. Bohm genoß als Richter und Mensch die Achtung und Liebe aller derer, die mit ihm in nähere Berührung traten. Fern von jedem Standesdünkel, hatte er stets für alle die sich ihm nahten, ein freundliches Wort und er gehört wohl mit zu den seltenen Menschen, die beim Scheiden aus dieser Welt keinen Feind zurückließen. (Vgl. K. Z. 1869 No. 244.) W.

Karl Ludwig Böhme

wurde zu Eppelheim am 1. August 1803, als Sohn des dortigen evangelischen Pfarrers geboren, studirte zu Heidelberg die Rechte und erhielt 1830 seine erste Anstellung als Assessor am Bezirksamt Müllheim. 1832 zum Amtmann in Hornberg, 1836 zum Oberamtmann in Lörrach befördert, 1843 nach Pforzheim versetzt, wurde er 1844 als Stadtdirector nach Heidelberg berufen. 1846 wurde er zum Director des evangelischen Oberkirchenraths ernannt und verwaltete diese Stelle auch während der Jahre der politischen Bewegung zu allgemeinster Anerkennung. Er erkannte wohl, daß der evangelischen Landeskirche eine freiere Bewegung, insbesondere eine entsprechendere Stellung im Staate und zum Staate, gebühre und er beschäftigte sich deshalb auch mit Vorarbeiten zu einer Revision der Verfassung derselben, allein in den bewegten Tagen von 1848 und 1849 war dazu ebensowenig die Zeit, als unmittelbar nach Wiederherstellung der gebeugten Staatsautorität. Böhme erhielt auch bereits im September 1849 eine andere Verwendung als Regierungsdirektor in Mannheim. In dieser Stellung blieb er bis zur Einführung der neuen Verwaltungsorganisation und der mit derselben verbundenen Aufhebung der Kreisregierungen im Herbste 1864. Nun wurde er zum Director des in Bruchsal errichteten Verwaltungshofes ernannt und brachte den dieser neuen Behörde zugewiesenen Geschäftskreis mit seiner nie ermüdenden Arbeitskraft rasch in den richtigen Gang. Dem parlamentarischen Leben des Landes gehörte Böhme als Mitglied der zweiten Kammer von 1837—1852 an und nahm unter theilweise sehr schwierigen Verhältnissen an deren Arbeiten einen hervorragenden Antheil. Er gehörte der conservativen Partei an, ohne jedoch einer organischen Fortentwicklung der kirchlichen und politischen Angelegenheiten zu widerstreben. Im März 1850 wurde Böhme bei Einberufung des Erfurter Parlaments zum Mitglied des Staatenhauses ernannt. Bis zu seinem Lebensende in rastloser Arbeit und Pflichttreue thätig, starb er nach kurzer Krankheit am 19. Oktober 1869. (Vgl. K. Z. 1869 No. 252.) W.

Bernhard Boll.

Die Errichtung des erzbischöflichen Stuhles in der Hauptstadt des Breisgaues war das Resultat der jahrelangen Verhandlungen, welche von der großherzoglich badischen und anderen deutschen Regierungen zu dem Zwecke, die kirchlichen Verhältnisse ihrer Staaten zu ordnen, mit dem päpstlichen Stuhle geführt worden waren. Vergeblich hatte man von dem Wiener Congresse die Reorganisation der katholischen Kirche Deutschlands erwartet. Die Bemühungen des Freiherren von Wessenberg und Anderer, welche die kirchlichen Interessen auf demselben vertraten, waren ohne Erfolg; es blieb den Regierungen der einzelnen Staaten überlassen, den Bedürfnissen abzuhelfen und im Einverständnisse mit Rom die Verhältnisse zu ordnen. Als bald darauf durch den Tod des Fürsten Primas, Karl von Dalberg (10. Februar 1817) der bischöfliche Stuhl in Konstanz erledigt wurde, trat die großherzogliche Regierung wegen Besetzung dieses Bisthums mit dem römischen Stuhle in Unterhandlungen, die zu keinem Ergebnisse führten, da die Bestätigung des Freiherren von Wessenberg in Rom verweigert wurde. Die provisorischen Zustände sollten noch längere Zeit fortdauern; doch unterließ die Regierung nichts, um eine definitive Ordnung, deren dringende Nothwendigkeit allgemein erkannt wurde, herbeizuführen. Im März 1818 traten in Frankfurt a. M. Bevollmächtigte von Baden, Württemberg, den beiden Hessen, Nassau und anderen Bundesstaaten zu Conferenzen zusammen; es wurden hier die „Grundzüge zu einer Vereinbarung

über die Verhältnisse der katholischen Kirche in den deutschen Bundesstaaten" entworfen, und zugleich die Abordnung einer Gesandtschaft an den Papst beschlossen, welche in einer besonderen Declaration die Entschließungen der vereinten Höfe darlegen und auf Grund derselben in Unterhandlungen eintreten sollte. Der päpstliche Stuhl wies die gemachten Vorschläge zurück, erklärte sich aber bereit, die Errichtung und Besetzung der bischöflichen Stühle vorzunehmen. Es fanden deßhalb nach der Rückkehr der Gesandtschaft weitere Berathungen in Frankfurt Statt (von März 1820 bis Januar 1821), bei denen das Fundations-Instrument und die Kirchenpragmatik (auf welche die Bischöfe und Domkapitel verpflichtet werden sollten), angenommen und zugleich beschlossen wurde, das Erzbisthum der oberrheinischen Kirchenprovinz mit dem Bisthum Freiburg zu vereinigen und sowohl dieses als auch die anderen bischöflichen Kirchen mit Grundstücken zu dotiren. Darauf erfolgte (16. August 1821) die Circumscriptionsbulle „Provida sollersque" mit einer päpstlichen Note, worin die Zusicherung ertheilt wurde, daß über die zur Herstellung der Kirchenverfassung nothwendigen, zur Zeit unerörterten Gegenstände durch eine nachzutragende Bulle entschieden werden solle; zum Vollzieher der Bulle wurde der Bischof von Evara (Johann Baptist v. Keller, später Bischof von Rottenburg) bestellt. Die großherzogliche Regierung designirte darauf den Professor Wanker als Erzbischof, und als dieser, bevor die Bestätigung erfolgt war, mit Tod abging, den Münsterpfarrer Dr. Bernhard Boll in Freiburg (7. Juni 1824). Neben diesem waren als Candidaten genannt worden Hermann v. Vikari und (von H. v. Wessenberg empfohlen) Dekan Martin. (Konrad Martin, geb. 1765 in Konstanz, Priester am 20. September 1789, langjähriger Dekan und Stadtpfarrer in Neuenburg, um welche Stadt er sich sehr verdient gemacht hatte, seit 2. Mai 1833 Domkapitular in Freiburg, wo er am 3. Dezember 1844 starb.) Von Vikari scheint man deßhalb Abstand genommen zu haben, weil man glaubte, seine Bestätigung würde von Rom schwerer zu erlangen sein, als die Bestätigung Boll's, gegen welchen übrigens dort ebenfalls Bedenken erhoben wurden. Daß aber diese mehrere Jahre auf sich warten ließ, hatte seinen Grund darin, daß einige besondere Anstände gehoben und mehrere wichtige Gegenstände vor Erlassung der Erectionsbulle und der Einsetzung der Bischöfe erledigt werden sollten. Der päpstliche Stuhl hatte von den Regierungen die Zurücknahme der Kirchenpragmatik verlangt, welche den schon früher designirten Bischöfen, was in Rom nicht unbekannt blieb, zur Annahme vorgelegt worden war, und bestand auf der Vollziehung der Bulle „Provida sollersque", welche die nothwendigen Vorbedingungen für Besetzung der oberrheinischen Bischofssitze festsetzte. Die hierauf bezügliche Note des heiligen Stuhles vom 13. Juni 1823 wurde von den vereinten Regierungen durch eine gemeinschaftliche Note vom 16. September 1824 beantwortet; in Beziehung auf die Kirchenpragmatik wurden darin ziemlich zufriedenstellende Erklärungen gegeben, („die designirten Geistlichen sollen nicht an die Pragmatik gebunden, auch soll letztere nicht als eine verbindliche Urkunde geltend gemacht werden") in Betreff des anderen Punktes aber wurde bemerkt, daß die Dotation der bischöflichen Stühle gemäß der Bulle vollzogen sei, wenn auch der Bischof von Evara den officiellen Bericht darüber noch nicht erstattet habe. Darauf zeigte Rom, vorzüglich in Folge der Bemühungen der badischen Regierung, seine Geneigtheit, die Bestätigung Boll's auszusprechen und zur Beseitigung der Hindernisse, welche einer definitiven Ordnung der kirchlichen Angelegenheiten noch entgegenstanden, in jeder Weise die Hand zu bieten. In einem Ultimatum (mit einer Note vom 16. Juni 1825) wurde den vereinigten Regierungen das Maaß der Concessionen, die von dem päpstlichen Stuhle zu erwarten seien, und die Grund-

lage bezeichnet, auf welcher die Ordnung der Zustände, (durch eine zu erlassende Bulle) festzustellen wäre. Baden erklärte sich zur Annahme dieses Ultimatums sogleich bereit und suchte auch die anderen Regierungen dazu zu bestimmen. Es wurden in Frankfurt die Conferenzen wieder eröffnet; die Note vom 16. Juni 1825 wurde durch eine gemeinschaftliche Note vom 4. resp. 7. September 1826 beantwortet, worauf Rom unter dem 6. Januar 1827 seine Bereitwilligkeit erklärte, auf die gemachten Anträge einzugehen. Die in dieser Note in Aussicht gestellte Bulle erschien unter dem 11. April 1827; es ist die Erectionsbulle: „Ad Dominici gregis custodiam", welche mit der früheren: „Provida sollersque" ein Ganzes ausmacht. Nachdem man noch im August 1827 zu Frankfurt über den Vollzug der Bullen Verhandlungen gepflogen (das Placet sollte nur bedingungsweise ausgesprochen werden und der Eid der Bischöfe sich auf die Gesetze des Staates beziehen), wurden dieselben in Baden durch das Regierungsblatt vom 16. Oktober 1827 mit dem unter den vereinten Staaten verabredeten Placet publicirt; der Bischof von Evara ließ unter dem 15. Oktober 1827 die Publication in allen katholischen Kirchen der Provinz vornehmen. Die Conferenz der Abgeordneten der vereinigten Regierungen im November nahm die definitiven Resultate der gemeinsamen Verhandlungen zu Protokoll, welche der Verordnung vom 30. Januar 1830 (Badisches Regierungsblatt von 1830, No. III.) zu Grunde liegen. (Vgl. Katholisches Kirchenblatt für die oberrheinische Kirchenprovinz, von Kanzleirath Kintzinger. 1840.) Boll erhielt die päpstliche Bestätigung am 21. Mai 1827; der Informativ-Proceß war von Dr. Burg geführt worden. Erwähnenswerth ist noch das mit der Bestätigung eingekommene päpstliche Breve an den neuen Erzbischof vom 21. Mai 1827, worin dieser angewiesen wird, die Stellen des Domkapitels mit Geistlichen zu besetzen, welche nebst den übrigen kanonischen Eigenschaften auch diese besitzen, daß sie dem Landesherrn „nicht weniger angenehm" seien — „nec minus principi gratae personae"; desgleichen das päpstliche Breve vom 28. Mai 1828 an das Domkapitel zu Freiburg, worin es angewiesen wird, bei vorkommenden Fällen für die Stellen des Erzbischofs und des Domkapitels nur solche Geistliche zu wählen, von welchen es wisse, daß sie nicht „personae principi minus gratae" seien. — Johann Heinrich Boll war geboren in Stuttgart den 7. Juni 1756. Die ersten Schulen besuchte er in Rottenburg a. N.; er trat, nach erreichtem Alter, in das von Jesuiten geleitete Gymnasium ein und ließ sich 1772 nach Vollendung des ersten philosophischen Curses in die Gesellschaft Jesu aufnehmen; bei Auflösung derselben erhielt er die Aufnahme in die Cisterzienser-Abtei Salem (Salmansweiler), wo er am 13. November 1776 die Gelübde ablegte und am 23. September 1780 die Priesterweihe erhielt. Bei der Ablegung des Ordensgelübdes nahm er für den Taufnamen den Namen Bernhard an. In der Salemischen Klosterschule wurde er zum Vortrage der Theologie und des Kirchenrechts verwendet, in welch' letzterem Fache er als Schriftsteller auch auswärts Achtung erwarb. Im Jahre 1798 trat Bernhard Boll in das Cisterzienser-Stift Thennenbach über, um daselbst Philosophie zu lehren, nachdem er vorher von der philosophischen Fakultät zu Freiburg den philosophischen Doktorgrad erlangt hatte; er kehrte nach vier Jahren in die Salemer Abtei zurück, kurz vor Aufhebung derselben. Im Jahre 1805 (6. November) wurde er von der Freiburger Hochschule auf den Lehrstuhl der Philosophie berufen, den er aber nicht lange verwaltete; er übernahm schon 1809 die Münsterpfarrei in Freiburg, deren Vergebung der Universität zukam. Bei seinem Abgange wurde ihm, als Anerkennung seiner Verdienste im Lehramte, die Doktorwürde der Theologie verliehen. Durch achtzehn Jahre führte Boll die Leitung der Pfarrgeschäfte

und das Predigtamt, bis er die höchste Kirchenwürde in den Staaten des Oberrheins zu bekleiden berufen wurde. (Vgl. auch Fr. K. Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon, I. Bd., Landshut 1817.) Nachdem die Uebereinkunft mit dem päpstlichen Stuhl, in Folge welcher der vom Großherzog vorgeschlagene Erzbischof Doctor Bernhard Boll in dieser Würde anerkannt und ausgerufen wurde, von der großherzoglichen Regierung publicirt worden, erfolgte am 21. Oktober 1827 die feierliche Einweihung und Einführung desselben als Metropolitan-Erzbischof; die Consecrationshandlung nahm der Erzbischof von Köln, Graf von Spiegel, unter Assistenz zweier Bischöfe, in der Jesuitenkirche vor, worauf die Inthronisation in der Metropolitankirche folgte. Mit diesem Tage übernahm Boll die Verwaltung der Diöcese, welche die Bestandtheile des Bisthums Konstanz mit den dazu eingetheilten Kapiteln des Bisthums Straßburg, für welche seit 1808 ein mit besonderen Vollmachten versehenes bischöfliches Commissariat bestand, ferner die Ueberreste der Bisthümer Speier, Worms, soweit sie in dem Umfange der großherzoglichen Staaten eingeschlossen sind, mit den von Mainz und Würzburg dem Großherzogthum zugefallenen Ortschaften umfaßte. Die Verwaltung der Diöcese Speier, (Bischof Wilderich, Graf von Walderndorf war im Jahre 1808 gestorben) mit den Bestandtheilen und Ortschaften von Worms, Mainz und Würzburg, besorgte bis dahin ein zu Bruchsal, unter dem Vorsitze des großherzoglichen Geheimen Kirchenrathes, J. Friedr. Ludw. von Rothensee, bestehendes Ordinariat, die Verwaltung des Bisthums Konstanz führte bis zu dieser Zeit der Bisthumsverweser Ignaz Heinrich Freiherr von Wessenberg mit den daselbst befindlichen Ordinariatsräthen. Am Tage vor der Einweihung, am 20. Oktober, setzte der Erzbischof feierlich in der Metropolitankirche das Domkapitel ein, und zwar wurden ernannt: Dr. Joseph Vitus Burg, Domdechant, Dr. Hermann v. Vikari, Generalvikar, Dr. Johann Leonhard Hug, Karl v. Hauser, Dr. Johann Adam Martin, Georg Flad, Domkapitulare. Bald nach der Einweihung erließ Boll die „Epistola pastoralis ad Clerum Archidioeceseos in aditu sui muneris apostolici", 1827, und den „Hirtenbrief an die Gläubigen seines Kirchensprengels beim Antritte seines apostolischen Amtes", 1827. (Vgl. hierüber Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, 1828. 1. Heft.) Nach der Vereinbarung zwischen dem päpstlichen Stuhle und der großherzoglichen Regierung war in Freiburg für das Priesterseminar, welches bisher ins Meersburg bestanden hatte, ein besonderes Gebäude mit einer Kirche hergestellt worden; die Grundsteinlegung hatte am 5. Juli 1823 Statt gefunden; am 26. Januar 1828 konnten die ersten Zöglinge in das Haus eingeführt und am 3. Februar die Seminarkirche feierlich eröffnet werden. (Vgl. Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, 1828. 2. Heft. S. 293 f.) Die ersten Vorstände der Anstalt waren: Regens Joseph Dürr (geb. 1776, Priester 1800, gestorben als Pfarrer zu Fautenbach; nach seinem Tode wurden Predigten von ihm herausgegeben, die zu dem Besten gehören, was dieser Zweig der katholischen Literatur aus der neuesten Zeit aufzuweisen hat), Subregens Matthäus Michel (geb. zu Offenburg den 22. September 1799) die Repetenten Karl Rombach (geb. in Freiburg den 29. Mai 1803), Matthäus Klenkler (geb. in Ueberlingen, den 20. September 1802, seit 1832 Supplent und im folgenden Jahre außerordentlicher Professor für die Kirchengeschichte an der theologischen Fakultät der Universität Freiburg, gest. den 23. Januar 1835; vgl. über ihn den Neuen Nekrolog der Deutschen, 13. Jahrg. S. 92 ff.) Zur Errichtung eines Convictes kam es damals noch nicht, wiewohl von Seiten des Erzbischofs bei der Regierung Schritte zu diesem Zwecke gethan wurden. Um die Pfarrgeistlichen der Erzdiöcese zu Berathungen und Besprechungen

über Gegenstände des Seelsorgeramtes zu veranlassen, wurde unter dem 14. März 1828 die Wiederbelebung der Landkapitel-Conferenzen verfügt; die Erörterung über die Dogmen sollte von diesen Versammlungen ausgeschlossen bleiben, auch die Kirchenverfassung in ihren Haupt- und wesentlichen Verhältnissen sollte unberührt gelassen, und die Fragen des Kirchenstaatsrechtes durften nicht in Berathung gezogen werden. Die lebhafte Bewegung, von welcher der größte Theil des Klerus ergriffen war, bemächtigte sich jedoch bald auch dieses Institutes, um die geistliche Obrigkeit zur Bewilligung seiner auf zeitgemäße Reformen in der katholischen Kirche gehenden Forderungen zu bestimmen; hauptsächlich wurde die Aufhebung des Cölibates der Geistlichen und die Einberufung von Synoden verlangt; letztere Forderung besonders war noch unter den nachfolgenden Erzbischöfen Gegenstand von öffentlichen Verhandlungen. Am Kampfe gegen das Institut des Cölibates betheiligten sich neben Geistlichen in hervorragender Weise auch Laien; die Angelegenheit wurde in die badische Ständeversammlung gebracht, da eine von Laien unterschriebene Petition um Aufhebung des Cölibatgesetzes mit einer Denkschrift der beiden Freiburger Professoren Zell und Amann der Kammer vorgelegt wurde. Amann konnte als Lehrer des Kirchenrechts auch das Katheder benutzen, um für seine Ansichten Propaganda zu machen unter Zuhörern aus der theologischen und juristischen Fakultät. In der theologischen Fakultät waren zu dieser Zeit in derselben Richtung thätig die Professoren Schreiber und v. Reichlin-Meldegg. Erzbischof Bernhard suchte, unter Zurückweisung der an ihn eingelangten Petitionen um Aufhebung des Cölibatzwanges, in einem Erlasse vom 13. Juni 1832 und auf andern Wegen, die cölibatfeindlichen Geistlichen zu belehren und zu beruhigen. Gegen die genannten theologischen Professoren erhob er Beschwerde bei der Regierung und erlangte nach längeren Verhandlungen die Entfernung derselben von ihren Lehrstühlen; v. Reichlin Meldegg trat 1832 zur evangelischen Kirche über, und Schreiber wurde einige Jahre später in die philosophische Fakultät versetzt. — Einem allgemein ausgesprochenen Bedürfnisse zu entsprechen, führte Bernhard unter dem 1. Januar 1835 ein neues Rituale für die Erzdiöcese ein, dasselbe, das noch heute im Gebrauche ist; die Schwierigkeit einer solchen Arbeit kann für Vieles, was von der einen oder anderen Seite daran ausgesetzt wurde und noch wird, als Entschuldigungsgrund dienen. (S. dagegen besonders das von Rinck (und Mersy) herausgegebene Badische Kirchenblatt (Freiburg), Jahrg. 1835 und 1836). Wenn auch Bernhard die gottesdienstlichen Verrichtungen nicht ausschließlich in deutscher Sprache vornehmen ließ, so wurde doch dem berechtigten Verlangen nach deutschem Ritus im Wesentlichen entsprochen; die Redaction dieses Kirchenbuchs wird dem damaligen Domherren Demeter zugeschrieben. — So strenge Erzbischof Bernhard in seiner bischöflichen Wirksamkeit an der Lehre und Disciplin der katholischen Kirche festhielt und auf der Durchführung der kirchlichen Gesetze bestand, so verfuhr er doch überall mit Schonung, ohne Schroffheit; mit weiser Berechnung erfüllte er die an ihn dringenden Forderungen der Zeit; er sah auf die Verschiedenheit der gegebenen Verhältnisse und der daraus entspringenden Bedürfnisse; festhaltend am Wesentlichen, ließ er der individuellen Freiheit ihr berechtigtes Gebiet überall unverkümmert. „Er war klug, umsichtig, gemäßigt und für Alle gleich besorgt, die ihm übergeben waren, stets aufmerksam, kein Gewissen zu ängstigen, jedem der Seinigen Duldung angedeihen zu lassen, was wir sogar anderen Bekenntnissen schuldig sind, Alle mit Schonung und Wohlwollen einander näher zu bringen; er war ein aufgeklärter Mann im wahren und edeln Sinne des Wortes." (J. L. Hug, Rede auf den Hintritt Bernhards bei dessen Todtenfeier, S. 13). Von der Duldung gegen Andersgläubige

legte er einen vollen Beweis ab bei der Grundsteinlegung der evangelisch-lutherischen Kirche in Freiburg am 25. August 1829, welcher er sammt seinem Metropolitankapitel und der übrigen Dom- und Pfarrgeistlichkeit Freiburg's anwohnte; (Vgl. Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, 1829, S. 303.) Er soll darüber von Papst Pius VIII. Tadel erfahren haben. — Boll gehörte der gemäßigten freien Richtung an, welche unter der früheren Verwaltung zur Herrschaft gekommen war; ein Verehrer Wessenbergs, gegen dessen Ankläger er sich im Jahre 1817 mit aller Entschiedenheit erklärt hatte, hielt er an den Grundsätzen dieser Richtung auch als Erzbischof fest. In seinem Verhalten gegenüber der weltlichen Regierung beobachtete er dieselben Grundsätze, welche er als Lehrer in Betreff des Verhältnisses zum Staate vertheidigt hatte. Die Verordnung vom 30. Januar 1830 zur Wahrung des landesherrlichen Schutz- und Aufsichtsrechtes über die katholische Kirche konnte er um so weniger stillschweigend hinnehmen, als die Kirchenpragmatik, aus der sie hervorgegangen, vom päpstlichen Stuhle hartnäckig bekämpft worden war, die Veröffentlichung der Verordnung neue Verwickelungen hervorzurufen schien und die Durchführung derselben der Verwaltung des bischöflichen Amtes neue Schwierigkeiten zu bereiten drohte. Seinem Proteste folgte das Verwerfungsurtheil über dieselbe durch das päpstliche Breve: Pervenerat non ita pridem (vom 30. Juni 1830) bald nach; der Vollzug konnte aber dadurch nicht verhindert werden. Dabei konnte es nicht ausbleiben, daß in Beziehung auf solche Fragen, bei denen das Interesse der weltlichen und der kirchlichen Behörden gleich sehr betheiligt ist, wie die Strafgewalt über die Geistlichen, Besetzung von Lehr- und Seelsorge-Aemtern, in Ehesangelegenheiten und Anderem, manche Collisionen eintraten; bei der damaligen Herrschaft des Bureaukratismus auf allen Gebieten, sowie in Folge des Auftretens der kirchlichen Partei, welche sich früher im Verborgenen gehalten hatte, nun aber immer offener sich hervorwagte und Conflicte zwischen der Staatsregierung und der erzbischöflichen Curie hervorzurufen bemüht war, war die Amtsverwaltung für den greisen Erzbischof mit großen Schwierigkeiten und persönlichen Widerwärtigkeiten verbunden. Alter und anhaltende Kränklichkeit trugen dazu bei, daß er dem Papste (im September 1835) die Bitte um Enthebung von dem bischöflichen Amte vorlegte; sein Tod erfolgte bald darauf, den 6. März 1836. Er ist begraben in der Metropolitankirche; neben dem Grabe steht seine in Stein gehauene Statue in Lebensgröße. Den größten Theil seines Vermögens, etwa 45,000 Gulden, hatte er zu einer Stiftung bestimmt, die den Namen Bernhard-Stiftung führt; deren Zinsen sollen, nach seinem Willen, zu rein kirchlichen Zwecken, wie zu Unterstützungen an arme Kirchen und dergleichen, verwendet werden. Am 23. September 1830 hatte Erzbischof Bernhard die Feier des fünfzigsten Priesterjahres begangen; die Geistlichkeit, die städtischen Behörden, die Universität und die Bürgerschaft brachten ihm an diesem Tage mit dem Ausdrucke hoher Verehrung ihre Glückwünsche dar; Großherzog Leopold verlieh ihm mit huldvollster Zuschrift das Großkreuz des Hausordens der Treue, „damit es fortan die Brust bezeichne, in der die Treue gegen das geheiligte Staatsoberhaupt jeweils ausnehmend gewohnt hat". (Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, 1830, 5. Heft S. 282—284.) Die Großherzogliche Regierung hatte bald nach der Erhebung Boll's auf den erzbischöflichen Stuhl den Director der Ministerialsektion Dr. Engesser zum Coadjutor vorgeschlagen; da aber diese Candidatur den Beifall des Erzbischofs nicht fand, wurde sie nach dem Tode des Großherzogs Ludwig zurückgezogen. Dagegen erhielt Boll auf sein, schon im Jahre 1830, nach Dr. Burgs Abgang von Freiburg, kundgegebenes Verlangen einen Weihbischof in der Person des General-

vikars und Domdekans Dr. H. v. Vikari, welcher vom Papste am 24. Februar 1832 als Bischof von Macra i. p. i. präconisirt und von Boll am 8. April consecrirt wurde. (Vgl. H. Schreiber's Literarisches Freiburg, 1825, und Dr. J. Bader, das badische Land und Volk, 1. Bd. 1853, S. 83 ff.)

F. Kössing.

Wilhelm Brandes.

Unter den ausgezeichneten Sängern der Neuzeit erscheint W. Brandes in vorderster Reihe. Derselbe wurde am 23. April 1824 zu Osnabrück geboren und erhielt von seinem Vater, der dort als Clavier- und Violinspieler lebte, behufs Vorbereitung für die nach dessen Wunsch einzuschlagende Laufbahn eines Capellmeisters, eine sorgfältige musikalische Ausbildung. Zu ihrer Vervollständigung, namentlich in der Theorie und im Gesang, ging Brandes 1842 nach Wien und besuchte daselbst zu diesem Zweck auch die von dem Sänger und späteren Direktor des Münchner Conservatoriums, Franz Hauser, geleitete Gesang- und Musikschule. Durch den Tod des Vaters plötzlich der Mittel zur Fortsetzung des Studiums beraubt, nahm er nothgedrungen eine Stelle als Klavierlehrer in Ungarn an, wo er zwei Jahre blieb. Nach Wien zurückgekehrt, um einem Ruf als Musiklehrer und Kirchensänger zu folgen, erregte er wegen seiner Leistungen in letzterer Eigenschaft besondere Aufmerksamkeit und wurde deßhalb dem bekannten Direktor der Oper am Kärnthner Thor, Bellochino, empfohlen, welcher ihn, nachdem er dessen schöne Tenorstimme gehört hatte, sofort auf 5 Jahre engagirte. Durch diese günstige Wendung seines Schicksals war die bislang noch zweifelhafte Wahl über die Gattung des musikalischen Berufs endgültig entschieden. Beim Beginn der neuen Wirksamkeit unterstützte den begabten Kunstjünger der berühmte Bassist Staudigl durch Einstudieren mehrerer Rollen in liebevoller Weise, was wesentlich dazu beitrug, daß sein Auftreten, trotz der damaligen Beliebtheit Ander's, vom größten Erfolge begleitet war. Im Jahre 1848 von Franz Lachner nach eigenem Anhören in Wien, mit Lösung der bisherigen Verpflichtungen, an die Münchener Hofbühne berufen, gefiel Brandes dort so, daß der abgeschlossene dreijährige Contract alsbald in einen lebenslänglichen verwandelt wurde. Wegen eines Halsleidens 1855 in zeitweiligen Ruhestand versetzt, wirkte er 6 Jahre lang als Gesanglehrer am Conservatorium der Musik zu München, bis er in Folge wiederholter Aufforderungen zur Rückkehr in die theatralische Laufbahn im August 1861 auf günstige Anträge Ed. Devrient's aus Karlsruhe am Hoftheater daselbst unter außerordentlichem Beifall gastirte und mit der einstweiligen Verpflichtung für ein Jahr die Bühne wieder betrat. Da er während dieser Zeit die Ausdauer seiner Stimme genugsam erprobt fand, so schloß er nach deren Ablauf einen zehnjährigen Contract ab. Von nun an war Brandes theils als dramatischer Sänger, theils in Concerten ebensowohl in Karlsruhe, wie in Stuttgart, Darmstadt, Frankfurt 2c. unermüdlich thätig und als der Liebling des Publikums mit Recht gefeiert; da endigte dieses schöne Wirken allzu früh für die Kunst 1870 unerwartet ein bald als unheilbar sich herausstellendes Gehirnleiden, dem Brandes kurze Zeit nach dem Abgang von der Karlsruher Hofbühne am 21. Februar 1871 in der Heilanstalt zu Klingenmünster erlag. Mit seinem Hintritt ist ein an gediegenen Strebungen und Erfolgen reiches Leben für immer der Tonkunst entrissen, empfindliche Lücken zurücklassend. Was Brandes als Sänger Großes geleistet, wird allen seinen Zuhörern unvergeßlich bleiben. Mit einer sympathischen, volltönenden Stimme verband sich der seelenvollste Vortrag, unterstützt durch vollendete, stets nur künstlerischen Zwecken dienende Technik. Der seltenen Begabung kam die Gewissenhaftigkeit

des Studiums gleich, so daß selbst die kleinste Nummer den sorgfältig gestaltenden Künstler offenbarte und Alles von poetisch geistigem Hauch durchweht war. Auch in der Composition hat sich der Verstorbene mit Glück versucht, wovon mehrere gedruckte Lieder und Clavierstücke Zeugniß geben. Der klassischen Musik blieb Brandes trotz seines theatralischen Berufes mit Vorliebe zeitlebens zugethan, und mit anerkennenswerther Bereitwilligkeit widmete er vielfach seine Mitwirkung den Bestrebungen auf diesem Gebiete, wozu wir namentlich die Thätigkeit der gemischten Chorvereine rechnen. So hervorragend er übrigens als dramatischer Sänger war, — man denke nur an seine Musterdarstellungen in Gluck's und Mozart's Opern, sowie in der sogenannten großen Oper — so war er doch noch bedeutender als Lieder- und Oratoriensänger, d. h. in jener Sphäre, wo die Kunst ohne alle scenischen Mittel nur durch sich selbst wirkt. Wer erinnert sich hierbei nicht an die meisterhaften Vorträge von Liedern eines Beethoven, Schubert, Mendelssohn oder Schumann, wer gedenkt nicht seiner ausgezeichneten Wiedergabe der Tenorpartieen in kirchlichen und oratorischen Werken von Bach und Händel, Beethoven, Spohr, Mendelssohn und Anderen? Zum Besten zählte jedenfalls der Evangelist in der Matthäuspassion. Für alle diese genußreichen Schöpfungen einer dem höchsten Ideal zugewandten Künstlerseele wird dem verewigten Sänger allezeit die dankbarste Verehrung gewahrt bleiben, gleichwie die Trauer um seinen frühen Tod eine allgemeine war.

H. Giehne.

Johann Brandl.

Aus dem interessanten Lebenslauf dieses hervorragenden Tonkünstlers geht als abermaliges treffendes Beispiel die schon oft bestätigte, für die Bestrebungen des menschlichen Geistes trostreiche Thatsache hervor, daß ein mit dem rechten beharrlichen Wollen verbundenes Talent, und wäre es selbst von den niedrigsten Verhältnissen eingeengt, trotz aller Entbehrungen, Hindernisse und Prüfungen schließlich doch das ersehnte hohe Ziel erreicht. Der also gepriesene Meister, Johann Brandl, wurde am 14. November 1760 im Kloster Rohr bei Regensburg als der Sohn eines armen Jägers geboren. Schon im 6ten Jahre kam er als Singknabe in das Kloster, wo er Unterricht im Singen, sowie auf der Violine und dem Clavier empfing. Seine Abneigung gegen letzteres trug ihm manche körperliche Züchtigung ein; um so größer waren die Fortschritte in den anderen, mit Eifer betriebenen Gegenständen der musikalischen Unterweisung, so daß er, 1770 durch Canonicus Gelasius in ein Kloster nach München gebracht, sogleich Anstellung als Capellknabe bei Hofe fand. Hier benützte er emsig die vielseitig gebotene Gelegenheit, sich in geistiger Beziehung, und namentlich in der Musik, auszubilden; er erfreute sich der Zuneigung des damaligen ersten Tenoristen Valesi sowie der Gunst des Hofkapellmeisters Bernasconi, welche beide am Hoftheater angestellten Künstler ihn in seinem Streben zuvorkommend unterstützten und seine Verwendung im Chor der italienischen Oper veranlaßten. Hier auch entstand der Wunsch, die Tonkunst als Beruf zu wählen, hervorgerufen durch die Bekanntschaft mit dem nachherigen Arzte Schubauer, dem Componisten der „Dorfdeputirten“ und mehrerer Messen, dessen Wohlwollen er sich durch sein treffliches Violinspiel erwarb. Offenbar um diesem Verlangen rascher Genüge leisten zu können, nahm er das 1774 ihm wegen seiner entschiedenen musikalischen Begabung gemachte Anerbieten eines Exjesuiten zum Eintritt in das Seminarium zu Neuburg a. D. an, wo er bei dem dortigen Lehrer Feldmayer seine Studien in der Musik fortsetzte und speciell jene in der Composition begann. Ein von Brandl in der Rhetorica-Prima componirtes, mit vielem Beifall aufgeführtes Miserere war die Veranlassung, daß

der für Kunst und Wissenschaft begeisterte Abt Gallus vom Benediktinerkloster Heiligenkreuz zu Donauwörth ihn 1778 auf seine Kosten nach Eichstädt behufs weiteren Unterrichts bei Domkapellmeister Schlecht und Hofmusikus Rehm dort sandte. Der vorher eingegangenen Verpflichtung gemäß trat er 1779 als Novize in das Kloster; da aber die strenge Clausur seinem heiteren, lebendigen Charakter nicht zusagte, so wurde er wegen der ihn befallenden Melancholie und vollständigen Tiefsinnigkeit alsbald wieder von dem menschenfreundlichen Prälaten seines Gelübdes entbunden. Zur Erholung seiner angegriffenen Gesundheit machte er hierauf einige Kunstreisen, traf in deren Verlauf mit dem fürstbischöflichen Violinvirtuosen Westermayer von Eichstädt zusammen und setzte mit ihm dieselben in ersprießlichster Weise fort. Später nach Freiburg i. B. gelangt, begann er daselbst das Studium der Jurisprudenz, gab dasselbe jedoch bald auf und war einige Zeit als Lehrer für verschiedene Gegenstände in der Abtei St. Trudpert bei Staufen thätig; hier betrieb er Composition und Violinspiel um so eifriger, als er nach längerem Schwanken nunmehr fest entschlossen war, sich weder dem ihm zugedachten geistlichen Stand, noch einem anderen wissenschaftlichen Beruf, sondern lediglich der Kunst zu widmen. Mehrere von Freiburg aus an anderen Orten mit Glück gegebene Concerte, noch mehr aber ein in die Schweiz unternommener größerer Ausflug bewirkten, daß seine vorzüglichen Leistungen auf der Violine in Verbindung mit dem Vortrag eigener Compositionen ihm gleichmäßig den Ruf eines beachtenswerthen Solisten wie Componisten verschafften. In Folge dessen ernannte ihn der Fürst von Hohenlohe-Bartenstein 1784 zu seinem Capellmeister, welche Stelle er 1789 auf ergangene ehrenvolle Berufung mit jener eines Musikdirectors an dem Hofe des Fürstbischofs von Speyer zu Bruchsal vertauschte. Nach der Säkularisation der geistlichen Bisthümer, wodurch 1803 der rechtsrheinische Theil des Hochstiftes Speyer dem Lande Baden zufiel, wurde Brandl als fürstbischöflicher Beamter mitübernommen und 1806 als Hofmusikdirector an das Hoftheater zu Karlsruhe versetzt. In dieser neuen Berufsstellung wirkte er neben Danzi und F. E. Fesca verdienstlich als Componist und Dirigent bis zu seiner 1824 erfolgten Pensionirung. Auch nach derselben war er noch unermüdlich im Schaffen neuer Tondichtungen und bewahrte sich hierdurch, sowie durch eine seltene Geistesfrische die früher ihm so allseitig zu Theil gewordene Anerkennung. Er starb, wegen seiner heiteren Liebenswürdigkeit und künstlerischen Tugenden bis an's Ende verehrt, in hohem Alter am 26. Mai 1837. — Als fruchtbarer Tonsetzer hat sich Brandl durch den mehrentheils gediegenen Gehalt seiner weit über 70 betragenden Werke einen angesehenen Namen unter seinen Zeitgenossen errungen. Dieselben bestehen in vielen Solostücken und Concerten für einzelne Instrumente mit oder ohne Orchester, Quartetten und Quintetten für Streichinstrumente, desgleichen für Flöte, Fagott ꝛc., Ouvertüren, Symphonieen und sonstigen Sachen für Orchester, ferner in zahlreichen Liedern für eine Singstimme, Cantaten, Hymnen und sonstigen Nummern für Solo oder Chor, 1 Monodram „Hero", 5 Opern: „Herrmann", „Nanthild, das Mädchen aus Valbella", „Omar, der Gute", „das Siegesfest in Meriko" und „der Triumph des Vaterherzens", mehreren Oratorien und einer großen Anzahl Messen für gemischten und Männerchor. Letztere, im Haydn-Mozart'schen Stil geschrieben, waren viele Jahre lang sehr geschätzt und verbreitet, ebenso seine Lieder, mit deren 12 im Jahre 1790 die erste Veröffentlichung seiner Compositionen begann; besonderen Absatz und Beifall fand s. Z. durch Text und Musik die „Fürstengruft" von Schubart, eine seiner ersten Arbeiten. Hervorragenden Werth besitzen namentlich die Streichquartette, wovon die zuerst erschienenen 6 Jos. Haydn gewidmet sind,

nebst den Quintetten; ihr Inhalt ahmt die klassischen Muster dieses Meisters und Mozart's würdig nach. Freilich hatte sich hierzu ihr Verfasser vorher ebenso mühevoll als gründlich durch eigenhändige Fertigung von Partituren der Quartette und Quintette der genannten Vorbilder vorbereitet. Auch die Symphonieen athmen in Bezug auf melodischen Schwung und treffliche thematische Arbeit vornehmlich Haydn's Geist. Viele der eben erwähnten Werke sind im Druck erschienen. H. Giehne.

Karl Freiherr v. Brandt,

einer der aus preußischem Militairdienst 1803 übernommenen Officiere, Sohn eines markgräflich Anspachischen Kammerherren, geheimen Regierungsrathes und Ritterhauptmanns der unmittelbaren Reichsritterschaft im Voigtlande, wurde am 25. Februar 1774 zu Bühl bei Baireuth geboren. Er erhielt seine Ausbildung von 1789—1803 in einem preußischen Infanterie-Regimente, wurde 1803 Stabshauptmann im badischen Leib-Regimente, machte die Feldzüge von 1806 und 1807, 1809 als Major und 1812 als Bataillons-Commandeur mit, führte, nach Erkrankung des Obersten von Franken, das Regiment und entging, schwer leidend, nur durch die Ausdauer seines Pferdes der Gefangenschaft. 1813 rückte er zum Obersten auf, nachdem er, aus Rußland zurückgekommen, zum Commando des in Glogau stehenden Ersatz-Bataillons (s. d. A. Seutter v. Lötzen) berufen worden war. Die Besatzung bestand außerdem aus französischen Truppen und dem kleinen Rest badischer Bewaffneter die der russischen Katastrophe entgangen waren (s. d. A. Pfnor). Obercommandant war General Laplane. Die Belagerung resp. Blokade wurde ausgeführt durch ein russisch-preußisches Corps unter den Generalen St. Priest und Schüler. Nachdem die Besatzung unter anderen Actionen am 26. März und 7. Mai große Ausfälle gemacht hatte, führten die Folgen der Schlacht bei Bautzen am 26. Mai den Abmarsch des Belagerungs-Corps herbei. Brandt führte hierauf seine Abtheilung den badischen Truppen unter Generalmajor v. Stockhorn im Lager von Lüben zu, wo sie unter seinem Commando mit den von Karlsruhe zur Armee abgegangenen 4 Füsilier-Compagnieen zum Regiment v. Stockhorn No. 1 vereinigt wurden. Als Commandeur des Infanterie-Regiments Großherzog No. 3 im Feldzuge 1814 (s. d. A. Franken) zum Befehlshaber der 1. Infanterie-Brigade bestimmt, ward ihm Gelegenheit, von Mitte Februar bis zum Friedensschluß die Blokade von Kehl zu leiten und die Ausfälle der Besatzung am 30. März und 8. April mit Bravour zurückzuweisen. Auch im Jahre 1815 (s. d. A. v. Schäffer) an der Spitze der gleichen Brigade fechtend und nach dem Feldzuge Garnisons-Commandant von Mannheim geworden, trat Brandt 1827 als Generalmajor in den Ruhestand. Er starb am 8. Oktober 1857, über 83 Jahre alt. Ein jüngerer Bruder desselben, Heinrich, 1791 in die markgräfliche Pagerie (s. d. A. H. v. Porbeck) aufgenommen, rückte bis 1814 zum Obersten im Infanterie-Regiment v. Stockhorn No. 1 auf und starb am 5. September 1820 in Karlsruhe. L. Löhlein.

Johann Nicolaus Friedrich Brauer

ist am 14. Februar 1754 zu Büdingen (bei Offenbach) geboren, wo sein Vater gräflich Ysenburgischer Geheimerath war. Durch Hauslehrer sorgfältig erzogen und auf den Universitäten Göttingen und Gießen in der Rechtswissenschaft herangebildet, meldete er sich 1774 zur Aufnahme in den Dienst des Markgrafen Karl Friedrich von Baden. In einer Zeit, welcher die Freizügigkeit der Beamten in den Gebieten der kleinen deutschen Landesherren noch etwas selbstverständliches war, assimilirte sich Brauer rasch dem neugewählten

Vaterlande und rückte in dem badischen Hofraths-, Hofgerichts- und Kirchenrathscollegium (der damaligen centralen Verwaltungs- und Gerichtsbehörde) bei welchem er Anfangs Acceß genommen hatte, schon mit dem 22. Lebensjahre 1775 zum Assessor und 1777 zum wirklichen Hof- und Regierungsrath vor. Schon frühe hatte er Gelegenheit, seine Fähigkeiten und seine Kenntnisse im Kirchen- und Reichsrecht aus Anlaß des unter dem Namen Syndikatssache bekannten Kirchenstreites an den Tag zu legen, welchen die Markgräfin Maria Viktoria und die Stadt Baden bald nach der Vereinigung der Markgrafschaft Baden mit Durlach gegen den Markgrafen Karl Friedrich erhob, um dem lutherischen Landesherren die Ausübung der Staatshoheit über die katholische Kirche in dem angefallenen Gebiete zu entziehen. (s. Nebenius, Karl Friedrich von Baden, herausg. von Weech. Karlsruhe 1868 S. 120 ff.) Nicht bloß im Hofrathscollegium war in dieser durch die Labyrinthe der Reichsgerichte zwölf Jahre lang hingezogenen und endlich für den Markgrafen befriedigend geschlichteten Sache Brauer's Stimme von großem Einflusse; er verdiente sich dabei auch die ersten Sporen als Schriftsteller durch die von ihm aus diesem Anlasse veröffentlichten Schriften. Zugleich ward er durch seine praktische Thätigkeit im Kirchenraths- und Hofrathscollegium zu einem größeren dreibändigen Werke angeregt, welches mit umfassender Literaturkenntniß die verwickelten Bestimmungen des Reichsrechts über den Rechtszustand der christlichen Religionsparteien aufhellte; es sind dies die seiner Zeit viel gelesenen „Abhandlungen zu Erläuterung des Westphälichen Friedens". (3 Bde. 1782—1785.) Nachdem Brauer 1788 den Charakter eines Geheimen Hofraths erhalten hatte, wurde ihm 1790 das Directorium des Hofrathscollegiums übertragen, womit Sitz und Stimme in der höchsten Staatsbehörde, dem Geheimerathscollegium, verbunden war. 1792 schied er aus dem Hofrathscollegium aus, um als wirklicher Geheimer Rath der höchsten Landesbehörde ganz anzugehören; zugleich ward er Director des Kirchenrathscollegiums und des Ehegerichts und bald auch des Sanitätsraths. Mußte Brauer auch in seiner Stellung als Geheimer Rath an manchem wichtigen politischen Akte Theil nehmen — insbesondere war er bei jenem entscheidenden Geheimerathsbeschluß von 1796 betheiligt, welcher ohne Mitwirkung des wegen der Kriegswirren aus dem Lande geflüchteten Landesherren den Separatfrieden mit Frankreich besiegelte —, so war seine Thätigkeit in diesen höchsten Staatsstellen doch ganz vorwiegend auf das Gebiet der administrativen und kirchlichen Organisation gerichtet. Die bewährten Verwaltungsgrundsätze der markgräflichen Regierung wurden von ihm in der Hofrathsinstruction vom 28. Juli 1794 in systematischer Ordnung zusammengefaßt und weitergebildet. Seine Thätigkeit in der Sanitätscommission ist durch die von ihm bearbeitete Physikatsordnung von 1793 und die von ihm verfaßte Gesellschaftsordnung für sämmtliche Wundärzte gekennzeichnet. Von ihm rührt die Büchercensurordnung von 1797 und die Archivordnung von 1801 her. Insbesondere aber wirkte Brauer als Director des lutherischen Kirchenraths mit großer Sachkenntniß für Organisation und Leitung der evangelischen Landeskirche und Pflege des jener Behörde unterstehenden Schulwesens. Brauer hauptsächlich verfaßte die noch lange Jahrzehnte für die protestantische Kirche Badens maßgebende Kirchenrathsinstruction von 1797 und verstand es in diesem Organisationswerke den beiden schon damals in Gegensatz getretenen Strebungen, sowohl dem Festhalten an den die Grundlage der Kirche bildenden Glaubenssätzen, als der durch die „Aenderung der Denkformen" bedingten Fortentwicklung der Lehrmeinungen mit staatsmännischer Klugheit und Voraussicht gerecht zu werden. Die Kirchenrathsinstruction will in Glaubenssachen weder ein Dominat der Kirchenregierung,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

des Consistoriums, noch ein Dominat der Lehrer und ihrer subjectiven Ansichten; sie läßt einerseits der Lehrfreiheit des Forschers einen freien Spielraum, der hauptsächlich nur durch die Schranken des Staatswohls und der Sitte begrenzt wird; sie bindet anderseits den Geistlichen in seiner praktischen Thätigkeit nicht an die Anschauungen der symbolischen Bücher und des Consistoriums, macht ihm aber zur Pflicht, von der Erörterung lediglich subjectiver Anschauungen zu abstrahiren und in der Gemeinde nur solche Sätze vorzutragen, welche „in den Lehren des neuen Testaments nach dem aus dem Zusammenhange vor dem gemeinen Menschenverstande zu rechtfertigenden Sinne liegen". In einer Reihe der von Brauer bis 1802 abgefaßten periodischen Synodalbefehle wurden die der Kirchenrathsinstruction zu Grunde liegenden Principien gesunder Religiosität auf die Fälle des praktischen Lebens des Näheren angewendet. Zugleich gab diese praktische Thätigkeit auf kirchlichem Gebiete Brauer Anlaß zu wissenschaftlicher Untersuchung der theologischen und kirchenpolitischen Fragen. Er erwarb sich nicht blos eine Bibelkenntniß, welche mit der eines gelehrten Theologen wetteifern konnte; er nahm auch selbst in mehreren kirchenpolitischen Schriften lebhaften Antheil an dem Kampfe der theologischen Schulen. Hier tritt seine Vorliebe für die „Altgläubigen" entschiedener hervor, als in seiner amtlichen Thätigkeit, wo er die Stellung über den Parteien mit Würde wahrte. Am schärfsten ging er mit den „Neologen", „Autosophen", „religiösen Demagogen" um in der anonym herausgegebenen Schrift: „Pauleidolonchronnikon oder Gedanken eines Südländers über europäische Religionsschriften, Aufklärungsweisheit und glänzende Aussichten der Kirche". Christianstadt (Karlsruhe) 1797. Weniger schroff vertrat er dieselbe Glaubensrichtung in den „Gedanken über Protestantismus und dessen Einfluß auf die Rechte der Kirchengewalt und der Religionslehrer". (1802.) — Daß Brauer, trotz seiner Neigung zum alten Glauben, doch die Lebensgemeinschaft der Kirche weit über das starre Bewahren von Glaubensformen stellte, ergibt sich schon daraus, daß er alsbald nach dem Anfall der reformirten Landestheile (1803) den Gedanken einer Union der zwei protestantischen Kirchen eifrig aufgriff und in seiner Schrift: „Gedanken über einen Kirchenverein beider protestantischen Religionsparteien" schon einen förmlichen Organisationsplan darüber entwarf, auf welche Weise die Union angeregt und wie sie durch gegenseitiges Ineinanderschmelzen der Unterscheidungslehren, des Ritus und des Kirchenregiments vollendet werden könne. Auch durch religiös erbauliche Abhandlungen (in Ewald's christlicher Monatsschrift. 1802 und 1804) bethätigte Brauer seine Kenntnisse und Bestrebungen in kirchlichen Fragen. Die schweren Arbeiten, welche mit der Vergrößerung Badens an ihn herantraten, drängten aber im letzten Jahrzehnt seiner Wirksamkeit dieses Gebiet des Schaffens bei ihm mehr in den Hintergrund; nur noch ein 1807 erschienenes und auch ins Holländische übersetztes Werk Brauer's mit dem Titel: „Das Christenthum ist Regierungsanstalt; ein Wort für unsre Zeiten", welches darlegen will, daß das Christenthum nicht sowohl eine Lehre, als eine praktische Anstalt zur Erziehung des Menschen zum Seelenheile sei, gibt davon Zeugniß, daß Brauer sein Leben lang, auch unter dem Drange rastlosen Schaffens für den Staat, den Faden religiöser Gedankenarbeit weiter wob. Mit dem Anfalle der Pfalz und größerer geistlicher und reichsstädtischer Gebiete an den zum Kurfürstenthum beförderten badischen Staat begann für Brauer eine neue Periode der vielseitigsten Thätigkeit auf den Feldern der administrativen Organisation, der gesetzgeberischen und schriftstellerischen Arbeit. Brauer ist der Hauptverfasser des Organisationswerks, welches 1803 die neuen, das rechtsrheinische Stammland an Umfang und Einwohnerzahl übertreffenden Landerwerbungen mit dem Kerne des alten Staatswesens zu verschmelzen bestimmt

war. Diese dreizehn Organisationsedicte von 1803 enthalten, unter behutsamer Anknüpfung an die Rechtszustände der überkommenen Gebiete und an die durch die lange Regierungszeit Karl Friedrichs erprobten markgräflichen Institutionen, die Neuregelung einer ganzen Reihe der wichtigsten Verhältnisse des öffentlichen Rechts. Die Hierarchie der Behörden wird, entsprechend den vielseitiger gewordenen staatlichen Aufgaben, erweitert und durch Einsetzung von Gerichten mittlerer und höchster Instanz vervollständigt. Die Geschäftsformen der Behörden und die Bedingungen des Eintritts in den Staatsdienst werden einheitlich geregelt. Das Verhältniß der Kirchen wird im Sinne thunlichster Parität und zugleich einer energischen Staatsaufsicht, ja Bevormundung in den äußeren Rechtsbeziehungen geordnet, das Schulwesen von der Trivial- bis zur Hochschule nach einheitlichem Plane organisirt. Für die Handhabung der Strafrechtspflege werden gemeinsame Grundsätze aufgestellt. Die Verhältnisse der bewährten Landesanstalten, wie der Brandversicherungskassen, der Wittwenkassen u. s. f. werden gesetzlich geregelt und die Verschmelzung derselben in einheitliche Anstalten eingeleitet. Diesen Organisationsedicten schloß sich dann die ebenfalls von Brauer verfaßte Obergerichtsordnung vom 20. Januar 1803 an, welche das Verfahren vor den Hofgerichten und dem Oberhofgerichte in bürgerlichen Rechtssachen ordnete. — Als in Folge der politischen Ereignisse von 1805 und 1806, das Gebiet des badischen Staats nochmals ums Doppelte vergrößert und das letzte Band des nunmehr souverainen Großherzogthums vom Reiche abgetrennt worden war, machte sich das Bedürfniß nach einer einheitlichen Neugestaltung des öffentlichen Rechts, sowohl was die Organisation der Behörden als was die materiellen Rechtsnormen betrifft, von neuem geltend. Die schwierige Aufgabe, diese „Constitution" des Landes zu entwerfen, fiel wiederum Brauer zu, dessen „glühender Eifer für das Wohl des neu entstandenen Staats und tiefe Einsichten" von den leitenden Ministern gern anerkannt und benützt wurden. Er führte die Aufgabe mit gewohnter Raschheit aus in den 7 Constitutionsedicten von 1807. In dem ersten derselben wurde das Verhältniß von Kirche und Staat für das vergrößerte Landesgebiet aufs neue geordnet, wobei Brauer in der Wahrung des staatlichen Hoheitsrechts in allen das äußere Rechtsgebiet berührenden Fragen noch entschiedener vorging als im 3. Organisationsedict von 1803 und insbesondere die geistliche Gerichtsbarkeit in den ehemals „gemischten" Sachen (Ehe, Eid u. s. w.) vollständig beseitigte. Daß diese Gesetzgebung, sowie die Regelung, welche das Recht der Gemeinden und Corporationen in dem zweiten Constitutionsedict und der Rechtszustand der verschiedenen Stände (Fremde, Staatsbürger und deren verschiedene Klassen) im sechsten Constitutionsedict durch Brauer erhielt, den Verhältnissen des Landes mit Kenntniß und Scharfblick angepaßt war, beweist am besten der Umstand, daß die Bestimmungen dieser Edicte größtentheils bis über die Mitte dieses Jahrhunderts in Anwendung blieben. Besonders schwierig war die Feststellung des Rechtszustandes des mediatisirten Reichsadels; für diesen war in Folge der Bestimmungen der Rheinbundsacte eine staatsrechtliche Stellung zu schaffen, für welche das bisherige markgräfliche Staatsrecht nicht einmal eine Analogie bot. Die Lösung, welche Brauer auf diesem Gebiete in dem 3. und 4. Constitutionsedicte über die Standes- und die Grundherrlichkeitsverfassung versuchte, konnte ihrer Natur nach nur eine provisorische Vermittelung widerstreitender Interessen sein. Wie gründlich aber Brauer gerade die Frage der rechtlichen Stellung des Reichsadels unter den souverain gewordenen Landesfürsten untersucht hat, davon legt sein kurz vor dem 3. und 4. Constitutionsedict erschienenes Werkchen: „Beitrag zu einem allgemeinen Saatsrecht der Rheinischen Bundesstaaten in fünfzig Sätzen" Zeugniß ab.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

In dem 5. Constitutionsedict gab endlich Brauer dem absterbenden Lehenrecht zum letztenmal die jetzt noch giltige abschließende Gestaltung. Dieser Bau der Constitutionsedicte, welche die öffentlichen Rechtsbeziehungen der Einzelnen, der Stände und Corporationen, der Kirchen und der Gemeinden einheitlich regelten, sollte nach Brauer's Ansicht durch zwei letzte Constitutionsedicte über die Staatsverwaltungsverfassung und über die Gewährleistung der Verfassung gekrönt werden. Der Geist der Periode, in welcher sich Brauer durch dreißigjähriges Wirken zum Staatsmann herangebildet hatte, war neben allem patriarchalischen Besserungsstreben doch vor Allem ein Geist behutsamer Achtung vor jedem einmal abgegrenzten Rechtsgebiete, auch im öffentlichen Rechte, und vor den überkommenen Rechtsformen gewesen; eine Schonung, welche den kleinen Landesfürsten schon durch die eigenthümlich starre Gestaltung des Reichsrechts und durch die Reichsgerichtsbarkeit auch über öffentliche Rechtsfragen auferlegt wurde. Auch nachdem Brauer Zeuge und Weiterbildner einer Katastrophe geworden war, welche die seit Jahrhunderten sorgsam gehüteten Formen des öffentlichen Rechts Deutschland's mit einem Strich wegwischte, blieb in ihm das Bewußtsein lebendig, daß das öffentliche Recht außerhalb des willkürlichen Beliebens der momentanen Regierungsgewalt gestellt werden müsse, daß Garantieen des öffentlichen Rechts zu schaffen seien. Dieselben Erinnerungen aber, welche für Brauer die Festsetzung solcher Garantieen, wie er selbst sagte, zum „Schlußstein des Gewölbes" machten, führten ihn dazu, die Garantie nicht in der Herstellung einer repräsentativen Verfassung zu suchen, welche seiner Ansicht nach „nur viel Aufwand und Schreiberei verursachen, problematischen Nutzen stiften und unter Umständen für die Souverainetät des Fürsten bedenklich werden würde". Nach Brauer's Anschauung, wie sie in dem nie ins Leben getretenen Entwurfe des 9. Constitutionsedicts niedergelegt ist, soll die Garantie des öffentlichen Rechts vornehmlich durch die „Formen" der zur Gesetzgebung und zur Entscheidung über das öffentliche Recht berufenen höchsten Behörden geschaffen werden; das Oberhofgericht insbesondre soll Wächter der Constitutionsgesetze werden und über die auf Grund jener Gesetze erhobenen Beschwerden Einzelner gegen die Vollzugsorgane des Staats entscheiden. Als der Staatsrath aber sich Ende des Jahres 1808 dennoch zur Einführung einer repräsentativen Verfassung entschloß, wurde diesem Beschlusse ein wiederum von ihm ausgearbeiteter Verfassungs-Entwurf zu Grunde gelegt, welcher der Geistesrichtung Brauer's entsprechend auf dauernde Ordnung des Verwaltungssystems und auf die Gewährleistung der Verfassung durch weitgehende oberhofgerichtliche Rechtsprechung ein viel größeres Gewicht legt, als auf die Gestaltung des aus Vertretern der großen und mittleren Landwirthschaft, des Gewerbes und der Wissenschaft ziemlich künstlich destillirten und mit einem Minimum von Rechten ausgestatteten „Landraths". Diese Verfassung wie das 9. Constitutionsedict blieben übrigens als Entwürfe in den Akten versenkt; sie sind aber für Richtung und Fähigkeiten Brauer's in politischen Fragen äußerst charakteristische Urkunden. (Vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung. Karlsruhe 1868 S. 176 ff.) Neben seiner Stellung im Geheimeraths-collegium, welche ihn seit 1803 mit diesen Organisationsarbeiten und ihrer Durchführung in Anspruch nahm, wirkte Staatsrath Brauer gleichzeitig als Mitglied der 1803 neu errichteten General-Sanitätscommission (bis 1808), als General-commissair für das gesammte Landesarchiv, sowie als Director des lutherischen Kirchenraths, bis er 1805 auf sein Ansuchen der letzteren zwei Stellen enthoben wurde. Bei der Organisationsänderung von 1807 erhielt er die Stelle eines dirigirenden Geheimeraths bei dem Polizeidepartement des Staatsministeriums, wobei er das Referat in Gesetzgebungssachen beibehielt; bei der

Aenderung von 1808 ward er zum Mitglied des Staatsraths und Director des Justizministeriums ernannt. In dieser Stellung wurde er, nachdem er kurz zuvor dem öffentlichen Rechte Badens das einheitliche Gepräge gegeben hatte, zu einer nicht minder bedeutenden Arbeit im Gebiete des bürgerlichen Rechts gerufen, auf welchem er seine Befähigung gleichfalls schon durch die Ausarbeitung der Eheordnung vom 15. Juli 1807 bewiesen hatte. Durch Großherzogliche Kabinetsordre vom 5. Juli 1808 wurde Staatsrath Brauer, „in dessen ausgebreitete Kenntnisse im juridischen Fach Wir besonderes Vertrauen setzen", zum Vorsitzenden der noch aus zwei weiteren Mitgliedern bestehenden Commission zur Bearbeitung und Einführung des französischen Civilgesetzbuches ernannt. Schon im Februar 1809 hatte er die Arbeit des Uebersetzens und Anpassens des fremden Gesetzbuches vollendet. Brauer ward übrigens nicht aus Vorliebe für das Franzosenthum ein eifriger Befürworter der Uebertragung des Code Napoleon; sondern es bestimmte ihn dabei, nach bedachtsamer Abwägung aller Gründe für und wider, hauptsächlich das auf andere Weise gar nicht zu befriedigende Bedürfniß, an Stelle der Musterkarte von verschiedenen Rechten ein einheitliches badisches Civilgesetzbuch zu setzen. Weit entfernt, innerlich die bei den leitenden Persönlichkeiten vorwaltende gutfranzösische Gesinnung zu theilen, hatte Brauer gerade in jenen Tagen seinen Unglauben an die Dauerhaftigkeit des Rheinbundes drastisch dadurch ausgedrückt, daß er die Nichterwähnung des Bundes in der badischen Constitution mit den Worten beantragte: „das Schicksal des Rheinbundes ruht in Gottes und Napoleons Hand". Auch war Brauer sorgfältig darauf bedacht, bei der Uebertragung des Code Napoleon jede Spur des fremdländischen Ursprunges zu verwischen. Daher bestrebte er sich, durch eine große Anzahl badischer Zusatzartikel „eine der hierländischen Landesart und Sitte unnachtheilige Anwendung" des fremden Gesetzes zu begründen. Daher war auch Brauer durchaus nicht gemeint, daß mit Annahme des materiellen Civilrechts auch die vielfach darein verwachsenen formellen Rechtsinstitute des französischen Rechts einfach nach Baden hinüberzunehmen seien, (wie der Familienrath, die bürgerliche Standesbeamtung, die Staats- und Pfandschreiberei, die Kronanwaltschaft, die Friedensgerichte, die Tribunale erster Instanz) vielmehr ging sein Streben dahin, diese Institute theils zu beseitigen, theils sie an die deutschen Einrichtungen anzupassen. Insbesondere hielt er an der deutschen Einrichtung der Amtsgerichtsbarkeit und der collegialen Obergerichte fest; und als er bald nach Erlassung des Landrechts auch mit Ausarbeitung eines Civilproceßentwurfs beauftragt worden war, wies er die naheliegende Versuchung, auch hier einfach den französischen Civilproceß-Codex zu copiren, von sich; vielmehr gründete sich der Entwurf, welcher mit der ihm eignen Rastlosigkeit in den wenigen Monaten vom Januar bis Juli ausgearbeitet wurde, übrigens nach langen Begutachtungen in den Akten liegen blieb, im Großen und Ganzen auf den historischen Boden des gemeinen deutschen Processes. Wie Brauer der eigentliche Verfasser des badischen Landrechts ist, so hat er auch die erste umfassende wissenschaftliche Bearbeitung des neuen Gesetzgebungswerks geliefert in seinen „Erläuterungen über den Code Napoleon und über die Großherzoglich badische bürgerliche Gesetzgebung". (1809—1812.) Die vier ersten Bände dieser Erläuterungen suchten die einheitliche Anwendung des neuen Gesetzes zu sichern, indem sie in der Form eines fortlaufenden Commentars die Bedeutung der Sätze des Code Civil, der badischen Zusatzartikel und der Einführungsedicte, unter Zuhilfenahme der damaligen deutschen und französischen Literatur und unter Zurückgehen auf die Absichten der badischen Bearbeiter, sowie auf das seitherige Recht, ausführlich erläutern. Nachdem das römische Recht im zweiten Einführungsedict ausdrücklich als eine Art subsidiaires

Hilfsrecht anerkannt worden war, vervollständigte Brauer das Werk durch Beigabe des fünften Bandes, welcher die Verschiedenheiten des römischen Rechts und des französischen Civilgesetzbuches darlegt. Endlich suchte er den Anforderungen der Praxis noch vollkommener dadurch gerecht zu werden, daß er im sechsten Bande (Rechtsdenkwürdigkeiten für die Anwendung des Code Napoleon als Landrecht des Großherzogthums Baden 1812) die Entscheidung einer großen Anzahl von Rechtsfällen nach dem neuen Gesetze erörterte. Diese „Erläuterungen" Brauer's haben nicht wenig dazu beigetragen, das Verständniß und die einheitliche Anwendung des neuen Gesetzes rasch zu fördern und die mit Einführung eines fremden Rechts verbundenen Schwierigkeiten zu mindern; noch heute steht das Werk, als die wichtigste Quelle für die Absicht des Gesetzgebers, bei der badischen Rechtsprechung in hoher Achtung. Um die wissenschaftliche Bearbeitung der noch jungen badischen Gesetzgebung zu fördern und ihre Handhabung zu erleichtern, gründete Brauer 1813 mit K. S. Zachariä eine der ersten badischen Zeitschriften, die „Jahrbücher der Gesetzgebung und Rechtswissenschaft des Großherzogthums Baden". Nach Abfassung des Landrechts wurde Brauer's amtliche Stellung wieder geändert, indem er 1809 zum Direktor des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten ernannt wurde; 1811 verließ Brauer dieses Ministerium und ward Mitglied des neugebildeten Staatsraths, sowie mit dem Charakter als referirender Geheimer Cabinetsrath wieder Mitglied des Ministeriums der Justiz und des Innern. — Den noch in rastloser praktischer und wissenschaftlicher Thätigkeit begriffenen Mann ereilte am 17. November 1813 der Tod (seine Krankheit war Scharlachfieber und hinzukommender Nervenschlag), nur zwei Jahre nach dem Hingange des Fürsten, welchem er 36 Jahre seines Lebens treu und erfolgreich gedient hatte. Zeitlebens in den höchsten Staatsbehörden thätig und mit dem officiellen Lobe reichlich überschüttet, hat es Brauer doch nie zu einer leitenden politischen Stellung gebracht; er blieb stets eine jener fleißigen Arbeitsbienen, die nahe an dem Sessel politischer Macht ausdauernd, den Stoff zur nachhaltigen Organisirung und Weiterentwickelung des im politischen Getriebe rasch Entstandenen beibringen und verarbeiten. Die Hauptbedeutung Brauer's liegt denn auch in seiner organisatorischen Thätigkeit; sie hat vielleicht am meisten dazu beigetragen, daß das Conglomerat von Länderbruchstücken, welches 1806 unter dem Namen Großherzogthum Baden zusammengefaßt war, so rasch in ein Ganzes wuchs. Seine lutherische Kirchenrathsinstruction, deren weitherziger Geist ihre unveränderte Uebertragung auf die hinzugekommene reformirte Religionspartei ermöglichte, und sein 1803 erlassenes Programm über die Herstellung der Union haben vor Allem den Boden für die vereinigte protestantische Kirche Badens geebnet. Indem Brauer's Organisations- und Constitutionsedicte ein einheitliches öffentliches Recht, seine Bearbeitung des Code Napoleon ein einheitliches Civilrecht in Baden herstellten, wurde die nothwendige materielle Grundlage geschaffen, auf welcher späterhin die geeigneten Elemente des Volks in den Formen der Verfassung zur Bewahrung und Weiterbildung des Rechtszustands beigezogen werden konnten. Wenige deutschen Staaten, wenige protestantische Kirchen jener Zeit erfreuten sich eines so systematischen Organisationswerks, wie das von Brauer geschaffene. In formeller Hinsicht freilich stehen die Arbeiten Brauer's nicht gerade auf der Höhe der damaligen sprachlichen und juristischen Ausbildung; es fehlt eine gedrungene und einfache Gesetzessprache; gesetzliche Dispositionen und breite Motive sind nicht selten geschmacklos in einander gemischt; das Ringen nach dem bezeichnenden sprachlichen Ausdruck ist nicht immer erfolgreich. Indessen treten diese formellen Mängel gegenüber der materiellen Bedeutung der Schöpfungen Brauer's zurück. — Seine schrift-

stellerischen Leistungen zeugen von einer umfassenden Kenntniß der Literatur und von einem klaren, das Wissen logisch verarbeitenden Verstande; der Schrift über den Protestantismus zollt ein neuerer Kirchenhistoriker (Hundeshagen, Bekenntnißgrundlage) die Anerkennung, daß sie an praktischer Einsicht in die Ziele der kirchenpolitischen Entwickelung von keiner bisher über diesen Gegenstand erschienenen Schrift übertroffen worden sei. Originelle wissenschaftliche Gedanken enthalten die Schriften Brauers nicht; sie sind nichts anderes und wollen auch nichts anderes sein, als auf die damalige Zeit berechnete Erörterungen brennender Fragen, Erläuterungen wichtiger Gesetze; und sie knüpfen daher fast alle an Gegenstände an, mit denen Brauer durch seine amtliche Thätigkeit in unmittelbarer Berührung stand. In der Darstellungsweise geht Brauer der Sinn für geschmackvolle Abrundung und glatte Diction fast vollständig ab; aus der Thätigkeit als Reichsjurist, aus der Beschäftigung mit den symbolischen Büchern und der lutherischen Theologie und aus dem Studium der kantischen Philosophie ist seiner Ausdrucksweise eine gewisse Schwerfälligkeit und Verschlungenheit geblieben; und selbst sein Streben nach Deutschheit des Ausdrucks verschlägt oft in's Gegentheil. Die Werthschätzung der Mitwelt für Brauer's wissenschaftliche Leistungen wird dadurch gekennzeichnet, daß ihm die Universität Heidelberg, für welche Brauer übrigens auch durch Verfassung der neuen Organisation und durch Berufung tüchtiger Kräfte Bedeutendes geleistet hatte, im Jahre 1804 den Titel als Doktor der Rechte honoris causa verlieh. Als Beamter bewies Brauer in den verschiedenartigsten Geschäftskreisen und Stellungen stets gesunden Scharfblick, umfassende Kenntniß der Verhältnisse und unermüdliche Arbeitskraft. Ein ausgezeichnetes Gedächtniß und eine ungemeine Pünktlichkeit ermöglichten ihm, auf dem Bureau, wie einer seiner Collegen sagte, die Arbeit von dreien zu thun, und zugleich noch literarisch thätig zu sein. Obwohl nach Geburt und Erziehung Ausländer, hatte er sich doch dem Dienste des gewählten Vaterlandes mit solcher Hingebung gewidmet, daß er mehrfach ehrenvolle fremde Dienstanträge ablehnte: „weil man ihn im Badischen noch brauchen könne". Hatte Brauer eine amtliche Entscheidung zu geben, so strebte er vor Allem danach, gerecht zu sein; auch pflegte er keinem Bittsteller zu verhehlen, wenn derselbe Unrecht hatte. Diese Eigenschaft und die Ueberhäufung mit Arbeit ließ Brauer, gegenüber den persönlich Vorsprechenden, oft rauher erscheinen, als seine Natur war. Die Grundsätze einer zwar positiven, aber praktischen und nicht engherzigen Religiosität, wie er sie in seinen Schriften aussprach und in seiner amtlichen Stellung zur Geltung zu bringen suchte, bethätigte Brauer auch in seinem Privatleben; eifrig besuchte er den Gottesdienst. In den Mußestunden ward der geschäftsüberladene Staatsmann und viel schreibende Gelehrte auch zum Dichter; nicht bloß verschiedene Lieder des neuen badischen Gesangbuchs von 1786 und 1806 rühren von ihm her, sondern auch andere Gedichte, gedruckte (z. B. in den oberrheinischen Mannigfaltigkeiten. Kehl 1783) und ungedruckte, denen Brauer's Nekrologist Ewald nachrühmt, sie seien einfach und gemüthlich. In dem Kreise seiner Familie entfaltete der sonst trockene Geschäftsmann die liebenswürdigen Seiten seines Charakters. Dem gesellschaftlichen Umgang entzog er sich nicht; vielmehr leitete er inhaltsreiche Gespräche und heitere Unterhaltung in dem ihm vertrauten Kreise, zu welchem auch Hebel gehörte. Gegen seine Freunde war Brauer von seltener Offenheit und stets zum Rathen und Helfen bereit. K. Schenkel.

Eduard Brauer,

der jüngere Sohn des Geheimen Raths Brauer, wurde zu Karlsruhe am 2. November 1811 geboren. Schon nach zwei Jahren verlor er seinen Vater,

erhielt aber unter der Leitung seiner trefflichen Mutter eine sorgfältige Erziehung. In den Jahren der Entwickelung kränklich, konnte er an den lärmenden Unterhaltungen seiner Altersgenossen nur selten Theil nehmen; so entfaltete sich in ihm frühe ein sinniges, nach innen vertieftes Gemüth, welches sich nur gegen Näherstehende, dann aber um so reicher, eröffnete. Schon damals knospte in seinen ersten poetischen Versuchen jenes Talent zur Dichtkunst, welches in seinem späteren Leben so schön erblühte und ihm in der Reihe der deutschen Dichter als Lyriker und Balladensänger („Gedichte", „Badische Sagenbilder" u. a.) einen wohlverdienten Namen errang. Nachdem er das Karlsruher Lyceum mit vorzüglichem Erfolg absolvirt hatte, bezog er im Herbst 1830 die Universität Göttingen, später Heidelberg und bestand 1834, als „vorzüglich" prädicirt, das juristische Staatsexamen. 1839 in Pforzheim als Amts-Assessor angestellt, vermählte er sich dort 1840 mit Rosa Kramer aus Köln, wurde 1843 an das Landamt Karlsruhe versetzt und 1844 zum Amtmann befördert. 1845 wurde er Hofgerichtsrath in Mannheim, 1858 in gleicher Eigenschaft nach Bruchsal versetzt, 1864 zum Oberhofgerichtsrath ernannt. Wie er durch seine umfassenden juristischen Kenntnisse zu den hervorragendsten Mitgliedern des obersten Gerichtshofes gehörte, so wußte er sich auch auf dem Gebiete der Theorie reiche Anerkennung zu erwerben. Außer einer Reihe trefflicher Abhandlungen in verschiedenen juristischen Zeitschriften erschien von ihm 1852 in erster und 1864 in zweiter Auflage sein „Verfahren vor dem Amtsrichter in bürgerlichen Streitsachen" und 1856 „Die deutschen Schwurgerichtsgesetze"; 1870 endlich hatte er die Redaction der „Annalen der badischen Gerichte" übernommen und bis zum Schlusse des Jahres fortgeführt. In seinem Berufe unermüdlich thätig, ausgezeichnet durch Scharfsinn und Wissen, vollendet in der Form der Darstellung, war er eine Zierde des Richterstandes. In seinen Anforderungen an sich selbst strenge, mild und gerecht gegen Dritte, war sein Urtheil stets der unparteiische Ausdruck seines Rechtsgefühles. Nebenrücksichten und Streben nach Gunst lagen ihm ferne. Obwohl er im öffentlichen Leben nie auftrat, nahm er gleichwohl regen Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten. Mit besonderer Begeisterung folgte er dem Aufschwung unseres deutschen Vaterlandes; den Siegen unserer Krieger galten die letzten Klänge seiner Leier. Nachdem im Laufe des Herbstes 1870 schlagartige Anfälle seine sonst so rüstige Gesundheit erschüttert hatten, endete in der Nacht vom 7. zum 8. Januar 1871 ein ohne Vorboten auftretender Lungenschlag schmerzlos sein Leben. (Vgl. K. Z. 1871 No. 13. Beil.) W.

Alexander Braun,

gegenwärtig der bedeutendste Botaniker Deutschlands, gehört seiner Entwickelung und der ersten Hälfte seiner Lehrthätigkeit nach dem Großherzogthum Baden an. Er ist allerdings zu Regensburg geboren, den 10. Mai 1805, aber sein Vater, aus dem Odenwald gebürtig, Postbeamter in Thurn- und Taris'schen Diensten, trat bald darauf behufs postalischer Reorganisationen in den badischen Staatsdienst und nahm seinen Wohnsitz erst in Karlsruhe, dann in Freiburg im Breisgau und schließlich wieder in Karlsruhe. Schon frühe zeigte sich bei dem Knaben Neigung zur Naturgeschichte; angeregt und genährt durch das Beispiel des sich für Mineralogie interessirenden Vaters und den Umgang mit der Familie des älteren Professors Ecker in Freiburg, bethätigte sie sich durch eifriges Sammeln von Pflanzen und Mineralien auf zahlreichen Excursionen im Schwarzwald und auf den Höhen des Kaiserstuhls. In Karlsruhe besuchte er dann das Lyceum und gewann bald die besondere Gunst des dortigen Lehrers der Naturgeschichte, Gmelin, dessen botanische Bibliothek der wißbegierige Schüler

vielfach benutzen durfte. Seine größte Freude aber waren botanische Ausflüge in die nächste Umgegend, sowie größere Excursionen in die Thäler der Murg, Alb und Oos, bald allein, bald mit einigen Mitschülern. Schon damals beschäftigte er sich nicht nur mit den Phanerogamen, sondern auch mit den weit schwierigeren, von den Anfängern meist gemiedenen Cryptogamen, namentlich Farn und Moosen, unter denen er damals manche nicht nur für die badische Flora, sondern selbst für die Wissenschaft ganz neue Arten auffand, wodurch er dann schon in diesem Alter mit namhaften Botanikern in brieflichen und persönlichen Verkehr kam. 1824 bezog er, um Medicin und Naturwissenschaften zu studieren, die Universität Heidelberg, wo ihn namentlich die Vorlesungen Bronn's über Petrefaktenkunde und Leuckart's über Zoologie, neben den botanischen von Bischoff anzogen. Nach dreijährigem Studium in Heidelberg wandte er sich nach München, wo eben Oken und Schelling zu lehren begannen und durch Verbindung der Naturwissenschaft mit der Philosophie eine neue Aera für beide herbeizuführen schienen. Von der kecken Art, mit der Oken die Thatsachen in das Prokrustesbett seiner Theorie einzwängte, wandte sich Braun's naturwissenschaftlicher Sinn bald unbefriedigt ab; tiefere und blühendere Anregung fand er dagegen in Schelling's Einleitung zur Philosophie. Während der Universitätszeit lebte er in regem Verkehr, längere Zeit auch in gemeinschaftlicher Wohnung, mit den Studiengenossen Louis Agassiz, Georg Engelmann und den beiden Schimper. Es gieng damals ein frischer, belebender Hauch durch die Naturwissenschaften, der Sieg des natürlichen Systems in der Botanik, die anatomische Begründung der zoologischen Classification führten von der bloßen Art- und Gattungsunterscheidung wieder zu weiter blickenden Vergleichungen und Verallgemeinerungen; der Zusammenhang zwischen den einzelnen Gestaltungen, „Gesetze der Formen" wurden gesucht und theilweise gefunden, es war dieses das weitverbreitete berechtigte Streben, aus dem, als Uebertreibung und Ausartung, das willkürliche Zahlen- und Analogieenspiel der sogenannten Naturphilosophie erwachsen war. In der Botanik führten De Candolle's Morphologie und die ersten Schriften Röper's, besonders dessen Abhandlung über die Blüthenstände, den jungen Braun in die Vergleichung und ideale Verknüpfung der einzelnen Pflanzentheile und ihrer Stellungen ein, eine Richtung, die ihm neben seiner umfassenden Artenkenntniß stets die wichtigste blieb. So beschäftigten ihn schon damals sehr eingehend, gleichzeitig und in Verbindung mit K. Schimper, die Blattstellungsgesetze, die er namentlich durch specielle Untersuchungen an den Schuppen der Tannenzapfen verfolgte und entwickelte, eine bahnbrechende Arbeit, die 1831 in die Abhandlungen der Leopoldinischen Akademie aufgenommen wurde. Damals nahm Paris den ersten Rang unter den Lehrstätten der Naturwissenschaften ein; so hielt sich daher auch Alexander Braun nach Vollendung seiner Universitätsstudien ein Jahr lang, 1832, dort auf, hörte die letzten Vorlesungen von Cuvier, der während seines Aufenthaltes daselbst starb, sowie die botanischen von Ad. Brengniart und Mirbel, machte mehrere größere botanische Excursionen mit Adr. v. Jussieu, verkehrte viel mit Decaisne, damals aide-naturaliste am Jardin des plantes, und lieferte daneben noch in seiner anspruchslosen Weise zahlreiche Detail-Untersuchungen für die Senegal-Flora, zu welcher einer seiner neuen Bekannten, Mitbewohner desselben Gasthofes, Perottet, das Material gesammelt hatte. Es war ein reges wissenschaftliches Leben in diesem Gasthof in der Rue Copeau, in welchem sich viele deutsche und französische junge Aerzte und Naturforscher zusammengefunden hatten und worin Abends wissenschaftliche Vorträge von Agassiz, Strauß, Dürckheim, Braun selbst u. A. gehalten zu werden pflegten. — Nach Karlsruhe zurückgekehrt, wurde er 1832 Lehrer der Pflanzen- und Thierkunde an der

polytechnischen Schule und zugleich erst Assistent, später Direktor des großherzoglichen Naturalienkabinets, welchem er seine eigene reiche Sammlung von vaterländischen Conchylien einverleibte. Er hat sich während der 14 Jahre seiner Thätigkeit an diesen Anstalten in den Herzen vieler Schüler, jetzt zum Theil hochgestellter Männer, warme dankbare Erinnerung begründet, nicht weniger durch seine wohlwollende Persönlichkeit, als durch sein gründliches vielseitiges Wissen, das er, neben den viele Zeit beanspruchenden Berufsgeschäften, durch ernstliche tiefer greifende Arbeiten in verschiedenen Richtungen bethätigte und weiter ausdehnte. Die floristische Erforschung des Großherzogthums, in der schon der Knabe Manches gethan, setzte nun der Mann durch zahlreiche Excursionen an der Spitze seiner Schüler rüstig fort, und bereicherte dieselbe durch neue Entdeckungen in allen Klassen; wenn er auch nur wenig davon selbst veröffentlichte, so theilte er um so mehr mündlich und brieflich anderen Naturforschern mit, in deren Schriften es dann indirect zur Veröffentlichung kam, so namentlich in Döll's Rheinischer Flora. Aber auch mit den vorweltlichen Organismen seines Landes beschäftigte er sich vielfach, ganz besonders mit den fossilen Pflanzen Oeningens, den Conchylien des Mainzer Tertiärbeckens und der für Baden so wichtigen Löß-Formation; im Vergleich zu diesen wurden auch die Rheinanschwemmungen der Gegenwart sorgfältig untersucht, das Zahlenverhältniß der Individuen der einzelnen Arten zu einander durch mühsame Zählungen vergleichsweise für beide Gebilde ermittelt und die kleinsten Conchylien beider vielfach schärfer, als bis dahin durch die Conchyliologen von Fach geschehen war, unterschieden; einige Mittheilungen über diese Forschungen finden sich in Walchner's Lehrbuch der Geognosie und dessen Nachrichten über die Mineralquellen am Nordrande des Schwarzwaldes, sowie in dem nur zu kurzen Berichte über Braun's Mittheilung in der Naturforscherversammlung zu Mainz 1842, während zahlreiche mühsame Vorarbeiten und weitere Ausführungen noch in seinen Mappen ruhen oder an andere Fachgelehrte zu beliebiger Benutzung mitgetheilt sind. — Die ernste und gründliche wissenschaftliche Thätigkeit Braun's veranlaßte im Jahr 1846 seine Berufung nach Freiburg im Breisgau als Professor der Botanik. Die vier Jahre, welche er dort zugebracht, rechnet er zu den glücklichsten seines Lebens, er konnte seine Lehrthätigkeit auf die ihm liebsten Gebiete concentriren, er erfreute sich des nahen, fast täglichen Verkehrs mit anderen in ihrer Wissenschaft hervorragenden Collegen, und behielt noch Muße genug, um sich eingehenderen Specialarbeiten, namentlich über die Morphologie und Physiologie der Süßwasseralgen hinzugeben, deren Resultate zum Theil in dem Rectoratsprogramme des Jahres 1848 „Ueber die Verjüngung in der Natur" zusammengefaßt sind. Als Rector hatte er die Stürme von 1848 und 1849 doppelt schwer zu empfinden, aber die Beliebtheit, deren er sich mit Recht bei Collegen und Studenten erfreute, half ihm auch manche Schwierigkeit überwinden; um die Interessen der Universität zu wahren, blieb er auf seinem Posten, auch als die Verwirrung aufs Höchste gestiegen war und in der Voraussicht eines blutigen Zusammenstoßes in oder vor der Stadt viele seiner Collegen sich geflüchtet hatten; nur die Kinder hatte er in die Schweiz zu Verwandten geschickt, die treue Gattin hielt bei ihm aus und es gelang seiner Umsicht und Festigkeit, das Vermögen der Universität vor unrechtmäßigem Eingriff zu bewahren und schließlich in Sicherheit zu bringen. — Im Herbst 1850 folgte Alexander Braun einem Ruf an die Universität Gießen, zu dessen Annahme er besonders durch J. v. Liebig bestimmt wurde, brachte aber nur ein Semester daselbst zu, da er bald darauf durch Vermittlung Leopolds von Buch nach Berlin berufen wurde, wo er im Mai 1851 die Professur der Botanik nebst der Direction des botanischen

Gartens und des königlichen Herbariums antrat, eine seinen Fähigkeiten und Neigungen angemessene Stellung, die er bis heute noch mit ungeschwächter Kraft und Treue ausfüllt. Gleichzeitig wurde er Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften in Berlin und hat als solches eine Reihe wichtiger botanischer Arbeiten morphologischen und systematischen Inhalts in den Abhandlungen und Monatsberichten dieser Akademie veröffentlicht. In zahlreichen wissenschaftlichen Gesellschaften Berlins ist er ein thätiges, hochgeschätztes Mitglied und noch vor Kurzem hat er die jüngeren und älteren Botaniker zu periodischen gegenseitigen Vorträgen vereinigt, bei denen alle, der Gegensätze vergessend, mit inniger Verehrung auf den silberhaarigen gemeinschaftlichen Lehrer blicken; von nah und fern, aus dem In- und Ausland kommen Besucher, oder Bitten um Rath und Beurtheilung, Grüße und Zusendungen von in die Ferne gegangenen Schülern, oder anerkennende Auszeichnungen, wie vor Kurzem vom König von Schweden der Nordsternorden, den einst Linné getragen. Den jugendlichen, selbstlosen Eifer für das Ideale, die freudige Thätigkeit, das ernste Interesse für Alles, was zu seiner Wissenschaft gehört und das reine Wohlwollen hat Alexander Braun trotz der vielfachen auf ihm lastenden Arbeiten bis in sein Alter bewahrt, so lebt und wirkt er, in weitem Kreise verehrt und ein Vorbild für Viele, das, was ihm anvertraut, getreulich verwaltend; aber wenn er in engerem Freundeskreis oder am trauten Familientisch die spärlich zugemessene Erholung findet, gedenkt er gerne der in Karlsruhe und Freiburg verlebten Zeit, der schönen Natur, des gemüthlichen Verkehrs und der ungestörteren Muße, die er dort genossen. E. v. Martens.

Julius Franz Sigmund Braun

wurde am 16. Juni 1825 zu Karlsruhe geboren, wo er im Hause des Kirchenraths Bähr sorgfältige Erziehung und an dem mit tüchtigen Lehrern besetzten Lyceum treffliche Heranbildung zu künftigem Berufe fand. Dem Studium der evangelischen Theologie sich bestimmend, bezog er 1843 die Hochschule Heidelberg, hörte die Vorträge von Ullmann, Umbreit, Rothe und machte sich mit Eduard Röth's damals mächtig auf die studirende Jugend wirkender Geschichte der abendländischen Philosophie vertraut. In Berlin gewannen kunstgeschichtliche und sprachwissenschaftliche Studien das Uebergewicht über die Theologie; 1848 ward in Karlsruhe eine philologische Staatsprüfung bestanden, zu pädagogischer Thätigkeit aber war diese in die Weite und Ferne strebende, Schwieriges mit Vergnügen aufsuchende, Herkömmliches wenig beachtende, mit Künstleraugen in die Welt schauende Natur nicht angelegt. Sein Verlangen war, sich als akademischer Lehrer ganz der Alterthumskunde zu widmen. Den durch den Fleiß von Jahrhunderten gewonnenen Wissensstoff sicheren Blickes überschauend, überzeugte er sich, daß alle Einzelforschung eine befangene bleibe, wenn nicht die Entwickelungsgeschichte der Menschheit als eine einheitliche aufgefaßt wird, und daß der Versuch gewagt werden könne und dürfe, den Culturzusammenhang aller alten Völker nachzuweisen. Nicht minder überzeugt, daß solche Arbeit nur gelingen könne, wenn der moderne Forscher, gleich den Altmeistern hellenischen Wissens, Herodot und Pythagoras, mit eigenen Augen den Quellen ägyptischer und asiatischer Weisheit in ihre Heimath nachspüre, beschloß er vor seiner Habilitirung eine große Fahrt in die Länder der alten Cultur. Als dazu ermunternder Freund darf der Graf W. von Reichenbach-Lessonitz nicht unerwähnt bleiben. Braun durchzog Italien, Aegypten, Palästina und Kleinasien, er sah Konstantinopel und Athen. Manchen farbenfrischen Bericht hat er der Allgemeinen Zeitung eingesandt; 1852 gaben zu Rom, im Verein deutscher Künstler, die von Funken jugendlichen Feuers durchsprühten

kunstgeschichtlichen Vorträge des glücklich Wiedereingerückten dort den Freunden Bericht, wie er die Zeit seiner Abwesenheit genutzt. Nachdem er noch eine Reise nach Paris und London zu den Kunstschätzen des Louvre und des britischen Museums unternommen, habilitirte er sich 1853 an der Universität Heidelberg als Privatdocent für Archäologie und alte Literatur. Als akademischer Lehrer arbeitete er Vorträge aus, die er mit eigenthümlicher Kraft der Darstellung und unterstützt von einem plastischen Talent, während des Sprechens die Umrisse des Besprochenen mit sicherem Kreidestrich an die Tafel zu zeichnen, oft auch vor größerem Publikum deutscher Städte recht „aus dem Vollen" zu halten pflegte. Die Collegienhefte, welche lerneifrige Hörer nachschrieben, boten ein seltsames Gemisch von gelehrtem Text und Landschaftscontouren, Land- und Stromkarten, Stadtplänen, Tempelgrundrissen, Grabdenkmalen und Hieroglyphenreihen, Keilschriften und Flügelstieren, Säulenstellungen und Kapitälformen. Spätere, glücklicher dotirte Lehrer werden mit Hunderten von großen Photographieen darthun, was Julius Braun, um das Wort mit dem Bilde zu ergänzen, in primitiver Weise selbstzeichnend zu thun genöthigt war. Echtes Lebensglück ward ihm 1860 durch seine Verbindung mit Rosalie Artaria, einer durch seltene Eigenschaften ausgezeichneten Tochter der fröhlichen Pfalz. Ehrenvollem Rufe zur Uebernahme einer Professur an der Hochschule Tübingen leistete er 1860 Folge, ward aber in den dortigen Verhältnissen nicht heimisch und fühlte seine Lehrthätigkeit eingeengt. Günstigeren Boden fand er in München, wo in fleißigen Arbeitsjahren sich ein inhaltreiches Leben gestaltete. Mannigfache Beziehungen knüpften ihn an die Künstler, wie ehemals in Rom, und ein großer Kreis der Besten unter Dichtern und Gelehrten war mit ihm in freundschaftlichem Verkehr. Eine Freude war ihm die Lehrthätigkeit an der Akademie der Künste. In der Hoffnung, bald feste Stellung zur Akademie zu gewinnen, hätte er sich dazu erboten. Es war eine mehr als bescheidene Stellung, nichtsdestoweniger erfreute ihn der frische Wirkungskreis, und seine Zuhörer waren mit Recht für ihn eingenommen. Alljährliche Erholung gewährte die Sommerfrische am Starnberger See; eigentlich auszuruhen vermochte der feuereifrige Geist nicht. Buch folgte auf Buch; je weniger Dank und Anerkennung die spröde Welt ihm entgegenbrachte, desto unermüdlicher beschenkte er sie mit Gaben seines Wissens. Aber auch den von Arbeit gewobenen Docht einer Lebenslampe verzehrt allzu lodernde Gluth. Immer weitere Perspektiven durch die Geistesgeschichte der Menschheit eröffneten sich; er arbeitete mit unglaublicher Leidenschaft, wie im Fieber. Auf den Reisen hatte keine Gefahr sein Leben geschädigt; nun brachte das eigene Schaffen dem Allzuangestrengten den frühen Tod. Im April 1869 begann eine Krankheit, im Juni schien sie beendigt, so daß er mit der ihn treulich pflegenden Gattin nach Bernried übersiedeln konnte; am 4. Juli stellte sich erneutes Fieber ein, so daß er nach München zurück mußte; am 22. Juli schloß er die Augen, 44 Jahre alt, noch in den letzten Lebensstunden mit seinem glücklich vollendeten letzten Buche beschäftigt; nach den Correcturbogen auf der Decke seines Schmerzenslagers hatten die zitternden Hände getastet, mit schmerzlichem Lächeln sah er ihnen das Blatt entsinken. — Der Schwerpunkt von Julius Braun's Leben und Lehre ruht in seinen Büchern. Das Erstlingswerk, mit dem sich der angehende Docent in die wissenschaftliche Welt einführte, waren die „Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Cultur." (1854). Frei, ohne Ballast von Citaten und Anmerkungen rollte sich ein reiches Bild von Aegypten und dessen Einfluß auf die Religion Homer's und Hesiod's, von Asien und den asiatisch-ägyptischen Wirkungen auf die Architectur des sogenannten dorischen und jonischen Stils, von Hellas, Etrurien und den Denkmälern der ewigen

Roma auf. Nirgend über Gebühr sich aufhaltend, den Blick auf das Große und Ganze richtend, die Form künstlerisch meisternd, umriß er mit Strichen des Malers die Landschaft, mit dem sicheren Maß des Architecten die Architectur. Was die „Studien und Skizzen" mit Grazie angedeutet, erhielt nun Ausführung in die Weite und Tiefe. 1856 erschien der erste, 1858 der zweite Band des Werkes: „Geschichte der Kunst in ihrem Entwickelungsgange durch alle Völker der alten Welt hindurch auf dem Boden der Ortskunde nachgewiesen". Die beiden Bände umfassen den Orient, ein dritter Band, Etrurien und Rom begreifend, blieb in der Ausarbeitung verschoben. Das Werk ist vergleichende Archäologie, die Entwicklung der Kunst von Volk zu Volk, auf dem Boden der Landeskunde und der Kenntniß aller vorhandenen Reste, in Form einer idealen Reise, die den Leser überall an Ort und Stelle vor die Denkmale selbst hinführt. Gegenüber einer noch vielfach spukenden speculativen Auffassung, welche in jedem Baustil den unverkennbaren Ausdruck eines Nationalcharacters finden will, stellt Julius Braun, überzeugt, daß besagte Speculation „weder die Baustile noch die Nationalcharactere kennt", als seinen Ausgangspunkt und als einzige Philosophie der Culturgeschichte den Satz auf: Jede Nation copirt von ihrem in der Cultur vorgeschrittenen Nachbar so viel sie nur immer copiren kann, und eine originale Cultur kann niemals aufkommen, wenn eine andere entwickelte bereits daneben liegt. Um das gleiche Gesetz auch in der Religionsgeschichte der alten Welt nachzuweisen und in die chaotische Mannigfaltigkeit ihrer Götter- und Mythenbildungen einen unlöschbaren Lichtstrahl leuchten zu lassen, unternahm und vollbrachte der unverdrossene Forscher die herkulische Arbeit seiner „Naturgeschichte der Sage, Rückführung aller religiösen Ideen, Sagen, Systeme auf ihren gemeinsamen Stammbaum und ihre letzte Wurzel". (1864—1865. 2 Bde.) Mit nüchtern historischer Vergleichung und schärfster Bestimmtheit verwirklichte Braun — und zwar nicht mehr in Uebereinstimmung mit den von ihm sonst vielfach bethätigten Annahmen seines Vorgängers Röth — seinen Plan: „aufzuzeigen, daß die menschliche Cultur nicht an zwei verschiedenen Plätzen (etwa in Aegypten und Innerasien, wie man bisher glaubte), oder gar noch an mehreren von vorn anfing, sondern daß der Menschheit geistiges Grundcapital am ältesten Culturſitz, in Aegypten, in allem Wesentlichen schon vorhanden war und von dort historisch weiter geschoben wurde nach Chaldäa, von Chaldäa aber sowohl nach Indien als nach dem europäischen Norden, zu den Hebräern und Phönikern, wie nach Griechenland und Italien." Seine Geschichte der Denkmale der alten Welt wurde ihm so zur Vorstudie seiner Geschichte der Ideen, die auf denselben Wegen, wie die Formen der bildenden Kunst, durch die Welt gerückt sind. — Mancher Andere hätte sich nach solchen Werkes Vollendung einige Jahre Ruhe gegönnt. Nicht so Julius Braun. Es drängte ihn seine wissenschaftliche Methode auch in künstlerischen Gestaltungen zu bewahren. 1867 erschienen seine „Historischen Landschaften" die reife und classische Frucht seiner aus philologischem Quellenstudium und jahrelanger Durchwanderung des Orients gewonnenen Gesammtanschauung. Seine letzten zwei Jahre waren einer neuen großen Aufgabe gewidmet, der Zusammenfassung seiner Studien und Ansichten über den Islam in in einem umfangreichen „Gemälde der mohammedanischen Welt", das erst nach seinem Tode erschienen ist. — Das Geschick des in bester Manneskraft Dahingesunkenen erweckt in uns das Gefühl ernster Wehmuth. Keine Hochschule bot dem rastlos Strebenden zu rechter Zeit den rechten Wirkungskreis. Als die „Naturgeschichte der Sage" vollendet war, wäre ein kleiner Erfolg, eine mäßige Anerkennung Labsal gewesen. Allein es blieb alles still, und seufzend mußte er die alte Last wieder aufnehmen und seinen dornenvollen Pfad ohne

Ermunterung weiter gehen. Bei großen staatlichen Anregungen hätte er zum Führer einer wissenschaftlichen Expedition getaugt: die deutschen Verhältnisse gestatteten nur eine Thätigkeit im Dienste „der Schreibegöttin Seph, der Vorsteherin der Büchersäle". Er hat seine Schuldigkeit gethan und starb in seinem Berufe. Möge der dem Lebenden versagte Lorbeer als Siegespreis über seinem Grabhügel grünen! — (Nach dem Aufsatz „Zur Erinnerung an Julius Braun" von J. V. Scheffel, „Allg. Ztg." 1869 No. 265—268 Beil.) W.

Josef Ignaz Braunegger.

Am 26. Januar 1774 in Konstanz geboren, verlor Braunegger seinen Vater, den Stadtphysikus Josef Braunegger, schon 1786, die Mutter nur ein Jahr später. Der hinterlassenen Waisen nahm sich ein Verwandter, der fürstbischöfliche Advocat und Procurator K. A. Schmidt an, der sich verpflichtete, ihre Erziehung und ihren Unterhalt zu bestreiten, wenn man ihm ihr elterliches Haus zur Nutznießung überlasse. Es war dieß eine historisch merkwürdige Behausung, in welcher zur Concilszeit die Gemahlin König Sigismund's mit der Königin von Bosnien gewohnt und von 1686 bis 1698, sowie von 1713 bis 1715 die von Freiburg nach Konstanz verlegte Universität sich befunden hatte. Josef Ignanz wählte das Studium der Medicin und studirte in Wien, dann in Freiburg unter Niederer, Morin, Leber und Schmiederer mit großem Eifer. Wegen seiner ausgezeichneten Befähigung bekam er in der ersten Hälfte seines vierten Studienjahres, auf den Vorschlag des ihm persönlich wohlwollenden Professors Dr. Schmiederer, das Amt eines Assistenten am klinischen Institute zu Freiburg mit einem Jahresgehalte von 200 Gulden. Er bekleidete diese Stelle bis Ende Juni 1799. Als die Lehrkanzel für Anatomie und Physiologie zu Freiburg im Jahre 1798 erledigt und ausgeschrieben wurde, trat auch Braunegger als Bewerber auf. Dieselbe wurde jedoch im März dieses Jahres an den Doktor Josef Anton Lammeyer vergeben, was Braunegger sehr kränkte und wohl den ersten Grund zu seinem späteren trüben Lebensüberdrusse gelegt haben mag. Im Jahre 1799 zog Braunegger zur Ausübung seiner Kunst nach Konstanz. Mehrere Jahre nachher erhielt er das Stadtphysikat daselbst. Sein heftiges und aufbrausendes Temperament brachte ihn während seiner ärztlichen Laufbahn mehreremal mit seinen Mitärzten, den Doktoren Karg und Sauter, in höchst erbitterte und leidenschaftliche Kämpfe, die gegen den ersteren selbst in Thätlichkeiten ausarteten, seine trübe Gemüthsstimmung und krankhafte Reizbarkeit noch erhöhten und ihn vollends unglücklich machten. Er starb am frühen Morgen des 16. Mai 1833 im sechzigsten Lebensjahre durch Selbstmord mit einer Pistole ohne Hahnen. Das Pulver auf der Zündpfanne hatte er mit einem brennenden Schwamme entzündet. Sein Vermögen vermachte er in Form einer Armenstiftung der Stadt Konstanz, in welcher er außer durch diese, noch durch seine barocke, altväterische Erscheinung in lebendigem Andenken fortlebt. Für seine Vaterstadt hatte er ein lebhaftes Interesse, dem er in verschiedenen Aufzeichnungen Ausdruck gab, welche allerlei Projecte zur Hebung und Verschönerung derselben enthalten, so z. B. die Errichtung einer Universität, die Cultivirung des Tegermooses, die Erhöhung und Bebauung des Wollmatinger Riedes u. a. Auch mit der Geschichte von Konstanz hat er sich beschäftigt und außer zwei kleinen Aufsätzen, die im Konstanzer Intelligenzblatt von 1820 (No. 33, 81—83) gedruckt sind, eine Geschichte der Stadt und der Bischöfe von Konstanz in 3 Quartbänden handschriftlich hinterlassen, die, so unkritisch er auch im Allgemeinen dabei zu Werke ging, doch manche brauchbare Notizen für die Topographie der Stadt enthalten.

J. Marmor.

Heinrich Georg Bronn

wurde am 3. März 1800 zu Ziegelhausen bei Heidelberg geboren, wo sein Vater Oberförster war, studirte in Heidelberg Kameral- und Naturwissenschaften und trat daselbst 1822 als Docent für Zoologie und Petrefactenkunde auf. 1828 wurde er außerordentlicher, 1833 ordentlicher Professor der genannten Fächer — nominell bekleidete er die damals noch ungetrennte Professur der „Naturgeschichte" — und 1835 auch Vorstand der zoologischen Sammlung der Universität. Seine Specialität war und blieb aber die Paläontologie, in welcher er sich den Ruf einer Autorität ersten Ranges erwarb. Schon im Jahre 1824 trat er in diesem Gebiet mit einem „System der vorweltlichen Conchylien" als Schriftsteller auf, welchem 1830 ein „System der urweltlichen Pflanzenthiere" und die Gaea heidelbergensis folgte. Sein Hauptwerk in dieser Richtung aber ist die „Lethaea geognostica oder Beschreibung der für die Gebirgsformationen bezeichnendsten Versteinerungen", welche in 2 Bänden mit Atlas 1836—38 erschien und deren 3. Auflage 1850—52 von Bronn in Gemeinschaft mit F. Römer herausgegeben wurde. — Eine Abhandlung Bronn's „über die Bildungsgesetze der organischen Welt während der Bildungszeit unserer Erdoberfläche" wurde 1857 von der französischen Akademie der Wissenschaften prämiirt; denselben Gegenstand behandelt die „Geschichte der Natur" 1841—1849, welche Bronn für die in Stuttgart erschienene „Naturgeschichte der drei Reiche" als Beitrag lieferte. Auch war er seit 1830 als Mitredacteur des bekannten v. Leonhard'schen Jahrbuchs für Mineralogie, Geognosie, Geologie und Petrefactenkunde thätig. Im Gebiet der Zoologie hat Bronn eine allgemeine Zoologie (1850) geschrieben und ein großes Uebersichtswerk „die Klassen und Ordnungen des Thierreichs" (1859) begonnen, welches nach seinem Tode von mehreren ausgezeichneten Zoologen fortgesetzt wurde. Endlich hat er das berühmte Werk von Darwin über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzenreich durch eine mit Anmerkungen und Zusätzen versehene Uebersetzung (1860) zuerst in Deutschland eingeführt. Schon aus dieser Uebersicht seiner hauptsächlichsten Werke läßt sich die große Vielseitigkeit, Belesenheit und Arbeitskraft Bronn's entnehmen. Er war auch als Lehrer und Sammlungsvorstand ein Muster unermüdlicher Thätigkeit und gediegenster Gründlichkeit; dabei im Umgang liebenswürdig und voll Wohlwollen und Gefälligkeit, nur leider in späterer Zeit durch Schwerhörigkeit vielfach behindert. Bronn starb am 5. Juli 1862. Seine reiche Petrefactensammlung wurde einige Jahre vor seinem Tode nach Amerika verkauft. M. Seubert.

Valentin Bronn.

Zu Ziegelhausen am 7. März 1796 geboren, besuchte Valentin Bronn, ein Bruder H. G. Bronn's, nach anfänglichem Privatunterricht im Geburtsorte, von 1806 an das Gymnasium zu Heidelberg, dann das Lyceum zu Mannheim, wo er, auch sonst wegen Fleißes ausgezeichnet, in seiner frühen Vorliebe für Naturwissenschaften gunstreiche Unterweisung fand. Im Jahre 1813 begann er seine theoretische Ausbildung für den forstlichen Beruf an der Universität Heidelberg, praktische Studien vom elterlichen Wohnort aus damit verbindend. Zu Ende der Studienzeit ward ihm Seitens des damaligen Oberforstmeisters Jägerschmidt Aufmunterung und Gelegenheit zur Ausbildung in der höheren Verwaltung geboten, aber eine Aeußerung des Forstverwaltungschefs, welche den Bürgerlichen in die untere Dienstsphäre zurückweisen sollte, veranlaßte eine schroffe Unterbrechung. Nach rühmlicher Prüfung (1818) benützte Bronn den folgenden Sommer zu einer Studienreise nach den Niederlanden, Frankreich

und der Schweiz, und als bei seiner Rückkehr die Aussichten für ihn, den strebsamen kenntnißreichen Anwärter, sich nicht besserten, setzte er seine Studien in Heidelberg fort, promovirte und begann neben dem dortigen Professor (Grafen Sponeck), seinem früheren Lehrer, forstwissenschaftliche Vorlesungen. Bald nachher, im Jahre 1825, erhielt er einen Ruf als außerordentlicher Professor der Forst- und Landwirthschaft an die Universität Lüttich, welchem noch die Ernennung zum besoldeten Secretair der Provincial-Landwirthschafts-Commission folgte. Die anfängliche Gunst der Verhältnisse für seinen Thätigkeitsdrang trübte sich aber bald, am meisten durch die belgische Revolution, welche alle seine, auf umfängliche Landesculturstudien und Reisen gestützten Pläne umwarf und deren Aufregungen seine Gesundheit angriffen. Er nahm daher mit Freuden einen Antrag aus der Heimath an. Mit der Thronbesteigung des Großherzogs Leopold hatten die heimischen allgemeinen, wie die forstlichen Verhältnisse eine segenverheißende Umwandlung erfahren. Eine neue forstliche Organisation und Gesetzgebung war in Vorbereitung; mit der zu gründenden polytechnischen Schule zu Karlsruhe sollte eine Forstschule verbunden werden. Als Vorstand der letzteren wurde Bronn berufen. Im Frühjahr 1832 heimgekehrt, bereitete er sich während des Sommers für seinen neuen Wirkungskreis vor und eröffnete seine Vorlesungen im November desselben Jahres. Die rastlose, ihn gänzlich absorbirende Thätigkeit für Erfüllung seiner neuen Aufgabe ward schon im Jahre 1833 durch Verleihung des Titels Forstrath anerkannt. Eine Berufung im gleichen Jahre an die Universität Marburg lehnte er ab. — Die Auflagen des neuen Forstgesetzes bezüglich der künftigen Staatsprüfungen und Anstellungen veranlaßten, daß in der ersten Zeit sehr viele Studirende von ungleichem Alter, Stand und Bildungsgang an der Forstschule vereinigt waren. Bronn gab seiner Ueberzeugung von der „Nothwendigkeit der wissenschaftlichen Ausbildung des Forstmannes“ in einem (1832 erschienenen) Schriftchen Ausdruck, suchte aber gleichwohl, der Sachlage Rechnung tragend, durch sein Dazwischentreten und seine Lehrweise die Ungleichheiten zu mildern und zu vermitteln. Diese theilweise freiwillige Erschwerung des Lehrberufs und mancherlei Kämpfe und Anstrengungen für das Emporblühen der Anstalt steigerten schon im Jahre 1834 die Entwickelung eines Leidens, welches auf einer Erholungsreise am 26. März seinen jähen Tod im elterlichen Hause herbeiführte. Größere forstwissenschaftliche Arbeiten, so namentlich seine Beobachtungen über das forstliche Verhalten fremder Holzarten, hatte Bronn in Angriff genommen. Einige kleinere Schriften in lateinischer, holländischer und französischer Sprache waren während seines Aufenthaltes in Lüttich, 1825 bis 1830, erschienen. Ebenso kleine Aufsätze in Zeitschriften. Von mehreren ökonomischen und naturwissenschaftlichen Gesellschaften war er thätiges Mitglied. Bei seiner wissenschaftlichen Richtung, gründlichen Ausbildung und Begabung wäre eine Bereicherung der forstlichen Literatur von ihm noch sicher zu erwarten gewesen. Schg.

Johann Philipp Bronner,

hervorragend durch seine Verdienste um die Verbesserung des Weinbaues, war der einzige Sohn des Apothekers Ludwig Bronner zu Neckargemünd und dort am 11. Februar 1792 geboren. Nachdem er in verschiedenen Apotheken zu Hanau, Würzburg, Eßlingen und Mannheim conditionirt hatte, bereitete er sich in dem Laboratorium des Staatschemikers Salzer zu Durlach für das Staatseramen vor, das er glänzend bestand. 1816 verheirathete er sich mit der Tochter des Apothekers Märklin in Wiesloch und übernahm dessen Apotheke. Neben seinem Berufe beschäftigte er sich mit großer Vorliebe mit den Natur-

wissenschaften und legte große Sammlungen von Pflanzen, Mineralien, Conchylien, Käfern und Schmetterlingen an. 1820 fing er zuerst an, sich mit Weinbau zu beschäftigen und suchte manche wichtigen Verbesserungen in Rebsorten und Erziehungsarten einzuführen. Wie er alles, was er angriff, mit rastlosem Eifer betrieb, so gab er sich auch mit ganzer Kraft diesen Arbeiten hin. Im Interesse des Weinbaues machte er, theilweise im Auftrage der Regierung, große Reisen nach den verschiedenen durch Weinbau ausgezeichneten Gegenden Europa's, um die Arten der Behandlung der Reben und des Weines genau kennen zu lernen. 1830 gründete er eine Rebschule und, durch die Vergrößerung seiner Weinberge veranlaßt, bald auch eine Weinhandlung, welche beiden Etablissements sein Sohn Karl Bronner in Wiesloch fortführt. Seine Bestrebungen wurden vielfach anerkannt und von der Regierung durch den ihm verliehenen Titel „Oeconomierath" geehrt. Markgraf Wilhelm, der eifrige und kenntnißreiche Förderer jeden Fortschrittes auf dem landwirthschaftlichen Gebiete, war ihm besonders wohlgesinnt und lud ihn häufig nach Salem zu sich ein, wo er selbst so viel für die Verbesserung des Weinbaues gethan hatte. Als Greis begann Bronner noch, sich mit der Cultur der Rosen zu beschäftigen und leistete auch auf diesem Felde durch seinen Sammelfleiß und seine Ausdauer ganz Ausgezeichnetes. Er starb am 4. Dezember 1864. — Bronner war auch literarisch thätig, und wenn seine Arbeiten auch für die Wissenschaft nicht von erheblicher Bedeutung sind, so sind sie doch für die praktische Fortbildung der Weincultur in den weitesten Kreisen von entschiedenem Werthe. Seine hauptsächlichsten Schriften sind: „Die Verbesserung des Weinbaues durch praktische Anweisung, den Riesling ohne Pfähle und Latten vermittels des Bockschnittes zu erziehen" (1830), „Der Weinbau in Süddeutschland" (7 Thle. 1833—1842), „Anweisung zur nützlichsten Anpflanzung der Tafeltrauben und anderen Traubensorten an sonst unbenützten Plätzen" (1835), „Der Weinbau und die Weinbereitung in der Champagne" (1840), „Die deutschen Schaumweine" (1842), „Weinbau und Weinbereitung an der Bergstraße" (1842), „Die Bereitung der Rothweine und deren zweckmäßigste Behandlung, nebst einer Geschichte der schwarzen Burgundertraube (1856), „Die wilden Trauben des Rheinthales" (1857.) W.

Ludwig Brückner,

ein biederer Mensch und trefflicher Soldat, auch als langjähriger Stadtcommandant von Karlsruhe in weiteren Kreisen bekannt, wurde als Sohn eines markgräflich badischen Hauptmann's am 20. Dezember 1768 zu Bühl geboren. 1784 beim Füsilier-Bataillon Rastatt als Cadet in Dienst getreten, machte er, seit 1788 Secondelieutenant, die Feldzüge 1793—1796 mit und hielt sich nach der Auflösung des schwäbischen Kreiscorps in Stollhofen auf, wo er die Aufregung des Landvolkes gegen die französischen Bedrückungen zu schüren und jenes zum Aufstand zu hetzen suchte, wie ein Bericht von Stollhofen an die Regierung in Karlsruhe Meldung machte „von dem unbehutsamen Betragen verschiedener hiesiger Herren Officiers, insbesondere des Lieutenants Brückner, welcher seit 8 Tagen bei den Oestreichern gleichsam als Volontair Dienste leistet und die Gemeinde Stollhofen zum Sturmläuten hat verleiten wollen, bei welcher Gelegenheit der dasige Schulz erschossen worden". 1805 Major geworden, machte er den Feldzug dieses Jahres (s. d. A. v. Harrant), dann den des folgenden gegen Preußen und Schweden mit (s. d. A. J. v. Cloßmann), in welchem er bei der Erstürmung von Dirschau, wo er als einer der Ersten eindrang, sich besonders hervorthat und vor Danzig verwundet wurde. Seit 1810 Oberst, führte er 1812 das Regiment Graf Wilhelm v. Hochberg No. 3

im Feldzuge gegen Rußland (s. d. A. v. Grolman) und erwarb sich durch heroische Ausdauer und begeisterndes Beispiel in Ertragung der Strapazen den höchsten Ruhm. Von 40 Officieren und 1682 Mann, in welcher Stärke das Regiment in das Feld marschirt war, kehrten aus der Campagne gleich zurück 9 Officiere und 30 Mann; es folgten aus der Gefangenschaft später noch 7 Officiere und eine kleine Zahl Unterofficiere und Mannschaften. Im Feldzuge 1813 (s. d. A. Seutter) commandirte Brückner als Generalmajor die 2. Infanterie-Brigade, mußte aber wegen Krankheit im September in die Heimath zurückkehren. Der Feldzug des folgenden Jahres (s. d. A. Franken) traf ihn an der Spitze der 3. Infanterie-Brigade als Commandeur des Belagerungscorps vor Kehl; die gleiche Brigade führte er im letzten der Feldzüge dieser Periode vor Straßburg (s. d. A. v. Schäffer.) Nach Wiederherstellung des Friedens zum Stadtcommandanten von Rastatt und 1817 von Karlsruhe ernannt, blieb er in dieser Funktion, zu welcher 1824 noch die des Polizeidirectors trat, bis an sein Ende am 25. Februar 1832. Sein Bruder

Anton Brückner,

am 27. Dezember 1776 zu Rastatt geboren, 1791 in den Dienst getreten und 1839 unter Ernennung zum Generalmajor pensionirt, hat als Subaltern-Officier die Feldzüge von 1793 und 1794, 1805, 1806 und 1807, 1808—1811 gegen Spanien, als Stabsofficier die von 1813, 1814 und 1815 mitgemacht, sich bei Dirschau 1807, in der Schlacht bei Zornosa 1808 und namentlich in der Schlacht bei Lützen, wo er auch verwundet wurde, ganz hervorragend ausgezeichnet. An seine Person knüpft sich theilweise die Erinnerung an die schändliche Ermordung der französischen Gesandten am 28. April 1799 Abends (s. d. A. Harrant) vor dem Rheinthore in Rastatt, wo Brückner gerade Wachcommandant war. Im Feldzuge 1813 war er Führer des Ersatz-Bataillons von 1200 Mann, das, am 23. Dezember 1812 aus Karlsruhe abmarschirt, von Berlin nach Glogau beordert wurde, wo es, am 7. Februar 1813 angekommen, vom 7. Februar bis 26. Mai rühmlichen Antheil an der Vertheidigung der Festung nahm, (s. d. A. v. Brandt). Im Feldzuge 1815 führte er an Stelle des abcommandirten Regiments-Commandeurs das Regiment v. Neuenstein No. 4. Er starb am 6. Mai 1836 zu Karlsruhe.

L. Löhlein.

Josef Dominik Karl Brugger

wurde am 23. Oktober 1796 zu Freiburg geboren, besuchte die dortigen Schulen und die Universität, auf welcher er zuerst Naturwissenschaften und Medicin, später Philosophie und Theologie studirte. Ein schönes musikalisches Talent machte ihn zu einem angenehmen und gesuchten Gesellschafter. Am 18. Oktober 1819 wählte ihn die Burschenschaft bei ihrer allgemeinen Versammlung auf dem Wartenberge bei Donaueschingen zu ihrem Sprecher. 1823 begab er sich in das Priesterseminar zu Meersburg, 1824 wurde er zum Priester geweiht. Nachdem er die philologische Staatsprüfung bestanden, wurde er Lehrer am Gymnasium zu Freiburg, 1828 erwarb er sich die theologische Doctorwürde. Während der Ferien der nächsten Jahre machte er regelmäßig größere Reisen, die ihn nach und nach mit fast allen Ländern Europa's bekannt machten. 1836 nöthigte ihn ein Brustleiden, das Lehrfach zu verlassen und die Pfarrei Kadelburg zu übernehmen, 1845 bezog er die Pfarrei Rohrbach bei Heidelberg. Die deutschkatholische Bewegung fand ihn der Kirche, der er diente, innerlich längst entfremdet. Er war einer der ersten und namhaftesten Priester, die sich dem Deutschkatholicismus anschlossen. Am 19. April 1846 erklärte Brugger

in Freiburg seinen Austritt aus der römischen Kirche, am 21. Mai wählte ihn die deutschkatholische Gemeinde in Heidelberg einstimmig zu ihrem Prediger und am 9. Juli wurde er durch den Prediger Hieronymi in seine neue Stellung eingeführt. Ohne Zögern verzichtete er auf die sichere, sorgenfreie Zukunft, die ihm der Dienst der römischen Kirche in Aussicht stellte. Die Curie in Freiburg stellte ihm die Wahl einer der besten Pfarreien des Landes frei, wenn er in den Schoß der römischen Kirche zurücktrete. Aber Brugger blieb der aus voller Ueberzeugung gewählten Stellung treu. Auch das Anerbieten der deutschkatholischen Gemeinde in Frankfurt, mit höherem Gehalt und Zusicherung einer lebenslänglichen Pension dorthin überzusiedeln (1847), lehnte er ab, da ihm Heidelberg lieb geworden war. Da wirkte er bis wenige Tage vor seinem Tode, welcher am 11. Mai 1865 erfolgte, mit der ganzen Jugendkraft seines Geistes und Gemüthes, die er sich bis in sein Alter ungeschwächt bewahrt hatte. — Neben mehreren Werken religiösen und philosophischen Inhalts („Das Christenthum im Geiste des 19. Jahrhunderts", „Der Deutschkatholicismus in seiner Entwickelung", „Ansichten über Welt und Zeit", „Geheimnisse und Leidensmonate aus dem Leben eines katholischen Priesters" u. a.), auch einigen Schriften über Musik, war seine literarische Thätigkeit besonders der Herstellung einer deutschen Reinsprache gewidmet. Nachdem er schon 1844 in vielen öffentlichen Blättern einen Aufruf erlassen hatte zum Kampfe gegen „fremde Wörter, die sich wider Fug und Recht durch Mißbrauch und gedankenlose Gewohnheit in unsere schöne, kraftvolle deutsche Sprache eingenistet haben", gründete er 1848 in Verbindung mit den Professoren Hagen und Paulus einen „Verein zur Beförderung der deutschen Reinsprache". In vielen Städten hielt er über diese ihm sehr am Herzen liegende Sache freie Vorträge und veröffentlichte verschiedene hierauf bezügliche Schriften („Das Fremdwörterwesen und seine Nachtheile", „Das Urbild der deutschen Reinsprache", „Geschichte der Gründung und Entwickelung des deutschen Reinsprachevereines" u. a.). — Brugger war ein ächt deutschgesinnter Mann, wohlwollend und freundlich gegen Jedermann und in allen Kreisen beliebt und hochgeachtet. Musik blieb in seinen Mußestunden seine Lieblingsbeschäftigung. Sorgsam, fast ängstlich für seine Gesundheit bedacht, war er stark in dem Leiden, das seinem Tode voranging. Sein hinterlassenes Vermögen hat er testamentarisch für gemeinnützige Zwecke bestimmt.

*

Philipp Joseph Brunner,

geboren zu Philippsburg den 7. Mai 1758, studirte in Speier und Heidelberg, wurde Priester 1783 und bald darauf als Repetent der Philosophie am Convicte in Heidelberg angestellt. Seine bereits 1782 erschienene Schrift: Primae notiones theologicae, una cum positionibus dogmaticis in systemate exhibitae, wurde von den Heidelberger Jesuiten angefochten, und ebenso erregten seine philosophischen Vorlesungen deren Unzufriedenheit. Das Vicariat von Bruchsal versetzte ihn darauf (1785) als Pfarrvicar nach Ersingen; von da kam er als Caplan nach Odenheim bei Bruchsal, und 1787 als Pfarrer nach Tiefenbach in der Nähe von Odenheim. Hier wurde er wegen seiner freisinnigen Lehrthätigkeit und seines Kampfes gegen Mißbräuche und Aberglauben von der bischöflichen Behörde in Untersuchung gezogen, die jedoch mit seiner Freisprechung endete und für ihn die günstige Folge hatte, daß er von der Großherzoglichen Regierung 1803 als Schul- und Kirchenrath zur katholischen Kirchencommission nach Bruchsal, mit Beibehaltung der Pfarrei Tiefenbach, berufen wurde; nach Auflösung der Kirchencommission trat er als geistlicher Regierungsrath in die Regierung des Mittelrheins und in die Generalstudien

commission zu Karlsruhe. Bei der Organisation von 1809 wurde Brunner in den Quiescentenstand versetzt, jedoch alsbald wieder zur Activität berufen als wirklicher Rath des katholischen kirchlichen Ministerialdepartements; er kam in dieser Eigenschaft 1813 in die katholische Kirchensection und zum Ministerium des Innern, II Departement. Neben diesen Stellen hatte er seit 1806 die Pfarrei Landshausen, die er 1809 mit jener zu Ottenheim bei Lahr vertauschte, 1812 wurde ihm die Pfarrei Hofweier bei Offenburg verliehen und 1814 das Decanat der Stadt Karlsruhe übertragen. Brunner hat sich in der Leitung der Kirchen- und Schulangelegenheiten unläugbare große Verdienste erworben; er war für allgemeine Volksbildung und Beförderung eines aufgeklärten Christenthums unausgesetzt und mit größtem Erfolge thätig, neben seiner amtlichen Stellung auch in verschiedenen Schriften, unter denen das „Gebetbuch für aufgeklärte katholische Christen" die größte Verbreitung fand, 1801 zu Heilbronn in erster und 1870 zu Stuttgart in der 23. Auflage erschienen; er gab Predigten heraus und schrieb Beiträge zur Homiletik für Prediger und Katecheten. Ferner sind zu erwähnen: „Freimüthige Gedanken über die Priesterweihe als Grundlage einer höchst nothwendigen Reformation der katholischen Geistlichkeit", 1796, und: „Die letzte actenmäßige Verketzerungsgeschichte unter der Regierung des Herren Fürstbischofs Grafen von Limburg-Styrum", 1802. In der Henhöfer'schen Angelegenheit veröffentlichte Brunner die Schrift: „Ueber Pietisten und Proselytenmacher", 1823. Außerdem war er Mitarbeiter an den allgemeinen Literaturzeitungen von Salzburg und München, an der Würzburger gelehrten Zeitung, den theologischen Annalen von Rinteln, dem Journal und der Jahresschrift für Theologie und Kirchenrecht der Katholiken, und dem Archiv für das katholische Kirchen- und Schulwesen. (Vgl. die biographischen Notizen über Brunner in Hartlebens „Statistischem Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen", 1815, und Felder's „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der deutschen katholischen Geistlichkeit", 1 Bd. (1817) S. 106 ff.) Brunner wurde 1826 in Pensionsstand versetzt (an seine Stelle wurde Decan Demeter, Pfarrer in Sasbach ernannt) und starb den 4. November 1829.

F. Kössing.

Franz Anton Buchegger.

am 5. October 1794 als Sohn des Physikus Anton Buchegger zu St. Peter auf dem Schwarzwalde geboren, machte seine medicinischen Studien, auf den Klosterschulen seines Geburtsortes und zu Rheinau in der Schweiz wohl vorbereitet, zu Freiburg und Heidelberg und wurde im Jahre 1819 an der Universität Freiburg als anatomischer Gehülfe seines Lehrers Nusser angestellt, nach dessen Tode (1822) ihm die Professur der Anatomie übertragen wurde; 1831 erhielt er auch die Direction der Sammlungen für normale und pathologische menschliche Anatomie. Als Lehrer zeichnete sich Buchegger durch großen Fleiß aus, der auch darin zu Tage trat, daß er keinen Prosector annahm und alle Präparate zu seinen anatomischen Demonstrationen jedes Jahr frisch anfertigte. Die pathologisch-anatomische Sammlnng verdankt seiner Thätigkeit überaus viel. Als Schriftsteller ist er nie aufgetreten. Dem Menschen wird vorzüglich schlichte Einfachheit und uneigennützige Zuverlässigkeit nachgerühmt. Er starb, erst 45 Jahre alt, am 13. October 1839. (Vgl. Gedächtnißrede auf F. A. Buchegger von F. S. Leuckart. Freiburg 1841.) W.

Ferdinand Buchegger,

der Bruder des Professors, wurde zu St. Peter am 14. Juli 1805 geboren. Ein Stiefoheim, Pfarrer Fritz zu Kommingen, nahm den früh Verwaisten zu

sich und bereitete ihn zum Besuche des Gymnasiums in Konstanz vor. 1820 kam er zu seinem Bruder nach Freiburg, absolvirte dort das Gymnasium und den philosophischen Curs der Universität, in der Absicht Geistlicher zu werden, fühlte aber alsbald, daß ihm die Liebe zu diesem Berufe fehle und wählte das Studium der Medicin. In Freiburg und Heidelberg ausgebildet, ließ Buchegger sich 1830 zu Meersburg als praktischer Arzt nieder, gewann bald eine ansehnliche Praxis und wurde, als der dortige Physikus, Hofrath Dr. Waldmann, dessen Wohlwollen ihn sehr gefördert hatte, erkrankte, demselben als Assistenzarzt beigegeben und nach dessen Tode zum Physikus ernannt. Später verwaltete er die Physikate Ueberlingen und (seit 1837) Salem, und an letzterem Orte eröffnete ihm die glücklich bewirkte Heilung des dort erkrankten Markgrafen Wilhelm die ehrenreiche Bahn, die er zunächst (1842) als Landamtsphysikus in Karlsruhe betrat. 1843 wurde er zum Medicinalrath und Mitglied der Sanitätscommission befördert, 1847 des Physikats enthoben und zum Kreis-Oberhebearzt für den Mittelrheinkreis ernannt. 1858 wählte ihn die Großherzogin Sophie neben Dr. Bils zu ihrem Arzt und 1862 wurde er von dem jetzt regierenden Großherzoge zum Leibarzt, 1865 zum Geheimen Rath ernannt. Nachdem schon einige Zeit manche Zeichen an ein ernsteres Leiden gemahnt hatten, traf ihn, während eines Krankenbesuches, am Abende des 18. December 1865 ein Schlaganfall, am 23. December starb er. Buchegger war ein Arzt, der sein gediegenes Wissen stets durch fortgesetztes Studium erweiterte. An das Krankenbett brachte er aber nicht nur die reichsten Kenntnisse und einen raschen, sicheren Blick, sondern auch das theilnehmendste Herz mit. Seinen Patienten war er nicht nur der vertrauenswürdigste Arzt, er war ihnen auch der zuverlässigste Freund, den Armen unter ihnen, von seiner vortrefflichen Gattin wirksam unterstützt, ein stets zur Hilfe bereiter Rathgeber und Tröster. Den Mitgliedern des fürstlichen Hauses stand er mit treuer Ergebenheit in vielen schweren Stunden zur Seite und erfreute sich seinerseits eines vielfach erprobten Vertrauens derselben. Seine dienstliche Stellung legte ihm mannigfache Obliegenheiten auf, denen er sich mit unermüdeter Pflichttreue unterzog. Seinen ärztlichen Collegen kam er stets mit Freundlichkeit und Wohlwollen entgegen, die zu üben und zu empfangen ihm ein Herzensbedürfniß war. Ordenszeichen, von seinem Landesherren und dem König von Preußen ihm verliehen, beweisen die Anerkennung seiner Verdienste. Die Universität Freiburg ehrte ihn durch Verleihung der Doctorwürde bei Gelegenheit ihres 400jährigen Jubiläums. (Vgl. K. Z. 1866 No. 23. Beil.)

W.

Ludwig Buchegger,

einer der verdientesten katholischen Geistlichen unseres Landes, dessen öffentliches Wirken als theologischer Lehrer und Mitglied der Kirchenbehörde nahezu ein halbes Jahrhundert umfaßt, wurde am 24. August 1796 zu Singen im Hegau als Sohn wohlhabender Landleute geboren. In den Stiftsschulen zu St. Peter und Rheinau erhielt er seine Gymnasialbildung, und die nicht häufige Gewandtheit, womit er die lateinische Sprache schrieb und sprach, verdankte er vorzugsweise diesen Anstalten. Die philosophischen und theologischen Studien machte er 1814—1819 auf der Universität Freiburg, an welcher damals Hug, Wanker, Schinzinger besonders anregend auf ihre Zuhörer einwirkten. Im Herbste 1819 trat Buchegger in das Priesterseminar zu Meersburg, wurde am 23. September 1820 zum Priester geweiht und sofort als Cooperator an die Münsterkirche in Freiburg berufen. Schon in Jahresfrist eröffnete sich für ihn durch das Vertrauen seiner Lehrer ein höherer Wirkungskreis; nach dem

Abgang Schnappinger's wurden ihm am 1. November 1821 die dogmatischen Lehrzweige an der Universität übertragen, zuerst als außerordentlichem, seit Mai 1824 als ordentlichem Professor. Zeitweise las er auch über Moral, christliche Archäologie und biblische Exegese. Seine Vorlesungen zeichneten sich durch gründliche erschöpfende Behandlung und lebhaften klaren Vortrag aus; an den kirchlichen Lehrbestimmungen strenge festhaltend, behielt er immer das für den künftigen praktischen Beruf der Zuhörer Nothwendige im Auge. War so sein lehramtliches Wirken ein sehr gedeihliches, so förderte er nicht weniger als Träger wichtiger Nebenämter die Interessen der Hochschule; er war Mitglied und später Director der Wirthschaftsdeputation, des theologischen Alumnats und im Studienjahr 1827—1828 Prorector. Als ihm 1829 auf den Vorschlag des Bischofs Burg von der Großherzoglich Hessischen Regierung eine Stelle im Mainzer Domcapitel angetragen wurde, bot die Universität das ihr Mögliche für Erhaltung des verdienten Collegen auf. Bei diesem Anlasse ernannte ihn Großherzog Ludwig zum Geistlichen Rath, die Stadt Freiburg hatte ein Jahr vorher ihm das Ehrenbürgerrecht verliehen, in Anerkennung der Verdienste um die Sautier-Reibelt'sche Stiftung, deren Leitung er seit dem Tode Wankers (1824) übernommen hatte. Ostern 1837 schied Buchegger aus dem Universitätsverband, nachdem er am 5. Oktober 1837 durch einstimmige Wahl des Capitels zum Domcapitular berufen worden. In der neuen Stellung war er zugleich (bis 1845) Pfarrrector an der Münsterkirche. Reger Eifer, umsichtige Sorgfalt und die größte Pünktlichkeit in den vielerlei mit diesem Amte verknüpften Geschäften machten sein seelsorgerliches Wirken zu einem gesegneten für die katholische Einwohnerschaft Freiburgs; er selbst stand wegen seines tact- und würdevollen Auftretens bei den Parochianen in hoher Achtung, insbesondere galt er mit Recht als gefeierter Kanzelredner. Als Mitglied des Ordinariats — 1850 hatte ihn der Erzbischof zugleich zum Generalvicar ernannt — war Buchegger durch sein reiches theologisches Wissen, große Geschäftsgewandtheit, viele Erfahrung eine seltene, und oft bis zum Uebermaaß sich anstrengende Kraft, dabei für Jedermann, der mit ihm in amtlichen Verkehr trat, freundlich entgegenkommend, offen, geistlichem Bureaukratismus ganz und gar fremd. — Die vielfachen Verwickelungen, welche die kirchlichen Zustände in dem letzten Decennium seines Lebens erfuhren, bereiteten dem friedliebenden, allem Extremen abholden Manne schweren Kummer und ernste Besorgnisse; eine tiefe, fortwährend sich steigernde Verstimmung erschütterte allmälig seine sonst feste Gesundheit und legte den Grund zu einem Herzleiden, welches noch in letzter Zeit wenig bedrohlich schien, weshalb er sich im Sommer 1865 von einem längeren Urlaub Erholung versprach; er hatte kaum die Reise angetreten, als ihn am 28. Juli in Bregenz ein Herzschlag traf. — Der größte Theil seines Nachlasses war nach testamentarischer Bestimmung einer Schul- und Armenstiftung in Singen gewidmet, wo der Verstorbene nach seinem Wunsche auch die irdische Ruhestätte fand. — Im Drucke erschienen folgende Schriften von ihm: Gedächtnißrede auf Professor Nick, 1826; de origine s. Christianorum poeseos, 1827; Festpredigten, 2 Bde. 1849, 50; Beiträge in der von Hug herausgegebenen Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg 1827—34; Artikel in dem Freiburger Kirchenlexikon. Eine Monographie über Martin Gerbert blieb unvollendet.

J. König.

Lambert Büchler

wurde am 12. Juli 1785 zu Weinheim geboren, im Jahre 1807 als Rechtspracticant recipirt und 1808 als Ministerialpracticant im Großherzoglichen Cabinetsministerium angestellt, 1809 wurde er Secretair, 1811 General-

secretair im Ministerium des Innern, wo er von 1812—1814 einen Theil des Respiciats in Militair-, Conscriptions-, Landwehr- und Kriegssachen besorgte. In dieser Zeit gab er ein kleines Buch: „Das Großherzogthum Baden nach seinen Kreisen, Hofgerichtsprovinzen und Amtsbezirken topographisch, mit Angabe der standes- und grundherrlichen Besitzungen und einer Karte" heraus, das 1814 in zweiter, 1820 in dritter Auflage erschien. Im Jahre 1814 zum Kreisrath in Durlach ernannt, wurde ihm 1815 das Kreis-Marsch-Commissariat für die drei vorliegenden Kreise im Hauptquartier des 3. verbündeten Armeecorps übertragen und er während des Feldzugs von 1815 zum Landescommissair im großen Hauptquartier der verbündeten Mächte ernannt, welche Stelle er bis Fontainebleau bekleidete. 1816—1820 war er, mit dem Rang eines Legationsrathes, Secretair der großherzoglichen Bundestagsgesandtschaft in Frankfurt. Während der öfteren Abwesenheit der Gesandten war er substituirter Bevollmächtigter bei den Unterhandlungen über die katholischen Kirchenangelegenheiten, besonders während der Verhandlungen über Gründung des Erzbisthums. Ferner wurde Büchler, als am 20. Januar 1819 zu Frankfurt auf Anregung des Freiherrn vom Stein die Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde zusammentrat, zu deren Secretair bestimmt und gab, im Verein mit dem Archivrath Dümge die von der Gesellschaft begründete Zeitschrift, das „Archiv der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" heraus. In dieser Eigenschaft ließ Büchler schon im Juni 1819 an Georg Pertz die Aufforderung zur Theilnahme an den Arbeiten der Gesellschaft ergehen und setzte den Freiherren vom Stein von der freudigen Zustimmung des ausgezeichneten jungen Gelehrten in Kenntniß (vgl. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen. 3. Auflage, Bd. 1, S. 15—17.) Büchler nahm an der Herausgabe des „Archivs", bis zum 3. Bande Antheil, bis er 1821 von Frankfurt abberufen und zum großherzoglichen Bevollmächtigten bei der Central-Rheinschifffahrts-Commission in Mainz ernannt wurde. Er betheiligte sich an den Berathungen derselben und der Commission für die Regulirung der Mainschifffahrt bis zum Abschlusse der Rheinschifffahrtsconvention vom 31. März 1831 und deren Ratification unter dem Präsidium von Baden unausgesetzt als badisches Mitglied. 1832—33 hatte er die interimistische Function als Respicient in Handels- und Schifffahrtssachen und war temporairer Commissair bei den ersten periodischen Versammlungen der Centralcommission in Mainz, von Mannheim aus, wo er der Kreisregierung beigegeben war. 1833 wurde er, mit dem Range als Geheimer Hofrath, zum Secretair des Staatsministeriums ernannt, 1842 zum Geheimen Rath III. Classe befördert, 1849 auf sein Ansuchen in den Ruhestand versetzt. Büchler starb, nachdem ihm noch neun Jahre eines ruhigen und glücklichen Greisenalters gegönnt gewesen waren, am 13. April 1858. (Vgl. K. Z. 1858 No. 90.) W.

Johann Martin Bückle,

als Medailleur berühmt, wurde am 7. Februar 1742 zu Geißlingen geboren und von seinem Vater, einem armen Maurer, 1759 dem Büchsenmacher Fiedler zu Ulm als Lehrling übergeben. Hier zeigte sich beim Graviren der Gewehrschlösser zuerst seine künstlerische Begabung, die er, später als Büchsenmacher nach Augsburg übergesiedelt, durch den Unterricht eines Bildhauers und des Malers Dilson weiter ausbildete. Nachdem er sich 1772 verheirathet hatte, fing er an, Sigille zu stechen und Wappen auf Silbergeschirre zu graviren; bald ging er daran, Medaillenstempel zu schneiden, denen alsbald der eiserne Fleiß, mit dem sie gefertigt waren, nachgerühmt, dagegen einige Steifheit in der Ausführung vorgeworfen wurde. Schon 1775 rühmte Schubart in seiner

„Deutschen Chronik" die Arbeiten des Künstlers, den er bereits einem Hedlinger und Schega an die Seite stellte. 1786 siedelte Bückle, auf eine Einladung des damaligen Markgrafen Karl Friedrich, als Hofmedailleur nach Durlach über, wo ihm die wohleingerichtete Münzstätte zur Prägung seiner Medaillen trefflich zu Statten kam. Dieser Stellung, in der er durch die ehrende Anerkennung und häufige Aufträge der fürstlichen Familie stets ausgezeichnet wurde, blieb Bückle treu, auch als er 1794 den verlockenden Ruf erhielt, als Hofmedailleur nach München überzusiedeln. Außer zahlreichen Medaillen mit den Porträts von Fürsten und berühmten Männern, hat Bückle speciell für Baden neun Medaillen geprägt, die sich alle durch treffliche Stilisirung und sorgfältige feine Ausarbeitung auszeichnen. Von Hause aus ungebildet, selbst mit der Orthographie auf gespanntem Fuße stehend, erwarb er sich in späteren Jahren noch jenen Bildungsgrad, der ihn zum Umgang mit hervorragenden Künstlern und Gelehrten befähigte. Erst als Fünfziger studirte er mühsam jene artistische Rechnungsmethode, die beim Münzwesen unumgänglich erforderlich ist. Durch die Fertigkeit, alte Kupferstiche zu erneuen, erwarb er sich nach und nach ein vortreffliches Urtheil und eine umfassende Kenntniß auf dem Gebiete dieses Kunstzweiges und legte allmälig eine beträchtliche und werthvolle Sammlung von Kupferstichen und Handzeichnungen an. Als Mensch voll Gutmüthigkeit und jener dem schwäbischen Stamme eigenen launischen Schalkhaftigkeit, seinen Freunden in treuer Anhänglichkeit zuverlässig ergeben, den Armen ein stets nach Kräften spendender Wohlthäter, lebte er, geliebt und geachtet, in Durlach, bis ihn, im 70. Lebensjahre, am 18. Oktober 1811 der Tod abrief. (Vgl. Gehres, Kleine Chronik von Durlach 2, 187—208, wo auch auf S. 197—199 die oben erwähnten 9 Medaillen näher beschrieben sind.)

W.

Franz Buhl,

geboren zu Ettlingen am 19. Februar 1779, war der Sohn eines wohlhabenden Papierfabrikanten, der bemüht war, seinen Söhnen eine gute Erziehung zu geben. Schon als Knabe entwickelte Buhl viel Talent und regen Eifer, so daß er, wohl vorbereitet, im 14. Jahre die Lehranstalt der Benediktiner im Kloster Allerheiligen beziehen konnte, wo er mehrere Jahre verblieb. Buhl vermochte niemals ohne die größte Rührung und vollste Anerkennung von den Leistungen der Benediktiner, von ihrer feinen und gelehrten Bildung, ihrer Toleranz und Milde gegen Andersgläubige zu sprechen. Wie oft verglich er die Richtung der damaligen Geistlichkeit mit jener der späteren Zeit und rühmte, wie damals Friede herrschte unter den verschiedenen Confessionen. Dem Aufenthalte im Kloster verdankte Buhl den idealen Zug, die reine Menschenliebe, welche ihn durch sein ganzes Leben begleiteten und die ihn das Wohl seiner Mitbürger höher stellen ließen als sein eigenes. Dort empfing er sein reiches Wissen, dort lernte er die Classiker der alten und neuen Zeit kennen; sein Gedächtniß war so treu, daß er selten ein interessantes Gespräch ohne ein passendes Dichterwort abschloß. — In's Vaterhaus zurückgekehrt, mußte er, sehr gegen seine Neigung, praktischen Beschäftigungen obliegen, auf dem Comptoir und in der Fabrik arbeiten. Später verbrachte er mehrere Jahre in einem Handelshause in Frankfurt a. M. und machte dann größere Reisen nach Frankreich und England, um seine kaufmännischen und technischen Kenntnisse zu erweitern. — Buhl wurde 1806 Theilhaber an dem Geschäfte seines Vaters und gründete, veranlaßt durch die napoleonische Continentalsperre, mit demselben eine Baumwollspinnerei. Kaum war die Fabrik vollendet, so brach die französische Herrschaft zusammen, die englischen Waaren überschwemmten Deutsch-

land und machten auf lange hin jede deutsche Concurrenz unmöglich. Die dadurch herbeigeführten großen Verluste wirkten für das ganze Leben Buhl's nachtheilig auf alle seine commerciellen Bestrebungen. Trotzdem begrüßte Niemand begeisterter die Befreiung Deutschlands vom fremden Joche als Buhl, wie überhaupt die Liebe zum Vaterlande der hervorstechendste Zug seines Charakters war, den er auch getreulich auf seine Kinder übertrug. — Kaum hatte Großherzog Karl dem Lande eine Verfassung verliehen, als auch Buhl in die zweite Kammer des Landtages von 1819 gewählt wurde. Er schloß sich den Führern der liberalen Partei an, von denen viele in enge Freundschaft zu ihm traten. Buhl wurde früh Mitglied der Budgetcommission und gewann bald, obgleich er kein Redner war, durch seine bedeutenden finanziellen und commerciellen Kenntnisse, großen Einfluß. Namentlich war er bei den Gesetzen über Zehntablösung sehr thätig. — Neben den politischen Ehren, deren er sich zu erfreuen hatte, ging häusliches Unglück einher. Er verlor mehrere Kinder, und gewaltige Wasserfluthen zerstörten die beiden Papierfabriken, die er seit dem Tode seines Vaters mit seinem jüngeren Bruder, Florian Buhl, besaß. Es bedurfte großer Anstrengung und bedeutender Opfer, um diese Fabriken theils neu zu erbauen, theils herzustellen. — In jenen Zeiten war Franz Buhl auch Bürgermeister seiner Vaterstadt Ettlingen. Er war redlich bemüht, alten Schlendrian zu beseitigen und Reformen einzuführen. Wie aber das in öffentlicher Wirksamkeit nicht möglich ist, ohne Interessen zu verletzen, so war es auch hier. Zudem machte sich schon damals der Einfluß der Geistlichkeit geltend. Wenn man auch in jener Zeit von eigentlichem Ultramontanismus noch nicht viel wußte, wenn damals die Unbotmäßigkeit des Clerus gegen die Gesetze des Staates noch eine seltene Erscheinung war, so hatte doch Buhl's Wirken im öffentlichen Leben den Unwillen mancher Geistlichen erregt. Ihrem Einflusse sowohl, als dem Machtworte der Regierung war es zuzuschreiben, daß er 1825 nicht wieder in die Kammer gewählt wurde. Er blieb aber auch in den Jahren der Reaction in enger Verbindung mit seinen Freunden, und diese unternahmen nichts Wichtiges, ohne seinen Rath einzuholen. — In dem freigewählten Landtag von 1831 nahm Buhl wieder seinen Abgeordnetensitz ein und hatte an den Erfolgen dieses denkwürdigen parlamentarischen Feldzugs seinen redlichen Antheil. Gegen die allzu zahlreichen und manchmal recht unpraktischen Motionen, in denen damals die badische Kammer schwelgte, erhob Buhl mit seinen ruhiger denkenden Freunden vergebliche Warnungsrufe. Im vollen Gegensatz zu seinen alten parlamentarischen Genossen aber befand er sich, als diese, Rotteck und Itzstein an der Spitze, den Anschluß Badens an den Zollverein leidenschaftlich bekämpften. Es gelang ihm lange nicht, seine Freunde von der absoluten Nothwendigkeit des Beitrittes zu überzeugen, gereicht ihm aber sicher zur größten Ehre, daß er frühzeitig in seiner klaren Einsicht die nationale Wichtigkeit des Schrittes erkannte und dafür eintrat. — Buhl war bis zum Schlusse seiner parlamentarischen Wirksamkeit Mitglied der Budgetcommission. Leider schloß seine Thätigkeit, in Folge zunehmender Kränklichkeit, schon 1837. — Nachdem sich bereits 1836 die ersten Vorboten eines Rückenmarkleidens gezeigt hatten, verschlimmerte sich sein Zustand bald so sehr, daß er von zwei Dienern getragen werden mußte und daß auch die Hände den Dienst versagten. Als 1842 seine ihn treu pflegende Gattin, aufgerieben von namenlosem Kummer, starb, siedelte er nach Deidesheim zu seiner Tochter und seinem Schwiegersohn, dem bairischen Landtagsabgeordneten Jordan über. — Körperlich elend, blieb er geistig rüstig und empfänglich für die öffentlichen Angelegenheiten. Die Wahl seines wackeren Sohnes zum badischen Landtagsabgeordneten erfüllte ihn mit freudiger Genugthuung. Kaum eine Klage ent-

fuhr dem schwer geprüften Manne, und wunderbar war es, daß er trotz seinem elenden Zustande noch gerne unter den Seinigen lebte. — Buhl starb am 16. Januar 1844, ein edler, selbstloser Mann, ein treuer Sohn des Vaterlandes. Jordan.

Joseph Vitus Burg.

Als Domdecan in Freiburg und später als Bischof von Mainz hat sich dieser Mann um die kirchlichen Angelegenheiten der oberrheinischen Kirchenprovinz die größten Verdienste erworben. Joseph Anton Burg war geboren in Offenburg den 27. August 1768 und besuchte nach Absolvirung des Gymnasiums und des philosophischen Curses die Universität zu Würzburg; noch ehe er zum Studium der Philosophie übergegangen, war er als „Bruder" in das Franziskanerkloster in Speier (September 1787) eingetreten, bei welcher Gelegenheit er den Namen Vitus annahm. Nach Empfang der Priesterweihe (in Würzburg) wurde er am Gymnasium in Ueberlingen verwendet; als das Kloster in Speier aufgehoben wurde, übernahm Burg eine Curatie in Pfaffenhofen bei Ueberlingen und kam von da als Hofcaplan zu der Deutschordens-Commende in Mainau; er führte auf einige Zeit die comthurische Amtsverwaltung, als beim Uebergange der Franzosen auf deutschen Boden die Beamten sich geflüchtet hatten. Im Jahre 1802 erhielt er die Pfarrei Herthen im Capitel Wiesenthal, zu dessen Decan er alsbald erwählt wurde. Von da kam er auf die Pfarrei Kappel am Rhein und wurde mit der bischöflichen commissariatischen Verwaltung des von der Diöcese Straßburg abgerissenen Bisthumsantheils im Großherzogthum Baden beauftragt. Er führte die Geschäfte dieses schwierigen Amtes mit großer Gewandtheit; daneben besorgte er die Inspection der landesherrlichen Decanatsschulen des Amtes Ettenheim. Ungeachtet des großen Umfanges seiner Geschäfte war er immer für seine wissenschaftliche Fortbildung thätig; auf Grund einer Abhandlung über die bürgerliche Ehe verlieh ihm die theologische Fakultät zu Freiburg 1810 die Doktorwürde. Nach Dalberg's Tod begleitete Burg den Freiherren von Wessenberg auf seiner Reise nach Rom; im Auftrage des Großherzogs nahm er an den im Jahre 1818 zu Frankfurt eröffneten Conferenzen Theil und vorzüglich seinen Bemühungen ist es zu verdanken, daß endlich eine Vereinbarung mit Rom zu Stande kam. Die Entwürfe zu den im Jahre 1827 publicirten päpstlichen Bullen rührten von ihm her; Burg war auch an der Entwerfung der landesherrlichen Verordnungen vom Januar 1830 betheiligt (vgl. das Breve Pervenerat, dessen Worte, welche gegen einen der Bischöfe schwere Vorwürfe erhoben, auf Burg bezogen wurden). Seine Verdienste fanden allseitige Anerkennung. Mit Errichtung des Erzbisthums Freiburg wurde er zum Domdecan des Metropolitancapitels in Freiburg ernannt; Papst Leo XII. verlieh ihm die bischöfliche Würde, indem er ihn am 28. Januar 1828 als Bischof von Rhodiopolis i. p. i. präconisirte. Die Consecration nahm Bischof Brand am 28. September 1828 in Limburg vor. Burg verblieb nur noch kurze Zeit in der Diöcese Freiburg; es erging zu Ende des Jahres 1829 an ihn der Ruf zur Uebernahme des bischöflichen Amtes in Mainz, wo er am 12. Januar 1830 inthronisirt wurde. Er führte den Hirtenstab von Mainz nur vierthalb Jahre und beschloß sein überaus thätiges und bewegtes Leben am 22. Mai 1833. F. Kössing.

Karl Buzengeiger

wurde am 16. März 1771 zu Tübingen geboren und studirte in seiner Vaterstadt Mathematik und Naturwissenschaften, wobei er sich durch Privatunterricht in Mathematik und Musik seinen Lebensunterhalt erwerben mußte. Nachdem er

einige Jahre zu Stuttgart und Berlin verlebt hatte, nahm er 1798 eine Lehrstelle am Gymnasium zu Ansbach an. Von hier sind auch die wenigen Arbeiten datirt, die er publicirte. 1819 wurde er, auf specielle Empfehlung Bohnenberger's, Professor der Mathematik an der Universität Freiburg, wo er bis zu seinem Tode hauptsächlich Elementarmathematik las. Von zahlreichen Arbeiten, mit welchen er sich beschäftigt haben soll, ist nichts publicirt worden. Er starb am 7. September 1835. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 13, 1205.)

J. Lüroth.

Ludwig von Cancrin.

Unter den mit der Erinnerung des badischen Volkes an das in Rußland heroisch untergegangene Husaren-Regiment verknüpften Namen steht der Genannte obenan. Am 10. Juli 1773 zu Hanau, als Sohn eines kurhessischen Bergrathes, der als solcher 1780 in badische Dienste getreten und als Oberbergrath in Karlsruhe verstorben ist, geboren, trat Cancrin nach einer fast abenteuerlichen, aber den damaligen Anschauungen und Verhältnissen ganz entsprechenden militairischen Jugendlaufbahn, 1787—1793 in niederländischen, 1793—1799 in österreichischen, 1799—1802 in englichen Diensten sich bewegend, 1802 als welterfahrener Mann und gewandter Reiterofficier, den seine Abschiedsurkunden als tapferen, besonders im leichten Truppendienst und für selbständige Detachirungen ausgezeichneten Cavalerieführer bezeichneten, nach Baden über, wo er Rittmeister bei den Husaren wurde. Der Feldzug 1806 und 1807, in dem Major Cancrin die hauptsächlichste berittene Cavalerietruppe führte (s. d. A. Cloßmann) 2, später 3 Husarenescadrons, brachte ihm bei den zahlreichen Affairen und Vorpostengefechten vor Colberg und mehreren Expeditionen gegen das Schill'sche Corps, manche Auszeichnung, vor Allem wurde er genannt für die Gefechte bei Lunau und Mühlbanz am 23. Februar und das Cavaleriegefecht von Rosenberg und Langenau am 7. März. In gleicher Weise zeichnete Cancrin, jetzt Oberst geworden, sich bei der Expedition nach Vorarlberg (1809) aus (s. d. A. Stockhorn), wo er den Posten bei Neu-Ravensburg 2 Tage (16. und 17. Juli) gegen wiederholte Angriffe der weit überlegenen Insurgenten auf das Muthvollste hielt. Der Feldzug 1812 fand Cancrin, nachdem Oberst v. La Roche (s. d. A.) das Commando einer Brigade übernommen hatte, an der Spitze des Husaren-Regiments, wie stets, frisch, dem Regimente den todesverachtenden Muth einhauchend, der es bei mehreren Gelegenheiten zu ungemeiner Tapferkeit hinriß. So fiel er an der Spitze seiner Tapferen im Cavaleriegefechte bei Truckanowitz am 12. November, von einer Kugel durchbohrt.

L. Löhlein.

Maximilian Josef von Chelius

ward am 16. Januar 1794 zu Mannheim geboren, wo sein Vater Vorsteher der Entbindungsanstalt war. Mit der Verlegung dieser Anstalt nach Heidelberg (1805) kam auch Vater Chelius dorthin, wo nun der Sohn seine Gymnasialstudien vollendete und schon mit 15 Jahren die Universität bezog, um sich dem Studium der Medicin zu widmen. Nachdem er als 17jähriger Jüngling die akademische Preisfrage in rühmlichster Weise gelöst und mit 18 Jahren die medicinische Doctorwürde sich erworben hatte, ging er nach München, (1812) wo er unter der Leitung von Harz und Haberl das Militair- und Civilhospital besuchte, dann nach Landshut, wo Walther lehrte, und übernahm 1813 die Stelle eines Hospitalarztes in Ingolstadt, wo unter den französischen Gefangenen eine Typhusepidemie ausgebrochen war. Hierauf folgte er als Regimentsarzt den badischen Truppen nach Frankreich und besorgte nach dem

Friedensschlusse eine Zeitlang im Garnisonslazareth zu Karlsruhe den ärztlichen Dienst. Sehr bald ging er aber nach Wien, wo er die Kliniken von Hildenbrand, Zang, Beer, Rust und Kern besuchte und folgte nach dem Wiederausbruch des Krieges (1815) abermals den Truppen nach Frankreich. Nach Beendigung des Krieges besuchte er Göttingen und Berlin, Halle, Leipzig, Jena, Würzburg und Paris. Hier erhielt er 1817 den Ruf als außerordentlicher Professor der Chirurgie an die Universität Heidelberg, der er von nun an dauernd, seit 1819 als ordentlicher Professor, angehörte. Eine seiner ersten Handlungen nach seiner Anstellung war die Gründung einer eigenen chirurgisch-opthalmologischen Klinik, die unter seiner Leitung bald eine berühmte Pflanzschule für Wund- und Augenärzte wurde. Als ausgezeichneter Lehrer zog er durch seinen Namen in einer langen Reihe von Jahren viele Tausende von Schülern aus allen Ländern an, die mit Dank und Verehrung seines trefflichen Unterrichts gedenken. Gleichen Schritt mit seinem Rufe als Lehrer und Operateur hielt seine Berühmtheit als Gelehrter und Schriftsteller. Neben anderen Schriften ist sein Hauptwerk das epochemachende „Handbuch der Chirurgie", das acht Auflagen erlebte und in elf Sprachen übersetzt wurde, somit eine Verbreitung nicht nur durch ganz Europa, sondern sogar über die Grenzmarken dieses Welttheils hinaus gefunden hat. Es wurden ihm dafür auch, wie überhaupt für seine Leistungen, die zahlreichsten Auszeichnungen von regierenden Fürsten, wissenschaftlichen Corporationen und gelehrten Vereinen zu Theil. Bei Gelegenheit seines fünfzigjährigen Doctorjubiläums (8. Februar 1862) erhielt er u. a. das Großkreuz des Zähringer Löwenordens, eine Auszeichnung, die bis dahin noch keinem Universitätslehrer zu Theil geworden war. 1866 wurde Chelius in den erblichen Adelstand erhoben. Schon 1864 war er in den Ruhestand getreten. Geistig und körperlich frisch und rüstig, lebt der greise Chelius in Heidelberg, wo er sich durch seine Menschenfreundlichkeit die allgemeine Liebe und Verehrung erworben hat. Von seinen Söhnen ist Franz von Chelius in die Fußtapfen seines Vaters getreten und hat sich ebenfalls den Ruf eines ausgezeichneten Gelehrten errungen. Bis 1873 Professor in Heidelberg, ist er seitdem nach Dresden übergesiedelt. (Vgl. Conversationslexikon der neuesten Zeit und Literatur. Leipzig 1832. Bd. 1, 403 und K. Z. 1862 No. 35.)

W.

Rudolf Friedrich Alfred Clebsch.

Dieser große Mathematiker, einer der bedeutendsten unserer Zeit, am 19. Januar 1833 in Königsberg in Preußen geboren, erhielt seine erste Ausbildung auf dem altstädtischen Gymnasium Königsberg's, wo sein Vater Militärarzt war. Seine Lehrer in Mathematik waren daselbst Mütteich und Schumann, die nach seiner eigenen Aussage einen sehr anregenden Unterricht ertheilten. Eben 17 Jahre alt, bezog er Ostern 1850 die Universität seiner Vaterstadt, an der damals durch Richelot, Neumann und Hesse (die Clebsch alle drei überlebten) ausgezeichnete Gelegenheit zu einer gründlichen Ausbildung in allen mathematisch physikalischen Disciplinen geboten war. — Unter Richelot's Leitung studirte Clebsch eifrig Euler's und besonders Jacobi's Werke und legte so den Grund zu vielen seiner späteren Arbeiten, die geradezu darauf ausgingen, Probleme, die jener ungelöst gelassen hatte, zu erledigen. In welch' glänzender Weise es der Kraft seines Nachdenkens und seinem erfindungsreichen Geiste gelang, sein Ziel zu erreichen, zeigen seine zahlreichen Abhandlungen im Crelle'schen Journal. Hesse dagegen führte Clebsch durch seine meisterhaften Vorlesungen in das Gebiet der analytischen Geometrie ein, und machte ihn mit den Hülfsmitteln bekannt, die zu eleganten Lösungen von Problemen zu führen

geeignet sind, und die Clebsch später in so ausgezeichneter Weise zu benützen verstand. — Den meisten Einfluß aber hatte auf ihn Neumann, mit dessen gleichaltrigem Sohne Karl (jetzt Professor der Mathematik in Leipzig) er in engen Freundschaftsbeziehungen stand. Durch die Vorlesungen Neumann's über mathematische Physik aufs lebhafteste angezogen, beschäftigte sich Clebsch in eingehender Weise mit Gegenständen dieser Disciplin. Insbesondere waren Probleme aus der Hydrodynamik und Optik die Themata seiner Arbeiten. — 1854 siedelte er, nach erlangter Doctorwürde, nach Berlin über, wo er bis 1858 als Lehrer der Mathematik an verschiedenen Anstalten thätig war. In diesem Jahre habilitirte er sich dort als Privatdocent für Mathematik, hatte aber seine Vorlesungen kaum begonnen, als er zum Professor der theoretischen Mechanik am Polytechnikum zu Karlsruhe ernannt wurde. Hier brachte er 5 Jahre zu. Bald nach seiner Uebersiedelung verheirathete er sich mit Fräulein Elise Heinel aus Königsberg, seine Eltern zogen zu ihm, so daß er sich einer angenehmen Häuslichkeit erfreute, deren Genuß ihm nur durch Lungenleiden getrübt wurde. Clebsch stand, während seines Aufenthaltes in Karlsruhe, in regem Verkehr mit mehreren seiner Kollegen, besonders mit Schell und Wiener; in einem mathematischen Kränzchen lernte er damals, wie er selbst gern erzählte, durch Vorträge von Schell, zum ersten Male die Methoden der sogenannten neueren Geometrie kennen. Die Anregungen, die er hieraus und aus dem Studium der um diese Zeit erschienenen Werke Salmon's schöpfte, veranlaßten ihn, seine Kraft der analytischen Geometrie zuzuwenden, der von 1860 an fast ausschließlich seine Arbeiten gewidmet sind. Das 1862 erschienene Lehrbuch „Theorie der Elasticität fester Körper" bezeichnet wohl den Abschluß seiner Thätigkeit in der mathematischen Physik, die er stets nur als Mathematiker, nicht als Physiker getrieben hatte, indem von Vergleichungen mit Beobachtungen fast nirgend die Rede ist. — Clebsch fühlte sich jedoch in Karlsruhe nicht an seinem Platze; die Vorlesungen griffen ihn körperlich sehr an und wurden ihm schließlich unangenehm und lästig. Wenn man bedenkt, daß es ihm trotzdem gelang, während seines Aufenthaltes daselbst, 20 zum Theil umfangreiche und schwierige Abhandlungen und das oben erwähnte Lehrbuch zu vollenden, so muß man die Leichtigkeit seines Arbeitens und seinen Ideenreichthum bewundern. 1863 erhielt er einen Ruf nach Gießen, dem er auch Folge leistete. Bald starben dort seine Eltern, nicht lange nach diesen seine Frau, die ihm 4 Knaben im zarten Alter hinterließ. In Gießen wurde Clebsch mit Dr. Gordan bekannt, der sich als Privatdocent der Mathematik dort niederließ; beide kamen in nähere Verbindung und arbeiteten, etwa von 1865 an, in einer in den Wissenschaften seltenen Weise erfolgreich zusammen. Clebsch führte Gordan in die analytische Geometrie und ihre Hülfsmittel ein, während dieser jenen mit den damals noch ziemlich wenig verbreiteten Riemann'schen Theorieen bekannt machte. Die erste Frucht ihrer gemeinsamen Arbeit war ein besonderes Werk „Theorie der Abel'schen Functionen" (1866), in welchem diese Theorie mit beständiger Berücksichtigung der Geometrie behandelt ist, indem es Clebsch kurz zuvor gelungen war, diese beiden, bis dahin ganz getrennt gehaltenen, Gebiete in Verbindung zu setzen. Die weiteren gemeinsamen Arbeiten beider Gelehrten bezogen sich hauptsächlich auf die neuere Algebra; es gelang ihnen, einen Theil derselben so zum Abschlusse zu bringen, daß Clebsch 1872 ihn in einem besonderen Werke „Theorie der binären algebraischen Formen" im Zusammenhange darstellen konnte. Neben diesen Arbeiten waren Clebsch's Studien stets der analytischen Geometrie zugewendet — besonders der Untersuchung der Flächen durch ihre Abbildung auf eine Ebene. Es ist hier nicht der Ort, diese und seine anderen wissenschaftlichen Arbeiten (im Ganzen hat er gegen 100 Abhand-

lungen publicirt, die meisten davon im Crelle-Borchardt'schen Journal für Mathematik und in den von ihm und C. Neumann gegründeten Mathematischen Annalen) näher zu betrachten. Eine eingehende Würdigung derselben enthält der Aufsatz: „Alfred Clebsch. Versuch einer Darlegung und Würdigung seiner wissenschaftlichen Leistungen von einigen seiner Freunde", der im VII. Bande der Mathem. Annalen und als besondere Schrift erschienen ist. Es mag nur, um Clebsch's Vielseitigkeit zu charakterisiren, erwähnt werden, daß an dieser Schrift sechs Mitarbeiter thätig sein mußten, den sechs Disciplinen entsprechend, in welchen Clebsch's Forschungen sich bewegten, weil ein Einzelner nicht im Stande gewesen wäre, allen in gleicher Weise gerecht zu werden. — In Gießen blieb Clebsch 5 Jahre, bis 1868, in welchem er einem Rufe nach Göttingen Folge leistete, um den Lehrstuhl einzunehmen, den vor ihm Gauß, Dirichlet, Riemann inne gehabt hatten. Kurz zuvor hatte er sich zum zweiten Male verheirathet mit Fräulein Raiß aus Gießen. Aus dieser zweiten Ehe sind keine Kinder am Leben geblieben. — Clebsch fühlte sich in Göttingen glücklich. Seine früher schwankende Gesundheit hatte sich gekräftigt, seine Stellung war eine äußerst angenehme, (wie er selbst äußerte, war es die erste in seinem Leben, von der er sich nicht wegsehnte), sein Haus war besonders für die jüngeren Mitglieder der Universität ein angenehmer Mittelpunkt anregenden und gemüthlichen Verkehrs geworden, die Achtung seiner Collegen hatte er in solchem Maße sich erworben, daß er für 1872/73 zum Rector gewählt worden war. Da befiel ihn plötzlich am 2. November 1872 eine sogleich sehr heftig auftretende Diphtheritis, der er am 7. Abends erlag. — An Anerkennung seiner Leistungen im In- und Auslande hat es Clebsch nicht gefehlt. Die Akademieen in Berlin und München, in Mailand, Bologna und Cambridge hatten ihn zum correspondirenden Mitgliede ernannt und die London Mathematical Society zu einem ihrer wenigen Mitglieder erwählt. Dabei stand er in freundschaftlichem Verkehr mit den bedeutendsten ausländischen Mathematikern und einer großen Zahl inländischer Gelehrten. — Als Lehrer hatte Clebsch eine bedeutende Wirksamkeit. Er hatte eine seltene Gabe, auch die complicirtesten Dinge klar und faßlich darzulegen, und konnte es deßhalb wagen in seinen Vorträgen weiter zu gehen, als man gewöhnlich zu gehen pflegt, und stets das Neueste bringen. Die Kunst des Aufbaues seiner Vorträge und Abhandlungen machte es zu einem Genuß, ihm zu folgen. Daher hob sich auch die Zahl seiner Schüler von Jahr zu Jahr. Mit den begabteren derselben trat er in näheren Verkehr, suchte durch passende Aufgaben ihre Selbstthätigkeit anzuregen und zu befördern und war für ihre Arbeiten ein theilnehmender und nachsichtiger Beurtheiler; mehr ihr väterlicher Freund, als ihr Lehrer, war er für ihr Fortkommen mit Rath und That besorgt. Es ist daher kein Wunder, daß seine Schüler mit schwärmerischer Verehrung an ihm hingen; war er doch bei Allen, die ihn kennen lernten, auch den wissenschaftlich ferner stehenden, seines angenehmen und bescheidenen Wesens wegen sehr beliebt. — Clebsch arbeitete rasch und ohne große Mühe. Wenn er die Idee einer Arbeit gefaßt und sich von der Möglichkeit der Ausführung überzeugt hatte, was er häufig auf Spaziergängen im Gespräch mit Freunden oder Schülern that, kostete ihn die Durchführung der Rechnungen bei seiner großen Formengewandtheit keine Anstrengung. Grübeleien war er abgeneigt und daher hatte er auch wenig Geschmack an den halb philosophischen Theilen der Mathematik, in welchen es sich um Darlegung und Begründung der Fundamentalbegriffe handelt. Zum Gelingen seiner Arbeiten trug wohl nicht wenig die heitere Stimmung bei, die er sich in allen Lebenslagen zu bewahren wußte. Im Freundeskreise konnte er sehr aufgeräumt sein und hörte oder erzählte gern

eine schnurrige Geschichte. Dabei war er aber voll tiefer Empfindung für die ernsten Seiten des Lebens. In allen wichtigen Fragen, die an ihn herantraten, urtheilte und handelte er stets nach streng rechtlichen Grundsätzen; seine edle Natur konnte Nichts gemein haben mit dem Niedrigen. Er hatte ein feines Gefühl für das Edle und Schöne in der Natur wie in der Kunst, die er sehr hoch schätzte. Am meisten Verständniß hatte er für Musik, die er, ein fertiger Clavierspieler, eifrig trieb. Sogar noch in Gießen versuchte er, sich mit Harmonik und Contrapunkt vertraut zu machen, wozu ihm freilich die Zeit schließlich fehlte. — Eine merkwürdige Frische und Beweglichkeit des Geistes, die einem im Verkehr mit Clebsch entgegentrat, schien ihn vor dem Altern bewahren zu können. Leider ist es nur zu wahr geworden, daß er nicht altern konnte! Und sein allzu früher Tod ist um so mehr zu beklagen, als gerade er bei seiner Vielseitigkeit berufen schien, die verschiedenen Disciplinen der Mathematik einander zu nähern und bei seinem eminenten Talente einer jener Meister zu werden, deren Urtheil und Leitung Alle gleich freudig anerkennen. J. Lüroth.

Josef von Cloßmann,

als Commandeur der badischen Truppen im Feldzuge von 1806 und 1807 gegen Preußen und Schweden für diese Blätter bedeutsam geworden, wurde am 7. Juni 1755 zu Mannheim geboren, wo sein Vater kurpfälzischer Hofkammerrath war. Nach der Sitte der Zeit, die im praktischen Militairdienst die hauptsächlichste Ausbildung für die Officierszöglinge suchte, trat er, 11 Jahre alt, in kurbairischen Dienst, aus welchem er, nach ruhmreicher Theilnahme an 6 Feldzügen, bei der Uebergabe der Pfalz an Baden als wohlempfohlener Bataillons-Commandeur im Regiment Kurprinz 1803 angestellt, im gleichen Jahre Regiments-Commandeur und 1805 Generalmajor wurde. Der Krieg Napoleons gegen Preußen, Rußland und Schweden zwang Baden, das seit 12. Juli 1806 dem Rheinbunde und hierdurch dem Schutz- und Trutzbündnisse mit Frankreich angehörte, zur Stellung eines Contingents zur französischen Armee. Demgemäß marschirte am 11. October eine Brigade von 6 Bataillonen, 1 Detachement Husaren und 1 Fußbatterie unter Generalmajor v. Cloßmann von Mergentheim, dem Versammlungspunkte, über Würzburg, Baireuth, Torgau nach Stettin, wo sie, am 12. November angekommen, zur Besetzung der festen Plätze Küstrin, Stettin und Fort Damm verwendet wurde, während die französische Hauptarmee, welche die Preußen am 14. Oktober bei Jena und Auerstädt geschlagen hatte, gegen die Russen an die Weichsel vorrückte. Diese erste badische Abtheilung war wohl ausgerüstet und befand sich auch in bester innerer Verfassung. Es war aber die Auflage für Baden damit noch nicht erschöpft. Am 13. November folgte das Jägerbataillon (549 Mann), das indessen zur Dämpfung der Aufstände in Kurhessen nach Kassel und Fritzlar verlegt wurde; vom 19. November ab rückte ein weiteres Detachement von 2 Bataillonen, 4 Escadrons und 1 Fuß-Batterie aus Baden nach Stettin ab, dem am 2. Dezember noch 2 Escadrons Husaren folgten. Hatte schon die Mobilmachung der Truppen, während welcher theilweise Unruhen im Lande ausbrachen, große Schwierigkeiten gemacht, so war viel schwerer der Mangel an Waffen, Pferden und Bekleidung zu überwinden. Das Dragoner-Regiment war genöthigt, zu Fuß auszumarschiren, in Schuhen — die Stiefel wurden gefahren — mit Säbeln und Carabinern bewaffnet; und als später die von der französischen Administration in Aussicht gestellten Pferde nicht eintrafen oder unbrauchbar waren, mußten die Mannschaften, mit Infanterie-Gewehren bewaffnet, im Garnisonsdienste sich abfinden und vielfach von den Franzosen verspotten und verhöhnen lassen. In ernstere Gefechtsthätigkeit begannen

die badischen Truppen zu treten, als sie, mit der Nordlegion die 2. Division des französischen X. Armee-Corps unter Marschall Lefèvre bildend, Ende Januar 1807 in der Stärke von 5483 Mann mit 16 Geschützen Aufstellung gegen Colberg nahmen. Der kleine Krieg gegen die Unternehmungen schwedischer Truppen um Stettin und später der Besatzung von Colberg, von wo die Expeditionen des Schill'schen Freicorps ihren Ausgang nahmen, hatte die jungen Truppen trefflich aguerrirt, so daß sie bei den folgenden größeren Actionen mit den übrigen Abtheilungen ebenbürtig in den Kampf traten, als sie nach der Schlacht bei Eylau, 7. und 8. Februar, dem Belagerungscorps für Danzig zugetheilt, vom 9. ab über Neu-Stettin und Konitz in Marsch gesetzt wurden. Die Gefechte bei Stargard am 18. und 21., die Gefechte bei Mühlbanz und die blutige Erstürmung von Dirschau am 23. Februar und das Gefecht bei Langenau am 7. März öffneten der Division den Weg zur Festung, an deren Berennung am 10. März und der folgenden Belagerung, nebst den Ausfallsgefechten am 16., 21. und 26. März, 1. 3. 7. und 13. April, sie rühmlichsten Antheil nahm. (Für das nähere Studium der Belagerung und die Betheiligung der badischen Truppen ist die eingehende Beschreibung des Feldzuges von 1806 und 1807 im badischen Militär-Almanach von 1863 zu empfehlen.) Die Truppen litten schwere Verluste durch Krankheiten, die bei dem harten Winter und der mangelhaften Ausrüstung wenig Widerstandskraft in den angestrengten Körpern fanden. Doch war ihre Haltung und Disciplin durchweg eine gute und für den Erbgroßherzog Karl, der während der Belagerung das Commando übernommen hatte, völlig befriedigende. Und wenn vielfach im Norden und Nordosten Deutschlands die Ansicht sich geltend gemacht hat, daß die Disciplin der Rheinbundstruppen eine lockere und ihr Auftreten vielfach ein rohes gewesen sei, so ist im Großen und Ganzen diese Anschauung auf die verletzten Gefühle zurückzuführen, die jede, von dem der gleichen Sprache sich bedienenden Soldaten und Stammesbruder zugefügte Unbill viel empfindlicher aufnahmen, als von dem fremdländischen Eroberer. Auch darf nicht übersehen werden, daß diesen kleineren deutschen Contingenten häufig die Dienste auf den Etappen, mit den mißlichen Aufträgen der Eintreibung von Contributionen, Lebensmitteln und Fourage, zufielen, die das Uebel des Krieges auch in weiteren Kreisen fühlbar machen. Dieses Gegeneinanderführen der Deutschen hatte jene Keime der gegenseitigen leichten Gereiztheit und Gehässigkeit weiter gepflegt, die dem Zusammentreten der Nation so lange hinderlich gewesen sind und die noch heute einen, wenn auch oft tief versteckten, inneren Widerstand oder wenigstens ein Widerstreben wach erhalten haben. Nach der Uebergabe der Festung am 26. Mai blieb die Division als Garnison daselbst, bis sie, nach der Entscheidungsschlacht bei Friedland am 14. Juni, welcher am 9. Juli der Friedensschluß mit Rußland und Preußen folgte, bei dem Fortgang des Krieges gegen England und Schweden zur Belagerung von Stralsund beordert wurde, wohin sie, verstärkt um das am 12. Juni aus Kurhessen herangezogene Jägerbataillon (s. d. A. Lingg von Linggenfeld), vom 18. Juli bis 12. August marschirte. In Stettin blieb das Infanterie-Regiment von Harrant in Garnison zurück. Vor Stralsund fand Generallieutenant v. Cloßmann eine weitere badische Truppenabtheilung in Thätigkeit. Zur Verstärkung des in Pommern stehenden französischen Observationscorps unter Marschall Brune hatte der französische Kaiser, als eine Offensive der verbündeten Mächte, Schweden, Preußen und Rußland, von Schwedisch-Pommern auf Berlin beabsichtigt schien, die Rheinbundsfürsten zu neuen Anstrengungen angewiesen. Demgemäß stellte Baden ein sogenanntes Reserve-Corps auf, das am 11. Juni unter dem Befehl des Oberstlieutenants Heinrich v. Porbeck (s. d. A.) aus Karlsruhe abmarschirte und über Berlin

und Greifswalde, nach Zurücklegung des Marsches von 120 Meilen in 41 Tagen mit Rasten an nur 5 Orten, am 16. Juli beim Blocade-Corps vor Stralsund erschien, bestehend aus 1427 Mann mit 4 Geschützen. Die Infanterie war, wie alle der Division nachgesandten Ersatzmannschaften, ohne Mäntel. Nachdem das Detachement bei mehreren Ausfällen, am bedeutendsten in dem gut geführten Gefechte vom 6. August, in Action gekommen war, zog die schwedische Besatzung am 20. August aus der Festung ab. Am 29. erfolgte die Vereinigung mit der Division, die nunmehr, unter Detachirung des Leib-Regiments nach Rostock, als Besatzungstruppe in Schwedisch-Pommern verblieb, bis sie, Mitte September bis Mitte Oktober, zur Besetzung der Demarcationslinie, gegenüber dem preußisch-schwedischen Corps unter Blücher, wieder nach Hinterpommern in die Gegend von Köslin, Greifenberg ꝛc. ꝛc. verlegt ward. Die Truppen litten hier schwer an pestartigen Krankheiten, die sich im Gefolge der Strapazen verbreitet hatten. Wieder nach der Oder zurückgerufen, blieb die Division als Besatzung in Stettin und Fort Damm, von wo sie vom 13. November ab nach der Heimath zurückmarschirte. In diesem, dem ersten Feldzuge, in welchem die großherzoglichen Truppen im Belagerungs- und Feldkriege activ an den Operationen Theil genommen, zeigte sich deren gutes, frisches Temperament im Gefecht, ein williger Gehorsam und eine große Hingabe an die dem Vaterlande schuldigen Pflichten in Ertragung jeglicher Art von Strapazen. Der Gefechtsverlust der Division an Todten, Verwundeten und Gefangenen betrug 616 Officiere und Mannschaften oder $7^1/_3$ % der Totalstärke; viel bedeutender war die Zahl der an Krankheiten Gebliebenen. — Generallieutenant v. Cloßmann wurde nach 1807 zum Commandeur en chef des Leib-Infanterie-Regiments und 1808 zum Gouverneur von Karlsruhe ernannt, in welcher Stellung er bis zum Jahr 1823 verblieb, ausgezeichnet durch strenge Pünktlichkeit und Aufmerksamkeit auch in den kleinsten dienstlichen Details. Im genannten Jahre in Ruhestand getreten, starb er am 19. Januar 1826 zu Karlsruhe. Von seinen Söhnen ist der jüngere, Jodokus Josef, nach ausgezeichnet durchlaufener Dienstzeit in Krieg und Frieden (1805—1834), zuletzt Adjutant des Kriegs-Ministerial-Präsidenten, an den Folgen der in früher Jugend ertragenen Feldzugsstrapazen schon im 41. Lebensjahre, 1835, verstorben, während der ältere

Wilhelm von Cloßmann

bis in die schweren Tage von 1849 dem Dienste angehörte. Geboren am 24. April 1788 in Mannheim, von 1801—1803 in kurfürstlich baierischem Dienste, machte er, als Secondelieutenant im Regiment Kurprinz 1803 von Baden übernommen und bis 1813 zum Major vorrückend, die Feldzüge 1805 (s. d. A. v. Harrant) 1806 und 1807, 1809 gegen Vorarlberg (s. d. A. Stockhorn) mit, wo er als Stabscapitaine bei der Leibgrenadiergarde unter Anderm bei der Erstürmung von Egloff, 15. Juli, durch glänzende Führung der Avantgarde, und später bei einem Streifzug gegen die Tyroler Insurgenten, mit einem aus allen Waffen gemischten Detachement, durch Einbringung guter Nachrichten nebst einem Gefangenentransport von 1 Hauptmann, 1 Tambour und 14 Gemeinen und einer erbeuteten Fahne sich auszeichnete; und ebenso erwarb er sich im Feldzuge 1812 (s. d. A. L. v. Grolman) als Compagniechef im 3. Infanterie-Regiment, durch mehrere besondere Verwendungen hervorgehoben, bei Czasnicki am 31. Oktober und 14. November, sowie in der Schlacht an der Beresina, die er verwundet mitmachte, neue Lorbeeren. 1813 mit 25 Lebensjahren Major geworden, führte Cloßmann in den Feldzügen 1814 und 1815 (s. d. A. v. Franken und Schäffer) das von ihm organisirte 6. Landwehrbataillon (Baden), im ersteren Jahre vor Straßburg, bei Abbruch der Illbrücke zwischen

der Rupprechtsau und der Festung, rühmlich erwähnt. Die Friedensjahre brachten einen großen Stillstand im Avancement. Cloßmann wurde 1826 Oberstlieutenant, 1833 Oberst und Commandeur des Regiments Markgraf Wilhelm No. 3, 1840, als Commandant von Rastatt, Commandeur der 2. Infanterie-Brigade und in diesen Funktionen 1843 Generalmajor. Er führte 1848 die ersten gegen die Aufrührer entsendeten Bataillone (s. d. A. Fr. Hoffmann), befehligte die badischen Truppen in den Gefechten bei Kandern und beim Sturm auf Freiburg, und entfaltete im folgenden Jahre beim Ausbruch der Militair-Meuterei am 10. und 11. Mai alle Thätigkeit. Sein Versuch indeß, am 11. Abends an der Spitze einer überdies unzuverlässigen Escadron des 1. Dragoner-Regiments die Meuterer auseinanderzusprengen, scheiterte; er wurde durch einen Steinwurf an den Kopf schwer verwundet und entkam andern Tages mit knapper Noth aus der Festung. Seit damals kopfleidend, wurde Cloßmann am 13. August 1849 in Ruhestand versetzt und starb am 23. Mai 1855.

L. Löhlein.

Karl Wilhelm Cnefelius.

Am 7. August 1862, während Karlsruhe im Freudenschmuck prangte über die Geburt einer Großherzoglichen Prinzessin, bewegte sich durch seine Straßen ein Trauerzug, von einer so großen Zahl Theilnehmender begleitet, wie es sehr selten in der Stadt vorkommt. Es wurde ein allgemein beliebter evangelischer Geistlicher, Kirchenrath Cnefelius, beerdigt, der am Tage vorher nach längerem Leiden gestorben war. Die Todtenfeier fand, dem bescheidenen Sinne des Verstorbenen entsprechend, nach seiner eigenen Bestimmung in einfachster Weise statt, auf dem Friedhofe wurden nur die von ihm selbst verfaßten Personalien verlesen. Nach Inhalt derselben ist Karl Wilhelm Cnefelius am 22. November 1804 in Karlsruhe geboren. Seine früh verstorbenen Eltern waren Wilhelm Cnefelius, Großherzoglicher Ministerialsecretair und Justine geb. Casparohly. Der verwaiste Knabe fand freundlichste Aufnahme in einer vorher ihm fremden Familie, in welcher er auch seine spätere Lebensgefährtin kennen lernte. Nach Absolvirung des Karlsruher Lyceums studirte er in Heidelberg und Halle Theologie, wurde 1826 examinirt und unter die evangelischen Pfarrcandidaten aufgenommen, und als Hof- und Stadtvicar in Karlsruhe angestellt; 1832 wurde er Pfarrer in Deutschneureuth und erhielt 1847 das Hof- und Stadtdecanat Karlsruhe, welche Stelle die Obliegenheiten eines Stadtpfarramtes in sich schloß. Das Zutrauen in seine Leistungsfähigkeit legte ihm theils in Deutschneureuth, theils in Karlsruhe noch die Geschäfte eines Camerars und Pfarrhilfsfondsverwesers, eines Decans und Schulvisitators, eines Prüfungscommissairs und Garnisonspredigers auf. Letzterer Function wurde er erst am 24. Juli 1862, unter allerhöchster Anerkennung seiner pflichtgetreuen Thätigkeit, enthoben. Die letzte öffentliche Amtshandlung des mit Schreibereien, Predigten und Seelsorge überbürdeten Mannes war die Einsegnung der von ihm noch unterrichteten Confirmanden an Ostern 1862. — Cnefelius war ein ruhiger, zuverlässiger Charakter, mild im Urtheil, weichen Gemüths, treu in der Freundschaft, von aufopfernder Hingebung an seinen aufreibenden Beruf. Er predigte schlicht und warm und wurde gern gehört, wenn auch die zunehmende sonstige Arbeitslast seine Wirksamkeit als Prediger beeinträchtigte. Gewissenhaftigkeit und Pünktlichkeit waren ihm zur zweiten Natur geworden. Er widmete seine Theilnahme und seine Dienstwilligkeit den geringsten Gemeindegliedern ebenso gern, wie den angeseheneren und genoß darum ein sehr ausgedehntes Vertrauen. Von seiner Fürsorge für die Armen zeugt unter Anderem ein von ihm gestifteter und noch bestehender Kreuzerverein, der in

der Stille schon viele Wohlthaten gestiftet hat. Seine zwar sehr gemäßigte aber feste freisinnige Richtung konnte namentlich in der Zeit politischen und kirchlichen Rückschlags nach den Revolutionsjahren nicht ohne Angriff bleiben; er empfand solche Kränkungen schmerzlich, ohne sie jedoch jemals zu erwidern oder nachzutragen. Bezeichnend ist eine 1850 von Enefelius gehaltene und nachher auch gedruckte Predigt: „Der Christ im Umgang mit Andersglaubenden", deren Anschauungen über Glauben und Toleranz ihm von orthodoxer Seite heftigen Widerspruch zuzogen und in jener Zeit durch das ganze Land vielfach erörtert wurden.

K. W. Doll.

Georg Friedrich Creuzer

wurde am 10. März 1771 zu Marburg in Kurhessen geboren. Seinen Vater, welcher Buchbinder, dann Steuereinnehmer daselbst war, verlor er schon im ersten Lebensjahre, er verdankte der Mutter wie den beiderseitigen Verwandten, unter denen mehrere würdige und gelehrte Geistliche sich befanden, besonders dem Prediger Joh. Christ. Bang, tiefere religiöse und und literarische Anregung. Die herrliche Elisabethenkirche seiner Vaterstadt machte auf den Knaben einen tiefen Eindruck, wie andererseits die vorherrschend militairische Ausbildung des hessischen Stammes in ihm das Interesse für Krieg und Kriegsgeschichte weckte. Er besuchte die städtische Schule, versah als junger Lutheraner den Chordienst in der Marienkirche und bezog 1789 die Universität mit dem Ziele, Theologie zu studiren; jedoch der verantwortungsvolle Ernst des geistlichen Amtes erweckte ihm Bedenken und Fr. Creuzer gab sich mit um so größerem Eifer den philologischen und philosophischen Studien hin. Von entscheidender Bedeutung war für ihn der Besuch der Universität Jena im Jahre 1790. Konnte er in Griesbach, in dessen gastlichem, geistig bewegtem Hause er freundliche Aufnahme fand, einen Vertreter einer neuen, sorgfältig die kritische Unterlage prüfenden philologischen Exegese des neuen Testamentes bei religiöser Wärme finden, unter Schütz tüchtige philologische Erklärung der Lateiner, auch das Arabische dort treiben, so überwog doch ganz der gewaltige Einfluß der kantischen Philosophie, wie sie durch Reinhold gelehrt ward, ergriffen und begeisterten ihn die historischen Vorträge Schiller's. Creuzer trat unter den Mitstudirenden in ein näheres Verhältniß zu v. Hardenberg (dem Dichter Novalis), und zu dem späteren trefflichen Platoniker und Historiker der Philosophie Tennemann. Die philosophischen Interessen überwogen auch durchaus noch in Marburg nach Creuzers Rückkehr im Herbst 1791. Eine Anstellung als Lehrer am Gymnasium zu Marburg war ihm als Lutheraner verschlossen, so ward er auf Ertheilung von Privatunterricht hingewiesen; theils wurden Privatissima an Studirende gegeben, theils eine Privatschule mit einem Vetter, Leonhard Creuzer, und mit Hauff gehalten. Sechs Jahre vergingen unter eifrigen eigenen Studien, die nun sich der griechischen Poesie und Historie vor allem zuwendeten, dabei stand Creuzer in der Mitte eines Kreises angeregter, strebsamer Gelehrten. Damals erhielt er durch das Studium des Laokoon von Lessing und der Werke Winckelmann's, wie durch den Anblick der in Kassel kürzlich gebildeten werthvollen Antikensammlung die erste archäologische Anregung. Creuzer hat übrigens noch durch mehrfaches Predigen auch äußerlich seine Beziehung zum theologischen Berufe bethätigt. Im Jahre 1798 begleitete er als Hauslehrer einen jungen Mann auf die Universität Leipzig und hörte von Neuem Vorträge, besonders bei Christ. Daniel Beck und bei dem eben in voller Jugendfrische und der Unmittelbarkeit des Genies für die griechischen Dichter, speciell für Aeschylus begeisterten Gottfried Hermann, lernte unterwegs Jacobs in Gotha und Böttiger in Weimar, wie Heyne in Göttingen

kennen, mit denen ein dauerndes Freundschaftsverhältniß sich entwickelte. Gleichzeitig erschien die erste Schrift von Creuzer über Herodot und Thukydides 1798, wie eine kleine lateinische Abhandlung de Xenophonte historico, die zum ersten Male vom Standpunkte einer philosophischen Historie elegant und tief die griechischen Historiker betrachten lehrten. In dem Buche über die historische Kunst der Griechen ward 1803 die reife Frucht dieser Studien niedergelegt. So kam es, daß er bereits 1800 in seiner Vaterstadt zum Professor extraord. der griechischen Sprache, dann 1802 zum Professor ord. eloquentiae ernannt wurde. Das letztere Amt legte ihm die Last zahlreicher Programme, besonders auch von Memoriae zu Ehren dahingeschiedener Collegen auf. Unter dem näheren Freundeskreise, den Creuzer um sich sah, ward Savigny vor allen von nachhaltigstem Einflusse auf ihn, von den Aufgaben der römischen Alterthümer erhielt er durch diesen zuerst eine tiefere Anschauung. Die freundschaftliche Beziehung mit dem Theologen und Philosophen Daub, wie mit Jung Stilling setzte sich dann in Heidelberg fort. Inzwischen war auch ein Haus gegründet durch die Verbindung mit der Wittwe des Professors Leske, deren Kinder unter seiner Fürsorge aufwuchsen — eigene Kinder blieben ihm auch in einer zweiten Ehe, die er mit Anna Sebastian, Tochter des † Professor der Medicin Sebastian, in Heidelberg noch 1831 einging, versagt. Anfangs des Jahres 1804 erhielt Creuzer den Ruf als ord. Professor der Philologie und alten Historie an die Universität Heidelberg, deren Reorganisation die erste und wichtigste Sorge der Regierung Karl Friedrichs von Baden für die neuerworbenen Pfälzischen Lande bildete. Volle vierzig Jahre mit einer kurzen Unterbrechung hat Creuzer an der Universität Heidelberg gewirkt, ist dann noch vierzehn Jahre mit ihr als verehrter Emeritus in Verbindung gestanden und ist in den ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts einer ihrer glänzendsten Sterne gewesen; er ist für das ganze badische Land und weithin, besonders in Süddeutschland, den humanistischen Studien und der Bildung eines tüchtigen Lehrerstandes ein Mittelpunkt geworden und er hat vor allem dazu beigetragen, der deutschen Wissenschaft im Auslande hohe Anerkennung und lebhaftes Interesse zuzuwenden. Noch heute gehört sein Name in Frankreich, Holland und Italien zu den bekanntesten deutschen Gelehrtennamen. In enger und dauernder freundschaftlicher Verbindung mit dem damaligen Minister Frh. von Reitzenstein getreten, hat Creuzer sofort eine Reihe akademischer Institutionen und Organe des wissenschaftlichen Lebens mit gegründet und fort und fort belebt; so erschienen 1805—1811 von ihm und Daub die „Studien" in einer Reihe von Bänden und Abhandlungen tiefgreifendster Bedeutung, so seit 1807 die Heidelberger Jahrbücher der Literatur, so war der Plan einer Societät der Wissenschaften damals für Heidelberg entworfen, so ward 1807 das philologische Seminar mit ebenso umfassenden wissenschaftlichen Gesichtspunkten, wie mit den bestimmten Uebungen für den zukünftigen Lehrer und Erzieher von Creuzer eröffnet. Er blieb dem hier gefundenen, in der mittleren Epoche außerordentlich großen, materiell aber wenig lohnenden Wirkungskreise treu trotz mannigfacher Anerbietungen nach Außen, so von Göttingen, von Bonn, von Kiel, von München. Nur einmal und zwar fünf Jahre nach seiner Uebersiedelung nach Heidelberg folgte er einer solchen und zwar, wie es schien, glänzenden Berufung in das damals noch von altem Rufe einer glänzenden philologischen Vergangenheit zehrende Holland. Dazu kam eine schon in der Jugend durch Pfarrer Bang gehegte Verehrung für den Freund desselben, Chr. Dan. Wyttenbach. Im Sommer 1809 zog er den Rhein langsam hinab nach Leiden, jedoch trotz der freundlichsten Aufnahme in den holländischen Gelehrten- und Familienkreisen, die mit ihm auch später in Verbindung blieben, fand er sich durch das Clima und die Natur des Landes

dermaßen gedrückt, daß er noch vor Beginn seiner Thätigkeit die dortigen Verpflichtungen löste und im Spätherbste nach Heidelberg in die noch offene Lehrstelle zurückkehrte. Obgleich auch bei Creuzer, wie bei allen wahrhaft bedeutenden, wissenschaftlich-schöpferischen Naturen die Grundrichtungen ihres Geistes, die verschiedenen Arbeitsfelder, in denen sie wirken sollen, frühzeitig schon neben einander hervortreten, der Entwurf der Lebensarbeit früh gemacht wird, so sind dieselben doch zeitlich erst nach einander in den verschiedenen Lebensepochen zur vollen Bedeutung gelangt. Er begann mit Arbeiten, wie wir sahen, zur Historiographie noch in Marburg, setzte sie dann in Heidelberg fort durch eine Sammlung der Fragmente der älteren griechischen Historiker (Historicorum graecorum antiquissimorum fragmenta collegit etc 1806), durch die Commentationes Herodoteae (1818), durch das Unternehmen einer großen Herodotausgabe, welche dann Creuzer's Schüler Bähr durchführte und als eine neue Lebensaufgabe wiederholt bearbeitete. Herodot blieb für Creuzer ein wichtiger Ausgangspunkt seiner religionsgeschichtlichen Anschauungen und Ansichten über den Völkerverkehr des Alterthums. In Heidelberg war es dann der Gesammtplan des Studiums des Alterthums, den er 1807 (N. Aufl. 1848) zuerst und neu entwarf; das Verhältniß der Philologie zur Theologie, Symbolik und Philosophie ward in mehreren Aufsätzen behandelt. Damit hingen die Beiträge zur Geschichte der humanistischen Studien überhaupt und speciell in den Rheinlanden zusammen. Schon in Marburg hatte er 1803 eine Rede über den größten Heidelberger Hellenisten, Friedrich Sylburg gehalten, später fünf Briefe desselben an Paulus Melissus herausgegeben (1827), dann 1832 einen Artikel zur Geschichte der Philologie in der Darmstädter Schulzeitung veröffentlicht und eine Anzahl seiner Schüler, wie die Theologen Ullmann und Dittenberger, wie der Historiker Häußer, wie der Director Hautz sind durch ihn zu größeren Arbeiten nach dieser Seite hin angeregt worden. Mit besonderer Vorliebe hing er an den holländischen großen Philologen und speciellen Latinisten; frühzeitig hatte er eine deutsche Chrestomathie aus denselben für die lateinischen Uebungen gelehrter Schulen veröffentlicht (1800). Das Lateinsprechen war ihm durchaus geläufig, ja bei öffentlichen Reden und Toasten gelang ihm die elegante und kräftige lateinische Form viel besser als die in der Muttersprache. Die große philosophische Bewegung, welcher kein bedeutender Geist am Ende des vorigen Jahrhunderts sich entziehen konnte, hatte auf Creuzer besonders in Jena mächtig eingewirkt; er blieb aber nicht bei Kant stehen, seiner ganzen stark auch sinnlich erregbaren, phantasievollen Natur, seinen tieferen religiösen Jugendeinflüssen, seinem Respekt vor allem Historischen, seinem auf das Ganze immer gerichteten Blicke entsprach unter den alten Philosophen vor allem Plato und die platonische Schule, unter den Nachfolgern Kants vor allem Schellings Betrachtungsweise. Dazu kam, daß Heidelberg 1807 und die folgenden Jahre der Mittelpunkt der sogenannten Romantiker war und Creuzer stand mitten unter ihnen; wie mit Clemens Brentano, Achim von Arnim, so trat er mit den Schlegels, mit Görres, mit Tieck, später mit den Boisserees in nahe Beziehung. In sein innerstes Leben griff die leidenschaftliche Liebe und der tragische Ton eines Fräulein von Günderode damals tief ein. Dauernde, von edler Sitte getragene, engste Freundschaft verbanden ihn der Familie des Prof. K. Ph. Kayser. Die bedeutendsten Früchte ernster Wissenschaft erwuchsen auf dem Boden dieses wunderbaren, mit der begeisterten Liebe für die Antike verbundenen romantischen Geistes. Es gehören hierher die großen Arbeiten für die Neuplatoniker, bei denen eigene Schüler, wie die ausländischen Freunde thätigst mitwirkten, so die Ausgabe des Buches von Plotin de pulchritudine (1814), später aller Werke des Plotin (3 Bde. 4.

1835), die Ausgabe der Commentare des Proklos und Olympiodor zu Schriften des Plato (1820—1822), des Michael Psellos (1828), Recensionen über Arbeiten zu Plotin, ebenso die Ausgabe mythologischer Fragmente aus Pfälzer Handschriften, wie überhaupt die Rückkehr der Bibliotheca Palatina von Creuzer rasch und glücklich zur Veröffentlichung von Inedita benutzt wurde. Zu viel größerem Ruhm und größerer Verbreitung gelangten aber die auf dem oben bezeichneten Boden der Romantik erwachsenen mythologischen und religionsgeschichtlichen Arbeiten Creuzer's. Es war ganz natürlich der Bacchische Mythenkreis, mit seinem Enthusiasmus und tiefsinnigen Pantheismus, mit seinen vielfachen Einflüssen des Orients, der Creuzer beschäftigte in eigenen Schriften besonders in dem Werke Dionysus (1809) und zu einer Bearbeitung von sechs Büchern des Nonnos führte (1809). In den Jahren 1810—1812 erschien dann die Symbolik und Mythologie des Volkes der alten Welt (Darmstadt in 2 Bdn., in der 2. und 3. Aufl. bis zum Neuesten der Forschung bereichert (1819—1822, 1836—1843), auch in einem Auszuge verarbeitet von Moser, von Guignaut für die Franzosen umgearbeitet.) Im Gegensatz zur äußerlichen Religionsgeschichte von Meiners wie zu jedem flachen Euphemerismus war hier der religiöse Untergrund aller Mythologie aufgedeckt, war ein großer Zusammenhang der religiösen Entwicklung von Indien bis Rom mehr geahnt, wie wissenschaftlich erkannt, war trotz aller Irrthümer eine vergleichende Religionsgeschichte angebahnt und das Symbol als Ausgang für Poesie wie bildende Kunst nachgewiesen. Creuzer hat zuerst mit offener Empfänglichkeit und mit tieferem Fleiß die neuesten Forschungen der Engländer und Franzosen auf dem Gebiete Indiens, Persiens, Aegyptens verwerthet. Diese Arbeiten führten in ihrem Gefolge eine Reihe von Discussionen wissenschaftlicher und selbst aufregender persönlicher Natur mit sich. Mit Gottfried Hermann wechselte Creuzer eine Reihe von Briefen über Homer und Hesiod 1818, die gedruckt als ein schönes Denkmal edlen wissenschaftlichen Streites erschienen. Joh. Heinr. Voß, mit dessen Sohne Heinr. Voß Creuzer bis zu dessen Ende in freundlichem Verhältnisse stand, erblickte in ihm einen Hauptträger katholisirenden Obscurantismus und stellte der Symbolik eine Antisymbolik entgegen (1825). Der Streit der Mythologie griff tief in das akademische Leben Heidelbergs ein, es ist der ewig dauernde Streit rationalistischer und supranaturalistischer Religionsauffassung. Waren schon die umfassenden mythologischen Studien ohne Benutzung der archäologischen Hülfsmittel, besonders der Münzen und Vasenbilder nicht möglich, hatte Creuzer bereits 1809 literarische Beiträge zu Winckelmann geliefert, so schließt sich die Hauptthätigkeit Creuzers auf dem archäologischen Gebiete doch erst chronologisch der mythologischen seit dem Jahre 1832 an. Anlaß gaben zunächst kleine Reisen in den Odenwald zu der Sammlung des Grafen Erbach in Erbach, zu interessanten Resten im Schießwald bei Pforzheim, die Entdeckung eines Mithreum bei Neuenheim unmittelbar bei Heidelberg, die nur in Abdrücken erhaltenen antiken Steine am Grabmal der heiligen Elisabeth zu Marburg, der Ankauf der werthvollen Vasen- und Terracottensammlung des Major Maler und die Aufstellung derselben in der Großherzoglichen Kunsthalle zu Baden, endlich die bildliche Kenntniß einer kleinen Sammlung von Bronzen und Münzen aus einheimischen Funden und auswärtigen Geschenken besonders des trefflichen Kunstkenners Weber in Venedig. Ueber alle diese Anlässe sind Einzelschriften von ihm erschienen und auch ein werthvoller erster Ueberblick der Denkmäler römischer Cultur am Oberrhein gegeben, daneben fort und fort raisonnirende Berichte über archäologische Arbeiten. Creuzer fehlt in diesem rasch an Umfang wachsenden, in seiner Zeit gerade bedeutsamst erweiterten Gebiete der antiken Kunstwelt allerdings der Reichthum und die

Genauigkeit unmittelbarer persönlicher Anschauungen, die strenge Gewöhnung des prüfenden künstlerischen Auges, die Geduld der Durchmusterung der aufgehäuften Sammlungen, aber nicht fehlte ihm die volle Freude am Schönen und der immer auf das Ganze gerichtete Blick. Noch ein großes wissenschaftliches Gebiet des klassischen Alterthums verdankt Creuzer eine gründliche, zusammenfassende Behandlung und die Arbeiten auf demselben führten ihn in späteren Jahren vorzugsweise auf die Erklärung des Cicero, es sind das die römischen Alterthümer. Er selbst bekennt darin von Savigny zuerst auf die Hauptaufgaben geführt zu sein. 1824, dann neu bearbeitet 1829, erschien der Grundriß der römischen Alterthümer, daneben her gingen und folgten die Ausgaben von Cicero de legibus 1824, de republica 1826, de divinatione und de fato 1828, die Verrina de praetura Siciliensi 1847. Das hohe Lebensalter, welches Creuzer beschieden war, ermöglichte ihm den reichen Gewinn seiner literarischen Arbeiten in der Sammlung deutscher Schriften in fünf Abtheilungen von 1839—1854 und Opuscula selecta 1854 zusammenzufassen und selbst in dem Buche: „Aus dem Leben eines alten Professors" 1848 und den Paralipomena 1848 werthvolle biographische Aufzeichnungen zu veröffentlichen. Obgleich er den Haupttheil seiner Bibliothek 1848, ebenso seine Sammlung veräußert hatte, hat er bis an seine letzten Lebenstage nicht aufgehört die schwierigsten Werke seiner Wissenschaft zu lesen und lebhaft darüber sich zu äußern. Neben dieser außerordentlichen literarischen Thätigkeit ging eine, besonders in den Jahren 1820 bis 1830 geradezu glänzend zu nennende akademische Wirksamkeit her. Seine Hauptcollegien versammelten oft über hundert Zuhörer und zwar aus den verschiedensten Facultäten, ebenso Ausländer, wie Männer reiferen Alters; als seine Schüler bekannten sich später noch gern ausgezeichnete Theologen, Juristen, Historiker, Staatsmänner. Wir nennen beispielsweise K. Fr. Hermann, K. Th. Zumpt, Döderlein, L. Spengel, Parthey, Vömel, Hug, Ullmann, R. Rothe, Edgar Quinet, Kokkinos, Roulez, Baron Eckstein. Er verstand es, wenn immer *συμφιλολογεῖν καὶ συνεθουσιάζειν*. Für das Geschäftliche hat Creuzer nie Geschick und Neigung besessen, daher auch akademische Würden gern von sich abgelehnt. 1845 erbat er sich die Entbindung von seinem Lehramte. Unempfindlich war er nicht gegen die mannigfaltigen Ehrenauszeichnungen, die ihm von Fürsten und gelehrten Körperschaften, wie den Akademieen zu Kopenhagen, Paris, München, Berlin ꝛc. dargebracht wurden. Der schönste Ehrentag ward ihm 1844 im April von seinen Schülern und Verehrern bereitet, und eine Denkmünze damals geschlagen, mit seinem trefflich gelungenen Bilde. Sein äußeres Leben verfloß einfach, nicht ohne mannigfache Sorgen, die letzten Jahrzehnte im eigenen behaglichen Hause. Größere Reisen hat er nicht gemacht; eine Reise nach München 1821, nach Paris 1826 sind die bedeutendsten, besonders die letzte nicht ohne reiche Frucht bedeutender Bekanntschaft. Um so lieber sah er sich in Heidelberg von Auswärtigen besucht. Die letzten Lebensjahre erfreute ihn besonders der persönliche Verkehr mit dem bei Heidelberg seit 1854 wohnenden Ritter v. Bunsen. Er starb am 16. Februar 1858 im 88. Lebensjahr.

Stark.

Josef Alexander Dahmen

wurde zu Gengenbach am 1. November 1783 geboren und erhielt, nach vollendeten Studien, 1807 seine erste Anstellung als Secretair bei dem Curatorium der Universität Heidelberg; im gleichen Jahre noch wurde er in das Secretariat des Geheimen Raths versetzt und zugleich Secretair der Sanitätscommission; 1810 wurde er Geheimer Secretair, zuerst beim Ministerium des Innern, dann beim Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und functionirte eine

Zeit lang auch bei den Gesandtschaften in Wien und Paris als Legationssecretair; 1810 wurde Dahmen Geheimer Cabinets-Secretair und 1811 mit Beibehaltung dieser Stelle Generalsecretair beim Ministerium des Innern. 1813 wurde er zum Oberpostdirectionsrath und 1814 zum Kreisrath in Mannheim ernannt. 1831 zum Director des Dreisam-Kreises in Freiburg und Curator der dortigen Universität befördert, kehrte er schon 1832 als Regierungsdirector des Unterrheinkreises nach Mannheim zurück, wo er von nun an in dieser bedeutenden Stellung bis zu seiner 1844 auf sein Ansuchen wegen Kränklichkeit erfolgten Pensionirung thätig war. Durch gründliche Kenntnisse, außerordentlichen Fleiß, gewissenhafte Pünktlichkeit und humane Gesinnung ausgezeichnet, genoß Dahmen in hohem Grade das Vertrauen seines Kreises. Als er nach Freiburg versetzt wurde, richteten zahlreiche geachtete Bürger Mannheims an den Großherzog die Bitte, den Beamten, der sich das ungetheilte Vertrauen und die allgemeine Anhänglichkeit und Hochachtung der Bewohner erworben, in Mannheim zu belassen, und wiederholten, dießmal mit Erfolg, ihre Intervention, als die Stelle des Regierungsdirectors erledigt wurde. Nach seiner Pensionirung wurde Dahmen 1845 zum Curator der Universität Heidelberg ernannt und bekleidete diese Stelle unter sehr schwierigen Verhältnissen bis Januar 1849. Er starb hochbetagt am 30. September 1863. W.

Karl Theodor Freiherr von Dalberg

geboren zu Herrnsheim bei Worms, auf dem Stammgute des Dalbergischen Geschlechts Mannheimer Linie, den 8. Februar 1744, wurde nach vollendeten Studien Domicellar bei dem Erzstifte Mainz und den Hochstiften Würzburg und Worms, späterhin in dem ersteren Capitularherr und in den beiden anderen Domherr. Im Jahre 1772 ernannte ihn der Kurfürst von Mainz zum wirklichen Geheimenrathe und Statthalter von Erfurt. Seine Verdienste um das Erziehungs- und Studienwesen in Würzburg, seine reiche Thätigkeit in der Regierung von Erfurt, wo er durch Pflege der Künste und Wissenschaften, durch Menschenfreundlichkeit und Wohlthätigkeit die allgemeine Liebe und Verehrung gewann, sind in verschiedenen Schriften gewürdigt worden. Dasselbe gilt von seiner öffentlichen und privaten Wirksamkeit als Regent des Fürstenthums Regensburg, als Großherzog zu Frankfurt, Fürst zu Aschaffenburg, Fulda, Hanau und Graf zu Wetzlar, als Erzbischof von Regensburg und Bischof von Konstanz. Im Jahre 1787 wurde Dalberg Coadjutor des hohen Erzstiftes und des Kurfürstenthums Mainz und des Hochstiftes Worms und 1788 Priester und Erzbischof von Tharsus und am 8. Juni 1788 Coadjutor von Konstanz. Nach dem Tode Maximilian Christoph's von Roth, Fürstbischofs von Konstanz, gelangte er zur Regierung des Hochstifts Konstanz, wurde Fürstbischof daselbst und Kreisausschreibender Fürst von Schwaben; am 22. Februar desselben Jahres bestieg er in der Pfarrkirche zu Meersburg den bischöflichen Stuhl. Beim Uebergange der Moreau'schen Armee über den Rhein zog sich Dalberg nach Erfurt zurück, wo er den schönen Hirtenbrief an die Geistlichkeit des Bisthums Konstanz verfaßte, nach hergestelltem Frieden kehrte er in seine Diöcese zurück, doch nur für kurze Zeit. Im Jahre 1802 wurde er nach dem Tode des Kurfürsten von Mainz, Friedrich Karl Josef, Kurfürst und Erzkanzler des deutschen Reichs und kam durch die neue politische Gestaltung Deutschlands im Jahre 1803 in den Besitz von Regensburg, Aschaffenburg und Wetzlar; im Jahre 1805 wurde von Pius VII. die Kathedralkirche zu Regensburg zu einer erzbischöflichen Kirche erhoben und dem Kurerzkanzler Karl Theodor verliehen. Die Föderationsakte von 1806 theilte ihm als Fürsten Primas die Stadt Frankfurt zu, deren Bürger dem neuen Souverain am 2. Januar 1807 den Eid der Treue schwuren. Im

Jahre 1810 wurde er Großherzog von Frankfurt; das Fürstenthum Regensburg kam an das Königreich Baiern. Im Jahre 1813 resignirte er freiwillig auf alle seine Besitzungen als Landesherr und zog sich in den Stand eines Privatmannes zurück; nur seine geistlichen Gerechtsame als Erzbischof behielt er sich vor. Nachdem er einige Zeit in Konstanz und Meersburg verweilt hatte, ging er nach Regensburg, wo er im Januar 1814 ankam; hier beschloß er den Abend seines wechselvollen Lebens unter Darben und Wohlthun am 10. Februar 1817. Als Dalberg zur Regierung des Hochstiftes Konstanz gelangte, war seine erste Sorgfalt dem bischöflichen Seminar, den milden Stiftungen und der Tilgung der Gemeindeschulden gewidmet; besonders heilsam waren seine Anordnungen wegen besserer Feld- und Weincultur. Nachdem im Jahre 1803 die Säcularisation des Hochstifts erfolgt war, verwandte Dalberg jährlich einen sehr großen Theil der ihm ausgeworfenen Sustentation zur Unterstützung der verschiedenen Anstalten des Bisthums und der hilfsbedürftigen Individuen; das Seminar in Meersburg hatte sich besonders seiner großmüthigen Unterstützung zu erfreuen. Ebenso ermunterte er die wissenschaftliche Thätigkeit unter dem Klerus durch Aussetzung von Prämien für die besten Beantwortungen von Fragen aus dem Gebiete der praktischen Seelsorge, wozu ihm, wie zu vielen andren edlen Absichten sein Generalvicar und Coadjutor, Freiherr von Wessenberg, treulich die Hand bot, so daß das Bisthum Konstanz, als Muster einer ächt christlichen Verwaltung, den Beifall aller Menschenfreunde jedes Glaubens sich erwarb und die Namen Dalberg und Wessenberg stets als hellleuchtende Gestirne in der Geschichte dieses Bisthums, dessen Aufhebung zehn Jahre nach Dalberg's Tod erfolgte, sowie in der Kirchengeschichte Deutschlands glänzen werden. (Ueber Dalberg's Verdienste als Gelehrter und Schriftsteller vgl. besonders die Schrift von August Kraemer: „Karl Theodor von Dalberg, vormaliger Großherzog von Frankfurt, Fürst-Primas und Erzbischof, eine dankbare Rückerinnerung an sein wohlthätiges Leben und eine Blume auf sein Grab", Regensburg 1817, S. 44—49.) F. Kössing.

Josef Dambacher

wurde am 11. Januar 1794 zu Rastatt geboren und trat, nachdem er auf dem Lyceum zu Karlsruhe und auf der Universität Heidelberg seine Studien gemacht hatte, 1818 als Professor am Gymnasium zu Freiburg in den Staatsdienst. Von da wurde er zuerst an das Konstanzer, dann an das Rastatter Lyceum versetzt, 1828 zum Assessor am General-Landesarchiv ernannt und 1834 zum Archivrath befördert. In dieser Stellung war er für Ordnung und Repertorisirung verschiedener Urkunden-Sectionen des Archivs mit Fleiß und Erfolg thätig, während er gleichzeitig auch durch wissenschaftliche Arbeiten, zu denen ihm sein Amt das Material lieferte und Muße gewährte, in der gelehrten Welt rühmlich bekannt wurde. Er nahm an der Herausgabe der „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins" eifrigen Antheil, indem er in derselben neben einer Anzahl von Klosterarchiven (z. B. Herrenalb, Bebenhausen u. a.) besonders die Urkunden, welche sich auf die Geschichte der Grafen von Freiburg beziehen, bearbeitete. Er betheiligte sich außerdem an der „Quellensammlung der badischen Landesgeschichte" und bei der Herausgabe von Trudpert Neugart's hinterlassenem Werke: Episcopatus Constantiensis (s. d. Art. Mone). Alle Arbeiten Dambacher's zeichnen sich durch Pünktlichkeit und Gewissenhaftigkeit und ein liebevolles Eingehen in das Detail der Localgeschichte und Topographie aus. In früheren Jahren arbeitete Dambacher auch an dem „Karlsruher Unterhaltungsblatt" mit, in welchem er seine schönen naturwissenschaftlichen Kenntnisse verwerthete und lieferte Zeichnungen zu den „Schwänken des Rhein-

ländischen Hausfreundes", die gesunden Humor und feine Beobachtungsgabe verrathen. Als Dambacher 1867 in den Ruhestand trat, schien dem rüstigen Greise noch ein langes und glückliches Alter zu blühen; froh und zuversichtlich machte er allerlei Pläne zu Erholung und Arbeit für den kommenden Sommer. Da warf ihn eine Erkältung auf's Krankenlager, von welchem er sich nicht mehr erheben sollte. Er starb am 18. März 1868. (Vgl. Bad. Chronik 1868 No. 5.)

W.

Franz Danzi.

In nachstehender Lebensskizze enthüllt sich uns das reiche Wirken eines Vertreters der noch mit gediegenem Wissen ausgestatteten Capellmeister vom sogenannten alten Schlag. Seiner Blüthezeit nach hauptsächlich den letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts angehörend, wurde dieser hochstehende Meister der Tonkunst den 15. Mai 1760 zu Mannheim, als der Sohn Innocenz Danzi's, ersten Violoncellisten in der kurpfälzischen Hofcapelle, geboren. Da das dortige Hoftheater damals durch die Vorzüglichkeit der letzteren und seiner Oper einen großen musikalischen Ruf genoß und eben deßhalb eine eigene Schule für die Musik bildete, wie es später unter Dalberg's Leitung eine solche für das Schauspiel wurde, so übten diese künstlerisch hervorragenden Verhältnisse Mannheims auf die Entwicklung von Danzi's frühzeitig sich offenbarendem musikalischen Talente einen wesentlichen Einfluß aus. Den ersten Unterricht im Clavierspiel und Gesang, sowie auf dem Violoncell, bis zur vollständigen Ausbildung, empfing er von seinem Vater; mit diesen gründlich fortgesetzten Studien ging das erfolgreiche Streben, sich umfassende wissenschaftliche Kenntnisse, namentlich in den Sprachen, anzueignen, Hand in Hand. Während Danzi bereits als zwölfjähriger Knabe seine ersten Compositionsversuche für das Violoncell machte, nahmen seine Fortschritte auf diesem Instrumente so sehr zu, daß er schon mit 15 Jahren als Violoncellist in der Capelle angestellt wurde und bald als ausgezeichneter Solist sich einen Namen erwarb. Sowohl in der ausübenden, als in der schaffenden Thätigkeit, welche von 1775 an durch den berühmten Abt Vogler erst die rechte Anleitung erhielt, folgte er übrigens dem, insbesondere durch jenen geistvollen Mann zur Geltung gebrachten Grundsatz der Mannheimer Tonschule, stets dem gesanglichen Element der Musik in erster Reihe Ausdruck zu verschaffen, wodurch er natürlich von vorne herein auf brillante äußerliche Erfolge verzichtete, dagegen ebenso sehr an Innerlichkeit der Empfindung und Reiz der Melodie gewann. Nachdem Karl Theodor auf den kurfürstlichen Thron von Baiern gelangt war, mußte mit der ganzen Capelle und Oper auch Danzi 1778 nach München übersiedeln. Das dort in noch größerer Regsamkeit herrschende Kunstleben wirkte höchst bildend auf ihn ein und veranlaßte ihn namentlich zu ausgedehntem eigenen Schaffen, das sich nun mehr der Vocalmusik zuwandte und sogar auf die Composition von Opern erstreckte. Von einflußreicherer Bedeutung für ihn wurde 1790 seine Verheirathung mit der trefflichen Sängerin und Schauspielerin Margarethe Marchand, einer Tochter des damaligen Theaterdirectors in München. Dieselbe hatte von der gefeierten Sängerin Lebrun, der Schwester Danzi's und Gattin des großen Oboevirtuosen, eine sorgfältige Ausbildung im deutschen und italienischen Operngesang empfangen, und war zugleich Claviervirtuosin. Das junge Ehepaar nahm 1791 Urlaub zu einer mehrjährigen Kunstreise, während welcher es längere Zeit in Leipzig und Prag an der italienischen Oper des Unternehmers Guardasoni — Danzi als Dirigent — beschäftigt war, 1794 und 1795 aber in Italien mit besonderem Beifall auftrat. Leistungen und Erscheinungen von Danzi's Frau schildert ein competenter Zeitgenosse als ein Abbild der späteren, so außerordentliches Aufsehen

machenden Henriette Sonntag. Hierauf 1796 in Folge übermäßiger Anstrengung der Frau Danzi im Singen auf den dortigen großen Theatern nach München zu nothwendiger ruhigerer Thätigkeit zurückgekehrt, traten beide wieder in ihr Dienstverhältniß an der Bühne ein, Danzi mit der Ernennung zum Vicecapellmeister. Wegen des frühzeitigen Todes seiner von Jugend auf schwächlichen Frau im Jahre 1800, der ihn tief darniederbeugte, und der Ueberlegenheit seines Collegen Peter Winter die Münchner Stellung beinahe unerträglich findend, nahm Danzi 1807 den Ruf als Capellmeister an das Hoftheater zu Stuttgart gerne an, vertauschte jedoch schon 1810 diese Stelle mit jener in Karlsruhe. Hier wirkte er anerkennenswerth, aber durch den Verlust der unvergeßlichen Gattin fortwährend in gedrückter Stimmung und deßhalb zurückgezogen, bis zu seinem am 13. April 1826 erfolgten Tode. Danzi war ein fein fühlender Musiker, vorzüglicher Dirigent und Gesanglehrer; als letzterer hat er zahlreiche, seiner Zeit weit verbreitete Solfeggien componirt. Die Zahl seiner Compositionen beläuft sich auf etwa 100. Sie bestehen in Solostücken, Sonaten, Quartetten, Quintetten, Sextetten und Concerten für verschiedene Instrumente, besonders aber für Violoncell, Ouvertüren, Symphonieen ꝛc., sowie in vielen Gesangwerken, worunter zahlreiche Lieder, ein- und mehrstimmige Gesänge sonstiger Gattung, mehrere Cantaten, Psalmen, Offertorien, Messen, Opern, z. B. „der Kuß", „Iphigenie" und die „Mitternachtsstunde". Die Instrumentalwerke fielen, als dem Stile der Zeit vor Beethoven angehörend, bald der Vergessenheit anheim; länger dagegen erhielten sich die vocalen, besonders jene aus seinen späteren Lebensjahren, da sie sich mehrentheils durch schöne Erfindung und ausdrucksvolle Declamation auszeichnen. Den Erzeugnissen der früheren Münchner Thätigkeit klebt bei der damaligen allzu sehr befriedigten Schreiblust ihres Verfassers selbstverständlich mitunter der Mangel rechten Gehaltes an; den Opern namentlich fehlt es an eigentlicher Genialität der Melodieen, dramatischer Lebendigkeit und Charakteristik. Als fleißige und geschickte Nachahmungen des Geistes von Gluck und Mozart konnten sie wohl gefallen, aber keine weite Verbreitung gewinnen. Den meisten Werth besitzen die kirchlichen Werke der letzten Karlsruher Periode vermöge ihres von wahrer Frömmigkeit durchdrungenen, kunstvolle Behandlung der Formen bekundenden Inhaltes. Das gelungenste ist wohl ein großes, aus 7 Sätzen bestehendes Te Deum. Vieles blieb leider ungedruckt und ging somit für die Oeffentlichkeit verloren. H. Giehne.

Karl Daub.

Einst eine Zierde der theologischen Facultät zu Heidelberg, hat der Name Karl Daub schon seit einem Menschenalter unter den Folgen des Mißcredites zu leiden gehabt, welchem aus begreiflichen Gründen der speculative Idealismus in Philosophie und Theologie anheimgefallen ist; weder der Nekrolog Eberlin's (Allgemeine Kirchenzeitung 1836, No. 25 und 26), noch der interessant und warm geschriebene Nachruf, welchen kurz nach Daubs Tode sein Freund und Anhänger Rosenkranz veröffentlichte (Erinnerungen an Daub, 1837. Auszüge aus den Schriften im „Nekrolog der Deutschen. XIV, 2, S. 731 fg.), vermochten dieses Schicksal abzuwenden, und die von den Herausgebern seines Nachlasses, (seinem ehemaligen Collegen Marheineke und seinem Schwiegersohn Dittenberger) versprochene Biographie ist, wie die späteren Bände dieses Nachlasses selbst, an dem zu Ende gehenden Interesse des Publikums gescheitert. Dagegen haben von Tübingen aus zuerst Zeller in einer eingehenden Kritik des Nachlasses (Theologische Jahrbücher, 1842, S. 745 fg.), dann D. F. Strauß in der meisterhaften Abhandlung „Schleiermacher und Daub" (Charakteristiken und Kritiken, 2. Aufl. 1844, S. 3 fg.), endlich Landerer in einer unpar-

teiischen Würdigung seiner theologischen Leistungen in Herzogs Real-Encyklopädie für protestantische Theologie und Kirche (XIX, 1865, S. 391 fg.) das Andenken an die wissenschaftliche und persönliche Bedeutung des seltenen Mannes wach erhalten, welcher die gesammte Entwickelung unserer deutschen Philosophie von Kant bis Hegel in so achtungswerther Weise repräsentirt. — Als Kind armer Eltern am 20. März 1765 in Kassel geboren und in beschränkten Verhältnissen aufgewachsen, fand Daub Aufnahme im Hause des Philosophen Tiedemann in Marburg, wo er seit 1786 Philosophie und Theologie studirte, 1790 doctorirte und seit 1791 als akademischer Docent wirkte. Merkwürdiger Weise erschien diese seine Thätigkeit, in welcher er sich entschieden zur kritischen Philosophie des Königsberger Altmeisters bekannte, der Landesregierung gefahrdrohend; nicht minder auffallend ist, daß man, um ihn unschädlich zu machen, seine Versetzung an die hohe Landesschule zu Hanau als Professor der Philosophie beliebte. — Dies geschah im Jahre 1794. Ueber dieses und die unmittelbar folgenden Jahre sind die angegebenen Quellen fast gänzlich unergiebig. Es sei daher dem Unterzeichneten verstattet, aus mündlichen Mittheilungen und Familienpapieren, die ihm zugänglich geworden sind, einiges Wenige zu ergänzen. Wie die Studentenschaft von Marburg Daubs Versetzung aufnahm, davon zeugte nicht blos das Geleite, das man ihm gab, sondern auch ein ihm überreichtes Gedicht, dessen Verfasser ein studiosus juris (Becher) war. Die ersten Zeilen dieser für die damalige Zeit bezeichnenden Elegie lauten:

Bist du der Erde entflohen, du Erstgeborne des Himmels,
Göttin im Strahlengewand, Wahrheit, bist du entflohn?
Siehe, die dich verehren, mit biederem Muthe dich ehren,
Die Du im Heiligthum, Göttliche, selber geweiht.
Siehe, sie werden verfolgt! Es einten Dummheit und Bosheit
Sich zum schändlichen Bund, schworen den Biederen Tod.

Wie aber am Schlusse die erscheinende Göttin den braven Jünglingen, die den Verlust ihres Lehrers beklagten, weissagt, daß die Sache zu seinem Besten ausschlagen werde, so geschah es. Ein Bruder des in Heidelberg wirkenden Kirchenraths Mieg lernte ihn in Frankfurt kennen und wurde Veranlassung, daß Daub schon im folgenden Jahre als Professor der Theologie an die dortige Universität berufen wurde. Die erste Reise von Hanau nach Heidelberg unternahm er, um sich da vorzustellen, zu Fuß, sein sämmtliches Gepäck unter dem Arm tragend. Im kinderlosen Hause Mieg's war er wie ein Sohn aufgenommen, und das schönste Verhältniß zwischen beiden Collegen erhielt sich bis an ihr Lebensende. Aber auch eine Lebensgefährtin hatte er in Hanau gefunden an Sophie Blum. Es waren eigenthümliche Schwierigkeiten zu überwinden gewesen: ein ganzes Jahr hielt der gewissenhafte Mann, bis er sich innerlich zu dem Schritte berechtigt glaubte, mit seinem Antrage zurück. Endlich drängte der Abschied, da er im Frühjahre 1796 nach Heidelberg übersiedeln sollte. Daub konnte von Hanau scheiden, „im Bewußtsein — wie es in einem die Entscheidung herbeiführenden Briefe vom 15. Januar an seine Braut heißt — daß mir auch einmal das Glück gelächelt habe und nun bis an's Ende meines Lebens lächeln werde". Einer im Herbste desselben Jahres geschlossenen, überaus harmonischen Ehe entsprangen zahlreiche Kinder, von welchen ihn zwei Söhne und drei Töchter überlebt haben. Auch die viel jüngere Gattin starb erst nach seinem Tode. Wie sein Familienleben ungetrübt, so verlief sein Verkehr nach außen überaus einfach und gleichmäßig; er bewegte sich fast ausschließlich zwischen seiner Wohnung (in der späteren Zeit das sogenannte Dittenberger'sche Haus in der östlichen Hauptstraße), der Universität, einigen befreundeten Häusern und dem Museum, wo er des Abends ein Stündchen der Erholung widmete. — Wie in Marburg, so vertrat Daub auch in Heidel-

berg anfangs die Philosophie Kant's, die durch ihre wissenschaftliche und sittliche Strenge für einen so männlichen Geist des Anziehenden genug bot. Auf diesem Standpunkte steht sein 1801 erschienenes „Lehrbuch der Katechetik", worin er dem, im damaligen Jugendunterricht vielfach sehr zu kurz gekommenen, religiösen Moment wieder gerecht zu werden strebt, ohne jedoch auf den Kirchenglauben eine, über den sehr angelegentlich empfohlenen Grundsatz der Accomodation hinausgehende Rücksicht zu nehmen: eine Halbheit, bei welcher eine so entschiedene Natur allerdings nicht stehen zu bleiben vermochte (vgl. Strauß, S. 57). An die Stelle des Einflusses von Kant trat zunächst derjenige von Schelling. Daub vertrat in Gemeinschaft mit Creuzer gegen Paulus und Voß die romantische und speculative Richtung an der Universität; das Organ derselben waren die seit 1805 von beiden herausgegebenen „Heidelberger Studien", welche sofort von Daub's Hand eine Abhandlung über „Orthodoxie und Heterodoxie" (vgl. den wesentlichen Inhalt bei Strauß, S. 60 fg.) brachten, darin es als Vorzug des deutschen Volkes gerühmt wird, daß dasselbe, getheilt in Protestantismus und Katholicismus, die Momente des Cultus und der Lehre, welche in anderen Volksreligionen nur zu einseitigem Ausdruck gelangt sind, in ein relatives, vom deutschen Nationalcharakter hinfort unabtrennbares Gleichgewicht gebracht habe. Der in dieser und einer folgenden Abhandlung über „die Theologie und Encyklopädie" (vgl. Strauß, S. 67 fg.) eingenommene Standpunkt ist durchgeführt in seinen beiden Hauptwerken, den Theologumena von 1806 und der „Einleitung in das Studium der Dogmatik" von 1810, den ersten Versuchen zu einer durchaus speculativen Behandlung der religiösen Probleme vom Standpunkte Schelling's aus (vgl. die Analyse des Inhalts bei Strauß, S. 68 fg.). Hier erscheint sonach die Religion als Wissen Gottes von sich selbst, als thatsächliche Selbstoffenbarung Gottes im Menschengeiste, das Christenthum aber als die symbolische, geschichtlich begrenzte Form, in welcher die ewigen speculativen Wahrheiten so ausgeprägt sind, daß sie zu Lehren werden, die den unmittelbaren Glauben und das freie Handeln im Glauben ermöglichen. Vollkommen bewußt ist sich der geistreiche Theosoph dieser Umdeutung der kirchlichen Dogmatik in spinozistische und schellingische Philosophie so wenig, als ihn jemals später das, bekanntlich erst von D. F. Strauß zur brennenden Frage der Religion erhobene, Verhältniß von Idee und Factum ernstlich beschäftigte. In den Erzählungen der Bibel und im Dogma der Kirche sah er die Idee noch ganz unmittelbar vermöge einer, für das damalige, romantische Stadium der Philosophie so bezeichnenden Zusammenschau des Einzelnen und des Allgemeinen; ohne die Frage nach Dichtung und Wahrheit aufzuwerfen, handhabt er unbefangen die evangelische Geschichte, ohne ein Bedürfniß nach Erkenntniß des geschichtlichen Processes der Dogmenbildung zu verrathen, auch die kirchlichen Bestimmungen über Person und Werk Christi einfach wie symbolische Bezeichnungen eines allgemeinen kosmischen und metapysischen Processes der Zurückführung der Welt in ihren göttlichen Urgrund. — Noch bezeichnender für diese seine Art, unmittelbar im Factischen der biblischen Erzählung speculative Probleme, im Individuum ohne Weiteres die Idee anzuschauen, ist das inhaltlich übrigens durch die spätere Wendung der Philosophie Schelling's, namentlich durch dessen Schrift „über die Freiheit" veranlaßte Werk „Judas Ischarioth oder Betrachtungen über das Gute im Verhältniß zum Bösen", erschienen 1816 bis 1818, von Strauß (vgl. die Analyse des Inhaltes S. 103 fg.) treffend als „ein gnostisches Product" (S. 122) bezeichnet, dessen Styl schon vollkommen „verholzt" (S. 7) ist. Kein Wunder, wenn an dieses Buch, welches dem falschen Wunder des Urbösen gegenüber ein fünffaches Wunder des göttlichen Lebensprocesses, gipfelnd in dem menschgewordenen, sündlosen Gottessohne, auf-

bietet, sich dann hauptsächlich die Restaurationstheologie der Neuzeit angeschlossen hat, wie es auch Landerer um der Betonung willen, welche auf das räthselhafte, unbegreifliche Wesen des Bösen fällt, für die geistreichste und tiefsinnigste Schrift Daub's erklärt (S. 398). — Einstweilen war hauptsächlich auf Daub's Betreiben 1816 Hegel nach Heidelberg berufen worden. Auch nachdem derselbe schon 1818 einem Rufe nach Berlin Folge geleistet, dauerte sein stets wachsender Einfluß auf den theologischen Freund fort. Nichtsdestoweniger ist diesem, wie Rosenkranz (S. 14) erzählt, der definitive Uebergang von Schelling zu Hegel schwer geworden. Ein volles Jahrzehnt über läßt er daher seine Feder ruhen, um sie erst 1827 und 1828 als Mitarbeiter der „Berliner Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik" wieder aufzunehmen. Die hier erschienene Abhandlung, eine Anzeige der vom Standpunkte Hegel's aus verfaßten Dogmatik Marheineke's, ist 1833 als selbständiges Werk herausgekommen unter dem Titel „Die dogmatische Theologie jetziger Zeit oder die Selbstsucht in der Wissenschaft des Glaubens und seiner Artikel. Dem Andenken Hegel's, des verewigten Freundes, in der freudigen Aussicht auf baldige Nachfolge gewidmet." Indem wir bezüglich des Inhaltes wieder auf die Darstellung von Strauß (S. 124 fg.) verweisen, sei hier rücksichtlich der Form und Methode das richtige Urtheil Landerer's erwähnt, Daub erscheine „in dieser letzten Wandlung als der vollkommene Revenant eines mittelalterlichen Scholastikers". „Scholastisch ist sein Bestreben, das gegebene Dogma denkend zu durchdringen, es in seiner objectiven Wahrheit und Nothwendigkeit zu begreifen und dabei in seinen feinsten Distinctionen und Consequenzen zu verfolgen, scholastisch aber auch das Ausgehen vom Inhalte nicht nur, sondern auch der kirchlich ausgeprägten Form der christlichen Wahrheit, als einer im Wesentlichen unantastbaren Voraussetzung; . . . scholastisch endlich die abstract schwerfällige und ungelenke wissenschaftliche Sprache" (S. 399). Dasselbe gilt auch von der „Darstellung und Beurtheilung der Hypothesen in Betreff der Willensfreiheit", welche als einen Theil von Daub's Vorlesungen über Moral Krüger 1834 noch bei seinen Lebzeiten herausgab. Genießbarer sind die nach seinem Tode erschienenen „Theologischen und philosophischen Vorlesungen" (7 Bde. 1838—44), unter welchen sich namentlich die Vorträge über Anthropologie großen Beifalles auch in weiteren Leserkreisen zu erfreuen hatten. Bezüglich mehrerer kleineren Veröffentlichungen, sowie seiner Beiträge zu den „Heidelberger Jahrbüchern" (1808), zu den „Theologischen Studien und Kritiken" (1833) und zu der „Zeitschrift für speculative Theologie" (1836) verweisen wir auf die Darstellungen Eberlin's (S. 104 fg.), Landerer's (S. 395. 400) und des „Nekrologs der Deutschen" (S. 754). — Daub sprach besser als er schrieb. Es verlohnt sich sehr der Mühe, die von Rosenkranz mitgetheilten, geflügelten Worte und Conversationsfragmente anzusehen. Sie sind durchweg Ausdruck eines nicht minder rasch, wie tief und kräftig denkenden Geistes, den man sich nicht ungern in seinem Verkehr mit Göthe und Jean Paul, mit den beiden Schlegel und Tieck, mit Schelling und Hegel, mit den Gebrüdern Boisserée, mit Marheineke und Schleiermacher vorstellt. Auch sein Kathedervortrag muß durch das ihn ganz beherrschende persönliche Element eine Anziehungskraft von ganz eigenthümlicher Art geübt haben; „eine Feierlichkeit", sagt Eberlin (S. 209), sei jede seiner Vorlesungen gewesen. „Daub — so schreibt sein ehemaliger Schüler Rothe am 15. Mai 1817 (vgl. R. Rothe, ein christliches Lebensbild von Nippold, I, S. 43) — ist ein Mann, auf den nicht etwa nur Heidelberg stolz sein kann, sondern unser ganzes deutsches Vaterland. Ich zweifle nicht daran, daß er der erste aller jetzt lebenden akademischen Lehrer und — Menschen ist. Die Begeisterung, mit der hier von ihm gesprochen wird, ist durchaus allgemein, sowie die Liebe, die er bei den Akademikern

aus allen Facultäten hat, ja die er während seines letzteren stürmischen Prorectorates sich nicht nur zu erhalten, sondern noch zu erhöhen wußte. Ich glaube nicht, daß außer ihm noch Jemand zu gleicher Zeit einen so natürlichen, würdevollen, klaren und verständlichen, feurigen und dabei doch durchaus ruhigen und hinreißenden Vortrag hat. Ich wünschte seinen Gegnern nichts mehr, als daß sie die hohe starke Gestalt des schon dem Greise sich nähernden und doch noch in allen Zügen in voller Kraft blühenden Mannes mit den blitzenden dunkelbraunen, ins Schwarze überspielenden Augen, mit dem schwarzen Käppchen, hinter welchem sich die mitunter schon schneeigen Locken bis in den Nacken hinunter ergießen, einmal wie den donnernden Zeus — denn so kommt er mir oft vor — von dem Katheder herunter die Religion in ihrer reinsten und höchsten Würde herabpredigen hörten. Sicher würden sie eingestehen, daß da aus der reinen Quelle nur klare Wahrheit fließen könne. Niemanden habe ich gehört, der mit einem einzigen Worte so viel zu sagen vermochte, als Daub, mit einer einzigen Parenthese, einem einzigen Blicke oder Tone so gewaltig das Gemüth in seinen geheimsten Tiefen zu erschüttern und den harten Boden desselben gleichsam umzuwühlen vermöchte, daß es den Samen aufnehme und Frucht trage; Niemanden ferner, der mit eben diesem eine solche Gabe, seine Zuhörer zum deutlichsten Verständniß gleichsam zu zwingen, und eine so ungezwungene Gründlichkeit hätte, ja selbst den treffendsten Witz, der aber dennoch nie in Bitterkeit ausartet, verbände. Möge Gott über diesem theuern Haupte wachen!" — Der jugendliche Enthusiasmus, welcher diese Worte eingegeben hat, hat seinem Wesen nach auch den zum Manne herangereiften Schüler nie verlassen, wie Daub überhaupt eine ihres Eindruckes nie verfehlende, persönliche Würde eigen war, die man, da er nach Eberlin's Zeugniß (S. 202) „allem pfäffischen Wesen von Herzen gram war", um so eher als eine echt priesterliche wird bezeichnen dürfen. Was Alt wie Jung, überhaupt Jedermann, der mit ihm in Berührung gekommen, heute noch rühmt und preist, das ist die sittliche Hoheit und Lauterkeit seines Berufslebens, die Energie und Entschiedenheit, womit er unfehlbar alles Schwächliche, Unmännliche, alles Arrogante und Eitle abwies; in allen Formen erkannte und haßte er das Gemeine. „Das wäre ja schlecht" — Manchem, der mit ihm verkehrte, ist diese einfache Formel, in welche er seinen sittlichen Widerwillen zu kleiden pflegte, wie ein Schwert durch die Seele gegangen. Aber er wußte auch vom Wort zur That überzugehen. An der Spitze der Studentenschaft ist der große Mann mit den ehernen Zügen in den Tagen der „Judenkrawalle" den Excessen und dem „Hepp, Hepp" des Pöbels persönlich entgegengetreten. Merkwürdig, daß man in einem solchen Mann, welchen Zeller die „classische Erscheinung der zum Charakter gewordenen Wissenschaft" nennt (S. 760), mit mehr schimmerndem, als treffendem Witze den Talleyrand der deutschen Theologie erblicken konnte, welcher „von der Kant'schen Revolution zu Schelling's Kaiserthum und von ihm zu Hegel's Restauration überging". Es ist wahr: er hat gewechselt. Nicht blos von System zu System ist er fortgeschritten, sondern auch das Detail nahm, je nach der veränderten Gesammtlage, sofort auch wieder andere Farben und Umrisse an. So wird beispielsweise noch in den Theologumena (S. 333) der Teufel zum Mythologischen gerechnet; im Judas Ischarioth dagegen ist er zum allerrealsten, persönlichsten Wesen, zum wundervollen Scheusal der Schöpfung geworden (II, S. 98), um endlich in den „philosophischen und theologischen Vorlesungen" (V, 1, S. 357 fg.) wieder als „alte Mythe" zu gelten. Aber derartige kaleidoskopische Variationen kommen in der philosophischen Entwickelung jenes Zeitalters in Masse vor. Man denke an Fichte und Schelling, an die Vielen, welche, ganz ähnlich wie Daub, von Kant zu Fichte oder von Schelling zu Hegel fortschritten. Solche

Wandelungen sind bezeichnend für den sprudelnden und schäumenden Charakter unserer nationalen Philosophie in dem damaligen Stadium ihrer Entwickelung, nicht minder aber auch für den unselbständigen Zustand der damaligen Theologie, welche bei jeglichem Mangel an historisch-kritischem Interesse und an geschichtlichem Blick eigentlich ohne realen Inhalt war. Ihr einen solchen mitgetheilt zu haben, ist fraglos das Verdienst der von Schleiermacher anhebenden Reflexion auf die erfahrungsmäßig gegebenen Zustände der religiösen Gemüthswelt. Strauß hat in seiner Vergleichung Daub's und Schleiermacher's (S. 150 fg.) nicht blos die schärfsten und orientirendsten Schlaglichter auf die ganze Sachlage innerhalb der Theologie der zwanziger und dreißiger Jahre geworfen, sondern auch die Gründe, aus welchen es sich begreifen läßt, daß der Berliner Theologe den Heidelberger in Bezug auf nachhaltigen Erfolg so entschieden überflügelte, in mustergültiger Weise dargelegt. Ebenbürtig waren beide Männer an Adel der Seele und Größe des Geistes; aber es gilt von ihnen, was Octavio im Wallenstein sagt: „es ist die Stärke und die Schnelligkeit" (S. 110). Der Schnellere trieb an dem Rade der Zeit, während der Stärkere den Stein des Sisyphus wälzte. In diesem Sinne nennt auch Zeller Daub „mehr eine persönliche als eine geschichtliche Größe" (S. 760). — Die Geschichte der modernen Theologie beginnt mit der Lösung des Scheinfriedens, ja des Verhältnisses absoluter Einerleiheit, welches zwischen Glauben und Wissen durch die Identitätsphilosophie hergestellt war. Den ungeahnten Wiederausbruch des Krieges bezeichnet bekanntlich das „Leben Jesu" von Strauß. Das erstmalige Erscheinen dieses Buches (1835) hat Schleiermacher, der im Jahre zuvor starb, nicht mehr erlebt, Daub kaum überlebt. Aber durch seine Kritik der Evangelien, durch seine historische Sichtung der evangelischen Geschichte, vor Allem durch die Energie, womit er alles religiöse Interesse in steigendem Maße auf die Person Jesu concentrirte, hat Schleiermacher die ganze moderne Phase der Theologie unmittelbar eingeleitet; Daub ist bezeichnender Weise in seinen Vorlesungen über Dogmatik nie über die Lehre von Gott und Welt hinausgekommen, nie an die Christologie herangetreten. Dort, wo die Religion historisch wird, hört sie im Grunde für ihn auf. Die Historie, sagt er in seiner „Einleitung in das Studium der Dogmatik" (S. 352), kann nur zeitliche, die Speculation allein kann ewige Wahrheit lehren. Wie aber, wenn diese „ewige Wahrheit" selbst, die er und Marheineke boten, sich genau besehen nur als phantastischer Reflex des im Laufe der Jahrhunderte gewordenen Complexes christlicher Dogmen erweisen sollte, also selbst einer sehr zeitlichen Größe? Dies in Kurzem die Summe der Instanzen, welche schon während seiner Lebzeiten, noch viel mehr freilich im Verlaufe der Folgezeit gegen Daub's Theologie erhoben wurden. Schon in den zwanziger Jahren machte sich sogar in den Kreisen der theologischen Jugend Heidelberg's ein derartiges Vorgefühl geltend. Anstatt Daub's Vorlesungen über Johannes, in welchen er nach seiner Art, den Studenten wo möglich „den Logos hinter dem Logos zu zeigen", im ersten Capitel stecken blieb, zu hören, suchte die constante Mehrheit derselben lieber in den Vorträgen von Daub's Antipoden Dr. Paulus wenigstens relative Aufschlüsse über das Historische am Urchristenthum. Heutzutage vollends erscheint der einst so gefeierte „Magus des Südens" in der That als Repräsentant einer zurückgetretenen, freilich nicht hinter Paulus' Evangeliencommentaren zurückgetretenen Phase der Theologie. Es war die speculative Restauration des Dogma's, welcher die Lebensarbeit Daubs galt. Und dieses Gegensatzes zum Rationalismus war er sich bei aller männlichen Geistesfreiheit vollkommen bewußt. Konnte er doch, wie aus einer merkwürdigen Erinnerung Rothe's hervorgeht (bei Rippold, I, S. 74), am Schlusse eines Semesters mit Stolz und Zuversicht sagen, daß

seine Zuhörer den festen und treuen Glauben, welchen sie aus dem väterlichen Hause und aus der Gemeinde der Heimath in die Auditorien mitgebracht haben, aus seinen Vorlesungen auch wieder mitnehmen werden. Später kamen Tage, da ein akademischer Docent kaum noch anders als leichtsinnig oder unwahr eine solche Sprache hätte führen können. — Anders war es damals, da die Ueberzeugung, in dem speculativen Idealismus eine wirkliche Versöhnung von Philosophie und Theologie gewonnen zu haben, Gemeingut der weitesten und gebildetsten Kreise war. Kaum gab es einen würdigeren Repräsentanten dieser Einheit als Daub war, der strenge Denker und der gläubige Christ, der Mann des ausgebreitetsten Wissens und des schärfsten, schlagendsten Urtheils, zugleich aber auch der Mann der frommen Ahnungen und des mystischen Tiefsinnes, der verkörperte kategorische Imperativ und die durchgeführte speculative Methode in Einem. Kein Wunder, wenn nach Strauß's Zeugniß „nicht blos Studirende, sondern auch weiter Vorgeschrittene sich durch ihn auf ganz einzige Weise angeregt und wissenschaftlich gefördert fanden" (S. 4). Er war ein lebendiger Zeuge, wenn nicht von der vielleicht überhaupt unerreichbaren Einheit des Glaubens mit dem Wissen, so doch des wissenschaftlichen Gewissens mit der echten Sittlichkeit, wie ja auch der Titel seines letzten Werkes diese Einheit in bezeichnender, ja schroffer Weise proclamirt. — Im Jahre 1821 hat Daub als Mitglied der constituirenden Generalsynode das Werk der badischen Kirchenunion mitbegründen helfen. Im Jahre 1826 war er Gegenstand einer sinnlosen Untersuchung wegen Kryptokatholicismus, während um dieselbe Zeit sein Widerpart Paulus in Gefahr stand, wegen Freigeisterei gemaßregelt zu werden. Es war der rationalistische Fanatismus von Johann Heinrich Voß, welcher von Daub's Theosophie Rückfall in das „Barbarenthum" des Mittelalters befürchtete und damit Veranlassung zu jenen Sorgen der Regierung bot, schließlich aber nur selbst Beschämung erntete. Daub's Stellung in Heidelberg wurde dadurch nicht getrübt. Er hat drei Berufungen — nach Würzburg, Breslau, Bonn — ausgeschlagen und ist zum Geheimen Kirchenrath ernannt worden. Ein glücklicher Tod krönte sein Leben. Wie er gewünscht hatte, im Berufe zu sterben, so geschah es. Eben hatte er am 19. November 1836 die Worte gesprochen: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht", da sank er, vom Schlage getroffen, zusammen, wurde vom Katheder nach Hause getragen und starb am 22. November, am Stiftungstage der Universität, zur selben Stunde, als die akademische Corporation in der Aula versammelt war und der Prorector Schwarz eben öffentlich für ihn gebetet hatte. Dr. Heinrich Holtzmann.

Wilhelm Friedrich Freiherr v. Degenfeld-Ehrstädt,

aus altem aus dem Canton Aargau stammenden Geschlechte, das seit 1308 in Schwaben begütert wurde, seinen Namen von der Herrschaft und dem Dorfe Degenfeld bei Schwäbisch Gemünd annahm und eine Reihe bedeutender Männer in den höchsten geistlichen und weltlichen Staatsstellen, namentlich auch Militairs hervorbrachte, ist am 16. Januar 1778 in Ehrstädt bei Sinsheim auf dem Grundherrensitze, geboren. Seit 1794 in badischem Militairdienst, machte er als Major im leichten Dragoner-Regiment den Feldzug 1809 (s. d. A. Harrant), als Oberstlieutenant den Feldzug 1813 mit (s. d. A. Seutter v. Lötzen, Heimrodt), wo er sich bei Lützen auszeichnete, und, von der erhaltenen Wunde geheilt und Anfangs Oktober zurückgekehrt, während Rittmeister Speck das Regiment führte, das Commando übernahm und nach der Schlacht bei Leipzig, in Schlüchtern von Napoleon entlassen, das Regiment selbständig in die Garnison Bruchsal zurückführte. In den Feldzügen 1814 und 1815 befehligte er interimistisch das Dragoner-Regiment v. Geusau No. 2, in dessen Reihen bei dem Ausfall-

gefecht am 9. Juli 1815 (s. d. A. v. Schäffer) Markgraf Maximilian im Handgemenge verwundet wurde. 1816 Commandeur dieses Regiments geworden und 1830 als General-Major pensionirt, lebte er, als freundlicher, leutseliger Mann weit bekannt, bis an sein Ende, 31. März 1855, in Bruchsal, dessen Ehrenbürgerrecht er erhielt. Ein Vetter desselben Alfred Freiherr v. Degenfeld, commandirte 1866 (s. d. A. Keller) als Oberst im Feldzuge gegen Preußen das Leib-Grenadier-Regiment, und als Generalmajor 1870/71, wo er seinen einzigen Sohn bei Nuits am 18. December verlor, die II. Infanterie-Brigade. Seine am meisten in die Augen fallenden Ehrentage waren die Gefechte bei Etival am 6. Oktober 1870 und die Tage des 16. und 17. Januar 1871 am rechten Flügel des Werder'schen Corps bei Chenebier und Frahier.

L. Löhlein.

Ludwig Friedrich Deimling.

Das Geschlecht der „Deimling" ist seit alter Zeit in der unteren Markgrafschaft ziemlich verbreitet und es finden sich Träger desselben in den verschiedensten Ständen und Berufsarten. Als Geistlicher ragt Ludwig Friedrich Deimling hervor, welcher vier Jahrzehnte das evangelische Predigtamt in Karlsruhe bekleidete und zwar noch in der Zeit, wo es in der Natur der Residenzstadt lag, daß die Beziehungen eines Geistlichen zum Hof und zur Gemeinde sich in steter Wechselwirkung befanden. Er ist geboren zu Karlsruhe am 20. December 1791. Sein Vater war markgräflich badischer Rechnungsrath, seine Mutter eine Tochter des Stadtpfarrers Hartmann zu Gernsbach. Jener starb bald und nur unter schweren Mühen und Sorgen gelang es der überlebenden Wittwe, ihre sechs Kinder zu erziehen. So lernte auch Ludwig Friedrich frühe die Noth des Lebens kennen, und die ernsten Erfahrungen der eigenen Jugend legten den Grund zu der warmen, lebendigen Theilnahme, welche er bis zu seinem Tode den Hilfe- und Trostbedürftigen darbrachte. Die erste Bildung empfing er im Lyceum seiner Vaterstadt unter den Lehrern Holtzmann, Gerstner, Sander, Böckmann, Hebel; seine Universitätsstudien machte er in Tübingen, wo damals die Flatt, Schnurrer und Bengel als Theologen sich auszeichneten. Mit Anfang des Jahres 1812 begann Deimling seine praktische Wirksamkeit, zunächst als Vikar in Durlach, dann nach wenigen Monaten als Hof- und Stadtvikar in Karlsruhe. Er wurde 1815 zum Stadtdiakonus befördert und verheirathete sich am 15. August desselben Jahres mit der Tochter des Musikdirektors Brandl, welche ihm eine Mutter von 14 Kindern wurde, bis zu seinem Tode eine treue Lebensgefährtin blieb und hochbetagt am 25. Januar 1874 in Konstanz starb. Im Jahr 1816 wurde Deimling an eine selbständige, mit der Leitung einer lateinischen Schule verbundene Pfarrstelle in Gernsbach unter dem Titel eines Diakonus berufen, 1819 wurde ihm das Hof- und Stadtdiakonat Karlsruhe und damit die vierte Seelsorgerstelle an der dortigen evangelischen Gemeinde übertragen, 1834 erhielt er den Charakter als Hofprediger, und 1840, nach Pensionirung des bisherigen Hofgeistlichen, auch die sämmtlichen Functionen des Hofpfarramtes, eine Beförderung, welche indeß nicht die Fortdauer seiner Seelsorge in der Stadtgemeinde beschränkte. Nach 44jährigem Dienst, allmählig zum ersten Stadtgeistlichen vorgerückt, wurde er 1856 in ehrendster Form mit Verleihung des Charakters als Oberhofprediger in den Ruhestand versetzt, und starb am 2. Dezember 1861. So hat Deimling unter vier Regenten in Karlsruhe das Amt eines Hof- und Stadtgeistlichen versehen; seine einfach biblische Predigtweise, die weniger das Dogma, als das christlich sittliche Leben betonte, übte in der Schloß- und Stadtkirche eine bedeutende Anziehungskraft aus, so lange die geistige und körperliche Rüstigkeit des vielbeschäftigten Mannes

vorhielt; er genoß das volle Vertrauen des Großherzoglichen Hauses und erwiederte dasselbe mit großer Treue und Ergebenheit, die sich namentlich auch in den Revolutionsjahren bewährte; er übte eine sehr ausgedehnte, aufopfernde seelsorgerliche Thätigkeit in der Stadtgemeinde, wozu ihn seine lange Bekanntschaft mit Personen und Verhältnissen und seine Herzensgüte besonders befähigten; in theologische Parteistreitigkeiten verwickelt zu werden, blieb ihm erspart durch seine Stellung und noch mehr durch seine milde, friedliebende Denkungsart. Der Name des Hofpredigers Deimling mit seiner Fürsorge für Arme, Kranke und Nothleidende, seiner Theilnahme an der Gründung und Förderung des Pfründnerhauses, der zweiten Stadtschule, der Vereine zur Belohnung treuer Dienstboten und zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder, sowie seiner Lieblingsstiftung, der Kleinkinderbewahranstalt, ist ebenso verwachsen mit den Erinnerungen der eigentlichen Karlsruher, als das Bild des Deimling'schen Pfarrhauses mit seinem schönen und reichbewegten Familienleben. Der literarische Nachlaß Deimling's besteht in einer Anzahl gedruckter und handschriftlich aufbewahrter Reden und Predigten. Sie markiren theils Familienereignisse, denen er als Seelsorger nahe stand, theils städtische und vaterländische Begebenheiten, wie die Ueberschwemmung des Jahres 1824, den hundertjährigen Geburtstag Karl Friedrich's (1828), das dritte Säcularfest der Augsburger Confession (1830), den Karlsruher Theaterbrand (1847), das Gedächtniß an die vergangenen Tage der Trübsal (1850); theils kirchliche Feierlichkeiten des fürstlichen Hauses, wie die Confirmationen der großherzoglichen und markgräflichen Prinzen und Prinzessinnen, die Vermählung der Prinzessin Alexandrine mit dem Erbprinzen Ernst von Sachsen-Coburg-Gotha (3. Mai 1842), die Todtenfeier des Großherzogs Leopold (24. April 1852.)

K. W. Doll.

Ignaz Anton Demeter.

In Augsburg am 1. August 1773 geboren machte Demeter auch die ersten Studien in seiner Vaterstadt und setzte diese dann in Dillingen, wo Sailer und Zimmer lehrten, fort; durch die freundliche Vermittelung Sailer's erhielt er von dem Grafen Schenk von Stauffenberg den Tischtitel; am 10. August 1796 wurde er zum Priester geweiht. Er wurde als Hilfspriester nach Ried im Mindelthale angewiesen, wo er mit Christoph Schmid, Schulinspector in Thannhausen bekannt wurde. Nach fünfjähriger Wirksamkeit an dieser Stelle wurde Demeter (1802) von der Stauffenberg'schen Herrschaft für die Pfarrei Lautlingen, ein Württembergisches Dorf zwischen Ebingen und Bahlingen, präsentirt. Hier widmete er seine Thätigkeit dem Erziehungs- und Unterrichtswesen mit größtem Eifer und Erfolge, so daß er Werkmeister's und v. Wessenberg's Aufmerksamkeit auf sich zog. Von Frh. v. Wessenberg wurde Demeter 1808 dem Großherzoge Karl Friedrich für die Pfarrei Rastatt und die Direction des dort zu errichtenden Präparanden-Institutes empfohlen; ungern entließ ihn die Württembergische Regierung aus ihrem Dienste; Demeter bezog die ihm übertragene Stelle zu Rastatt zu Anfang des Jahres 1809. Durch Kränklichkeit veranlaßt, zog er sich nach neunjähriger Amtsführung im Jahre 1818 auf die Pfarrei Sasbach zurück, von wo ihn Großherzog Ludwig 1826 nach Karlsruhe als Ministerialrath bei der katholischen Kirchensection berief; doch schon nach einem Jahre verließ er diese Stelle, um sich wieder auf seine vorbehaltene Pfarrei Sasbach zu begeben. In dieser Zeit wurde Demeter von der Präfectur des Niederrheins ersucht, durch seinen Rath das zu Straßburg neu zu creirende Seminar für Landschullehrer einrichten zu helfen, für welchen Dienst ihn Louis Philipp mit dem Commandeurkreuze der Ehrenlegion belohnte. Von seinen pädagogischen Schriften, die er größten Theils in den früheren Jahren

verfaßte, erwähnen wir hier das „Hilfsbuch für Schullehrer und Erzieher", 1810, „Grundsätze für die Bildung der Schullehrer", 1811, 2. Aufl. 1815; „Vollständiges Handbuch zur Bildung angehender Schullehrer", 3 Bde., mit dem Bildnisse des Verfassers. (Weiteres sehe man bei F. K. Felder, Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon, 1817. 1. Bd. S. 154 f. und Cajetan Jäger, Literarisches Freiburg i. B. 1839, S. 21—25.) — Ignaz Demeter wurde im Jahre 1833 durch den Erzbischof Bernhard als Domcapitular nach Freiburg berufen und nach dessen Tode vom Domcapitel zum Erzbischof erwählt, den 11. Mai 1836. Ueber den Wahlact verweisen wir auf die Schrift: „Die katholischen Zustände in Baden", von Dr. F. C. Nebenius, 1842, und die Darstellung des Vorganges im „Katholik", v. Weis. 1837, 66. Bd. (17. Jahrg.), S. 155 f. Es ist besonders auch aus der letzteren Darstellung, der, so viel bekannt, nie widersprochen wurde, zu erkennen, daß die gegen die Regierung, welche die Wahl des Weihbischofs v. Vikari zurückwies, deßhalb erhobenen Vorwürfe völlig ungerechtfertigt sind. Nachdem der Gewählte die päpstliche Bestätigung erhalten hatte, fand am 29. Januar 1839 dessen Consecration statt. Die Erhebung Demeter's auf den erzbischöflichen Stuhl wurde im Allgemeinen günstig aufgenommen; in seinen früheren Wirkungskreisen als Pfarrer und höherer Beamter im Staats- und Kirchendienste, hatte er sich die allgemeine Achtung und großes Verdienst erworben; er war ein Mann von hoher Bildung und gutem Willen, der ein richtiges Verständniß für die Bedürfnisse der Zeit besaß und die Wege und Mittel, ihnen entgegenzukommen, wohl erkannte. Mit unverbrüchlicher Treue hing er an seiner Kirche; er war seinem Fürsten ergeben, als Bischof ein Vorbild des Gehorsams gegen die Obrigkeit für die Katholiken seiner Diöcese. Umgeben von seinem Rathe, in welchem die erleuchtetsten Männer die Stimme führten, leitete Erzbischof Ignaz die kirchlichen Angelegenheiten mit Ruhe, mit Klugheit und schonender Berücksichtigung aller Verhältnisse. Die Schwierigkeiten hatten sich aber, im Verhältnisse zur Lage der Dinge unter seinem Vorgänger, eher vermehrt als vermindert. Auf allen Gebieten machte sich der Druck des Bureaukratismus fühlbar, so daß in den liberaleren Kreisen laute Klagen erhoben wurden; dabei war im Allgemeinen die Tendenz nach möglichster Ausdehnung und Erweiterung der staatlichen Rechte unverkennbar, mit dem Bestreben, den Einfluß der kirchlichen Behörden zu beschränken. Die ultramontane Partei, welche sich schon stark genug fühlte, um für ihr Programm den Kampf aufzunehmen, verfolgte den Erzbischof von Anfang an mit Mißtrauen, und wenn sie auch nicht hoffen durfte, ihn ihren Plänen dienstbar zu machen, so ließ sie doch nicht ab, alle Entschließungen und Maßregeln, die von der Curie ausgingen, scharf zu überwachen, strenge zu controliren und wo möglich zu Anklagen nach dieser oder jener Seite, zu unausgesetzten Verdächtigungen und Aufreizungen zu benutzen. Dazu kam dann noch das Drängen der Reformfreunde im Klerus, deren Wünschen Befriedigung zu verschaffen außer der Macht des Erzbischofs lag; er mußte die Gefahren, welche der kirchlichen Ordnung drohten, abwehren und für die Aufrechthaltung der in der Kirche bestehenden Gesetze und Einrichtungen Sorge tragen. Demeter suchte durch bischöfliche Kirchenvisitationen auf das religiöse Leben seiner Diöcesanen einzuwirken und mit seiner Geistlichkeit in persönlichen Verkehr zu treten, um mit den Bedürfnissen im Einzelnen bekannt zu werden und über die verschiedenen Anliegen mit seinen Mitarbeitern zu berathen. (S. den Hirtenbrief an den Klerus beim Antritte seines Amtes). Aber wenn auch diese Einrichtung in der Wirklichkeit sich bewährte, so konnte darin doch kein Ersatz für die Synoden gefunden werden, nach denen der Ruf immer lauter erscholl. Es wurden von mehreren Landcapiteln Petitionen in diesem Betreffe an den Erzbischof ge-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

richtet (vgl. das Schreiben Demeter's an das Capitel Stühlingen vom 10. August 1837) und Adressen an die zweite Kammer der Landstände, die sich schon früher mit dem Gegenstande befaßt hatte, eingesendet; an der Spitze der sogenannten Synodiker stand Dekan Kuenzer in Konstanz, der die Hoffnung, die Einberufung einer gemischten Diöcesan-Synode zu erwirken, noch unter dem Nachfolger Demeter's nicht so bald aufgab. Es bildete sich der Schaffhauser Verein mit dem Zwecke, die Synode vorzubereiten und einzuleiten; durch päpstliches Breve vom 23. November 1838 noch besonders zum Einschreiten aufgefordert, suchte Demeter vergebens die Hilfe der Regierung gegen die Mitglieder des Vereins und zur Verhinderung ihrer Zusammenkünfte in Anspruch zu nehmen. Die ultramontanen Agitatoren forderten geradezu die Unterdrückung der liberalen Bewegung unter der Geistlichkeit und klagten die Regierung der Mitschuld an, als sie sich dazu nicht verstand; dieß geschah besonders durch die Veröffentlichung einer Schrift, in welcher die Regierung über alle in kirchlichen Angelegenheiten seit der Säcularisation getroffenen Maßregeln zur Rede gestellt wurde: „Die katholischen Zustände in Baden, mit urkundlichen Beilagen", 1841, mit einer im Jahre 1843 erschienenen zweiten Abtheilung; in derselben wird unter Anderem auch über die Versuche, die Beschwerden in der ersten Kammer zur Verhandlung zu bringen, (in den Jahren 1837 und 1839, an der Spitze dieser Unzufriedenen stand Freiherr H. v. Andlaw) berichtet. Demeter, welcher dieses zu verhindern suchte (vgl. dessen Antwort in der 18. Sitzung der 1. Kammer vom 1. August 1839), ging auf die Vorschläge der Regierung ein, welche eine Vereinbarung über die hauptsächlichsten Beschwerdepunkte bezweckten. — Es wurde unter dem 23. Mai 1839 eine Ministerial-Verordnung über die Strafgewalt des Erzbischofs und des Ordinariats erlassen; im Jahre 1840 erschien (unter dem 10. April, im Regierungsblatte von 1840, N. X) eine Prüfungsordnung für den Pfarrconcurs der Geistlichen, welche dem Verlangen nach einer Mitwirkung des Erzbischofs bei demselben entsprach; die Verhandlungen über die Errichtung eines Convicts führten ebenfalls zu einem erwünschten Resultat (das Statut im Regierungs-Blatt vom 21. Juli 1841, N. XIX), so daß dasselbe am 13. November 1842 in dem Seminar-Gebäude eröffnet werden konnte, unter gleichzeitiger Verlegung des Priesterseminars nach der ehemaligen Benediktiner-Abtei St. Peter auf dem Schwarzwalde; ein seit langer Zeit streitiger Gegenstand, nämlich die Angelegenheit wegen der gemischten Ehen, konnte eine endgiltige Erledigung nicht finden, da in Folge des in Preußen ausgebrochenen Streites über denselben Gegenstand die Handhabung der seitherigen Praxis Seitens der Kirchenbehörde kaum mehr lange möglich war, obwohl Demeter für ihre Beibehaltung sich geneigt zeigte. Erzbischof Demeter suchte überall den kirchlichen Gesetzen und Rechten volle Geltung zu verschaffen; aber es waren Fragen und Gegenstände zu erledigen, welche bei den bestehenden Verhältnissen jeder Behandlung die größten Schwierigkeiten entgegensetzten; gleichwohl erreichte er Vieles, an das in der folgenden Zeit angeknüpft und worauf zur Ordnung der Zustände weiter fortgebaut werden konnte. Einen Entscheidungskampf mit der Staatsgewalt aufzunehmen, vermied er aus richtiger Einsicht und Würdigung der Verhältnisse. Mit seiner ganzen Kraft und Thätigkeit führte er die Verwaltung der großen Erzdiöcese; das bischöfliche Amt war für ihn eine mit wenig Annehmlichkeiten verbundene Bürde, da er den Anforderungen desselben sich gewissenhaft unterzog, an allen Berathungen und Entschließungen unmittelbar Theil nahm, in den großen Schwierigkeiten, welche die Zustände boten, nach einem sicheren Wege und nach annehmbaren Bedingungen zur Behebung bestehender Differenzen suchte, um die vielen Vortheile, welche die Kirche in den ersten Decennien des Jahrhunderts errungen, zu wahren

und die kirchlich-religiösen Interessen nicht zu schädigen. Demeter stand der oberrheinischen Erzdiöcese fünf Jahre und 52 Tage vor; er starb nach dreimonatlicher schweren Krankheit am 21. März 1842, 68 Jahre und 8 Monate alt. Sein Vermögen hatte er, mit Abzug einiger Legate, für den Orden der barmherzigen Schwestern bestimmt; es wurde damit für diesen Zweck ein Capital von über 35,000 Gulden gewonnen, welches die nahe Verwirklichung des in kirchlichen Kreisen gehegten lebhaften Wunsches nach Einführung dieses Ordens sicherte.

F. Kössing.

Heinrich Demmer.

Dieses hervorragende Mitglied der Karlsruher Hofbühne war zu Mannheim am 1. November 1790 geboren, der Sohn eines Schauspielers, der sich mehr durch Herzensgüte und Dienstfertigkeiten gegen seine Collegen als durch seine Kunstleistungen auszeichnete. Die Mutter, Tochter eines Mannheimer Beamten, war nie an der Bühne thätig, wohl aber betraten Heinrich Demmer's jüngere Schwestern Auguste und Leonore schon als Kinder die Bretter. Er selbst widmete sich der Kunst erst, nachdem er die Gymnasialstudien vollendet hatte und spielte zuerst mit mäßigem Beifall jugendliche, besonders Liebhaberrollen, für welche seine Gestalt und sein Organ sich nicht wohl eigneten. Nach dem Tode seines Vaters und seiner Schwester Leonore erhielt die ältere Schwester Auguste, welche bis dahin mit großem Beifall an der Mannheimer Bühne thätig gewesen war, im Jahre 1816 ein Engagement am Karlsruher Hoftheater mit lebenslänglicher Anstellung. Aus Rücksicht auf die Schwester wurde auch der Bruder engagirt, und nun siedelte Mutter Demmer mit ihren Kindern nach Karlsruhe über und leitete, wie bisher in Mannheim, ihren Haushalt. Auguste Demmer, die rasch in Karlsruhe, namentlich im Lustspiel, dieselbe Beliebtheit, wie in Mannheim, genoß, wurde indeß bald von einem scheinbar unheilbaren Nervenleiden ergriffen und mußte, als sie einmal während der Vorstellung einen Anfall von Starrkrampf erlitt, ihre Pensionirung erbitten. So mußte diese talentvolle Künstlerin ihrem leidenschaftlich geliebten Berufe schon im 24. Lebensjahre entsagen und durfte auch, als sie von ihren Nervenleiden geheilt war, aus Furcht vor einem Rückfall, denselben nicht wieder ergreifen. Heinrich Demmer erwarb sich den Beifall des Publicums erst in reiferen Jahren, als er in das seiner Individualität mehr zusagende Fach der Characterrollen und Intriganten überging. Sein Spiel war sorgfältig vorbereitet und durchdacht. Der Verstand beherrschte mehr, als Gefühl und Phantasie die Auffassung seiner Rollen. Als Shylock, Falstaff, Perin leistete er Ausgezeichnetes; aber auch als einer der Studenten in „Humoristische Studien", als Millerche im „Bürgercapitaine" war er vortrefflich. Demmer nahm es mit seiner Kunst sehr ernst. Er sah im Theater nicht bloß eine Anstalt zur Unterhaltung oder Belustigung des Publicums, auch nicht ein Mittel, den Ehrgeiz und die Eitelkeit der Schauspieler zu befriedigen. Er wollte, daß die Schauspielkunst, wie jede andere wahre Kunst, zur Veredlung der Menschen beitragen, nicht dem jeweiligen Geschmack des Publicums sich anbequemen, sondern dasselbe zu sich emporziehen solle. Nur mit Widerwillen spielte er in Stücken, die diesem Zwecke widersprachen. Mit der größten Umsicht und dem angestrengtesten Eifer studirte er bedeutendere Rollen. Er hatte dann für nichts anderes Sinn. Bei historischen Stücken suchte er sich mit der Geschichte der Zeit, mit dem historischen Charakter seiner Rolle, ebenso wie mit den Intentionen des Dichters, der sie geschaffen, vertraut zu machen; bis in alle Einzelheiten der äußeren Erscheinung, des Costüms u. s. f. strebte er historische Treue an. Denselben Ernst forderte er von seinen Collegen. Er tadelte

streng die Vernachlässigung im Studium einer Rolle, ebenso auch das eitle Hervortreten der Persönlichkeit eines Schauspielers aus dem Rahmen einer echt künstlerischen Gesammtdarstellung. Demmer war ein Mann von vielseitiger Bildung. Neben historischen und literarischen Studien nahm er auch an den Fortschritten anderer, seinem Berufe weniger verwandten Wissenschaften lebhaften Antheil, wie er denn z. B. Dingler's Polytechnisches Journal regelmäßig las. Freund und Kenner der Musik, verfolgte er auch hier eine ernste Richtung. Er war ein eifriges Mitglied des Vereins für ernste Chormusik unter Leitung des Herren von St. Julien. Clavier spielte er nicht mit virtuosenhafter Fertigkeit, aber mit Verständniß und Empfindung. Demmer war ein gern gesehener Gesellschafter. Er wußte vortrefflich und witzig, auch wohl nicht ohne Satire, zu erzählen. Er bewegte sich gern in aristokratischen Kreisen und suchte sich den dort herrschenden Ton für seine Rollen anzueignen. Im Sommer pflegte er in Baden-Baden an den dort verkehrenden Fremden Studien zu machen. Eine Kunstreise hat er nur einmal, in der Mitte der zwanziger Jahre, unternommen. Damals gastirte er in Berlin, indeß ohne dort den Beifall zu finden, an den er in Karlsruhe gewöhnt war. Sein Familienleben mit Mutter und Schwester war sehr glücklich. Als die Mutter um die Mitte der vierziger Jahre starb, lebten die alternden Geschwister, in treuer Liebe mit und für einander, ziemlich einsam fort. Demmer fing an zu kränkeln. In der Rolle des Fallstaff erlitt er während der Vorstellung, wohl mit in Folge des schweren, dick wattirten Costüms, einen Krankheitsanfall, den man Schwindel nannte, der aber wohl ein leichter Schlagfluß gewesen ist. Nicht lange darauf erlag er nach einem Unwohlsein von wenigen Tagen, das keine Besorgniß einflößte, einem Hirnschlage am 14. August 1851. Seine Schwester Auguste überlebte ihn um mehrere Jahre. Sie starb am 3. März 1859. ✲

Leopold Dengler

wurde zu Karlsruhe am 17. November 1812 geboren, erhielt seine Vorbildung für den früh erwählten Beruf am Lyceum seiner Vaterstadt, machte seine praktischen Vorstudien 1832 bei Oberförster Hubbauer zu Baden und besuchte dann 2 Jahre die Forstschule am großh. Polytechnikum. 1835 in der Staatsprüfung mit Auszeichnung bestanden, wurde er kurze Zeit als Secretariatspractikant bei der damaligen Forstpolizeidirection, dann bis 1839 als Taxator bei der Forstvermessung und Einrichtung verwendet und löste dabei einige größere Aufgaben mit vielem Geschick (Waldtheilung der Thalvogtei Todtnau ꝛc.). Vorübergehend versah er den Bezirksforsteidienst zu Nollingen, bis ihm 1840 die Bezirksforstei Kandern übertragen wurde. Hier entfaltete Dengler ein thätiges, fruchtbares Wirken, insbesondere durch ausgedehnten Wegbau, dessen segensreiche Bedeutung seinen Namen lange im Ansehen halten wird. Seine Erfahrung nutzte man auch außerhalb seines Dienstbezirks (Bauausführung der vielbesuchten Wehrathalstraße 1846). Begabung und reger Diensteifer führten 1848 seine Ernennung zum zweiten Lehrer an der Forstschule, unter gleichzeitiger Uebertragung der Bezirksforstei Karlsruhe, herbei. In dieser Stellung, als Lehrer und practischer Forstwirth, hielt Dengler in unermüdlicher Arbeit in That, Wort und Schrift die völlig in seinem Wesen liegende sogenannte praktische Richtung fest. Ein klarer Verstand und die Gabe volksthümlicher Rede und Schreibweise half ihm zu vielem Erfolg. In der forstlichen Literatur als Mitarbeiter von Zeitschriften schon bekannt, drang sein Name in weitere Kreise durch die von Gwinner 1858 übernommene Redaction der „Monatsschrift für Forst- und Jagdwesen", die im gleichen Jahre durch ihn wesentlich umgearbeitete (4.) Auflage von Gwinner's „Waldbau", sowie noch mehr durch seine 1863 er-

schienene „Weg-, Brücken- und Waldbaukunde", deren erste Auflage nach seinem Tode wiederholt wurde. Lebhaften und anregenden Theil nahm Dengler am forstlichen Vereins- und Versammlungswesen. Schon zur Gründung des badischen Forstvereins (zuerst Oberländer Verein 1840) gab er mit Anregung und war von 1862 bis zu seinem Tode Vorstand. Regelmäßiges Erscheinen bei Versammlungen, rühriges Eingreifen in die Verhandlungen, kernige Rede auch im engeren Kreise erwarben ihm unter den Forstwirthen zahlreiche Freunde. Auch der Förderung der Landwirthschaft diente er als langjähriges Directionsmitglied des landwirthschaftlichen Bezirksvereins Karlsruhe. Auf allen Gebieten zeitgemäßen Neuerungen zugethan, mit offenem Sinn für Aufklärung und freiheitliche Entwicklung begabt, machte sich in öffentlichen Angelegenheiten seine Stimme öfter unerschrocken geltend. Seine dienstlichen Leistungen würdigte die badische Regierung noch im Jahr 1864 durch Verleihung des Titels Forstrath. Ein schweres Leiden setzte in raschem Verlauf am 27. Januar 1866 der Thätigkeit des rüstigen, strebsamen Mannes ein Ziel.

Sch—g.

Josef Denk.

Dieser vortreffliche Schauspieler gehörte lange Jahre zu den besten Zierden der Karlsruher Hofbühne und war bis zum letzten Augenblicke der Liebling des Publicums. Am 15. Oktober 1801 zu München geboren, von seinem Vater zuerst zum geistlichen, dann zum Soldatenstande bestimmt, functionirte er bereits in seinem 17. Jahre als Actuar in der Militairkanzlei. Von unwiderstehlichem Drange zur theatralischen Laufbahn getrieben, entzog er sich durch die Flucht dem aufgedrungenen Berufe und fand zunächst in Salzburg Gelegenheit, sich auf den Brettern zu versuchen. Nachdem er fünf Jahre hindurch Liebhaberrollen gespielt hatte, ging er in das heitere und ernste Charakterfach über. In Passau und später in Regensburg fand er nach manchen unruhigen Wanderjahren länger dauernde Engagements. In Regensburg, wo er 10 Jahre blieb, vermählte er sich 1829 mit der begabten und liebenswürdigen Sängerin Schlottanner und nach deren frühem Tode 1831 mit der Tochter eines Kaufmanns, Nanette Holmer, welche ihm durch 40 Jahre als treue Gefährtin zur Seite stand. 1840 nahm Denk eine Stellung am Stadttheater in Freiburg an und blieb fortan mit kurzen Unterbrechungen im badischen Lande. Eine Zeit lang führte er die Direction des Freiburg-Badener Theaters, aber die stürmischen Zeiten von 1848 und 1849 waren künstlerischen Unternehmungen nicht günstig. Denk gerieth in eine bedrängte Lage, welcher ihn erst 1851 ein, hauptsächlich durch den damaligen Regisseur Mayerhofer betriebenes Engagement beim großh. Hoftheater in Karlsruhe enthob, wo er das Fach der alt-komischen Väter- und Characterrollen übernahm. Von nun an begannen bessere Zeiten für den vielgeprüften Künstler aufzugehen. Seine originelle, urwüchsige Komik, die Natürlichkeit seines Spieles, seine vielseitige Verwendbarkeit, sein redliches Kunststreben, seine vielerprobte Zuverlässigkeit im Dienste ließen in ihm einen Schatz für jede Kunstanstalt erkennen. Schlichten, gemüthlichen Wesens im geselligen Verkehr, von unverwüstlicher Heiterkeit, war er als Mensch und als Darsteller der diametrale Gegensatz alles Komödiantenthums. Er starb am 10. Oktober 1872. (Vgl. Theateralmanach von 1872 und K. Z. 1872 No. 244.)

W.

Taddäus Anton Dereser,

wurde zu Fahr in Franken den 3. Februar 1757 geboren und machte seine Studien in Würzburg und Heidelberg. Nach Empfang der Priesterweihe 1780 lehrte

er in Heidelberg Philosophie und Theologie und erhielt von da 1783 einen Ruf an die kurkölnische Universität zu Bonn als Professor der orientalischen Sprachen und der biblischen Hermeneutik; die theologische Doktorwürde erhielt er in Bonn 1786. Im November 1791 übernahm er an der theologischen Facultät in Straßburg das Lehramt der Bibeleregese und der orientalischen Sprachen und zugleich die Stelle eines Superiors des bischöflichen Seminars und eines Predigers an der Domkirche. In der Revolution wurde er als fanatischer Priester in's Gefängniß geworfen; er erkrankte an den Folgen des Kerkerlebens und suchte bald wieder nach Deutschland zurückzukehren. Im Februar 1797 begann er in Heidelberg öffentliche Vorlesungen über orientalische Sprachen und erhielt 1799 die Anstellung als ordentlicher Professor an dieser Universität; mehreren Rufen nach auswärts konnte er nicht folgen, da ihm die Demission verweigert wurde. Im Jahre 1805 erhielt er den Charakter eines Geistlichen Rathes, und 1807 ward er an die Universität Freiburg versetzt (für orientalische Sprachen und Bibeleregese). Den 30. April 1810 übernahm er die Stadtpfarrei Karlsruhe, die er bis zum 1. Juli 1811 verwaltete; an diesem Tage hielt er bei dem Trauergottesdienste für Großherzog Karl Friedrich in Gegenwart des Hofes eine Rede, welche in den höheren Kreisen solchen Unwillen hervorrief, daß seine sofortige Entfernung von Karlsruhe als nothwendig erschien. Diese Angelegenheit erregte allgemein ein großes Aufsehen; es wurde zu Lebzeiten Dereser's und nach seinem Tode viel darüber geschrieben. (Wir verweisen auf das „Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon der katholischen Geistlichkeit" von Felder 1 Bd., auf die „Neuen Theologischen Annalen" von Dr. Wachler, April- und Septemberheft von 1818, auf die „Literaturzeitung für katholische Religionslehrer" von Kasp. Ant. Frh. v. Mastiaux, Juniusheft von 1822, „Athanasia, eine theologische Zeitschrift" von Dr. Benkert, 1. Bd., 1. Heft 1827; zur Widerlegung des Aufsatzes in der Athanasia schrieb J. B. v. Hofer: „Ueber die Mißhandlung und Vertreibung des katholischen Geistlichen Raths Dr. Th. A. Dereser als katholischer Pfarrer in Karlsruhe", 1828; ferner die „Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg" vom Jahre 1828. 1. Heft, S. 252 ff. und 2. Heft S. 274 ff. Vgl. Freiburger Diöcesan-Archiv vom Jahre 1869, 4. Bd., S. 343 ff.) Dereser wurde als Professor der alten Sprachen nach Konstanz angewiesen; er nahm aber diese Stelle nicht an, sondern ging nach Luzern, wo er eine theologische Professur erhielt. Auch hier konnte er sich nicht lange halten; verdächtigt und angeklagt wegen seiner Schriften und freisinnigen Vorträge, erhielt er im März 1814 von der Cantonsregierung seine Entlassung, und begab sich nach Heidelberg, wo er als Privatmann lebte, bis die preußische Regierung ihn im Jahre 1815 als Domherren und Professor der Theologie nach Breslau berief. Hier starb er den 16. Juni 1827. Von seinen Schriften sind anzuführen die exegetischen Arbeiten zu verschiedenen Theilen des Alten Testamentes; „Rechte und Pflichten des Papstes, aus den Schriften des h. Bernhard an Papst Eugen", 1787; „Deutsches Brevier für Stiftsdamen, Klosterfrauen und jeden guten Christen", 4 Bde., zuerst 1792 erschienen, erfuhr viele Auflagen; „Katholisches Gebetbuch", 1808, in mehreren Auflagen; endlich Predigten über Toleranz, Mildthätigkeit, äußere Gottesverehrung u. A.

F. Kössing.

Ludwig Dessoir

gebührt um deßwillen ein Wort der Erinnerung in den „Badischen Biographieen", weil er während seines Engagements an der Karlsruher Hofbühne seinen Ruf als Characterdarsteller begründete. In Posen im Jahre 1810 geboren, begann

er dort mit 15 Jahren seine theatralische Laufbahn als Rollenschreiber, Theaterdiener und Billetverkäufer, bis er endlich zur Darstellung kleiner Rollen zugelassen wurde. Dann spielte er in Spandau Liebhaber, Helden, komische Rollen und Bösewichte. Nachdem er mit wandernden Truppen Pommern, Sachsen und Schlesien bereist, und kurz dauernde Engagements in Lübeck, Wiesbaden, Leipzig und Pesth gefunden hatte, kam er 1839 nach Karlsruhe, wo er 10 Jahre lang thätig war, bis er 1849 einem Rufe nach Berlin folgte. Dort ist er nach längeren Leiden am 30. December 1874 gestorben. Während seines Wirkens in Karlsruhe war er durch einige Jahre Gegenstand begeisterter Bewunderung. Natürlich stellte die Jugend die Hauptschaar der Bewunderer, insbesondere die weibliche Jugend. Die düstere, hochtragische Seite seiner Begabung gelangte wohl erst in Berlin zur Vollkommenheit. Sein Richard III. athmete eine verzehrende Wildheit, sein Lear, groß in den Momenten des Wahnsinns, war größer noch in dem gebrochenen Schmerz des Wiedersehens. Ein genialer Zug zersplitterter Größe des Geistes und Gemüths durchleuchtete seinen Narziß, und diese Rolle gerade erinnerte an die Glanzleistungen seiner Jugend, an jene idealen Schwärmer Posa, Tasso, auch Hamlet, die mit magnetischer Kraft zu den Herzen der Jugend sprachen. Kein einzelnes der äußeren Mittel Dessoirs, nicht Gestalt, nicht Kopf, nicht Organ war glänzend zu nennen und doch waren jene Leistungen Glanzleistungen, weil sie von vollster idealer Gluth belebt waren. Eine düstere, unheilkündende Melancholie, ein ahnungsvolles, unbeschreibliches Etwas lag räthselvoll und doch Allen faßlich in diesen oft gleichsam ermatteten, aber eindringlichen, ja wo die Aufgabe es gebot, dialektisch einschneidenden Tönen, in dem dunkeln, aber doch von innerem Feuer geistig durchleuchteten Antlitz. Nicht nur was Dessoir sagte, mehr noch, was er düster, zurückhaltend, dämonisch zu verschweigen schien, wirkte mit magischer Gewalt auf den Hörer. Das war auch in seinem Othello, in seinem erst in Berlin so berühmt gewordenen Butler das zwingende Element. Und wenn dann aus dieser gewitterschwülen Atmosphäre ein Aufschrei der Leidenschaft hervorzuckte, da war es wie ein Blitz, der einschlug, verzehrend und erlösend zugleich. Ein großer, idealer Zug belebte seine Schöpfungen, heiliger Ernst war es ihm um die Uebung seiner Kunst, und leuchtendes Vorbild war er den Genossen. Einer der edelsten Vertreter deutscher Darstellungskunst ist in ihm dahingegangen, von jenen seltenen Größen eine, die mit ihrem Herzblut sich ein dauerndes Denkmal selbst gegründet. (Vgl. Badische Landeszeitung 1875. No. 5.)

Eduard Devrient.

Am 11. August 1801 in Berlin geboren, wurde Devrient von seinem Vater, einem Kaufmann, dem Handelsstande bestimmt. Aber die eigne Neigung zog ihn zur Bühne; auch das Vorbild seines großen Oheims Ludwig Devrient mochte einwirken. Im Jahre 1819 wurde er als Barytonist Mitglied der Kgl. Oper in Berlin und erfreute sich mehr als ein Jahrzehnt in Rollen wie Leporello, Papageno u. s. w. allgemeinen Beifalls. Mit besonderem Eifer richtete er früh seinen Blick auf die höchsten Aufgaben des Theaters; zunächst galt sein Interesse der Oper und Musik. Ein reger künstlerischer Sinn herrschte damals in den gebildeten Kreisen Berlins, und gern gewährte man dem jungen Sänger den Zutritt. Den Mittelpunkt für das geistige Leben der Stadt bildeten noch immer einige jüdische Häuser, unter ihnen namentlich das Mendelssohn'sche. Zu den regelmäßigen Musikabenden desselben hinzugezogen, wurde Devrient bald der nächste Freund des jungen Felix Mendelssohn. Auch mit anderen bedeutenden Menschen kam er hier in Berührung; so mit Ludwig Robert,

mit Varnhagen, der Rahel, K. W. L. Heyse u. a. Ein besonderes Verdienst erwarb er sich, als Felix Mendelssohn, für die Größe des fast vergessenen J. S. Bach begeistert, zum ersten Male wieder dessen Matthäuspassion in der Singakademie zur Aufführung brachte. Große Schwierigkeiten waren zu überwinden; selbst der alte Zelter, der Director des Instituts, scheute davor zurück. Devrient theilte den Enthusiasmus seines jüngeren Freundes; ihm gelang es, den alten Herren günstiger zu stimmen. Als dann das gewaltige Werk unter Mendelssohn's Leitung am 11. Mai 1829 — gerade 100 Jahre nach der ersten Leipziger Aufführung — mit überwältigender Wirkung vorgetragen wurde, sang er die Partie des Jesus. — Inzwischen hatte sich Devrient durch seine Vermählung im Jahre 1824 ein glückliches Familienleben begründet; fünfzig Jahre später bei seiner goldenen Hochzeit bekannte er, daß er für alle Kämpfe des Lebens in seinem Hause Trost und Ermuthigung gefunden habe. Wiederholt noch traten in jener Zeit seine Bestrebungen in engste Beziehung zu Felix Mendelssohn's Entwickelung. Er glaubte in ihm eine ganz besondere Anlage zum Operncomponisten entdeckt zu haben. Darin hat ihm die Zukunft nicht Recht gegeben. Aber mancher genialen Schöpfung des Meisters hat er die Wege bahnen helfen. Er war es, der 1834 die Aufführung des Sommernachtstraums mit Mendelssohn's Musik anregte und durchsetzte; später brachte er in Karlsruhe die Walpurgisnacht und das Fragment der Loreley mit gutem Erfolge auf die Bühne. Vor allem stiftete er in seinen 1872 erschienenen „Erinnerungen an Felix Mendelssohn", dem allzufrüh gestorbenen Freunde ein schönes Denkmal. — Immer mehr war für Devrient indessen das eigentliche Drama und seine Darstellung zum Mittelpunkt des Interesses geworden. Im Jahre 1834 trat er definitiv zum Schauspiel über, nachdem er schon vorher öfters Rollen darin übernommen hatte. Er spielte damals den Correggio, Hamlet, Posa u. a. Vom Publikum wurde er als denkender, feinfühlender Künstler anerkannt. Sein Hauptaugenmerk aber richtete er nicht bloß auf die Durcharbeitung der eignen Rollen; längst lag ihm die gesammte Entwickelung des deutschen Theaters am Herzen. Die große Zeit unserer klassischen Literatur war vorüber; auch die Bühne, welche ja unmittelbar von den Schöpfungen der dramatischen Poesie abhängig ist, bekundete den Rückschritt. Dieselbe war in Weimars Blüthezeit vom idealsten Gesichtspunkte aus geleitet worden; in Berlin hatte sich Iffland zwar nicht auf jener Höhe behauptet, aber doch als sachverständiger, ernst und erfolgreich wirkendender Director bewährt. Allein nun begann der höfische Dilettantismus sich des Theaters zu bemächtigen. Man vergaß, daß es sich hier um eine der wichtigsten Culturfragen der Nation handelt. Nach dem großen Aufschwung der Freiheitskriege war im geistigen Leben der Enthusiasmus ermüdet; und so behandelte der Hof jetzt auch die Bühne als eine seiner Willkür überlassene Domaine; an den meisten Hoftheatern, so auch in Berlin, wurden statt der Künstlerdirection Intendanzen eingerichtet. Damit hing eng zusammen, daß man immer mehr das eigentlich Wesentliche vernachlässigte: die Klarheit und Schönheit der Rede, das künstlerische Zusammenspiel, die volle Wahrheit in der Darstellung menschlicher Zustände und Leidenschaften, die Unterordnung alles Aeußerlichen unter die Absichten der dramatischen Dichtung. Dafür ward ein unverhältnißmäßiges Gewicht auf Richtigkeit und Pracht der Costüme, auf scenische Ausstattung gelegt. Oper und Ballet überwucherten das Schauspiel; in der immer unumschränkter herrschenden Gefallsucht erkannte Devrient das Grundlaster der neuen Kunstperiode. Ihm erschien es unrichtig, daß die Leitung der Bühne den eigentlich Kunstverständigen entzogen war. Aber auch bloß literarische Befähigung hielt er nicht für ausreichend, dem Theater seine volle Bedeutung wiederzugeben. Sein Standpunkt war durchaus

der des praktischen Schauspielers. Gerade deshalb erwartete er von der Aufführung Shakespeare'scher Dramen die bedeutendste Wirkung; weil sie ebenso sehr den bühnenkundigen Schauspieler als den großen Dichter bekunden. Daneben aber hegte er unverkennbar eine gewisse Vorliebe für das bürgerliche Schauspiel, in dessen Sphäre auch die meisten seiner eignen Dramen fallen. Es wurzelte hierin zugleich seine nie verhehlte Abneigung gegen die Weimarische Richtung. Die abgemessene Declamation dieser Schule schien ihm allzusehr den realistischen Boden zu verlassen. Er klagt in seinen Schriften über Schiller's und Göthe's „unselige Bücherdramen"; ja er äußert die Besorgniß, durch ihre Einwirkung könne das sittliche Ideal allzusehr hinter dem bloßen Schönheitsideal zurücktreten. — Nun hat er darin vollkommen Recht, daß Werke wie Faust, Tasso, natürliche Tochter keine eigentlichen Bühnenstücke sind. Anderseits aber liegt gerade hierin ein Hauptverdienst unserer großen Dichter, daß sie die deutsche Bühne von der Jämmerlichkeit des damaligen bürgerlichen Schauspiels erlösten, und jede Vergleichung mit der darauf folgenden Romantik zeigt, daß es bei Göthe und Schiller wahrlich nicht an dem Ernste einer tiefsittlichen Weltanschauung fehlt; daß vielmehr gerade des einen psychologische Tiefe und Wahrheit, des anderen begeisternder Idealismus die Lebensmächte waren, denen unser Volk das Größte und Beste in seiner sittlichen Entwickelung zu danken hat. Wenn Eduard Devrient in seinen Schriften diesem Verdienst von seinem Standpunkte aus nicht immer gerecht zu werden scheint, so erklärt sich das daraus, daß sein Interesse vor allem der wirklichen Bühne und deren Bedürfnissen galt; es gehört anderseits zu jenen Einseitigkeiten, zu denen jedes energische Mannesstreben ein gewisses Recht hat. Aber nie hat ihn solche Anschauung gehindert, der Darstellung gerade dieser „Bücherdramen" die größte Sorgfalt zu widmen; so gehörten z. B. die Aufführungen der Iphigenie, oder der Braut von Messina, beide von einer großen Künstlerin getragen, zu den Weiheabenden der Karlsruher Bühne. — Bereits in Berlin stellte Eduard Devrient mit wachsender Bestimmtheit und Eindringlichkeit eine Reihe von Gesichtspunkten über die Art und Weise auf, wie ihm eine Förderung der Bühne allein möglich erschien. Im Jahre 1839 hatte er einige Monate in Paris zugebracht. Sein Reisebericht, welcher durchaus den Standpunkt eines gebildeten, das Bühnenleben aufmerksam beobachtenden Schauspielers festhält, ist noch heute, hauptsächlich wegen der trefflichen Schilderung der damaligen großen französischen Künstler, z. B. der Rachel und der Mars, ein lesenswerthes Buch. Wohl läßt es klar jene sittliche Strenge durchblicken, welche Devrient nie verleugnet hat. Ihn empörte schon damals die frivole Geringschätzung weiblicher Zucht in der französischen Nation und der auf der Bühne ewig wiederkehrende Spott gegen die Ehe; er erkannte den tiefen Zusammenhang dieser Richtung mit der politischen Zerrüttung des Landes. — Auch das Pathos des classischen Dramas imponirte ihm nicht. Welchen Eindruck sollten auch diese kalten, phrasenreichen Tragödien einem Künstler machen, dem die unmittelbare Lebenswahrheit des Schauspiels obenan stand? Aber in einer Beziehung erkannte er das französische Theater dem deutschen überlegen. Mit viel angestrengterem Fleiße wurden hier die Aufführungen vorbereitet, mit größerer Gewissenhaftigkeit wurde dafür gesorgt, daß jeder Schauspieler das eigentliche Handwerk seiner Kunst verstehe, mit bestem Erfolge war der stümpernde Dilettantismus der Bühne fern gehalten. So ward erreicht, daß sich die Zuschauer „in die reinere Lebensluft künstlicher Täuschung versetzt" sahen. Devrient bekannte, daß einige der in Paris gesehenen Darstellungen alle seine Träume wahr machten. Aus solchen Erfahrungen erwuchs in ihm immer bestimmter ein Plan, wie auch in Deutschland systematisch für die technische

Ausbildung der Bühnenkünstler gesorgt und so die Hebung eines Standes bewirkt werden könne, der nicht bloß wegen einseitiger Vorurtheile, sondern zum Theil auch durch eigne Schuld die ihm gebührende Stellung in der bürgerlichen Gesellschaft noch nicht einnahm. Kein geringerer als A. von Humboldt veranlaßte Devrient, seine Ansichten über den Gegenstand der Oeffentlichkeit vorzutragen. So entstand 1840 die kleine Schrift „über Theaterschule, eine Mittheilung an das Theaterpublikum". Sie ging davon aus, zu zeigen, wie sehr es in Deutschland dem Schauspieler an der unerläßlichen Vorbildung für seinen Beruf fehle; wild lasse man ihn aufwachsen, und wenn in der Blüthezeit unserer Literatur der leitende Einfluß bedeutender Autoritäten diesen Mangel weniger fühlbar gemacht habe, so sei derselbe in der Folge unerträglich geworden. Deshalb sei eine eigne Theaterschule nothwendig, die vor allem auf umfassende, allseitig, systematisch geregelte Bildung ausgehen müsse, im Einzelnen dann Redekunst auf Grund planmäßiger Leseübungen, Gesang (in beschränkter Weise auch für den Schauspieler), Gesticulation, Sprachkenntniß, Literatur und Theatergeschichte, aber auch Weltgeschichte, endlich Mimik zu umfassen habe. — Die warm und lebendig geschriebene Abhandlung läßt mit besonderer Klarheit die letzten Beweggründe von Devrient's ganzem Streben erkennen. Deutlich zeigt sie, wie eng er sich in der Auffassung von der Aufgabe seiner Kunst an Schiller anschließt, dessen bekannten Zuruf an die Künstler er mit vollstem Recht auf die Schauspieler anwandte. — In Berlin für seine Ideen zu wirken, war Devrient nicht beschieden. Der Einfluß, welchen ein von ihm gegründeter Schauspielerverein entwickelte, worin sich die Berufsgenossen durch Vorträge, Kritik ihrer Leistungen u. s. w. gegenseitig zu fördern suchten, konnte nur ein beschränkter sein. Von ernsteren Schritten, die Bildung der Schauspieler zu heben oder wenigstens ein künstlerisches Zusammenspiel auf der Bühne herzustellen, war man weiter als je entfernt, seit Herr v. Küstner Intendant der Berliner Hofbühne geworden war. Immer mehr schwand die Hoffnung, von dieser wichtigen Stelle eine kräftige Anregung zur Hebung des deutschen Theaters ausgehen zu sehn. Daher kostete es Devrient keinen langen Kampf, als er 1844 den Ruf erhielt, Regisseur des Hoftheaters in Dresden zu werden. — Schon in den ersten Aufführungen des Tartüffe, Nathan, Julius Cäsar machte sich hier unter der neuen Leitung der unwiderstehliche Reiz einer gesammelten und geregelten Totalwirkung fühlbar, schnell waren Publicum und Kunstgenossen für Devrient's Bestrebungen gewonnen. Dennoch sollte auch hier sein Wirken nicht zu ungehemmter Entwickelung kommen. Mißhelligkeiten mit seinem Bruder Emil machten ihm seine Aufgabe bald zu einer höchst peinlichen. Der geniale Künstler sah sich durch die Leitung seines älteren Bruders mannigfach gehemmt, welcher mit unbeugsamer Consequenz verlangte, jedes, auch das bedeutendste Mitglied, habe sich den Forderungen der Gesammtaufführung unterzuordnen. Emil Devrient war gewöhnt, die Aufmerksamkeit des Publicums vor allem auf sich zu ziehen, und empfand es sehr übel, daß höhere Rücksichten diesem Streben jetzt bestimmte Schranken zogen. Zu Eduard Devrient's Charaktereigenschaften aber gehörte unermüdliche Beharrlichkeit; gerade diese brachte ihn jetzt in unlösbaren Conflict mit dem Bruder. Deßhalb legte er schon 1846 die Regie nieder und zog sich auf seine Thätigkeit als Schauspieler zurück. Er gab in Dresden Rollen wie Nathan, Menenius, Erbförster u. s. w. Zugleich aber begann er die „Geschichte der Schauspielkunst" zu schreiben, ein in hohem Grade verdienstliches Werk, für die eigentlich wissenschaftliche Kenntniß des deutschen Bühnenwesens geradezu unentbehrlich, für alle Freunde des Theaters von hohem Interesse. Im Jahre 1848 erschienen die drei ersten Bände, welche bis zum Jahre 1815 reichen;

1861 folgte der vierte, 1874 der fünfte. — Hier gab sich ein ernststrebender Künstler geschichtlich über die Entwickelung der deutschen Bühne Rechenschaft; er fand sich durch die Erfahrungen der Vergangenheit in seinen Ueberzeugungen bestärkt. Als Fachkenner wußte er die Theaterzustände früherer Perioden anschaulich zu schildern, geradezu vortrefflich die Wirksamkeit großer Meister der Vergangenheit, eines Schröder, Iffland, Ludwig Devrient, Seydelmann u. a. darzustellen. Das Werk erlitt dadurch eine größere Unterbrechung, daß die Berufung nach Karlsruhe im Jahre 1852 seinem Verfasser neue, größere Aufgaben stellte. Es war damals, als der gegenwärtige Großherzog Friedrich, zunächst als Regent, die Regierung übernahm. Während der politischen Wirren der vorhergegangenen Jahre war die Karlsruher Hofbühne tief zerrüttet worden; auch äußerlich fehlte es am Nöthigsten. Durch einen der entsetzlichsten Theaterbrände war 1847 das alte Haus zu Grunde gegangen; erst 1853 wurde das neue, von Hübsch erbaute, vollendet. Nun aber sollte die Bühne nicht nur an neuer Stätte, sie sollte auch in neuem Geiste eröffnet werden. Aus eignem, freien Entschlusse sagte sich hier ein junger Fürst von der alten Ueberlieferung los, wonach die Leitung des Theaters lediglich als ein Hofamt angesehen wurde; er berief den Mann, der unter allen Zeitgenossen am entschiedensten die höheren Aufgaben der Schaubühne betont, am lautesten eine künstlerische Verwaltung des Theaters gefordert hatte. Daß dem Ankömmling mannigfache Schwierigkeiten entgegentraten, ließ sich erwarten. Fast alles, bis auf die Costüme hinab mußte neu beschafft, mit den alten Traditionen durchaus gebrochen werden; gerade unter denen, welche bisher auf die Leitung des Instituts Einfluß geübt, fehlte es nicht an Mißgunst; von einer Macht der öffentlichen Meinung konnte in der noch außerordentlich kleinstädtischen Residenz gar nicht die Rede sein. Hier kam nun Eduard Devrient die unermüdliche Ausdauer seiner Natur, es kam ihm aber auch das ermuthigende Wohlwollen seines Fürsten zu Hülfe, der seinem neuen Director nicht nur für die innere Organisation der Bühne volle Selbständigkeit gewährte, sondern auch in entscheidenden Momenten für die Tendenzen Devrient's mit voller Bestimmtheit eintrat. Auch die Schauspieler mußten sich erst an die straffere Ordnung, welche jetzt durchgeführt wurde, und an die höheren Forderungen, welche an sie gestellt wurden, gewöhnen. Devrient's Auftreten gegen sie war nie ohne freundliches Wohlwollen, aber er beobachtete eine gewisse Gemessenheit und Förmlichkeit, welche die Untergebenen an die Pflicht der Subordination erinnerte und es mit kleineren Verstößen gegen die einmal eingeführte, übrigens durchaus humane Theaterordnung grundsätzlich niemals leicht nahm. Geldstrafen, welche für einzelne Unregelmäßigkeiten einmal feststanden, wurden unnachsichtlich eingezogen, schwerere sittliche Ausschreitungen schlechthin nicht geduldet. So gelang es Devrient bald, seinen Berufsgenossen eine geachtete Stellung in der gebildeten Gesellschaft zu erringen, in der sie als völlig gleichberechtigte Glieder verkehrten. Die wichtigste Sorge Devrient's war nun, der Karlsruher Bühne ein classisches Repertoire zu gewinnen; und man kann dreist behaupten, daß kein anderes Theater hiermit reichhaltiger ausgestattet worden ist. Vor allem wurde eine ganze Reihe Shakespeare'scher Dramen für die Aufführung eingerichtet; mit der Zeit wurden zwanzig derselben in Karlsruhe gegeben. Da galt es denn, diejenigen Aenderungen vorzunehmen, welche die moderne Bühneneinrichtung bei den Dichtungen des großen Briten nothwendig macht. Denn von jenem Rigorismus, welcher unverkürzte und ungeänderte Darstellung an Shakespeare's Stücken forderte, hielt Devrient nichts, und die Erfahrung hat ihm längst Recht gegeben. Aber neben der unvermeidlichen Umlegung einzelner Scenen, der Milderung anstößiger Derbheiten, der Fortlassung einiger unserem Publicum

lästiger Längen blieb die Aufgabe, den eigentlichen poetischen und dramatischen Gehalt der Stücke unverkürzt zu erhalten. Wie weit das gelang, darüber legt der seit 1873 erscheinende deutsche „Bühnen- und Familien-Shakespeare" Rechenschaft ab. Bei der Herausgabe desselben wird Eduard Devrient von seinem Sohne Otto unterstützt, der, 1856 als Hofschauspieler in Karlsruhe angestellt, später als Regisseur der Oper, durchaus des Vaters Bestrebungen theilte. — Außer Shakespeare machte es sich Devrient's Direction zur Ehrensache, die vaterländische klassische Literatur dem Publikum unverkürzt vorzuführen. Von Lessing und Göthe gehörten alle überhaupt darstellbaren, von Schiller sämmtliche Stücke zu den regelmäßig wiederkehrenden Vorstellungen. Es war Regel, daß in jedem Theaterjahr zehn Dramen von Shakespeare, zehn classische deutsche Werke gegeben wurden. Auch bei diesen machte sich überall die verständige künstlerische Leitung fühlbar. So wurde der Egmont nicht nach Schiller's Bearbeitung, sondern in viel engerem Anschlusse an des Dichters Conception gegeben; die Rollen der Margarethe von Parma und des Machiavelli waren beibehalten; die Actschlüsse paßten zur Beethoven'schen Musik — was bei der gewöhnlichen Einrichtung durchaus nicht der Fall ist. Schiller's Räuber sind in Karlsruhe zuerst so dargestellt worden, wie sie gedichtet sind, nämlich im Costüm des 15. Jahrhunderts. Die Bearbeitung des Don Carlos, welche sich genau an des Dichters eigne Andeutungen in den Briefen über den Don Carlos anschloß, machte auch dieses Trauerspiel, dessen Handlung sonst fast nirgends klar wird, zu einem völlig übersichtlichen Kunstwerk. Besondrer Fleiß wurde dem Wallenstein zugewandt, stets die Trilogie an zwei aufeinander folgenden Abenden gegeben. In der Braut von Messina wurden die beiden Chöre zu mithandelnden Gliedern des Ganzen, und niemals hat diese Tragödie in Karlsruhe des allertiefsten Eindrucks verfehlt. — Aber auch alle hervorragenden Werke der nachschiller'schen Zeit wurden dem Repertoire einverleibt. Kleist's Käthchen von Heilbronn wurde von Devrient eigens für die Bühne eingerichtet, der Prinz von Homburg gegen eine gewisse Abneigung des süddeutschen Publicums zur Geltung gebracht. Werke von Hebbel, O. Ludwig, Freytag, Geibel, Putlitz, Heyse wurden einstudirt. Dann und wann gaben zusammenhängende Cyklen erst Shakespeare'scher, dann deutsch-classischer, endlich neuerer Dramen dem Publicum eine erwünschte literarische Uebersicht. Gegenüber der neueren französischen Literatur beobachtete Devrient eine gewisse Zurückhaltung. Durchdrungen davon, daß die Bühne auch sittlich wirken solle und nur ausnahmsweise der bloßen Unterhaltung dienen dürfe, konnte er sich nicht entschließen, Gemälde moralischer Frivolität und Fäulniß auf die Bretter zu bringen. Das hinderte ihn nicht, die besseren Lustspiele von Scribe, aber auch manches andere bedeutende Stück von Ponsard u. a. ins Repertoire aufzunehmen. Von deutschen Bühnenwerken dürfte wenig irgend Beachtenswerthes bei Seite geblieben sein. Begreiflicher Weise wird das Urtheil über den Werth neuer Stücke immer schwanken, aber der Vorwurf, daß interessanten Werken der Weg auf die Karlsruher Bühne verschlossen geblieben sei, trifft im Ganzen Devrient sicher nicht. Freilich empfand das Publicum den strengeren Ernst, der die Auswahl bestimmte. Man klagte in gewissen Kreisen, daß man weniger als ehedem „gaietés" zu sehn bekomme. Uebrigens war auch die Posse keineswegs ausgeschlossen. — Allmählich erst lernten die Zuschauer gegen die Bestrebungen des Directors gerecht zu werden, der sich übrigens durch die Gleichgültigkeit und Abneigung, mit welcher man zuerst alles Classische hinnahm, nicht beirren ließ. Ueber die erste Aufführung des Sommernachtstraums lachte die vornehme Welt des ersten Ranges. Als man auch in Karlsruhe den Entschluß faßte, mit der Antigone die griechische Tragödie zu erneuern,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

war das Publicum vorher über den Gedanken geradezu entsetzt, gab sich dann aber um so lebhafter dem gewaltigen Eindrucke hin. Ebenso umfassend war Devrient's Thätigkeit auf dem Gebiete der Oper, für welche er beim Abgange des tüchtigen, aber alt gewordenen Capellmeisters Strauß erst in Kalliwoda, dann namentlich in Levi treffliche Mitarbeiter heranzog. Von den bedeutenderen Opern Gluck's fehlte der Karlsruher Bühne keine, von Mozart wurde auch Cosi fan tutte und Titus gegeben. Die italienische Musik wurde durch Rossini, Bellini, Donizetti, Verdi, die französische durch Mehul, Boieldieu, Cherubini, Auber, Halevy, Meierbeer vertreten. Der neuen Richtung Wagner's, wie sie sich in Tannhäuser, Lohengrin und den Meistersängern aussprach, half die Karlsruher Bühne die Bahn brechen; aber auch der fliegende Holländer und Cola Rienzi wurden gegeben. Weber's drei größere Opern, die hervorragenderen Schöpfungen von Spohr und Marschner (zu dessen Hans Heiling Ed. Devrient den Text gedichtet hat) wurden auf dem Repertoire erhalten. Allzutriviales wurde abgewiesen oder schnell wieder bei Seite gelegt. So lehnte Devrient Gounod's Faust als eine Carricatur des größten deutschen Dichterwerks entschieden ab. Von Offenbach hat man bis heute auf dem Karlsruher Theater keinen Ton gehört. — Fehlte es an Neuem, so griff man auf die Vergangenheit zurück; vergessene Werke, wie Mehul's Uthal, Gretry's Richard und Blaubart, Dittersdorff's Doctor und Apotheker wurden neu einstudirt. Auch in der Oper wurde keine Anstrengung gescheut, den Componisten möglichst ihr Recht angedeihen zu lassen. Die schlechten Uebersetzungstexte der Gluck'schen und Mozart'schen Opern wurden umgearbeitet, in den letzteren die Originalrecitative hergestellt. Vor allem wandte sich in der Oper wie im Schauspiel Devrients eingehendste Sorgfalt darauf, ein abgerundetes Zusammenspiel herzustellen. Stets sollte die Aufführung eine einheitliche Auffassung des Dichterwerks erkennen lassen. Es gelang ihm, der Karlsruher Bühne eine Reihe hervorragender Kräfte zu gewinnen. Häufigen Gastspielen mit Recht abgeneigt, sorgte er doch dafür, daß man die bedeutendsten Künstler der Gegenwart in Karlsruhe spielen sah. Uebrigens hielt er das eigentliche „Virtuosenthum" seinem Theater fern. Er selbst hat durch diesen Ausdruck die Richtung, welche die deutsche Bühne während der letzten Jahrzehnte beherrscht hat, schlagend charakterisirt. Möglich, daß ihn die Ueberzeugung von der Gemeinschädlichkeit der ganzen Erscheinung gegen einzelne geniale Vertreter derselben ungerecht machte: im Allgemeinen wird man ihn nicht widerlegen können, wenn er hierin den Verderb der wahren Kunst erblickte. Den Karlsruher Künstlern wurde die nachdrückliche Wahrung des Maßes, welche er durchführte, die stete Unterordnung unter die Zwecke der dramatischen Dichtung ein wahrer Segen. Hierdurch gelang es, manches schöne Talent zu derjenigen Ausbildung zu fördern, welche ihm überhaupt möglich war. Gerade darauf richtete sich Devrient's stete Fürsorge, und dieser Rücksicht wußte er die Auswahl des jedesmaligen Repertoires anzupassen. Wer ins Karlsruher Theater kam, der empfand sofort, wie bei den Aufführungen alles in einander griff. Auch die Statisten, auch die Chorsänger der Oper fühlten und bewährten sich als verständnißvoll theilnehmende Glieder des Ganzen. Das Ohr wurde nicht durch incorrecte Aussprache beleidigt, die Auffassung nicht durch falsche Betonungen verwirrt; in der Oper verstand man die Sänger auch ohne Textbuch. So währte seine Direction fast 18 Jahre lang. Bei den Gebildeten des Publicums fand er immer wärmere Theilnahme, immer entschiedenere Unterstützung. Wer den gewaltigen Fortschritt ins Auge faßt, welchen das badische Land seit etwa 20 Jahren im geistigen wie politischen Leben gemacht hat, und nach den Kräften fragt, welche es an die Spitze deutscher Entwickelung brachten, der wird die hervorragende Wirkung, welche in diesem

Processe der Bühne zufiel, nicht verkennen; das Verdienst aber gebührt hier Eduard Devrient. — Allmählich ward auch an ihm die Macht des Alters fühlbar. Unbeugsam in seiner Pflichttreue, gönnte er sich die Erholungen nur spärlich, deren der Körper bedurfte. Regelmäßig wohnte er den Proben und Aufführungen bei; keine der Lasten, welche in den Kreis seiner Verantwortung fielen, wälzte er auf fremde Schultern. Nachdem er 1869 das fünfzigjährige Jubiläum seiner künstlerischen Wirksamkeit mit allen Ehren gefeiert hatte, gebot der Arzt der immer noch rastlosen Thätigkeit Einhalt. Das zwang ihn, 1870 von seinem Amte zurückzutreten. In wohlverdienter Muße ist er gegenwärtig mit den schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, in welchen er die reichen Ergebnisse seiner Studien und Erfahrungen dem deutschen Volke überantworten will.

G. Wendt.

Theodor Dibold.

Durch den Kunstsinn des Fürsten Karl Egon zu Fürstenberg wurde dem fürstlichen Baurath Dibold Gelegenheit zur Entfaltung einer bemerkenswerthen Thätigkeit geboten. — Am 8. Juli 1817 zu Durlach geboren, wo sein Vater Prorector des Pädagogiums war, besuchte Theodor Dibold diese Anstalt und das Lyceum in Karlsruhe und absolvirte das Polytechnikum daselbst, wo er Baukunde studierte. Er setzte seine Studien bei verschiedenen großen Bauwerken und auf Reisen fort, wurde nach abgelegter Staatsprüfung als Baupracticant recipirt, 1844 aber als Hofbaumeister in die Dienste des Fürsten zu Fürstenberg berufen, in denen er, unter Ablehnung mehrerer Berufungen — deren letzte an eine höhere Stelle im Staatsdienste — bis an sein Lebensende verblieb. Er starb zu Donaueschingen am 10. Mai 1872. Seine hauptsächlichsten Bauwerke sind: das Gebäude der Domainenkanzlei, das Gewächshaus, die Reitbahn, der Karlsbau (ein Gebäude für die kunst- und naturwissenschaftlichen Sammlungen des Fürsten zu Fürstenberg) und ein Gebäude für die Waffensammlung zu Donaueschingen; der Thorbau zu Heiligenberg und die Architectur an dem fürstenbergischen Denkmal „am Echo" bei Baden. Diese alle werden aber weit überragt durch den von ihm ausgeführten Bau der Gruftkirche zu Neidingen an der Stelle der abgebrannten Klostergebäude von Mariahof. „Dibold" — so urtheilt Lübke — „war keine reich oder groß angelegte Künstlernatur, die in freiem Fluge künstlerisch gestaltete, aber ein treu und gewissenhaft das ihm Obliegende durchführender Meister. Bei der Gruftkirche hat die Idealität der Aufgabe ihn weit über das Gewöhnliche erhoben und zu einer Schöpfung von monumentalem Werth und harmonischer Durchbildung begeistert. In der Gesammtbehandlung und in den Einzelformen erkennt man den Anschluß an jene classisch modificirte Behandlung der Berliner Schule, wie sie namentlich in den Kirchenbauten Stüler's und Soller's zu Tage tritt." (Vgl. Allgem. Ztg. 1873. No. 116 Beil.) W.

Johann Heinrich Dierbach,

geboren zu Heidelberg am 23. März 1788, war zuerst Pharmaceut, promovirte 1815 als Doctor der Medicin und wurde 1817 Privatdocent, 1820 außerordentlicher Professor in der medicinischen Facultät seiner Vaterstadt, in welcher Stellung er bis zu seinem am 11. Mai 1845 erfolgten Tode verblieb. Er las über allgemeine und specielle Botanik, sowie über verschiedene Zweige der angewendeten Pflanzenkunde, namentlich medicinisch-pharmaceutische Botanik und Materia medica. In den gleichen Gebieten, sowie in dem der Geschichte der Botanik trat er sowohl mit eigenen Werken als mit Uebersetzungen vielfach als Schriftsteller auf; er schrieb u. A. ein Handbuch der medicinisch-pharma-

ceutischen Botanik (1819), einen Grundriß der ökonomisch-technischen Botanik (1836—1839), eine Flora apiciana (1831) und Flora mythologica (1833) und eine Flora Heidelbergensis (1819 und 1820). E. Sprengel hat seinem Andenken die Pflanzengattung Dierbachia gewidmet. M. Seubert.

Georg Adam Dietz,

geboren zu Seckenheim den 4. März 1800, war der Sohn des Pfarrers Joh. Jakob Dietz von Neckargemünd. Von seinen Eltern zum geistlichen Stande bestimmt, wählte Dietz Heidelberg als Ort seiner Studien. Mächtig zog ihn die Philosophie Hegel's an, die an Daub einen geistvollen Vertreter hatte. Damals hatte er im Sinne der Theologie abzusagen, weil, wie er sich ausdrückte, er „für einen Pfarrer zu ehrlich" sei. Als er nun 1821 sein Examen gemacht hatte, kam er nach Käferthal als Pfarrverweser und im Jahre 1827 als Pfarrer nach Friedrichsthal. Er predigte eben im Sinne Hegel's. In der Nähe Friedrichsthals standen zwei Männer, die fest zu der Lehre der evangelischen Kirche hielten. Der eine war Käß von Mannheim, der andere der bekannte Dr. Henhöfer, der, früher katholischer Pfarrer, jetzt im Sinn der evangelischen Kirche predigte. Nach zähem Widerstande trat Dietz auf ihre Seite und predigte mit großer Kraft. Er nahm an dem Kampfe wider den in den dreißiger Jahren eingeführten Katechismus lebhaften Antheil und lieferte Aufsätze und Predigten in die von Käß redigirten „Christlichen Mittheilungen". Im Jahr 1839 kam er als Pfarrer nach Ichenheim mit der Filiale Dundenheim. Sein großer Eifer rieb die Gesundheit des sonst so kräftigen Mannes auf, so daß er schon am 4. Mai 1844 starb. Nach seinem Tode erschienen zwei Bände Predigten von ihm über die in Baden eingeführten Evangelien und Episteln, die sich durch hohen Ernst, Textgemäßheit und schöne Form auszeichnen.

K. F. Ledderhose.

Rudolf Dietz.

Zu Emmendingen den 7. Februar 1814 geboren, begann Rudolf Dietz seine Ausbildung auf der Schule seines Heimatortes, dann auf dem Lyceum zu Karlsruhe, wurde aber 1828 von schwerer Krankheit befallen, so daß er seine Studien aufgeben und nach Hause zurückkehren mußte. Nach wiedererlangter Gesundheit und bestandener Incipientenprüfung war er zunächst auf dem Büreau seines Vaters (Großherzogliche Obereinnehmerei in Emmendingen) thätig und legte 1831 das Cameralscribenten-Examen ab. Aber die Laufbahn, welche sich ihm damit eröffnete, genügte seiner energischen, nach weiterer Ausbildung strebenden Natur nicht. Auf's Neue kehrte er nach Karlsruhe zu den Lyceal-studien zurück, und 1833 zur Universität entlassen, studirte er auf den Hochschulen zu Heidelberg und München die Cameralwissenschaften. Schon nach zweijährigen Studien unterzog sich der strebsame junge Mann 1838 der Staatsprüfung, die er als der erste unter sieben Bewerbern rühmlich bestand. Als Cameralpracticant wurde er nun verwendet auf der Großherzoglichen Einnehmerei und dem Oberamt in Emmendingen, der Steuerdirection und dem Finanzministerium in Karlsruhe. Insbesondere bot sich ihm die Gelegenheit, sich als tüchtiger Arbeiter zu erweisen als Gehilfe bei den von dem damaligen Geheimen Referendair Regenauer unternommenen Arbeiten zur Finanzstatistik (später veröffentlicht in den beiden Werken: Beiträge zur Finanzstatistik Badens, 1851 und Staatshaushalt des Großherzogthums Badens, 1863), sowie in den unter der Leitung des Ministerialraths Kühlenthal ausgeführten Berechnungen zu dem badischen Anlehen vom Jahre 1840 und dem Grundplan der badischen Versorgungsanstalt. Unterbrochen wurde diese Thätigkeit durch mehrere Reisen, die

er zur Erweiterung seiner Kenntnisse nach der Schweiz, Frankreich und Oberitalien, später nach den Niederlanden und Belgien unternahm. — 1842 wurde Rudolf Dietz zum Secretair bei der Großherzoglichen Steuerdirection, im folgenden Jahre zum Assessor bei dieser Stelle ernannt. Als Mitglied dieser Behörde veranlaßte er 1846 die Gründung der Soolbäder in den Salinen Rappenau und Dürrheim (zunächst für Arbeiter und Angestellte, später bedeutend erweitert) und gab den Anstoß zu geologischen Untersuchungen, behufs Gründung einer weiteren Saline bei Wyhlen im Amt Lörrach. 1847 als Assessor in das Ministerium des Innern berufen, wurde er 1850 Ministerialrath daselbst. Seine Versetzung in diese Behörde fiel in die Zeit des allgemeinen Nothstandes, der Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre die meisten Gebiete Badens heimsuchte. Bei den Maßregeln, welche von der Regierung zur Hebung dieser Uebelstände ergriffen wurden, fand der damalige Ministerialassessor Rudolf Dietz in reichem Maße Gelegenheit, seine außerordentliche Geschäftsgewandtheit und Tüchtigkeit, verbunden mit rastlosem Eifer eben so sehr, wie sein wohlwollendes und theilnehmendes Gemüth und seine unermüdliche, stets gefällige Bereitwilligkeit zu bethätigen, Eigenschaften, welche auch seine fernere Thätigkeit im Ministerium des Innern, sowie später im Handelsministerium, in welches er bei dessen Gründung im Jahre 1860 unter Ernennung zum Geheimen Referendair, als erster Rath übertrat, in hervorragender Weise auszeichnete. Im Ministerium war ihm neben manchem Andern besonders das Respiciat über Gewerbe und Industrie, Statistik, Landwirthschaft, Maß und Gewicht und Schifffahrt übertragen. In dieser Stellung war es ihm vergönnt, auf eine Reihe von Jahren hinaus eine ausgedehnte segensreiche Thätigkeit zu entfalten. Wo immer auf diesen Gebieten ein Eingreifen des Staates förderlich werden konnte, veranlaßte ihn seine Berufspflicht ebenso wie sein eigener unermüdlicher Eifer zur thätigen Theilnahme. Von den zahlreichen neuen Einrichtungen, welche entweder auf seine Veranlassung oder wenigstens unter seiner Betheiligung ins Leben traten, mögen nur die bedeutendsten hier genannt werden. Zunächst die Gründung der Centralstelle für Landwirthschaft und der Großherzoglichen Gartenbauschule zu Karlsruhe, im Jahr 1852; die Gründung und anfängliche Leitung des statistischen Büreaus 1852, und die Errichtung der agriculturchemischen Versuchsstation in Karlsruhe, 1859; die Veranlassung zur geologischen Aufnahme des Landes, 1857; die Einführung der neuen Maß- und Gewichtsordnung, 1855 und 1869; die Constituirung und Leitung des Oberrheinamtes, 1870; die Revision der Rheinschifffahrt und die Befreiung der Rheinschifffahrt von Abgaben, 1870, endlich die Anbahnung der Verträge mit den Rheinuferstaaten zum Schutze der Fischerei, seit 1869. Weitaus der bedeutendste Theil seiner Thätigkeit war indeß der Hebung der Gewerbe und der Industrie seines Heimatlandes gewidmet. Wie er schon als Cameralpractikant Vorstandsmitglied des Karlsruher Gewerbevereins gewesen war und durch Lösung einer Preisaufgabe über die beste Methode der Erkennung von Baumwollfäden in Leinengeweben (s. Beiträge zur K. Ztg. No. 179 vom Jahr 1840) gezeigt hatte, wie sehr Neigung und Begabung ihn gerade zur Förderung der gewerblichen Thätigkeit hinzogen, so war auch später unter der vielfachen Thätigkeit seines Berufes sein hervorragendes Interesse stets der industriellen Thätigkeit des Landes zugewandt, und ihre Entwickelung suchte er nach Kräften ebenso durch seine amtliche Wirksamkeit, als durch persönliche Anregung und stets bereiten Rath und Beistand zu fördern. Er veranlaßte 1849 die Gründung der Uhrmacherschule in Furtwangen (1863 gegen den Wunsch der betheiligten Landeskreise von Minister v. Roggenbach aufgehoben), 1851 der Schulen für Strohflechterei im Schwarzwalde und in einigen Districten des Oden-

waldes, 1857 des Gewerbeschulraths, dessen Leitung er auch bis zu dessen 1863 erfolgter Auflösung führte, 1864 die Einrichtung der Landesgewerbehalle in Karlsruhe mit ihrer Filiale in Furtwangen, 1869 die Gründung von Musikschulen auf dem Schwarzwalde, um die dort blühende Fabrikation von mechanischen Musikwerken zu größerer Vollendung zu bringen. Mit demselben Erfolge wirkte Dietz für die badische Industrie auf den großen Ausstellungen zu London 1851 und 1862, zu München 1854, Paris 1855 und 1867, Metz 1861, Amsterdam 1869, wohin er von der badischen Regierung als Commissair geschickt wurde. In gleicher Weise vertrat er die Großherzoglich Badische Regierung als Bevollmächtigter bei dem statistischen Congreß in Wien 1857, bei der landwirthschaftlichen Ausstellung in Hamburg 1863, bei den Verhandlungen der deutschen Bundesstaaten über Einführung gleicher Maße und Gewichte in Frankfurt 1865. Außerdem war er seit 1861 ständiger Bevollmächtigter Badens bei der Rheinschifffahrtcommission. — Der zweiten Kammer, in welcher Dietz zufolge seiner Stellung im Ministerium vielfach die Regierung als Commissair zu vertreten hatte, gehörte er als Abgeordneter der Stadt Karlsruhe von 1859—1867 an und nahm als solcher Theil an der denkwürdigen Abstimmung vom 2. März 1860, wie an den wichtigen Arbeiten jener Periode, als eifriger Anhänger der freisinnigen und nationalen Richtung. Eine im Jahr 1867 beabsichtigte Wiederwahl lehnte er ab. — Bedeutender, als in die politischen Ereignisse, hat Dietz in die Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse eingegriffen. Für sich selbst von tiefernster Frömmigkeit, war er in den Fragen der Kirchenverfassung der liberalen Richtung zugethan. In diesem Sinne wirkte er als langjähriges Mitglied des Karlsruher Kirchengemeinderaths, ebenso als Abgeordneter der Diöcesen Emmendingen-Hornberg-Mahlberg-Lahr zur Generalsynode von 1861 und als Mitglied des Synodalausschusses von 1861—1867. Die wichtigsten für das kirchliche Leben der letzten Jahre grundlegenden Einrichtungen der evangelischen Landeskirche sind unter seiner Betheiligung zu Stande gekommen. — Die außerordentliche Arbeitskraft, die Dietz auszeichnete, gestattete ihm, auch neben den zahlreichen Anforderungen, die sein Beruf und seine Bürgerpflicht an ihn stellten, jeder gemeinnützigen Unternehmung stets ein reges Interesse und in vielen Fällen die aufopferndste, förderndste Theilnahme zu widmen. Die Maschinenbaugesellschaft in Karlsruhe sah ihn seit ihrer Gründung 1852 unter den Mitgliedern ihres Verwaltungsrathes, die Allgemeine Versorgungsanstalt im Großherzogthum Baden seit 1860 in ihrem leitenden Ausschusse. — Einen ganz bedeutenden Theil seiner Mußestunden widmete Dietz dem badischen Frauenverein, zu dessen Beirath ihn das huldvolle Vertrauen der hohen Protectorin desselben, der Großherzogin Luise von Baden, berufen hatte. Von 1859 bis 1867 stand Dietz dem so segensreich wirkenden Vereine mit unermüdlichem Eifer zur Seite; die vielen wohlthätigen Unternehmungen dieses Vereins, wie z. B. die Ausbildung von Krankenwärterinnen, die Gründung des Luisenhauses, der Vereinsklinik in Karlsruhe u. A. sind unter seiner thätigen Beihülfe ins Leben getreten. Insbesondere gab der Krieg des Jahres 1866 ihm Gelegenheit, seinen aufopfernden menschenfreundlichen Sinn zu bethätigen. — Neben dieser ausgedehnten Wirksamkeit im praktischen Leben entfaltete Dietz eine nicht unbedeutende literarische Thätigkeit. Außer vielen amtlichen Entwürfen und Erlassen, deren Bearbeitung ihm übertragen wurde, sowie zahlreichen Rechenschaftsberichten, die er in seinen verschiedenen Stellungen abzufassen hatte, sind hier besonders zu erwähnen die vom Ministerium des Innern (später Handelsministerium) herausgegebenen Beiträge zur Statistik der innern Verwaltung des Großherzogthums Badens, deren Herausgabe Rudolf Dietz begründete und

von 1855 bis 1863 leitete. Von seinen sonstigen Schriften mögen hier genannt werden: Bericht über die Gewerbeausstellung für das Großherzogthum Baden, im September 1846 (1847), Commissionsbericht über die Schwarzwälder Industrieausstellung zu Villingen 1858, erstattet von Rudolf Dietz, H. Lang und J. Frick (1858). Die Gewerbe im Großherzogthum Baden, ihre Statistik, ihre Pflege, ihre Erzeugnisse, im Auftrag des Großherzoglichen Handelsministeriums bearbeitet (1863). Die Beförderung der Pferdezucht im Großherzogthum Baden (1862). Die Betheiligung des Großherzogthums Baden an der Universalausstellung zu Paris im Jahre 1867. Die Pferdezucht im Großherzogthum Baden, für die Berathungen des Landesculturrathes bearbeitet (1869). — Eine so ausgedehnte unermüdliche Thätigkeit blieb nicht ohne vielfache Anerkennung. Wie jeder Einzelne, der mit dem erfahrenen wohlwollenden und stets gefälligen Mann in Berührung kam, seine Tüchtigkeit achten lernte, sein Gemüth lieb gewann und so im weiten Kreis von Bekannten und Freunden ihm sein ganzes Leben hindurch treue Anhänglichkeit bewahrte, so ehrte der Großherzog den verdienten Beamten durch Ordensverleihungen und Ernennung zum Geheimen Rathe. Auch andere Staaten verliehen ihm ihre Orden, die Universität Freiburg ernannte ihn 1857 zum Ehrendoctor, zahlreiche gelehrte Gesellschaften wählten ihn zum Mitglied. Leider sollte ein so reiches inhaltvolles Leben ein früheres Ende finden, als die unermüdliche Arbeitskraft vermuthen ließ. – Am 3. Oktober 1870 endete zu Mundingen im badischen Oberland, wo Dietz, auf einer kurzen Erholungsreise begriffen, Verwandte besuchte, ein Schlaganfall sein Leben, das noch viel segensreiches Wirken seinem Vaterland zu versprechen schien, allzufrüh für seine Familie, in deren Mitte er ein reines, ungetrübtes häusliches Glück genossen hatte. (Nach eigenen Aufzeichnungen bearbeitet.) C. Bissinger.

Teodor Dietz.

Zu Neunstetten im damaligen badischen Amte Krautheim den 29. Mai 1813 geboren, erhielt Dietz nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters, der Pfarrer war, seinen ersten Unterricht in den Schulanstalten zu Karlsruhe. Zum Ingenieur bestimmt, besuchte er später das dortige Polytechnikum, aber bald drängte ihn seine vorwiegende Neigung zur Malerei zu diesem Berufe, dem er sich in der Folge ganz widmete. Seinen ersten Unterricht als Maler erhielt er bei den beiden Brüdern Kunz in Karlsruhe; im Jahre 1831 begab er sich nach München, wo er sich bald durch seinen Antheil an den Wandgemälden des Servicezimmers im neuen Königsbau hervorthat. Eine gewisse Neigung für den Militairstand bestimmte seine künstlerische Richtung, und führte ihn vorzüglich zu Stoffen aus dem Kriegs- und Soldatenleben. In München entstanden die in lithographischen Nachbildungen bekannten Bilder: „Tod Max Piccolomini's (1835), dann „Pappenheims Tod“ und „Gustav Adolf auf dem Schlachtfelde von Lützen“. Im Auftrage des Großherzogs Leopold von Baden malte er (1837) „des Markgrafen Ludwig Sieg über die Türken“, an welches Gemälde sich eine Reihe von Bildern aus der engeren vaterländischen Geschichte neueren Datums anreihte, deren bedeutendste jetzt der Karlsruher Galerie angehören. Im Jahre 1837 ging Dietz zum Zwecke technischer Studien nach Paris, wo er sich mit Paul Martin, den Brüdern Winterhalter und vorzüglich auch mit Horace Vernet befreundete. Es war zu der Zeit, als die größten Aufträge Louis Philipp's für die Versailler Galerie in Ausführung begriffen waren. Sein Aufenthalt war nicht von langer Dauer, gleichwohl aber der Ausbildung des Malers sehr förderlich; eines seiner Werke wurde denn auch nach dem Pariser Salon von 1839 mit der goldenen Medaille prä-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

miirt. In seine Heimath zurückgekehrt, verehelichte sich Dietz. Nachdem er kurz zuvor von seinem Fürsten zum Hofmaler ernannt worden war, nahm er seinen dauernden Wohnsitz in München, wo er, thätig in seinem Beruf, in regem Verkehr mit den Künstlern und Männern der Wissenschaft lebte, welche König Ludwig um sich gesammelt hatte, und unter denen er Kaulbach, Schwind, Foltz, Teichlein u. A. zu seinen näheren Freunden zählte. In diese Zeit fällt eine Reihe von Gemälden, die er für die Karlsruher Gallerie ausgeführt hat: „die badische Reiterei im Gefecht an der Beresina", „der Antheil des badischen Leibgrenadierregiments an der Erstürmung des Montmartre", später die „400 Pforzheimer in der Schlacht bei Wimpfen", sodann ferner ein im Besitze des Karlsruher Kunstvereins befindliches großes Gemälde „vor Leipzigs Thoren" (1846), von welchem er noch in den letzten Jahren eine Wiederholurg in kleinem Maßstabe ausführte. Das Jahr 1848 führte ihn mit dem deutschen Heer nach Schleswig, wo er erstmals aus eigener Anschauung den blutigen Kampf der Menschen sehen konnte, den er schon so oft geschildert hatte. Das für den Herzog von Coburg ausgeführte große Bild „der Strandkampf von Eckernförde" und eine Albumsammlung von Kriegs- und Lagerscenen (1850 herausgegeben) waren Resultate seiner Studien. Den ereignißreichen Jahren 1848 und 1849 folgte die Zeit der Reaction, welche ihren Einfluß auch auf die künstlerische Richtung Dietz's äußerte und ihn den vaterländischen Stoffen entfremdete. Er malte die 1853 im Pariser Salon ausgestellte „nächtliche Heerschau" nach dem Gedichte von Zedlitz. Das Bild, das von einer zauberischen Wirkung sein soll, wurde von Napoleon III. gekauft. Dem Künstler brachte diese Schöpfung viel Verdrießlichkeiten. Es wäre indessen ein großes Unrecht, wollte man Dietz, der Wahl dieses einen Stoffes wegen, des Mangels an patriotischem Gefühle beschuldigen. Sein Bestreben war zuvor und auch in der Folge stets gewesen, durch Schilderung der großen Thaten unseres Volkes den vaterländischen Sinn zu wecken. Hat er doch selbst in Schleswig für die deutsche Sache mitgekämpft und schließlich im Dienste seines Vaterlandes, bei seinen hülfreichen Bemühungen um die Pflege verwundeter und kranker Krieger, seinen Tod gefunden. Im Jahre 1856 vollendete er, gleichsam als Sühne für seine vorausgegangene Verherrlichurg französischer Größe, das große, figurenreiche Gemälde: „Die Zerstörung von Heidelberg unter Melac" für die Karlsruher Galerie. Nicht blos des Umfanges und der malerischen Ausführung wegen zählt diese Schöpfung zu den bedeutendsten des Künstlers, sondern auch der Tendenz wegen, welche in dem Bilde Ausdruck gefunden hat, indem der Künstler die Wiedervergeltung vorahnen läßt, welche Deutschland an seinem Vergewaltiger einst nehmen würde. Dem Gemälde folgte im Jahre 1857 ein ebenfalls für die Karlsruher Galerie bestimmtes großes Bild „Eleonore von Schweden am Sarge Gustav Adolf's". Im Jahre 1862 kehrte Dietz, einem Rufe des Großherzogs Friedrich folgend, in seine Heimath zurück, wo ihm die junge Kunstakademie zu Karlsruhe einen neuen Wirkungskreis als Professor der Historienmalerei versprach. Dietz's Thätigkeit an der Akademie in praktisch-künstlerischer Hinsicht war nicht von Bedeutung, obgleich eine hervorragende Seite seines Wesens ihn vielleicht vorzüglich hierzu befähigt haben würde. Er besaß nämlich eine seltene Gabe der Darstellung und eine fließende, selbst elegante Sprache. Indessen die Richtung, die er hinsichtlich der Wahl seiner Stoffe verfolgte und seine Malweise, welche den gesteigerten Anforderungen unserer Zeit an die Technik nicht zu genügen schien, machte ihn zum Lehrer vor der Staffelei weniger geeignet. Dagegen unterzog er sich gerne der an ihn ergangenen Aufforderung, durch allgemeine ästhetische und künstlerische Vorlesungen auf die Ausbildung der Eleven der Akademie, sowie auf Förderung

des Kunstlebens in Karlsruhe hinzuwirken. Nicht weniger war er durch Rede und Schrift für die materiellen Interessen seiner Berufsgenossen thätig; vorzugsweise strebte er aber die endliche Feststellung richtiger Begriffe über Wesen und Schutz der künstlerischen Urheberrechte durch die Gesetzgebung, in Aufsätzen und genossenschaftlichen Eingaben an. — Als vieljähriger Präsident der deutschen Kunstgenossenschaft übte er einen erfolgreichen Einfluß auf deren Einrichtung und Ziele. Mit einem vielseitigen Wissen ausgerüstet, im Vortrage gewandt, von feinen Umgangsformen und sicherem Takte leitete er zumeist als Vorsitzender die Versammlungen und Feste der Genossenschaft. Das seltene Geschick, das er hierbei bekundete, mag vielleicht die nächste Veranlassung gegeben haben, wenn, wie versichert wurde, bei Besetzung des Directoriums der Düsseldorfer Akademie an Dietz gedacht worden sein sollte. Daß mit dem 50jährigen Jubiläum der Münchener Akademie gleichzeitig die erste große historische Kunstausstellung so mächtig ins Leben trat, war vielfach Dietz zu verdanken, der in Gemeinschaft mit seinem Freunde Teichlein die erfolgreichste Thätigkeit entwickelte und insbesondere durch sein persönliches Auftreten in Berlin die Verabfolgung der für die Ausstellung in Aussicht genommenen Werke aus den dortigen Staatsanstalten vermittelte und dadurch der Ausstellung erst den Charakter einer allgemeinen deutschen Ausstellung sicherte, gegenüber den particularen Tendenzen, die sich zu gleicher Zeit geltend gemacht hatten. — In den letzten Jahren trug sich Dietz viel mit der Frage der Beziehungen der Kunst zum Gewerbe. In mehreren gediegenen Aufsätzen in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" hatte er diese dringende Angelegenheit unserer Zeit besprochen und später speciell für die Verhältnisse seines engeren Vaterlandes in einer kleinen Broschüre, die auch der Ständekammer unterbreitet wurde, Vorschläge über eine zeitgemäße Umgestaltung der Karlsruher Kunstakademie in eine „Hochschule der Industrie" entworfen. Er fand heftigen Widerspruch von einer Partei, welche das Kunstgewerbe ausschließlich für die polytechnische Anstalt vindicirte, und zum Theil nicht ganz partei- und leidenschaftslose Angriffe in öffentlichen Blättern verbitterten ihm die wohlgemeinten Bestrebungen. — Zu der eigenen Kunstausübung Dietz's zurückkehrend, sehen wir, wie auch in den Schöpfungen seiner späteren Jahre die Schilderungen der Kriegsthaten und des Kriegslebens sein Lieblingsgebiet geblieben sind, wobei ihn stets ein gewisser Zug seines Naturells nach dem Romantischen begleitet. Noch von Karlsruhe aus wurden in stereochromischer Malweise auf Goldgrund für das Nationalmuseum in München „Kronprinz Ludwig von Baiern in der Schlacht von Arcis" und „Bairische Reiter in der Schlacht von Brienne" ausgeführt, sowie ein Giebelgemälde am Athenäum „Angriff der Baiern auf die Türken zum Entsatze von Wien". An Gemälden in großem historischen Stil entstanden nur noch „Blüchers Uebergang über den Rhein bei Caub" und in den letzten Jahren „Blücher nach der Schlacht von La Rothière auf dem Marsche nach Paris". Zur großen Ausstellung zu Paris im Jahr 1867, bei der Dietz die Interessen der badischen Künstlerschaft persönlich zu vertreten hatte, sandte er ein interessantes großes Genrestück „Flucht einer amerikanischen Familie über den Susquehanna". Als eine Reminiscenz des Krieges vom Jahr 1866 ist „eine Episode aus der Schlacht von Langensalza" anzusehen. Die mit zahlreichen Portraitköpfen ausgestattete „Parade der badischen Division" hat nur für einen engeren Kreis Interesse. Zwei humoristisch aufgefaßte Schlachtenbilder „ein Nachspiel zur Schlacht von Roßbach" und „Episode aus der Schlacht von Höchstädt", gehören zu seinen letzten Kunstschöpfungen; ein frischer und kecker Zug, der in beiden Bildern hervortritt, verlieh diesen Versuchen auf einem dem Künstler sonst fremden Gebiete besondere Anziehungs-

kraft. Einen ganz eigenthümlichen Gegenstand behandelte sein letztes Werk, das indessen nur bis zur ersten Anlage gediehen ist „Pfahlbautenbewohner der Urzeit zu Schiffe im Kampfe mit Bären". — Wie Dietz sich einst als Mitkämpfer dem deutschen Heere in Schleswig anschloß, trieb ihn, obgleich schon vorgerückten Alters, sein patriotisches Gefühl zu einer werkthätigen Theilnahme an dem letzten großen Kampfe mit Frankreich. Als Abgeordneter des Karlsruher Hülfsvereins war Dietz den deutschen Truppen nach Frankreich gefolgt, als unweit Gray am 18. Dezember 1870 ein Hirnschlag seinem vielbewegten Leben ein plötzliches Ende bereitete. — Dietz besaß eine reiche Erfindungsgabe; eine seltene Leichtigkeit der Reflexion und eine frische Lebendigkeit spricht aus allen seinen Schöpfungen; was ihn aber vor Allem ehrt, ist die edle, hohe und patriotische Tendenz seiner Werke und das aufrichtige Bestreben, den geistigen Gehalt, den Gedanken aus der Umhüllung des Ereignisses hervortreten zu lassen. Dietz gehörte nicht zu den Coloristen, wie wir sie heutzutage bewundern; wenn er auch einmal mit greller und effectvoller Vertheilung der Licht- und Schattenmassen und mit frappanten Farbencontrasten zu wirken suchte, im Grunde glaubte er, wie er dieß selbst öfter aussprach, der Erfindung, dem inneren geistigen Kern der Sache das größte Gewicht beimessen zu müssen und vermeinte, die Kunstgriffe der Technik entbehren zu können. In diesem Sinne sind seine Werke gegenüber den Leistungen und Richtungen der zeitgenössischen Kunst zu beurtheilen. Der Idealismus, der von unserem Jahrhundert immer mehr aufgegeben wird, hatte ihn mächtig beseelt. Leider ließ ihn seine vorwiegende Neigung zum Hochpathetischen zuweilen in's Theatralische verfallen und wo er an die herbe, wahre Tragik heranzutreten hatte, griff er wohl einmal zum Auffallenden, zum Uebertriebenen. Wenn dieß auch den Eindruck mancher seiner Werke beeinträchtigt, seine stets klare, lichtvolle Compositionsweise, die frische Lebendigkeit der Darstellung, die glückliche, nach dem Herzen des Volkes getroffene Wahl seiner Stoffe sichern ihm einen ehrenvollen Platz unter den Künstlern einer, wenn auch vergangenen, Periode. Unter den Kunstgenossen war sein Ruf nicht weniger fest begründet, die Münchener Akademie, die belgische Kunstgenossenschaft und viele andere Vereine hatten ihn zu ihrem Mitgliede ernannt und hohe fürstliche Gönner der Kunst haben ihm zahlreiche Auszeichnungen verliehen. K. Schill.

Theophor Wilhelm Dittenberger

war den 30. April 1807 in Theningen, Amts Emmendingen, geboren. Sein Vater: Theophor Friedrich Dittenberger, war daselbst Pfarrer und ist auch in weiteren Kreisen durch das geographische Handbuch, das er schrieb, bekannt geworden. Der Neugeborne sollte das Landleben nicht kennen lernen, indem sein Vater 1807 als Stadtpfarrer an die Providenzkirche in Heidelberg berufen wurde, wo er 1842 starb. Der Sohn, seitdem herangewachsen, war die Stütze und Freude seiner Eltern. Nachdem er seine erste Bildung auf der Bürgerschule und dem Gymnasium erhalten hatte, wurde er am 7. April 1827 auf die Universität entlassen. Vom Geiste des väterlichen Hauses und von innerer Neigung getrieben, hat er die Theologie zu seinem Lebensberuf erwählt. Ehe er jedoch zu den eigentlichen Fachstudien überging, hat er sich dazu durch den Besuch der philologischen Vorlesungen von Creuzer und der historischen von Schlosser vorbereitet. Die theologische Fakultät war damals sehr gut besetzt. Es waren die verschiedenen theologischen Richtungen vertreten: die rationalistische durch Paulus, die vermittelnde durch Umbreit, Ullmann und Schwarz und die speculative durch Daub. Von Letzterem fühlte sich Dittenberger vor allen Anderen angezogen. Daub, mit Marheineke und Rosenkranz, der Begründer

der speculativen Theologie, hat bestimmend auf seine theologische Richtung eingewirkt. In Halle, wohin er 1829 ging, hat er unter Gesenius, Wegscheider, Thilo, Ullmann, Tholuck und Rosenkranz seine theologische Ausbildung fortgesetzt. 1831 meldete er sich noch von Halle aus um Zulassung zur theologischen Prüfung in Karlsruhe. Er hat diese gut bestanden und wurde am 13. Juli 1831 unter die badischen Pfarrcandidaten aufgenommen. Er wurde hierauf bei seinem Vater Vicar, promovirte 1832 als Licentiat der Theologie und habilitirte sich an der Universität. Um sich für seinen Beruf weiter auszubilden, unternahm er eine Reise, auf welcher er fast alle deutschen Universitäten und zugleich die Anstalten für die practische Ausbildung evangelischer Geistlichen in Deutschland und Dänemark besuchte. Eine Frucht dieser Reise ist das Werk über „Predigerseminarien" (1835), welches auf die Gründung eines solchen Seminars in Heidelberg (am 18. Mai 1838 eröffnet) wesentlichen Einfluß ausübte. In dem oben genannten Jahre wurde er zum außerordentlichen Professor der Theologie, Universitätsprediger und Pfarrer an der „Heiligen-Geist-Kirche" ernannt. Er entfaltete von nun an eine anstrengende Thätigkeit. Als akademischer Lehrer las er an der Universität über theologische Encyclopädie, Einleitung in das Neue Testament, Kirchen- und Dogmengeschichte, Symbolik, Pädagogik und andere der practischen Disciplinen, am Predigerseminar über badisches Kirchenrecht, Volksschulwesen und Pastoraltheologie. Im Seminar hat er auch neben Rothe's hervorragender, originaler Erscheinung, durch seine Freundlichkeit, große practische Begabung und kirchliche Erfahrung seine Stellung behauptet und sich die Liebe aller Seminaristen für immer errungen. Ein Freund freier, geistiger Entwicklung, ist er der theologischen Ueberzeugung eines Jeden gerecht geworden; er war unduldsam nur gegen die Unduldsamkeit. Als Prediger hat Dittenberger durch die religiöse Weihe, Tiefe und Wärme, mit der er sprach, immer die Gemeinde um sich versammelt. Den Zugang zu ihrem Herzen hat er aber hauptsächlich durch seine Treue, seelsorgerliche Thätigkeit, seine pastorale Klugheit und Gewandtheit gewonnen. Mit dieser practischen Thätigkeit hat er die schriftstellerische verbunden. 1836 erschien sein „Conspectus in theologiam homileticam"; in Gemeinschaft mit Marheineke hat er Daub's theologische und philosophische Werke (8 Bände, 1838—1843) herausgegeben. 1844 hat er „die Universität Heidelberg im Jahre 1804, ein Beitrag zu ihrer Geschichte" und 1847 „Ueber die Ausschließung des Dr. Rupp aus dem Gustav-Adolf-Verein" geschrieben. Außerdem hat er viele einzelne Reden und Predigten veröffentlicht und mit Zittel und Süskind die „Zeitschrift für deutsch-protestantische Kirchenverfassung" herausgegeben. Bei der von ihm veranstalteten Feier des 300jährigen Reformationsjubiläums der Stadt Heidelberg (1846) ertheilte ihm die Facultät die theologische Doctorwürde und bald darauf wurde er zum ordentlichen Professor der practischen Theologie ernannt. — In seiner Thätigkeit als Lehrer und Prediger huldigte Dittenberger weder dem sogenannten „vulgären Rationalismus", noch auch dem Pietismus, der aus der rechten Linie der Schleiermacher'schen Schule hervorgegangen war und damals in Baden mächtig um sich griff. Vor jenem bewahrte ihn sein tief religiös angelegtes Gemüth, vor diesem sein denkender Kopf. Die Versöhnung von Glauben und Denken, Vernunft und Christenthum in den Tiefen des menschlichen Geistes, das war das Ideal, das ihm vorschwebte. Er folgte darin seinem hochverehrten Lehrer Daub. Anfangs mehr positiv, hat er sich in späteren Jahren dem philosophischen Rationalismus zugewandt. Er war indessen keine eigentlich speculative Natur; seine Hauptstärke lag vielmehr in der praktischen Theologie und kirchlichen Thätigkeit. Wenn er sich dem philosophischen Rationalismus zuwandte, so folgte er darin

dem Zuge seiner eigenen Natur, wurde aber zugleich auch durch den Geist der Zeit auf diese Bahn geführt. Mit den vierziger Jahren war, vor allen in Baden, eine Zeit voll Sturm und Drang, die Zeit der politischen und kirchlichen Opposition eingetreten. Das badische Volk war im Kampfe für politische und kirchliche Freiheit der Vorort und Vorkämpfer für die anderen deutschen Stämme. Zittel, ein Demagog im besten Sinne des Wortes, war der Führer der Freisinnigen. Zu den Kämpfern, die sich unter seiner Fahne sammelten, gehört unter vielen Anderen namentlich auch unser Dittenberger. Er schloß mit Zittel den Bund der Freundschaft. 1843 war er mit ihm auf der Generalsynode zu Karlsruhe und wurde hier einstimmig zum Secretair erwählt. Er stand, mit Zittel, immer auf Seiten der Freiheit. Er betrieb auch, 1848, dem pietistischen Oberkirchenrath gegenüber, die Berufung Zittel's nach Heidelberg mit Eifer und Erfolg. Mitten in der Polemik hat Dittenberger nie die aufbauende Thätigkeit vergessen. Im Heiligthum des Gemüths vom Geiste der Religion ergriffen, diente ihm die Polemik blos dazu, den Boden zum Aufbau des Gottesreiches zu ebenen. Er bewährte und bethätigte das z. B. durch seine eifrige Theilnahme an dem Gustav-Adolf-Verein. Er wurde 1842 als Abgeordneter zu der Generalversammlung in Frankfurt a. M., auf welcher die Statuten festgestellt wurden, gesandt; er hat in gleicher Eigenschaft allen Hauptverhandlungen angewohnt, war Mitglied des Centralvorstandes und von 1846 an Vorsitzender des badischen Landesvereines. Er hat sich um die Leitung desselben sehr verdient gemacht. Die Grundsätze, welche Dittenberger auf dem Felde der Politik vertrat, standen mit seiner theologischen und kirchlichen Richtung in vollem Einklang. Er hat im Bunde mit seinen Freunden Zittel, Gervinus, Häußer, Mittermaier, Mohl, Bangerow ꝛc. fest und furchtlos gegen Oben und Unten die Grundsätze des constitutionellen Staates vertheidigt und sich mit ihnen an der Gründung ihres Organes der „Deutschen Zeitung" betheiligt. Nach Bewältigung der badischen Revolution von 1849, in welcher sich der kranke Körper des Volkes Luft gemacht hatte, fuhr die Reaction mit vollen Segeln einher. Auf die scheinbar vergeblichen Anstrengungen der vierziger Jahre war eine große Abspannung und Entmuthigung gefolgt. Das benützte die Reaction. Die Orthodoxen und Ultramontanen riefen von allen Dächern zur Umkehr, nämlich unter die Autorität der Kirche. Der Staat hat die dargebotene Hilfe gern angenommen. Im Sommer 1851 zog eine Jesuitenmission, den Pater Roh an der Spitze, in Heidelberg ein, um hier ihre rettende That zu vollbringen. Die Katholiken protestirten dagegen, aber umsonst. Da erhob, mit Zittel, auch Dittenberger männlich und muthig das Panier des Lichtes und der Freiheit, in Wort und Schrift zugleich. Er hielt zündende Controverspredigten gegen die Jesuiten und ließ dem freien Worte die Broschüre: „die Jesuiten; Erinnerungen an ihre Wirksamkeit, besonders in der Pfalz" (1851) folgen. Wort und Schrift wurden mit einem schönen Erfolge gekrönt. Die Mission ist vorübergegangen, ohne den Frieden der Confessionen zu stören. Die Jesuiten haben in der Pfalz eine bedeutende Niederlage erlitten. — Dittenberger hatte eine sehr gute Arbeitskraft. Aber die vielseitige Thätigkeit, die er als Prediger, Seelsorger und akademischer Lehrer entfaltete, wurde endlich doch auch seinen Schultern zu schwer. Er wünschte, sich vorherrschend nur der praktischen Thätigkeit widmen zu können. Zu diesem Verlangen kam das Unerquickliche des Kampfes, den er nicht blos gegen den Ultramontanismus, sondern auch gegen die hochkirchliche Richtung in Karlsruhe zu kämpfen hatte. Darum hat er den Ruf nach Weimar, der Nachfolger Röhr's († 1848) zu werden, gern angenommen. Am 22. Juni 1822 wurde er aus dem badischen Staats- und Kirchendienst, in dem er 21 Jahre hindurch

und zwar an einem und demselben Ort gestanden hatte, entlassen. Fast ebenso lange, nämlich 20 Jahre, sollte er jetzt an dem neuen Bestimmungsorte, als Oberhofprediger, städtischer Oberpfarrer, Schulephorus und großherzoglich sächsischer Kirchenrath wirken. Es war ein Wirken im Segen. Die Gemeinde war ihm bald in ungetheilter Liebe und mit vollem Vertrauen zugethan. Als Mitglied des großherzoglichen Kirchenraths hat er die freie Kirchenpolitik, für die er in Baden stritt, auch hier mit aller Entschiedenheit vertreten. 1853 hat er eine Generalvisitations- und Promotionsordnung entworfen. An der Gründung der Realschule (1856) hat er mit großem Eifer theilgenommen. 1868 hat er sich um das Zustandekommen des vom großherzoglichen Staatsrath Dr. Stichling († 1871) verfaßten Entwurfs einer Synodalverfassung verdient gemacht. Die letzten 20 Jahre seines Lebens sind eng mit der Geschichte des großherzoglichen Hauses und der Stadt Weimar verflochten. Aber er beschränkte seine Wirksamkeit nicht auf die Grenzen der Landeskirche; er bethätigte sein Interesse für die freie Entwickelung des kirchlichen und theologischen Lebens außerhalb Weimars durch seine Mitwirkung bei der Gründung der „Protestantischen Kirchenzeitung für das evangelische Deutschland", welche in Berlin unter der Redaction des geisteskräftigen, charakterfesten, kampfgerüsteten Licentiaten der Theologie Krause erschien und seitdem mit seltener Kraft für die unbedingte Freiheit der theologischen Wissenschaft und die Selbständigkeit der protestantischen Kirche in die Schranken tritt. Wir treten aus dem Kreise des öffentlichen Lebens, in welchem der Vollendete stand, in den Kreis seines häuslichen Lebens. Es fällt hier ein neues, schönes Licht auf sein Bild. Er hat des Lebens Leid und Freud reichlich kennen gelernt. 1861 traf ihn, als er eben in der Hofkirche zu Weimar dem thüringischen Kirchentag präsidirte, plötzlich ein Schlaganfall, wodurch seine Sehkraft sehr getrübt wurde. Er trug diese schwere Heimsuchung als Mann und Christ, und hat, wie sehr es ihn anstrengte, doch die Amtsgeschäfte fortgeführt. Als geübter und gewandter Kanzelredner konnte er predigen, ohne die Predigten zu schreiben. Selbst die Generalvisitationen hat er noch fortgesetzt, nur daß er seit 1864 einen Begleiter mitnahm. 1869 hat er auch dem in Salzungen abgehaltenen Kirchentag noch präsidirt. In der Verbindung mit der ältesten Tochter Daub's, einem edlen weiblichen Wesen, mit der er sich 1838 vermählt hatte, ist ihm das Glück des ehelichen Lebens in reichem Maße zu Theil geworden; es war durch einen Kranz von 5 trefflichen Kindern geschmückt. Er hat 3 derselben selbst ehelich eingesegnet und auch noch die Freude gehabt, einen Enkel taufen zu können. Aber dieses Glück war, wie überall, dem Loos des Wechsels unterworfen. Am 15. Juli 1870 starb die treue Gefährtin und Genossin seines Lebens; dieser Verlust hat ihn tief erschüttert. Zu diesem Schmerz gesellte sich die Sorge um einen Sohn, bei dem ein schweres Nervenleiden in rascher Entwickelung schöne Hoffnungen zerstörte. Die Vermählung seiner Tochter mit einem trefflichen Manne war dem Vater die letzte häusliche und doch wieder gar gemischte Freude, da er in ihr die Stütze seines Alters verlor. Ein heller Lichtstrahl in diesem mannigfachen Dunkel war die Freude, die Idee, für die er sein Leben hindurch gekämpft hatte, da und dort verwirklicht, namentlich die, seit den Tagen der Jugend ersehnte, Einheit Deutschlands errungen zu sehen. Er hat diese Auferstehung Deuschlands mit dankbarem Herzen in den Betstunden gefeiert, die er im Juli 1870 eingerichtet und mit dem Spruche eröffnet hatte: „Rufe mich an in der Noth, so will ich dich erretten und du sollst mich preisen". Am 9. März 1871 hat er sie mit dem Psalm 103: „Lobe dem Herrn meine Seele" ꝛc. geschlossen. Diese Predigt war seine letzte. Sie enthält die Grundstimmung, mit der er auf sein Leben zurückblickte —

Neuer Verlag der G. Braun'schen Hofbuchhandlung

in Karlsruhe.

Beck, Dr. Jos. Das badische Land oder Badische Heimathskunde. 1 Mk.

— Wessenberg und die kirchliche Reform. Ein Lebensbild Wessenberg's. Preis 50 Pf.

— J. H. v. Wessenberg, sein Leben und Wirken. Preis 2 Mk.

Dieh, Dr. R. Die Gewerbe im Großherzogthum Baden, ihre Statistik, Pflege, Erzeugnisse ꝛc. Preis geb. 8 Mk.

Döll, Chr. Die Flora von Baden. 3 Bde. cplt. 14 Mk. 40 Pf.

Gmelin, Dr. Mor. Zur Geschichte der Spitäler in Pforzheim. Preis 1 Mk.

— Die badische Literatur aus den Jahren 1869–73. 2 Hefte. 1 Mk.

Hebel's biblische Geschichten. Herausgegeben von Längin. geb 1 Mk. 20 Pf.

Holländer, Dr. A. Die Kriege der Alemanen mit den Römern im 3. Jahrhundert nach Christus. Preis 1 Mk.

Mühlhäusser, Dr. K. Die Volksschule in der ehemaligen Markgrafschaft Baden-Durlach. 1 Mk. 20 Pf.

Oncken, W. Die Zerstörung der Stadt Worms durch die Franzosen 1689. 1 Mk.

Das Reißbuch 1504. Vorbereitungen der Kurpfalz zum bayrischen Erbfolgekrieg. Aus der im großh. General-Landes-Archiv zu Karlsruhe befindlichen Handschrift herausgegeben von Friedrich von Weech. 2 Mk.

Roth v. Schreckenstein, Dr. K. H. Frhr. Die Insel Mainau. Geschichte einer Deutsch-Ordens-Commende vom XIII bis XIV. Jahrhundert. Preis 12 Mk.

Verhandlungen in der badischen II. Ständekammer über die Rechtsverhältnisse der Altkatholiken. 1 Mk 50 Pf.

Vetter, Joh. Ueber das römische Ansiedelungs- und Befestigungswesen. Mit 2 lithogr. Tafeln. 4 Mk. 20 Pf.

— Die Schifffahrt, Flößerei und Fischerei auf dem Oberrhein. 3 Mk. 20 Pf.

— Das Heidenwuhr bei Säckingen. Eine röm. Wasserleitung. 40 Pf.

Studien der evangelisch-protestantischen Geistlichen des Großherzogthums Baden. In deren Auftrag und in Gemeinschaft mit Fr. Bechtel, Decan in Durlach, K. W. Doll, Oberhofprediger und F. W. Schmidt, Militäroberpfarrer in Karlsruhe, redigirt von Emil Zittel, Decan in Karlsruhe.

Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins. Herausgegeben vom General-Landes-Archiv zu Karlsruhe. Jährlich erscheint 1 Band in 4 Heften. Preis 5 Mk.

Deutsche Warte.

Umschau

über das Leben und Schaffen der Gegenwart

Redaction:

Dr. Bruno Meyer.

Monatlich erscheinen zwei Hefte von vier Druckbogen zum Preise von 7 Mark 20 Pf. per Band von zwölf Heften.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Im Verlage von **Ernst Mohr in Heidelberg** ist erschienen:

Archiv für die Geschichte der Stadt Heidelberg herausgegeben von H. Wirth. I. Bd. 1—4. Heft. II. Bd. 1—4. Heft. III. Bd. 1. u. 2. Heft. M. 10. — Pf.

Die Hefte werden auch einzeln à 1 Mark abgegeben.

Nebenius, C., Geschichte der Pfalz. M. 2. 40 Pf.

Zachariae v. Lingenthal, Dr. C. S., *Handbuch des französischen Civilrechts.* 6. Aufl. Herausgegeben von Dr. E. S. Puchelt, Reichsoberhandelsgerichtsrath. 1—4. Halbband. M. 13. — Pf.

Das Werk erscheint in 8 Halbbänden noch in diesem Jahre vollständig.

In der **Fr. Wagner'schen Buchhandlung in Freiburg** ist erschienen:

Rosmann, P. und **Ens, Geschichte der Stadt Breisach.** Mit einem Vorwort von Dr. Weiß. Nebst 2 Stahlstichen und 2 Lithographien. Preis M. 3. 50 Pf.

Trück, Dr. Karl, Geschichte der Stadt Freiburg im Breisgau für Schule und Haus bearbeitet. Preis 60 Pf.

von Weech, Friedr., Baden unter den Großherzogen Carl Friedrich, Carl, Ludwig, 1738—1830. Acht öffentliche Vorträge. Preis M. 1. 40 Pf.

R. Bader & Co., Antiquariat, Freiburg i. Br.

(Rud. Bader — Eugen Stoll.)

Preisermässigung.

Arx, Jld. v., Geschichte der Herrschaft Ebringen i. J. 1792, aus alten Urkunden gezogen, hrsg. v. J. Booz. Freiburg 1860. 8°. (M. 1. 20.) 60 Pf.

(Kreuter, Frz.,) Geschichte der k. k. vorderösterr. Staaten. Aus Urkunden, gleichzeit. Geschichtschreibern und andern Quellen gezogen. 2 Bände. (Die geogr. Karten fehlen.) St. Blasien 1790. 8°. cart. unbeschnitten. (M. 11. —) M. 2. 70 Pf.

Martin, E., Zur Erinnerung an Theodor v. Kern. Freiburg 1874. 50 Pf.

— — Die Zerstörung Breisachs durch die Franzosen 1793. Mit 1 Plane a. Merian, Alsatia 1644. Freiburg 1874. 8° (M. — 80 Pf.) 40 Pf.

Rauch, J., Heinrich Schreiber, o. öff. Prof. d. Geschichte zu Freiburg. Ein Lebensabriss (55 S.) 70 Pf.

Schreiber, H., Geschichte der Stadt und Universität Freiburg i. Br. 2 Bde. in 9 Abthlgn. Mit Karten und Plänen. Freiburg 1857—60. M. 20.

— — Geschichte der Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau. 3 Thle. Freiburg 1868. 8°. (M. 8. 40 Pf.) M. 3. — Pf.

Urkundenbuch der Stadt Freiburg im Breisgau. Neue Folge. A. unt. d. Titel: Der deutsche Bauernkrieg. Gleichzeit. Urkunden, hrsg. u. eingel. von H. Schreiber. Jahr 1524 u. 1525. 3 Thle. Freiburg 1863—66. 8°. (M. 9. — Pf.) M. 5. 50 Pf.

Vierordt, K. F., Badische Geschichte bis zum Ende des Mittelalters. Hrsg. von F. Mone und B. Kugler. Tübingen 1865. 8°. (M. 8. — Pf.) M. 2. 50 Pf.

Zeitschrift der Gesellschaft für Beförderung der Geschichts-, Alterthums- und Volkskunde von Freiburg, dem Breisgau und den angrenzenden Landschaften. I—III. Band. Freiburg 1867—74. 8° (M. 21. 60 Pf.) M. 12. — Pf.

Im Laufe dieses Sommers erscheint Heft 1. des IV. Bandes und ist dasselbe ebenfalls durch uns zu beziehen.

Grosses Lager von älteren und neueren Werken zur Geschichte Badens, seiner Städte, Burgen, Adelsgeschlechter etc., zur Geschichte des Ober- und Mittelrheins etc.

zu sehr billigen antiquarischen Preisen.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt.

Inhalt der ersten Lieferung.

	Seite
J. F. Abegg	1
L. Ahorn	2
Ph. Allmang	3
H. Amann	4
K. K. Fr. Reichsfreiherr v. Andlaw-Birsek	5
H. Freiherr v. Andlaw-Birsek	7
Fr. Arnold	8
K. Ph. Fr. Arnsperger	10
D. Artaria	11
G. A. Aschbach	12
J. J. Astor	13
J. Freiherr v. Aufsenberg	14
L. Freiherr v. Babo	15
Großherzogliches Haus Baden.	
Karl Friedrich, Großherzog	16
Karl Ludwig, Markgraf	18
Amalie Friederike, Markgräfin	18
Karl Ludwig Friedrich, Großherzog	19
Stephanie Luise Adrienne, Großherzogin	20
Friedrich, Markgraf	21
Christiane Luise, Markgräfin	22
Ludwig Wilhelm August, Großherzog	22
Karl Leopold Friedrich, Großherzog	23
Sophie Wilhelmine, Großherzogin	24
Ludwig II., Großherzog	26
Wilhelm Ludwig August, Prinz und Markgraf	27
Amalie Christine Caroline, Prinzessin und Markgräfin	28
Karl Freiherr von Baden	29
J. Bader	30
K. Bähr	31
J. Chr. F. Bähr	32
K. Chr. W. F. Bähr	35
Fr. D. Bassermann	37
K. Baumann	45
Fr. Freiherr v Baumbach	47
K. H. Baumgärtner	47
A. Baumstark	48
A. v. Bayer	52
K. J. Beck	55
Ph. J Becker	59
Fr. Becker	59
J P. Behaghel	59
J. B. Bekk	61
K. Fr Bender	71
K. Chr E. Graf v. Benzel-Sternau	72
K. Chr Freiherr v. Berckheim	73
W. L. L. R. Freiherr v. Berstett	75
Fr J. Freiherr v. Beust	81
K. L Freiherr v. Beust	81
G. Fr. v. Beyer	82
J. N Biechele	83
F. Fr. Freiherr v. Biedenfeld	84
E G. B. Freiherr v. Biedenfeld	84
G. W. Bischoff	85
N Blankenhorn-Krafft	86
A Fr. Blankenhorn-Löffler	87
L. C. Bleibtreu	87
Fr. K. L. Freiherr v. Blittersdorff	87
C P. Bock	95
Chr. Fr. v. Böckh	95

In gleichem Verlage erschien

Prachtwerk in Photographieen.

Bilder aus dem Elsass

in 52 Photographieen nach der Natur

von

G. M. ECKERT,

Badischer Hofphotograph.

Mit erläuterndem Text v. **J. Euting**, Univ.-Bibliothekar in Strassburg.

Quer-Royal-Folio 46/57 Centim. Bildgrösse 23/21 Centim.

In englisch Leinwand mit Goldtitel und Goldschnitt, Metallrosetten und Knöpfen.

Preis 162 Mark.

Ueber die Bilder aus dem Elsass, welche dem deutschen Volke das wiedergewonnene Reichsland durch lebendige Anschauung näher bringen und vertraut machen wollen, spricht sich Prof. W. Lübke, der berühmte Kunsthistoriker, wie folgt aus: Für die photographischen Aufnahmen liess sich wohl keine tüchtigere Kraft gewinnen als Herr Eckert. Er hat in diesen 52 Blättern eine Fülle des Schönsten und Interessantesten herausgehoben und in grösstentheils untadeligen Aufnahmen vorgeführt. Ich bemerke mit hohem Genuss, wie sowohl die charaktervolle Schönheit der alten Städte und ihrer Monumente aus dem Mittelalter und der Renaissance als auch die zaubervolle Anmuth der Landschaft in ihren vielfachen Stimmungen mit Feinheit erfasst und scharf und klar wiedergegeben ist. — Was die Ausstattung des Albums betrifft, so stellt dieselbe durch feinen Geschmack und Opulenz diese Publikation in die Reihe der gediegendsten Prachtwerke unserer Zeit. — Ich meine, ein dankbareres Thema hätte kaum gewählt und das gewählte kaum besser ausgeführt werden können. —

Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. gr. 8°. br. 4 M.

— — **Ein Nachtrag** in Beziehung auf die Druckschriften des Freiherrn v. Andlaw über Aufruhr und Umsturz in Baden. gr. 8°. br. 2 M. 40 Pf.

Braun, Dr. Julius, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. gr. 8°. br. 6 M.

Reichlin-Meldegg, Freiherr K. A. v., Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters. gr. 8°. 2 M. 80 Pf.

Nippold, Dr. Fr., Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland. gr. 8°. 2 M. 40 Pf.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Freiherrn E. W. v. Ketteler und Geheimerath J. C. Bluntschli. gr. 8°. 60 Pf.

Hausrath, Dr. A., Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. kl. 8°. 60 Pf.

— — **Der Apostel Paulus.** Zweite vermehrte Auflage mit zwei lithographirten Karten. 8°. geh. 6 Mark — in Leinwand gebunden: 6 M. 80 Pf.

— — **Neutestamentliche Zeitgeschichte.** Zweite Auflage.
Erster Theil. Die Zeit Jesu. 10 Mark.
Zweiter Theil. Die Zeit der Apostel I. 9 Mark.

Buchdruckerei von E. Otto in Darmstadt.

Gr Hofkammer

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Archivrath am großherzogl. badischen General Landesarchiv.

Dritte Lieferung.
Döll — Gersbach.

Heidelberg.
Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.
1875.

Erscheint in 10 Lieferungen à 1 Mk. 80 Pf. im Laufe des Jahres.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Bibl. No. 2842

Inhalt der dritten Lieferung.

	Seite
J. Chr. Döll	193
K. W. L. Fr. Freiherr Drais v. Sauerbronn	194
Fr. H. G. Freiherr Drais v. Sauerbronn	196
K. G. Dümge	196
Al. von Dusch	197
R. Dutfoy	204
J. G. Duttlinger	204
R. Eberle	207
J. M. Al. Ecker	209
L. Freiherr v. Edelsheim	211
K. Fr. Eichrodt	217
L. Fr. Eichrodt	218
Fr. Eisenlohr	220
O. Eisenlohr	223
W. Eisenlohr	223
Marie Ellenrieder	226
J. M. A. v. Engelberg	228
J. E. Engesser	229
N. Epstein	229
H. Esser	230
K. J. v. Fabert	232
K. H. Freiherr v. Fahnenberg	232
Fr. Freiherr v. Fahnenberg	233
G. B. Fecht	234
L. Fecht	235
F. S. Feldbausch	236
F. E. Fesca	240
Alex. Fesca	243
Anselm Feuerbach	245
K. A. Fickler	247
E. Fr. Fink	249
Beatrix Fischer	250
Fr. Th. Fischer	252
K. Fr. Freiherr v. Fischer	252
W. L. Freiherr v. Fischer	253
B. Flehinger	255
J. G. E. Föhlisch	255
K. Ph. Fohr	256
D. Fohr	256
K. v. Franken	257
K. W. E. von Freydorf	258
K. Freiherr v. Freystedt	261
Frz. A. v. Friederich	262
Ernst Fries	263
J. A. Fritz	265
Fr. W. Fröhlich	266
K. Fromherz	268
K. L. Frommel	269
Chr. J. Fuchs	270
A. J. Füeßlin	271
S. Fürst	272
K. E. Fürst zu Fürstenberg	272
W. Furtwängler	274
B. Galura	276
F. S. Gaßner	277
Chr. W. J. Gatterer	278
L. Chr. H. Freiherr Gayling v. Altheim	279
W. Freiherr Gayling v. Altheim	280
O. H. Freiherr v. Gemmingen-Hornberg	281
K. Gerber	282
Jos. und Ant. Gersbach	283

VI. 2274

K
3 von 98 B 103357,1

mit demüthigen Dank gegen Gott. Christus hatte in seinem Innern Gestalt gewonnen. Damit hat er jenen hohen, geistigen Standpunkt erstiegen, auf welchem der Fromme äußeren Verlust in inneren Gewinn und Segen verwandelt. Er stand jetzt ziemlich einsam. Die meisten seiner Freunde und Gesinnungsgenossen waren ihm vorangegangen, er war bereit ihnen zu folgen, was denn auch am 1. Mai 1872 geschah. Tief im Inneren mit Gott geeint, starb er in Frieden. Die große Trauerversammlung stand weinend am Grabe des Mannes, der im seltenen Grade hohe geistige Begabung mit kindlicher Einfalt und Herzensgüte verband und von seiner Gemeinde wie ein Vater verehrt wurde.

R. Sch.

Johann Christof Döll

wurde am 21. Juli 1808 zu Mannheim geboren. Sein Vater war Schriftsetzer und zur Napoleonischen Zeit Mitredacteur der damaligen französischen Zeitung, seine Mutter war eine geborne Zollikofer von Altenklingen. Bis Ostern 1822 besuchte Döll die Mannheimer Volksschule, von da an das dortige Lyceum, wo ihn die libevolle Humanität von Lehrern, wie Nüßlin, Eisenlohr und Winterwerber förderte. Im Herbst 1827 bezog er die Universität Heidelberg, wo er sich, da ihm zur Erstrebung der akademischen Laufbahn die äußere Unabhängigkeit fehlte, zum Lehrfach an Mittelschulen bestimmte. Er stellte sich die Aufgabe, alle Zweige des Jugendunterrichts so weit kennen zu lernen, daß ihm ein selbständiges Urtheil über sämmtliche Lehrfächer der Lyceen, über ihre pädagogische Bedeutung und ihr Verhältniß zu einander ermöglicht wäre. Für die Naturwissenschaften, mit denen er begann, hatte er schon als Knabe viel Interesse an den Tag gelegt und der Gespiele der Knabenzeit, der später berühmt gewordene Karl Schimper, war auch hier der Genosse seiner Studien; hauptsächlich die botanische Morphologie, vor allem die Blattstellungsgesetze waren Gegenstand der Untersuchung. Im Herbst 1828 begann Döll seine philologischen Studien, neben denen er auch theologische Vorlesungen hörte, weil dem philologischen Staatsexamen die theologische Prüfung vorausgehen mußte. Nachdem er beide bestanden hatte, erhielt er 1832 eine Stelle am Mannheimer Lyceum und lehrte dort Sprachen und philosophische Propädeutik, während er seine Mußestunden vorzugsweise der wissenschaftlichen Botanik widmete. Als im Herbst 1840 in Mannheim eine höhere Bürgerschule errichtet wurde, übernahm er den botanischen und zoologischen Unterricht an dieser Anstalt. 1843 wurde Döll, auf Kärcher's Vorschlag, als Oberbibliothekar an die großherzogliche Hofbibliothek in Karlsruhe berufen. Damit hörte indeß seine pädagogische Thätigkeit nicht auf. Er veröffentlichte sein lateinisches Elementarbuch nebst den dazu gehörigen Uebungsbüchern. 1858 wurde er in den Oberstudienrath berufen und wirkte in demselben bis zur Creirung des dermaligen Oberschulraths. — Auf botanischem Gebiete brachte er die Resultate seiner Forschungen, die mit den Ansichten A. Braun's und K. Schimper's, von denen sie gleichwohl völlig unabhängig waren, übereinstimmten, in seiner „Rheinischen Flora" zur Anschauung, welche Röper (Zur Flora Mecklenburg's II, 156) „eine wahre Musterflora" nennt und die sich, gegenüber den floristischen Leistungen Koch's, als ein völlig eigenartiges Werk darstellt. Später wurde er noch veranlaßt, in ähnlicher, aber eingehenderer Weise die „Flora des Großherzogthums Baden" zu bearbeiten. Beide Werke sichern sein Andenken in der Wissenschaft. — Während der Revolution von 1849 hatte er manche Gelegenheit, als die Revolutionaire das großherzogliche Schloß bedrohten, in welchem sich die Bibliothek nebst dem werthvollen Münzcabinet befand, seine Pflichttreue, selbst mit Lebensgefahr, zu bethätigen. 1873 wurde ein

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

Umzug der Hofbibliothek in das neu erstellte Sammlungsgebäude nöthig und vorher sollte noch, vor Ablauf des Jahres 1872, in überaus beschränktem Raume eine völlig neue Katalogisirung vorgenommen werden. Diese in so kurzer Frist erwartete Arbeit wäre für sein Alter aufreibend, vielleicht erdrückend gewesen. Deshalb gab er, bei angegriffener Gesundheit, fast erschöpft durch die oft mit anstrengender Neubestimmung verknüpfte Wiedereinreihung von etwa 20,000 wegen Kriegsgefahr geflüchteten Münzen, die Erklärung ab, daß jenes Geschäft unter den gegebenen Umständen für ihn zu groß sei und es erfolgte seine Pensionirung. — Seither beschäftigt sich Döll, unterstützt durch sein reiches Herbarium und die einschlägigen europäischen Sammlungen, fast ausschließlich mit botanischen Forschungen. ❀

Karl Wilhelm Ludwig Friedrich Freiherr Drais von Sauerbronn.

Zu der eigenartigen Entwickelung des öffentlichen Lebens in Baden hat ohne Zweifel auch der Umstand wesentlich beigetragen, daß eine größere Zahl der Männer, welche an den Regierungsgeschäften einen hervorragenden Antheil nahmen, keine Eingeborenen waren, sondern aus anderen deutschen Ländern einwanderten, so daß in Baden ein engherziger und über die eigenen Gränzpfähle nicht hinausschauender Particularismus nie recht aufzukommen vermochte. Zu diesen Eingewanderten gehört auch der Freiherr von Drais. Im Fürstenthum Ansbach am 23. September 1755 geboren, aus einer alten lothringischen Familie stammend, studirte er zu Erlangen und Altdorf, practicirte kurze Zeit am Reichshofrath zu Wien und erhielt im Jahre 1777 Zutritt zu dem markgräflich badischen Hofraths-, Hof-, Ehegerichts- und Kirchenraths-Collegium. Sein Vater, der markgräflich brandenburgische Geheime Rath und Obrist Friedrich von Drais konnte ihn der Berücksichtigung des Markgrafen Karl Friedrich um so eher empfehlen, als sein eigener Vater dereinst als Obrist in badischen Diensten gestanden hatte. Der junge Mann zog bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten auf sich, wurde schon 1778 zum Assessor und Hofjunker und im nämlichen Jahre zum wirklichen adelichen Hofrath und Kammerjunker befördert. Neben seinen Arbeiten in dem Collegium, dem der ausgezeichnete Präsident von Hahn vorstand, war er als Deputirter bei der Polizeideputation namentlich in Armensachen thätig und hatte als erster Ephorus des Gymnasiums Anlaß, sich mit dem Unterrichtswesen vertraut zu machen. Die Geschäftsüberbürdung zog ihm indeß 1788 ein so ernsthaftes Nervenleiden zu, daß er zunächst um Dispens von einem wesentlichen Theile seiner Arbeiten, später um Versetzung auf eine Landstelle einkommen mußte. Demzufolge wurde er 1790 zum Obervogt zu Kirchberg in der Grafschaft Sponheim ernannt. Ein so guter Ruf ging ihm dahin voraus, daß der dortige Stadtrath seiner Befriedigung über diese Ernennung in einem Dankschreiben an den Markgrafen Ausdruck gab und so sehr erfüllte er die Hoffnungen, die man in seine Redlichkeit und Geschäftsgewandtheit setzte, daß im Jahre 1793 eine mit zahlreichen Unterschriften bedeckte Eingabe von Pforzheim ihn als Oberamtmann erbat. Drais mußte indeß in Kirchberg bleiben, bis die im Gefolge der französischen Revolution eingetretenen politischen Ereignisse die Zurückberufung aller linksrheinischen Beamten (1794) herbeiführten. Er lebte still und zurückgezogen in Durlach, bis bei dem Zusammentritte des Friedenscongresses zu Rastatt im Herbst 1797 der Ruf an ihn erging, dort die wichtige und schwierige Stellung eines Polizeidirectors zu übernehmen. Dieses Amt brachte ihn mit allen hervorragenden Personen, die dem Congresse beiwohnten, in geschäftliche Verbindung, seine unbestechliche Pflichttreue und die energische Festigkeit, mit welcher er allen Ausschreitungen, von wem sie auch kamen, entgegentrat, machte ihm aber

auch viele Feinde; besonders die österreichischen Militairs waren ihm ungünstig gesinnt, so daß er sich, als er 1799 zum Obervogt der Grafschaft Röteln mit dem Sitze in Lörrach ernannt wurde, ein Empfehlungsschreiben des Markgrafen an den Erzherzog Karl ausbat, um bei seinem Durchzug durch österreichisches Gebiet vor Unannehmlichkeiten gesichert zu sein. Indeß verhinderten die Kriegsereignisse seinen Dienstantritt und er wurde, statt nach Lörrach zu gehen, zum Geheimen Regierungsrath in Karlsruhe mit Sitz und Stimme im Rentkammercollegium ernannt; 1800 wurde ihm auch das Amt eines Polizeidirectors der Residenzstadt übertragen. Nachdem er schon 1788 Kammerherr geworden, wurde ihm nunmehr der Maitre-Rang verliehen. 1803 wurde Drais, mit dem Charakter eines Geheimen Rathes, Präsident des Hofgerichts zu Rastatt und 1806 nach dem Preßburger Frieden, unter Ernennung zum wirklichen Geheimen Rath, Hofcommissair zur Uebernahme des neu erworbenen Breisgaus. In dieser Stellung gab es zahllose Anstände zu beseitigen, die schwierigsten Verwickelungen zu entwirren. Die Einwohnerschaft des Breisgaus trennte sich nur ungern von der österreichischen Herrschaft, die Beamten weigerten sich, in die Dienste der neuen Regierung überzutreten, die französische Armeeverwaltung erhob beträchtliche Ansprüche auf rückständige Contributionsgelder, Württemberg machte aus einem irrig angezogenen Artikel des Friedensinstrumentes Territorialforderungen geltend, der Johanniter-Orden forderte die Breisgauer Abteien für sich. Alle diese verwickelten Verhältnisse waren zu entwirren und über eine im letzten Augenblicke noch auftauchende Schwierigkeit half nur die Loyalität des Freiherren von Andlaw hinweg (s. den Artikel v. Andlaw), so daß endlich am 15. April 1806 die feierliche Landesübergabe stattfinden konnte. Nun galt es, die neu erworbene Provinz mit ihrem Schicksale zu versöhnen und auch hier gelang es Drais, durch seinen Einfluß auf die Karlsruher Regierungskreise den Uebergang so leicht als möglich zu gestalten und dem Breisgau, insbesondere auch der Stadt und Universität Freiburg eine Reihe von Vortheilen auf dem Gebiete der Verwaltung und der Finanzen zu sichern. Nachdem diese bedeutsame Mission erfüllt war, trat Drais 1806 als Oberhofrichter an die Spitze des höchsten Gerichtshofes des Großherzogthums, zuerst in Bruchsal, dann seit 1810 in Mannheim. In dieser Stellung ist er bis an sein Lebensende verblieben. Er starb am 2. Februar 1830. Er war zweimal vermählt, 1784 mit einem Fräulein von Kaltenthal, 1801 mit einer Freiin von Rotberg und hat mehrere Kinder hinterlassen. Drais war ein Mann, der mit gründlichen Kenntnissen auf dem juristischen Gebiete eine solide allgemeine Bildung verband. Er war schon früh literarisch thätig, zuerst 1786 trat er mit einer Biographie des Freiherren H. W. v. Günderode vor die Oeffentlichkeit, der bald ein Nekrolog des Geheimen Rathes von Hahn folgte. Außer verschiedenen juristischen Arbeiten, theilweise polemischer Natur, von denen seine „Geschichte der badischen Gerichtshöfe neuerer Zeit" hervorzuheben ist, hat er eine publicistische Schrift „über den Besitz der badischen Rheinpfalz und des Breisgaus" 1718 veröffentlicht, in welcher er in gründlicher und leidenschaftsloser Weise das gute Recht des badischen Regentenhauses auf diese von Baiern und Oesterreich ihm eine Zeit lang bestrittenen Landestheile vertheidigt. Sein Hauptwerk ist die „Geschichte der Regierung und Bildung von Baden unter Karl Friedrich", 2 Bde., 1818, welches sich ebenso sehr durch fleißiges Aktenstudium als durch eingehende, auf Autopsie beruhende Kenntniß der einschlägigen Vorgänge und Verhältnisse auszeichnet. Leider stellten sich einer Fortführung des Werkes, welches nur bis zum Eintritt der französischen Revolution reicht, Hindernisse in den Weg, die der Verfasser nicht zu beseitigen vermochte. Drais versuchte in einer späteren Schrift: „Gemälde aus dem Leben Karl Friedrichs",

1829, wenigstens einige bedeutsame Momente aus den späteren Jahren der Regierung des genannten Fürsten zu fixiren, allein diese Schrift hat nur einen fragmentarischen Charakter und kann das uns Fehlende nicht ersetzen. (Vgl. die Biographie des Freiherren von Drais in F. von Lupin's „Biographie", 1826. 1. Bd. S. 198 ff., wo auch seine Schriften auf S. 203 aufgeführt sind. W.

Friedrich Heinrich Georg Freiherr Drais von Sauerbronn,

der jüngere Bruder des vorgenannten, geboren zu Ansbach 1758, studirte zuerst 1770 zu Erlangen, 1772—1776 zu Altdorf die Rechtswissenschaft, ging im letzteren Jahre als Lieutenant (und Hofjunker) in Nassau-Usingen'schen, von da in badischen Militairdienst, verließ ihn aber bald, um dem Forst- und Jagdwesen sich zu widmen. Im Jahr 1784 wurde er badischer Kammerherr und Oberforstmeister in Gernsbach, in welcher Stellung er der Zeitrichtung in eifriger Betreibung des Forstculturwesens: Anzucht fremder Holzarten und Aufforstung von Oedungen folgte. Dem empfindlichen Mangel forstlichen Unterrichts suchte er, da der damalige Bildungsgang den meisten Forstleuten die Universität verschloß und eine besondere Staatsanstalt fehlte, im Jahr 1796 durch Gründung einer Privatforstlehranstalt, abzuhelfen. Er verpflanzte diese jeweils an die Orte seines amtlichen Wirkungskreises (Pforzheim 1798, Schwetzingen 1804, Freiburg 1807, wo sie 1812 wieder einging). Für seinen Unterricht schrieb er „Versuch eines Lehrbuchs der Forstwissenschaft, vorzüglich für ausübende Forstmänner" (1807), welches jedoch als Originalwerk nicht zu betrachten ist und wovon nur der 1. Band erschien. Außerdem enthält von ihm Gatterer's Forstarchiv einige forstliche Aufsätze. Im Jahr 1826 zur Ruhe gesetzt, starb Drais am 27. April 1833. Schg.

Karl Georg Dümge

wurde am 23. Mai 1772 zu Heidelberg geboren. Nachdem er dort seine Studienzeit, während deren er von den medicinischen Disciplinen zu dem Studium der Literatur und Geschichte überging, vollendet hatte, habilitirte er sich 1805 als Privatdocent und wurde 1811 als Bibliothekar an der Universitätsbibliothek angestellt und gleichzeitig zum außerordentlichen Professor der Geschichte ernannt. 1814, in welchem Jahr er den ersten (und einzigen) Band seines „Allgemeinen diplomatischen Archivs für die neueste Zeitgeschichte" herausgab, wurde er als Assessor an das General-Landesarchiv zu Karlsruhe versetzt. Als der Freiherr vom Stein die ersten Vorarbeiten zu dem großen Nationalwerke der Monumenta Germaniae historica in Angriff nehmen ließ, wurde seine Aufmerksamkeit auf Dümge gelenkt, welcher zur Betheiligung an diesem Unternehmen, unter gleichzeitiger Ernennung zum Archivrath, 1819 Urlaub erhielt und seinen Wohnsitz neuerdings in Heidelberg aufschlug. Dort gab er mit dem Legationsrath Büchler die drei ersten Bände des „Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde" (1819—1821) heraus, in welchen auch mehrere einzelne Aufsätze von ihm enthalten sind. Schon vorher hatte er Geographiae et Historiae Ducatus Magni Badensis primae lineae (1809), „Symbolik germanischer Völker in einigen Rechtsgewohnheiten" und Guntheri poetae Ligurinus vol. I. (1812) veröffentlicht. 1822 an das General-Landesarchiv zurückberufen, widmete er von nun an seine ganze Zeit und Kraft ausschließlich dem Dienste dieser Staatsstelle und gelehrten Forschungen. Durch ein hartnäckiges Gehörübel weniger für den laufenden Dienst, welcher in Verbindung mit dem Publicum bringt, geeignet, nahm er sehr eifrigen Antheil an der Neuordnung der aus Klöstern und Provinzialarchiven in das General-

Landesarchiv zusammenströmenden Massen von Urkunden, Copialbüchern, Karten und Plänen. Auch die Siegel- und Stempelsammlung des Archivs ist von ihm geordnet und verzeichnet. Seine besondere Aufmerksamkeit wendete er den in einem sogenannten Select vereinigten ältesten (bis 1200 herab reichenden) Urkunden des Archivs zu, deren Bekanntschaft er der Gelehrtenwelt durch die Herausgabe seiner Regesta Badensia (1836) vermittelte. Es ist dieß ein Werk, welches gegenüber den strengeren Ansprüchen, die heutzutage bezüglich der Methode und Kritik an derartige Arbeiten gestellt werden, vielfach ungenügend ist, bei seinem Erscheinen aber entschieden verdienstlich war und auch heute noch nicht entbehrt werden kann. 1844 erhielt Dümge seine Zuruhesetzung und starb bald darauf am 27. Februar 1845. Ein stiller und anspruchsloser Mann, lebte er nur seinem Berufe; durch seine Taubheit dem öffentlichen Leben und der Geselligkeit fremd, fand er neben seinen Fachstudien nur noch in den Erzeugnissen der deutschen Poesie und Philosophie Lichtblicke, die sein einsames Leben erhellten. Von liebevoller und eingehender Beschäftigung mit der vaterländischen Literatur zeugt das kleine von ihm herausgegebene Buch: „Akkorde deutscher Klassiker." (Vgl. K. Z. 1845 No. 15). W.

Alexander von Dusch.

Geboren am 27. Januar 1789 zu Neustadt an der Haardt, wo sein 1808 in Mannheim als badischer Geheimer Hofrath und Mitglied des Kammercollegiums verstorbener Vater damals als kurpfälzischer Verwaltungsbeamter angestellt war, kam Alexander von Dusch 1794 mit seiner Familie nach Mannheim, wo er noch in demselben Jahre seine Mutter durch den Tod verlor. Nachdem Dusch seiner Ausbildung halber einige Zeit in Paris verweilt hatte, wo sein Oheim Karl Collini als badischer Geschäftsträger fungirte, studirte er von 1807—1810 in Heidelberg die Rechte. Auf die Vielseitigkeit seiner Bildung hat neben einer vom Vater mit größter Sorgfalt geleiteten Erziehung namentlich auch der Verkehr im Hause seines mütterlichen Großvaters, des geistvollen Gelehrten Alexander Collini (geboren in Florenz 1727, gestorben in Mannheim 1806) wesentlichen Einfluß geübt. Der Letztere, als Schriftsteller auf verschiedenen Gebieten des Wissens unter seinen Zeitgenossen rühmlich bekannt, hatte sein Heimathsland Italien im Jahre 1749 verlassen, dann acht Jahre im Umgange mit Voltaire als dessen Secretair und Hausgenosse zugebracht und war später in den Dienst des pfälzischen Hofes getreten. Dusch erinnerte nicht nur im Aeußern an seinen italienischen Großvater, es war auch Vieles von dessen Wesen auf den Enkel übergegangen. Während der Universitätsjahre in seinem Umgange besonders den Norddeutschen zugewendet, mit deren Manchem er für das Leben durch enge Freundschaft verbunden blieb, hat er deutsche Gesinnung und Bildung mit dem Süden entstammendem Temperamente und Fähigkeiten in seltenem Grade in sich vereinigt. Mit einem ungewöhnlichen, frühe ausgebildeten Talente für Musik begabt, deren Pflege er als Cellospieler, neben eingehendster Beschäftigung mit den Meisterwerken der Dichtung, bis in sein hohes Alter treu geblieben ist, kam Dusch auch vielfach in Beziehung zu hervorragenden Vertretern jener Kunst, so namentlich zu dem nationalen Tondichter Karl Maria von Weber. Von 1810—1813 war er als Rechtspracticant bei den Behörden in Mannheim und in Mosbach beschäftigt und erhielt dann eine Anstellung als Kreisassessor in Villingen. In Fortsetzung einer schon in Mannheim begonnenen literarischen Thätigkeit gab er durch eine mit Beginn des Jahres 1814 veröffentlichte, die Gründe für Zurückforderung der vielen von den französischen Eroberern geraubten Kunstwerke darlegende kleine Schrift „Ueber das Schicksal der Antiken und Welt-

schätze zu Paris. Eine Frage und ein Wunsch" den Gefühlen und Gesinnungen Ausdruck, mit welchen er dem nationalen Aufschwunge jener Zeit angehörte. In Villingen wurde Dusch den im Jahre 1815 aus Anlaß ihres reformatorischen Wirkens im Gebiete des Steuerwesens zu vorübergehenden Aufenthalte dorthin gekommenen Mitgliedern des badischen Finanzministeriums Boeckh und Nebenius, deren Freund und College in der Regierung er später werden sollte, bekannt. Jene Beiden veranlaßten, daß er zur Verwendung beim Finanzministerium nach Karlsruhe berufen wurde: 1818 kam er sodann, nachdem er sich im vorgehenden Jahre mit Anna von Weiler von Mannheim vermählt hatte, aus welcher Ehe drei Söhne leben, als Rath in das Departement der auswärtigen Angelegenheiten. So sehr in diesem Ministerium seine Fähigkeiten geschätzt wurden, so wenig konnte sich Dusch mit der Richtung befreunden, welche unter der Einwirkung der mit den Karlsbader Beschlüssen heranschleichenden Reaction auch in der Leitung der auswärtigen Angelegenheiten Badens unter dem Minister von Berstett zur Geltung gelangte. Die ersten badischen Landtage brachten ihn, der zur Redaction der Landtagsberichte berufen wurde, in freundschaftlichen Verkehr mit den hervorragendsten Mitgliedern der Stände, so namentlich mit Duttlinger und Liebenstein. Dem regen Interesse, mit welchem er die damals in Deutschland beginnende Enwickelung des constitutionellen Lebens verfolgte, entstammt eine von ihm mit besonderer Rücksicht auf die Berathungen der zweiten badischen Kammer im Jahre 1822 veröffentlichte Schrift „Ueber das Gewissen eines Deputirten", in welcher er der Nothwendigkeit des Zusammenstehens fester Mehrheiten in den Kammern für oder gegen das Ministerium, ohne Zersplitterung der Stimmen, dem sogenannten parlamentarischen Systeme, das Wort redete. In jenen Jahren unterzog sich Dusch neben seinen Berufsgeschäften, die ihm u. A. auch die seinen künstlerischen Neigungen zusagende Aufgabe brachten, in Ausübung des staatlichen Aufsichtsrechts zu einer Reorganisation des Mannheimer Hoftheaters mitzuwirken, der mühsamen Arbeit der Uebertragung des historisch-genealogisch-geographischen Atlasses von Le Sage in das Deutsche. Nachdem ihm schon verschiedene Sendungen an die Regierungen der Nachbarstaaten, so namentlich wegen der die Errichtung einer oberrheinischen Kirchenprovinz berührenden Verhandlungen übertragen worden waren, erhielt er im Jahre 1825 den Auftrag, sich wegen Abschlusses eines Handelsvertrages mit der Schweiz nach Zürich zu begeben. In jener Zeit, in welcher das politische Leben in Baden nahezu erloschen war, konnte er es nur wünschenswerth finden, den im Ministerium des Auswärtigen unter dem Einflusse Hennenhofer's und Genossen sich stets mißlicher gestaltenden Verhältnissen entrückt zu werden. Die von Dusch in Zürich geführten Unterhandlungen gelangten im Sommer 1826 zu einem befriedigenden Ergebnisse, indem die Zoll- und Handelsverhältnisse zwischen der Eidgenossenschaft und Baden durch eine Uebereinkunft geregelt wurden, welche bis zum Eintritte des Großherzogthums in den Zollverein (1835) unverändert in Kraft geblieben ist. Zum Geschäftsträger bei der Eidgenossenschaft ernannt (1826) hatte Dusch, der sich damit in ein seinem Wesen und seiner besonderen Befähigung in hohem Grade entsprechendes Wirken versetzt sah, bis 1829 seinen Wohnsitz in Zürich, dann bis 1832 in Bern. Mit den freisinnigeren unter den schweizerischen Staatsmännern jener Zeit, so namentlich mit den in dieser Richtung hervorragenden Paul Usteri von Zürich und Eduard Pfyffer von Luzern, kam er bald in nähere persönliche Beziehungen, wobei er die Vorurtheile zu überwinden hatte, welche im Allgemeinen nicht mit Unrecht von jener Seite gegen die Diplomatie gehegt und durch die Erfahrungen der Jahre 1819—1824 nur bestärkt waren. So traf der gewaltige Umschwung, den in der Schweiz

die französische Julirevolution mit dem Abschlusse der sogenannten Restaurationsperiode herbeiführte, den badischen Geschäftsträger in einer Stellung und in Beziehungen, für welche in der zwanzig Jahre später veröffentlichten, von dem Berner Anton von Tillier verfaßten „Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft von 1815—1830" ein beredtes, auch von Gervinus in seiner Geschichte des XIX. Jahrhunderts (VII. 356) berücksichtigtes Zeugniß sich findet. Tillier sagt dort (II. 316) mit Beziehung auf Dusch: „für die Eidgenossenschaft war die Erscheinung dieses biederen, milden, einsichtsvollen und aufgeklärten Staatsmannes der, wie einst Justus Gruner, den schweizerischen Staatsmännern manchen keineswegs zu verschmähenden guten Rath gab, höchst wohlthätig, und wenn auch der badische Geschäftsträger kein großes Gewicht in die Waagschale legen zu können schien, so konnte Niemand läugnen, daß Herr von Dusch einen bedeutenden und wohlverdienten Einfluß übte". Unter solchen Umständen war er selbstverständlich in der Lage, die von badischer Seite in der Schweiz zu betreibenden Angelegenheiten auf das Beste zu fördern. Uebrigens hat er während seines Aufenthaltes in diesem Lande, dem die europäischen Mächte stets besondere Aufmerksamkeit zugewendet haben und in welchem diese Mächte theilweise damals durch Gesandte von persönlicher Bedeutung, so z. B. Frankreich durch den Botschafter Grafen Rayneval vertreten waren, durch Einwirkung auf solche Männer seiner Regierung auch in Fragen nützlich werden können, welche den Beziehungen Badens zur Schweiz fremd, aber im Hinblicke auf die Eventualität des bevorstehenden Thronwechsels für den badischen Staat von hervorragender Bedeutung waren. Als bald nach dem Beginne der Regierung des Großherzogs Leopold eine freisinnigere Richtung auf allen Gebieten des Staatslebens in Baden zur Geltung gelangt und an die Stelle Berstetts für das Auswärtige Minister von Türckheim getreten war, dachte man in Karlsruhe daran, dem Ministerresidenten von Dusch einen erweiterten Wirkungskreis anzuweisen. Mit Bezug auf diese ihm bekannt gewordene Absicht äußerte sich derselbe im Jahre 1831 gegen seinen Freund und Schwager Staatsrath von Weiler, den Verfasser des im Januar 1832 verkündeten badischen Preßgesetzes, in einem aus Bern nach Karlsruhe gerichteten vertraulichen Schreiben u. A. in folgenden Worten, welche für seine ganze Persönlichkeit und auch für die in jener Zeit gehegten Hoffnungen bezeichnend sind: „Mit Freude, mit Enthusiasmus würde ich jedem Rufe folgen, wenn die Aufgabe ist, die badische Diplomatie zu Ehren zu bringen, für Wahrheit und Recht, für Einigkeit und deutschen Sinn, für ächte Freisinnigkeit eindringlich und doch ohne verletzende Form zu sprechen und die Idee von der Redlichkeit, Zuverlässigkeit, Aufklärung, Freundschaft, aber auch Würde und Festigkeit unserer Regierung zu wecken, zu stärken und zu unterhalten, den Unterhandlungen durch gefällige Formen des Umgangs Annehmlichkeit und dadurch leichteren Fortgang zu verschaffen, Vertrauen durch Offenheit zu gewinnen und Achtung durch ein würdiges Betragen zu gebieten. Zu einer solchen Rolle habe ich von jeher einen inneren Trieb gefühlt. Mein Ziel ist, bei verbesserten Bundesverhältnissen, die reine würdige vaterländische Politik, wie sie hoffentlich noch unter unserem jetzigen, allem Schönen und Guten entgegenkommenden Fürsten von unserer Regierung adoptirt wird, zu verkünden und zu einer Regeneration der Diplomatie mitzuwirken. Ich habe die reinen Grundsätze immer aufgesucht und wie ich sie erkannt überall zur Anwendung gebracht. Unser Landtag hat schon herrliche Momente gehabt. Was ich mit so großem Wohlgefallen bemerkt habe, ist, daß die zweite Kammer sich nicht blos durch Geist, sondern auch durch Gemüth auszeichnet. Ebenso im Ganzen unsere Regierung. Mit einem solchen Fürsten, mit solchen Ständen, mit solchen gediegenen Elementen

in ihrem eigenen Schooße, die sie leicht noch vermehren kann, scheint die badische Regierung in der That berufen, die schönste Rolle in unserem Deutschland zu spielen. Möge sie ihren Beruf doch nicht verkennen oder vielmehr sich nicht durch Furcht abhalten lassen, ihn ganz zu erfüllen. Furcht ist der gefährlichste Feind kleiner Regierungen, sie gibt lauter verkehrte Maaßregeln ein. Wenn jemals eine schöne Blüthezeit für unser Land erscheinen soll, so muß es jetzt unter so vielen günstigen Umständen sein; aber die Guten und Edlen dürfen die Sache nicht dem Zufalle überlassen; die bequeme Mittelmäßigkeit, die sich überall so breit setzt, darf nicht mehr der Götze sein, dem man opfert; sie ist unserer außerordentlichen Zeit nicht gewachsen, sie hört nur das wilde Gebrüll und Geschrei der häßlichen Geister in der Tiefe, die freilich einen gewaltigen Rumor machen, und glaubt sich vor den Dämonen zu schützen, wenn sie sich einhüllt, still verhält und in dem Boden unbeweglich wurzelt. Sie hört nichts von dem schönen ergreifenden Posaunentone der Geister in der Höhe, die zu gleicher Zeit uns zurufen und die einzige sichere Hilfe verkünden und lehren. Daß unser Preßgesetz noch nicht vom Stapel gelaufen ist, hat mir in der Seele wehe gethan. Sieht man denn nicht, daß das Alles doch zu nichts führt als zu Schaden? Man wehre sich nicht gegen etwas, das ja factisch schon so lange besteht, ohne daß es in der Macht irgend einer Regierung liegt, es zu vertilgen, das wir dann doch in dem Zustande, in dem sich der westliche und mittlere Theil von Europa trotz allem ohnmächtigen Entgegenstreben befindet, gar nicht mehr entbehren können, so wenig als die Luft, selbst wenn sie verpestet wäre. Man fürchte sich doch nicht wie ein krankes Kind vor dem besten und kräftigsten, wenn auch zuweilen bitteren Heilmittel, das uns freilich noch manche Uebelkeiten verursachen kann und wird. Ist man noch nicht von der Albernheit zurückgekommen, zu glauben, daß die Preßfreiheit Revolutionen erzeuge anstatt anzeige? Hat die Preßfreiheit Schuld an den Revolutionen, die sich jetzt und von jeher in der Türkei häuften und drängten, hat sie auf sich, daß in Konstantinopel seit Jahrhunderten fast kein Sultan eines natürlichen Todes starb? Ist sie verantwortlich für den über alle Beschreibung unglücklichen Zustand von Spanien und Portugal? Hat sie die Revolutionen in Südamerika, die fortwährende Verwirrung und Parteikämpfe dort verschuldet? oder ist es nicht vielmehr der Mangel alles Lichts, der Unterdrückung alles dessen, was den Menschen adelt und zu einer höheren Existenz heraufbildet, was jene Verwüstungen hervorgebracht hat? Liest man in der früheren Geschichte vor Guttenberg's Sonnengeschenk nichts von Unruhen, Revolutionen, Gräueln der Volkswuth und der Parteileidenschaften, oder ist sie nicht vielmehr eine fast ununterbrochene Kette blutiger Ereignisse aller Art? Nein, man wagt nichts, zu behaupten, daß die Preßfreiheit eines der herrlichsten Schutzmittel gegen jene Uebel ist, daß sie hauptsächlich dazu beitragen wird, die Geschichte der Menschheit menschlicher zu machen. Die neuesten Erfahrungen haben mich in dieser Ansicht nur noch bestärken können. Ja, wer vermag zu sagen, wie viel sie bis jetzt zur Erhaltung des Weltfriedens beigetragen, da sie für die großen Weltangelegenheiten durch die Verbreitung der französischen und englischen Blätter, sowie einiger deutschen, in der That überall besteht. Aus ihr haben selbst die absoluten Cabinette mehr und sicherer geschöpft zur Berechnung ihres politischen Benehmens, als aus allen ihren diplomatischen Verbindungen. Sie ist der Puls, an dem der Staatsarzt den Zustand des Staatskörpers erforscht. Kampf ist in der Welt immer nothwendig, sie ist dazu geschaffen: je mehr man aber mit geistigen Waffen kämpfen lernt, desto mehr ruhen die physischen. Wenn Kant's ewiger Friede möglich ist, so kann er es nur durch die Preßfreiheit sein!" — Dieselbe Ansicht, die sich hier

mit der Kraft innerster Ueberzeugung über die Bedeutung der Presse und über den allein richtigen Grundsatz für die Preßgesetzgebung ausgesprochen findet, hatte Dusch schon im Jahre 1819 als Ministerialreferent in Karlsruhe geäußert und in einem schriftlichen Vortrage in eingehendster Weise begründet, ohne freilich damit dem Bundestage gegenüber durchdringen zu können, was ja dann auch das Schicksal des badischen Preßgesetzes von 1832 gewesen ist. Von 1832—1834 war er von seiner Regierung mit verschiedenen theilweise schwierigen Unterhandlungen beauftragt, die er zu befriedigenden Abschlüssen brachte, so namentlich in Rheinzoll- und Schifffahrts-Angelegenheiten, in Neckarzollsachen und wegen Berichtigung der Rheingrenze gegen Frankreich. Auf den Wunsch des Staatsministers von Reizenstein wurde Dusch diesem bei der Sendung zu den Ministerialconferenzen beigegeben, welche 1834 in Wien stattgefunden haben. An den Conferenzen selbst nahm er keinen Antheil und es wurde überhaupt seine Beiziehung zu jener Sendung, da man in Wien und in Berlin Männer von liberalen Gesinnungen von den Verhandlungen ferne gehalten zu sehen wünschte, der badischen Regierung und dem Minister von Reizenstein mehrfach verübelt. Im Sommer 1834 kehrte Dusch auf seinen Posten in der Schweiz zurück, wo es seinem Einflusse gelang, eine Verwickelung zu beseitigen, welche aus der Weigerung der Schweiz zu entstehen drohte, den Forderungen der Nachbarmächte in Hinsicht auf Behandlung der unter den damaligen Verhältnissen zu einer Frage von hervorragender Bedeutung gewordenen Flüchtlingsangelegenheit zu entsprechen. Von 1835—1838 verweilte er sodann als Vertreter Badens in München und zeitweise auf seinem außerdem noch beibehaltenen Posten in der Schweiz. Am baierischen Hofe gelang es ihm, Schwierigkeiten zu überwinden, welche sich besonders beim Könige in der Erinnerung an die früher gehegten, im Jahre 1830 gescheiterten Bestrebungen wegen Rückerwerbung der rechtsrheinischen Pfalz, der Pflege guter und freundlicher Beziehungen zwischen Baden und Baiern lange Zeit hindurch entgegen gestellt hatten. In dem zahlreichen Kreise bedeutender Männer, die in der baierischen Hauptstadt zu jener Zeit auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft wirkten, wurde Dusch in hohem Grade heimisch, wofür in seiner später erfolgten Aufnahme als Ehrenmitglied der baierischen Akademie der Wissenschaften ein Zeugniß zu erblicken ist. Von 1838—1842 gehörte er als Vertreter Badens der Deutschen Bundesversammlung an. Wenn unter den bis 1848 im Bunde herrschenden Einflüssen, militairische und Festungsfragen etwa ausgenommen, in positiver Richtung nur selten befriedigende Ergebnisse zu erreichen waren, so galt es um so mehr für die vereinzelten deutschen Regierungen, die jenen Einflüssen widerstrebten, dahin zu wirken und vorzubeugen, daß die Dinge in Frankfurt a. M. nicht einen noch übleren Lauf nahmen, als es ohnedies der Fall war. Neben einer derartigen, auf dem Gebiete der Abwehr und fortgesetzter Mahnung des Bundes zu der Befriedigung gerechter Forderungen und Erwartungen sich bewegenden Thätigkeit war Dusch als Mitglied der Bundesversammlung öfter auch mit Arbeiten mehr theoretischer Natur beschäftigt. So haben sich unter Anderen seine gediegenen Ausführungen als Referent in Sachen der Ausbildung und näheren Entwickelung der Vorschriften für das im Artikel 30 der Wiener Schlußacte von 1820 vorgesehene Austrägalverfahren die besondere Anerkennung ausgezeichneter Rechtsgelehrter erworben. Als zu Anfang des Jahres 1843 Blittersdorff in Folge seiner stets mehr übergreifenden Herrschsucht sich dem Lande und seinen Collegen im Ministerium gegenüber nicht länger zu halten vermochte, wurde Dusch an dessen Stelle als Minister des Großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten nach Karlsruhe berufen, als welcher er auch

an die Spitze der Verwaltung der Verkehrsanstalten zu treten hatte. In dem vom Großherzoge und von allen Mitgliedern des Großherzoglichen Hauses ihm stets bewiesenen ehrenvollen Vertrauen und in den Ergebnissen der vorhin genannten Verwaltung, sowie auch in den mannigfachen Erfolgen des von ihm mit den Regierungen des Auslandes zur Förderung badischer Interessen zu pflegenden Verkehrs fand er während seiner Amtsführung als Minister eine Befriedigung, die ihm hinsichtlich der Bundesverhältnisse leider versagt blieb. Von seinem Aufenthalte in Frankfurt her mit jenen Verhältnissen, die ihm dort schon so viele Mühe und Sorge verursacht hatten, auf das Genaueste bekannt, lag ihm in Karlsruhe von 1843–1847 die peinliche Aufgabe ob, die Bundeseinrichtungen, den Angriffen in der zweiten Kammer der Stände gegenüber, als zu Recht bestehend vertreten zu müssen, während doch seine Namens der Regierung mit Eifer und auf allen zulässigen Wegen fortgesetzten Bemühungen, die als unumgänglich nothwendig erkannten Reformen herbeizuführen, ohne Erfolg blieben. Auch Uebergriffen, zu denen, besonders Baden gegenüber, die Mehrheit im Bunde nur zu sehr geneigt war, hatte er in jenem Zeitraume mehrfach zu begegnen. So namentlich in einem Falle, in welchem im Jahre 1846 der Versuch gemacht wurde, standesherrliche Reclamationen — es handelte sich um weitgehende Forderungen des fürstlichen Gesammthauses Löwenstein — mit unzweifelhafter Ueberschreitung der Competenz des Bundes vor dessen Forum zu ziehen. Ueber die im Gefühle des Rechts wurzelnde Sicherheit und Energie, mit welcher Dusch hier die Rechte und Interessen des badischen Staates zu wahren gewußt und schließlich dieses Ziel auch vollständig erreicht hat, gerieth man im Cabinette des Fürsten Metternich und auch in Berlin zuerst in ziemliche Aufregung, fand es aber dann doch gerathen, einzulenken, zu welchem Zwecke der Bundespräsidial-Gesandte Graf von Münch-Bellinghausen im Sommer 1847 mit sonst ungewohntem Entgegenkommen persönlich nach Karlsruhe sich zu begeben veranlaßt war. Mit seinem Collegen Bekk seit dessen Eintritt in das Ministerium (1846) auf das Engste verbunden und mit diesem von dem Vertrauen der Mehrheit in den Kammern getragen, war Dusch einer der wenigen Minister, welche in Deutschland nach den Ereignissen des März 1848 im Amte bleiben konnten. Durch Benützung seiner weit ausgedehnten persönlichen Verbindungen und durch oft wiederholte eigene Betheiligung an den Verhandlungen der Regierungsbevollmächtigten in Frankfurt war er sodann eifrig bemüht, die Politik der alsbald die Lage richtig auffassenden und auf das Entschiedenste in die Bahnen der bundesstaatlichen Richtung einlenkenden badischen Regierung nachdrücklich zur Geltung zu bringen. So hat er namentlich die im Januar 1849 der provisorischen Centralgewalt gegenüber abgegebene Erklärung veranlaßt, nach deren Inhalt der Großherzog, in der Ueberzeugung, daß nur ein einiges, mächtig geführtes und zusammen gehaltenes Deutschland den Bedürfnissen der Nation und den Forderungen der Zeit genügen könne, es ausdrücklich ausspricht, er werde keinen Anstand nehmen, wenn ein einziges und selbst ein erbliches Oberhaupt an die Spitze des deutschen Bundesstaates gestellt werden sollte, sich demselben nach den Verfassungsbestimmungen, wie sie endgültig zu Stande kommen werden, unterzuordnen — eine Erklärung, welche bekanntlich damals für die Haltung der kleineren Deutschen Staaten entscheidend geworden ist. Nachdem die deutsche Bewegung gescheitert und damit im Zusammenhange der Maiaufstand in Baden erfolgt war, trat das badische Ministerium in seiner Gesammtheit zurück. Zum Schlusse der vorstehenden, das Wirken Dusch's als badischer Miniſte bezeichnenden kurzen Darstellung mögen hier noch die Worte wiederholt werden, mit denen sich Ludwig Häußer über ihn in einem im Jahre 1851 in der damals in Leipzig

erscheinenden Zeitschrift „Germania" veröffentlichten, die deutschen Märzministerien schildernden Aufsatze ausspricht. Häußer sagt dort: „Das Aeußere behielt bei dem im Jahre 1846 erfolgten Eintritte Bekk's in das badische Ministerium Herr von Dusch, ein Mann von aufrichtiger constitutioneller und patriotischer Gesinnung, die in ernsten Tagen die schwierige Probe bestanden hat. Diesem feinen und vielseitig gebildeten, in Wort und Schrift gewiegten Staatsmanne gebührt ein wesentlicher Antheil an der Politik, die nachher in den Verfassungskämpfen der Jahre 1848/49 Baden an der Spitze der kleinen Staaten tonangebend einschlug; es ist ihm dafür in jenen Tagen der Parteileidenschaft nur eine spärliche Anerkennung geworden, wohl aber hat er später, als der Umschwung erfolgte, das ganze Maaß des Hasses der Gegner unbeschränkt empfinden müssen". Während des Landtages 1850/51 war Dusch, von der Stadt Heidelberg gewählt, Mitglied der zweiten Kammer der Ständeversammlung, an deren Verhandlungen er sich vielfach betheiligte, so u. A. als Berichterstatter der Commission für die auf die Thronrede zu erlassende Adresse, welche nach seinem Entwurfe einstimmig angenommen wurde. Von der zweiten Kammer 1850 ins Staatenhaus nach Erfurt entsendet, wo er mit manchen seiner alten Freunde aus Norddeutschland zusammenwirkte, nahm er an den dortigen Verhandlungen in demselben Sinne einer bundesstaatlichen Politik Antheil, wie sie seine Thätigkeit als Minister bestimmt hatte. Als auch jener letzte Versuch der Gründung einer bundesstaatlichen Verfassung für Deutschland mißlungen war, zog sich Dusch 1851 in das Privatleben zurück und nahm seinen Wohnsitz in Heidelberg. Dort gewährte ihm der Verkehr mit Männern der Wissenschaft, so namentlich mit Ludwig Häußer und mit gleichgesinnten Freunden, sowie fortwährende Beschäftigung mit den Meisterwerken der Dichtkunst und der Musik eine Befriedigung, welche damals auf dem Gebiete der Politik nicht zu finden war. Uebrigens verfolgte er mit der lebhaftesten Theilnahme alle Erscheinungen im Staatsleben, so insbesondere den Verlauf der zwischen Staat und Kirche ausbrechenden Conflicte. Zeugnisse für diese Theilnahme sind, neben einer ausgebreiteten Correspondenz und in Zeitungen zerstreuten Aufsätzen, einige von Dusch veröffentlichte Druckschriften, in welchen sich die Summe der Erfahrungen seines früheren Lebens und Wirkens gezogen findet. Die erste jener Schriften erschien 1852 unter dem Titel „Zur Pathologie der Revolutionen" und polemisirt im Anschlusse an seines Freundes Bekk größere bezügliche Arbeit gegen Heinrich von Andlaw's Schriften über die Bewegung und den Umsturz in Baden. Die zweite, 1854, unter der Ueberschrift „Das Reich Gottes und Staat und Kirche" erschienen, wendet sich gegen die kurz zuvor von Hirscher veröffentlichte Schrift „Zur Orientirung über den Kirchenstreit". In den beiden genannten Schriften hat Dusch inmitten der ungesunden reactionairen Strömung jener Tage politische Grundsätze dargelegt und näher entwickelt, welche durch die Ereignisse der beiden seit deren Veröffentlichung verflossenen Jahrzehnte eine glänzende Rechtfertigung gefunden haben. Auch ist sein fortgesetztes Wirken sicher nicht ohne Einfluß auf die Wendung zum Guten geblieben, welche die Dinge in Baden mit dem Jahre 1860 beginnend, unter Beseitigung des mit dem päpstlichen Stuhle im vorhergehenden Jahre zum Abschlusse gebrachten Concordates, genommen haben. In der Stille des hohen Alters, nachdem er am 19. Mai 1858 seine treue Lebensgefährtin durch den Tod verloren und seine Freunde und Zeitgenossen Einen nach dem Andern hatte scheiden sehen müssen, war es dann dem einsam Ueberlebenden noch vergönnt, sich mit ungeschwächter Kraft des Geistes und mit der Wärme eines jung gebliebenen Herzens der Einigung der Nation unter Kaiser und Reich und damit der Sicherstellung des Erreichens der

politischen Ziele zu erfreuen, welche er längst als die richtigen erkannt und erstrebt hatte.

*

René Dutfoy,

geboren im Jahre 1812 zu St. Denis, studirte in Paris Chemie und fand alsdann als Chemiker eine Stellung in einer Kattunfabrik bei Moskau. Nachdem er sich selbständig etablirt hatte, wurde seine Fabrik durch einen Brand zerstört, worauf er sich, da ihm auch das Klima nicht zusagte, wieder nach Paris begab, von da aber bald nach Freiburg übersiedelte und dort mit Herren J. Rißler die Fabrik von Porzellanknöpfen gründete, die bald eine ganz außerordentliche Ausdehnung annahm, so daß eine Filiale zu Neuerthausen geschaffen werden mußte. René Dutfoy hat sich dadurch um die badische Industrie ein entschiedenes Verdienst erworben, das er noch durch die wahrhaft väterliche Fürsorge erhöhte, die er, im Verein mit Herren Rißler, den zahlreichen Arbeitern seines Etablissements zuwandte, für die er in seinen letzten Lebensjahren einen stattlichen Complex gesunder und hübscher Wohnungen erbauen ließ. Dutfoy starb am 8. October 1872.

W.

Johann Georg Duttlinger.

Unter den Mitgliedern des Gelehrtenstandes, welche an dem politischen Leben in Baden thätigen Antheil hatten, nimmt Duttlinger eine hervorragende Stellung ein, sowohl durch den Reichthum seiner Kenntnisse, als auch durch die Festigkeit seines Charakters. Er hat von dem ersten Landtage an allen Tagungen der Landesvertretung angehört und seine bedeutende Persönlichkeit konnte nicht verfehlen, ihm einen häufig entscheidenden Einfluß auf den Gang der Kammerverhandlungen zu sichern. Geboren zu Lembach bei Stühlingen auf dem Schwarzwald am 13. April 1788, besuchte er die Klosterschule in St. Blasien, machte seine philosophischen und juristischen Studien auf den Universitäten Freiburg und Heidelberg, hörte in Besançon theoretische Vorlesungen über den Code Napoléon und studirte dort während dreiviertel Jahren das französische Gerichtsverfahren. Nachdem er 1812 das Staatsexamen mit größter Auszeichnung bestanden hatte, trat er unter der Leitung eines hochverdienten Verwaltungsbeamten, des Geheimen Rathes Roth zu Emmendingen in die Praxis ein, um bald darauf zum Hofgerichtsadvokaten in Meersburg ernannt zu werden. Als im Jahre 1817 mehrere juristische Lehrstühle zu Freiburg erledigt wurden, bewarb sich Duttlinger um eine Professur an dieser Universität und trat sofort als Privatdocent an derselben lehrend auf. 1818 wurde ihm die außerordentliche Professur des deutschen Privat- und Wechselrechtes, sowie für die juristisch-praktischen Collegia übertragen und 1819 erfolgte seine Ernennung zum ordentlichen Professor. In demselben Jahre wurde er in die zweite Kammer gewählt und sein energischer Anschluß an die Opposition machte ihn der Regierung bald mißfällig. Als die Universitätsbehörden beantragten, seine spärliche Anfangsbesoldung von 800 Gulden zu erhöhen, lehnte das Ministerium ab, diesen Antrag dem Großherzog zur Genehmigung vorzuschlagen. Man verkürzte den tüchtigen Lehrer in seinen amtlichen Bezügen, um ihn für die Haltung zu bestrafen, die er außerhalb seines amtlichen Wirkungskreises beobachtet hatte; ja die Gehässigkeit ging so weit, daß man den Unbemittelten zwang, einen Vorschuß, den ihm die Universitätskasse, in sicherer Erwartung der Genehmigung jenes Antrags, ausbezahlt hatte, wieder zu ersetzen. Es bedurfte eines Rufes nach Auswärts, um dieser unwürdigen Behandlung ein Ziel zu setzen. Duttlinger erhielt 1820, auf Veranlassung seines früheren Lehrers Martin, und auf den formellen Vorschlag des Senates der freien

Stadt Frankfurt, den Ruf als Rath an das Oberappellationsgericht der freien Städte zu Lübeck, mit welchem eine Besoldung von beinahe 5000 Gulden verbunden war. Aber die Liebe Duttlinger's zu dem akademischen Berufe und zu seinem Geburtslande war so groß, daß er den Ruf ausschlug, als die Regierung sich bereit erklärte, seine Besoldnng auf 1800 Gulden zu erhöhen. Es scheint, als ob die Regierung überhaupt erst in Folge dieser ihm von Auswärts zu Theil gewordenen Anerkennung seinen wahren Werth erkannt hätte. 1821 berief sie ihn zum Mitgliede der Commission, welche zur Ordnung der Rechtsverhältnisse der Standes- und Grundherren niedergesetzt wurde, 1826 wurde er Mitglied der Gesetzgebungscommission, 1830 wurde ihm auf den Antrag des Vorstandes dieser Commission, des Geheimen Rathes Nebenius, die Redaction der Unter-Gerichtsordnung, einschließlich der Vollstreckungs-Ordnung, übertragen. Als der Entwurf der Civilproceßordnung beendigt war, wurde er, in ausdrücklicher Anerkennung seiner Verdienste um dieses Werk, zum Geheimen Rath ernannt. Ebenso war er an den Arbeiten dieser Commission für den Entwurf einer Strafproceßordnung und eines Strafgesetzbuches in den Jahren 1833—1839 betheiligt. Neben seiner gesetzgeberischen und landständischen Thätigkeit war er als akademischer Lehrer mit regstem Eifer thätig, sofort auch bei Einführung des neuen Civilprocesses bereit, denselben in einer besonderen Vorlesung seinen Zuhörern zu erläutern, unter denen sich neben den Studenten eine größere Anzahl von Männern aus dem Beamtenstande befand. Als er älter wurde, ward ihm das akademische Lehramt, zumal in der Verbindung mit seiner politischen Wirksamkeit, mehr zur Bürde als zur Freude. Er wünschte im Jahre 1840 Präsident des Hofgerichts zu Freiburg oder zu Rastatt zu werden, drang aber mit diesem Wunsche nicht durch und lehnte hierauf seinerseits die ihm angebotene Stelle eines Hofgerichtsdirectors ab. Die Erörterungen, welche mit dieser Angelegenheit verbunden waren und wohl auch das collegiale Verhältniß an der Universität nicht unberührt ließen, verbitterten ihn und gaben ihm sogar den Anlaß, seine Enthebung von der ordentlichen Professur nachzusuchen und die Absicht auszusprechen, fortan nur noch als Extraordinarius der Universität anzugehören. Dagegen war es ihm eine ehrende Genugthuung, daß ihn, der 1819 als Secretair, seit 1822 (nur mit Ausnahme des Landtags von 1825) als Vicepräsident dem Büreau der Kammer angehört hatte, die Abgeordneten des Landtags von 1841 zum Präsidenten wählten und der Großherzog diese Wahl bestätigte. Er sollte sich der neuen Würde nicht lange erfreuen. Noch während dieses Landtags überfiel ihn ein Kopfleiden, das ihn im Juli nöthigte, sich von den Geschäften zurückzuziehen. Nachdem er vergebens in dem Hause seiner jung verheiratheten Tochter zu Emmendingen Genesung gesucht hatte, kehrte er nach Freiburg zurück, wo er seinem Leiden — einer Gehirnerweichung — am 24. August 1841 erlag. Als akademischer Lehrer war Duttlinger weniger durch tiefe Gelehrsamkeit als durch einen durchdringenden Verstand und eine vortreffliche Lehrgabe ausgezeichnet. Seine Vorträge durch Uebersichtlichkeit und Klarheit auch dem Schwächeren verständlich, gingen häufig in Conversatorien und Examinatorien über, weil es Duttlinger ein Bedürfniß war, sich zu überzeugen, ob seinen Zuhörern die vorgetragene Materie vollkommen klar geworden sei und durch eine Discussion ihren Antheil an der Sache zu erhöhen und ihr Verständniß zu befestigen. Als Schriftsteller hat er wenig producirt, meist nur Aufsätze in dem von ihm in Verbindung mit von Weiler und von Kettenacker herausgegebenen „Archiv für die Rechtspflege und Gesetzgebung in Baden". Von ihnen gelten aber jene über den Indicienbeweis in Strafsachen und über das qualificirte Geständniß in Civilsachen als ausgezeichnete Arbeiten. Ueber

seine Thätigkeit in der Gesetzgebungscommission wird berichtet, daß er zwar nie selbst ein Gesetz entwarf, wohl aber die vorgelegten Entwürfe nach stattgehabter Discussion in der Commission stückweise völlig umarbeitete. War eine Sache besprochen, so faßte er dieselbe nach allen ihren Seiten und ihrem ganzen Zusammenhange scharf und vollständig auf, so daß er jetzt in der Lage war, die Begriffe zu sondern und in eine logische Ordnung zu bringen. Dabei hatte er eine ganz seltene Fähigkeit, die Begriffe in eine scharfe und präcise Fassung zu bringen; da war kein Wort zu viel und keines zu wenig; alle Worte in Bezug auf ihre Bedeutung und auf ihren Zusammenhang wie auf der Goldwage abgewogen. Darin hatte Duttlinger ein unvergleichliches Talent. Bei allen Arbeiten der Gesetzgebungscommission hatte er daher, wenn alles berathen, revidirt und wiederholt berathen war, noch die Schlußredaction zu übernehmen. In der Kammer war er ebenso ausgezeichnet durch die Klarheit und juristische Schärfe seiner Beredsamkeit, wie durch sein praktisches Talent, seinen wahrhaft staatsmännischen Blick und seine genaue Kenntniß sowohl der Gesetze, als auch der bestehenden Einrichtungen und aller Verhältnisse des öffentlichen Lebens. Von den durch ihn eingebrachten Motionen mögen hervorgehoben werden die auf Verminderung des Salzpreises durch Herabsetzung der Salzsteuer, auf Aufhebung der Verbeistandung der Frauen, auf Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in Rechtssachen und auf Vervollständigung der Gesetzgebung über Verantwortlichkeit der Minister; von den durch ihn erstatteten Berichten jene über den Gesetzentwurf wegen Uebernahme der Bezirksschulden, über Welckers Motion auf Gestattung vollkommener Preßfreiheit und über den Entwurf des Preß- und jenen des Expropriationsgesetzes. Großes Aufsehen erregte gleich in der ersten Landtagssession seine Rede über die Selbständigkeit der katholischen Landeskirche, in welcher er die Eingriffe des päpstlichen Stuhles in die Rechte des Landesherren mit größter Entschiedenheit zurückwies. Er galt in der Kammer als das lebendige Buch der Verfassung und der Geschäftsordnung, als deren eigenthümlicher Halt er erschien, noch ehe er Präsident war. Mit unerschütterlicher Charakterfestigkeit trat er gegen die Verfassungsänderungen auf, welche dem Landtage des Jahres 1825 die Regierung vorschlug (Integralerneuerung alle 6 Jahre und ein dreijähriges Auflagengesetz) und zwar ohne Zweifel weniger aus materiellen Bedenken, als weil seinem festen Rechtssinn die Antastung der noch so jungen Verfassungsurkunde durchaus unzulässig erschien. Er blieb mit zwei Collegen in der Minderheit, aber er hatte die Genugthuung, daß eine der ersten Handlungen des neuen Regenten (1831) die Wiederherstellung der damals beseitigten Verfassungsbestimmungen war. In der Politik entschieden liberal und dem Fortschritte auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens huldigend, bewahrte ihn sein eminent praktischer Sinn vo allem einseitigen Doctrinarismus und dadurch auch vor jeder Neigung zu principieller Opposition. So wollte Duttlinger die Frage, ob der Regierung ein Recht zukomme, einem zum Deputirten gewählten Staatsbeamten den Urlaub zu verweigern, nicht unbedingt verneint wissen, indem er namentlich an den Fall erinnerte, daß während des Krieges ein im Felde commandirender General zum Deputirten erwählt werde. Als in Folge der Abänderung des Preßgesetzes Rotteck den Antrag stellte, eine Commission zu ernennen, welche den Zustand des Vaterlandes in Erwägung ziehen und hiernach die geeigneten Anträge an die Kammer gelangen lassen solle, trug Duttlinger auf Tagesordnung an, indem er zwar zugab, daß in den öffentlichen Verhältnissen Deutschlands nicht Weniges zu wünschen übrig sei, zugleich aber die Uebertreibungen des Antragstellers hervorhob. Ebenso trennte er sich auf dem Landtag von 1835 von seinen politischen Freunden,

als er bei den Verhandlungen über den Anschluß Badens an den Zollverein zur Majorität gehörte, die für den Anschluß stimmte. Dadurch verdarb er es allerdings mit den Parteimännern, über deren Argwohn und Unverstand er oft klagte. Man machte ihm zum Vorwurf, daß er sich der Regierung zu vertrauensvoll hingebe, daß er von seinen alten Anschauungen und Gesinnungen abgefallen sei. Es ist characteristisch, daß sich in seinem Handexemplar der Geschäftsordnung, wohl als beste Antwort auf solche Angriffe, die wesentlichsten Sätze aus einer Rede Sir Robert Peels, die dieser gegenüber ähnlichen Unterstellungen am 4. Februar 1830 im Unterhause hielt, eingetragen finden. Sie gipfeln in den Worten: „Mein Grundsatz war stets festzuhalten an dem, was ich einmal erfaßt hatte, so lange ich sah, daß es zum öffentlichen Besten führe, in dem Augenblicke aber, wo ich sah, daß es aufhört, die Interessen des Landes zu fördern, es aufzugeben.“ Daß die Mehrheit der Kammer diese seine Anschauung billigte, bewies sie durch seine Wahl zum Präsidenten nach Mittermaier's Rücktritt. Zum Präsidenten war er wie geboren. Sein Takt, seine Geistesgegenwart in Handhabung der Ordnung und in Leitung der Discussion und seine scharfe und bündige Fragestellung zeichneten ihn auf dem Präsidentenstuhle besonders aus. Im Privatleben war er wohlwollend und gefällig gegen Jedermann, in der Gesellschaft heiter, reich an Witz und unerschöpflich in Erzählung von Anekdoten. Ein seltenes Gedächtniß gestattete ihm, was er gesehen, gehört, gelesen, bis in die kleinsten Einzelheiten wieder zu erzählen. Allen den Kreisen und Körperschaften, in denen er sich bewegte, war sein Tod ein schwer zu ersetzender Verlust. Mit der verwittweten Frau v. Schallberg, geb. Wetzel seit 1816 vermählt, war er Vater einer an den späteren Oberhofgerichtsrath Sell vermählten Tochter. Die Geburt des ersten Enkels hat er nicht mehr erlebt. Ihn beweinte außer seinen Kindern und Freunden die alte Mutter in seinem stillen Geburtsdorfe. (Vgl. Allgem Ztg. 1841. No. 278, Beil. Conversationslexikon der Gegenwart, 1, 1093, Gedächtnißrede auf Duttlinger, von Buß, 1843. Jäger, Liter. Freiburg 1839. S. 35.) W.

Robert Eberle.

Unter den Künstlern, welche in der modernen Münchener Schule der Thiermalerei zuerst jene Richtung bahnten, welche sie im Ganzen und Großen bis heute behalten hat, und die zunächst an Berchem, Paul Potter und Van der Velde's idyllische Auffassung anknüpft, nimmt, neben Fr. Bolz, Robert Eberle wohl eine der ersten Stellen ein. Er war ein geborner Maler, eine jener Naturen, die ihre Bestimmung mit voller Sicherheit in sich tragen. — Zu Meersburg am Bodensee, wo der Vater als Kaufmann lebte, am 22. Juli 1815 geboren, nahm der in allem Uebrigen anscheinend wenig begabte Knabe wohl auch dort in der schönen Natur die ersten Eindrücke auf, die seine Richtung zu und in der Kunst bestimmten. Bei einer Uebersiedelung nach Konstanz, welche die in Folge von Unglücksfällen verarmten Eltern um das Jahr 1826 vornahmen, entschied sich beim Anblick der dortigen Wessenberg-Galerie und durch den Umgang mit andern der Kunst sich widmenden Altersgenossen, so dem nachherigen Genremaler R. S. Zimmermann, Josef Moosbrugger, Fr. Pecht, die Neigung des Knaben sofort sehr schnell und mit erstaunlicher Sicherheit. Schon seine frühesten kindischen Zeichnungen beschäftigten sich vorzugsweise mit der Schilderung der Thiere, er selber pflegte mit derbem Humor zu sagen, auch die Menschen geriethen ihm immer zu Ochsen und Schafsköpfen. Je weniger er im gewöhnlichen Schulunterricht leistete, um so auffallender trat alsbald fast ohne allen Unterricht die künstlerische Begabung hervor, der kerngesunde frische Junge

schweifte beständig in Wald und Feld herum und brachte statt der Schulhefte reichgefüllte Skizzenbücher heim. Ohne alle Mittel, mußte er sich dieselben erst durch Lithographiren von Veduten für die Pecht'sche Kunsthandlung verdienen, bei denen er indeß überall seinen Blick für's Malerische zeigte und sie mit Thierstaffage aufs Anmuthigste zu beleben wußte. Auch in Oelmalerei versuchte er sich und eine Landschaft, die er ohne alle Unterweisung in dieser Technik ausführte, zeigte so viel Originalität, daß sie ihm ein Stipendium eintrug. — Mit diesem kam er 1832 zum ersten Male nach München, wo er zwar zunächst die Akademie besuchte, sich aber alsbald ohne jedes Schwanken der landwirthschaftlichen Darstellung zuwandte, nachdem er erst nach Dujardin ein Schaafbild mit auffallendem technischen Geschick copirt hatte. 1833 malte er bereits eine jener Thieridyllen, Schaafe an einem See, die durch die feine Naturempfindung, wie durch ungewöhnlich freie, meisterhafte Behandlung entschiedenes Glück machte und vom Kunstverein angekauft ward. — Von da an ging er ohne jedes Schwanken mit jener an's Somnambüle streifenden Sicherheit des ächten Talents seinen Weg weiter, auf dem er sich ganz in der Art des Paul Potter und Van der Velde der Darstellung des Lebens der Hausthiere, besonders der Schaafe zuwandte. Von seinen Mitstrebenden Fr. Volz und Lotze unterschied er sich indeß bald durch das größere dramatische Leben, das er in die Darstellung der Thiere bringt. So erregte eine Heerde Schaafe, die in wilder Gebirgslandschaft sich vor einem Lämmergeier flüchtend in den Abgrund stürzt, großes Aufsehen. Seine Motive entnahm er überhaupt fast durchgängig dem Alpenleben, oder den so malerischen Dörfern der oberbaierischen Hochebene, deren Bevölkerung er denn auch mit vielem Geschick und kerngesundem Humor als Hirtenjungen und dralle Viehmägde, als dicke Pfarrer und magere Austräglers mit in den Kreis seiner Schilderung zieht. Aber das Vieh, vor allem die Schaafe und Rinder, die Ackergäule, Hunde und Hühner, seltener wilde Thiere bleiben immer die Hauptsache. Doch hat er auch Adler und Bären, Luchse und Füchse als Bedränger der frommen Rinder mit in die Darstellung verflochten. — Immer aber sucht er die Composition dramatisch zu beleben, ja er thut dies auch mit der Landschaft. Heraufsteigende Gewitter, heiße Mittagsschwüle, herbstliche Nebel, feine Regen sind Lieblingsmotive bei ihm. — Hatte er mit einer zur Zeit seines Auftretens noch seltenen Breite und Sicherheit des Vortrages angefangen, gelang ihm die Umbildung des rohen Stoffs zum Bilde mit auffallender Sicherheit, ist er durchweg fest und sicher in der Zeichnung, beobachtet er sehr richtig alle Eigenthümlichkeiten der Thiere, so hat sich auch keiner seiner Alters- und Strebungsgenossen im Ganzen so wenig in seinen Arbeiten verändert als er. Das Colorit, anfangs etwas braun und schwer, wird später kühler und grauer; ohne eigentlicher Colorist zu sein, ist er doch immer harmonisch und wenn auch bisweilen hart, doch nie bunt. Seine Werke sind außerordentlich zahlreich, die besten datiren aus den vierziger Jahren, wo der ebenso fleißige und sparsame als unermüdlich studierende Künstler sich seinen eigenen Heerd gegründet hatte. Eberle, der lediglich seiner Kunst leben wollte, wanderte, erschrocken über die Revolution von 1848 und um ihrem Lärm auszuweichen, sogar nach Nordamerika aus, von wo er indeß bald zurückkehrte. Von da an wird er etwas handwerksmäßiger, wenngleich im besten Sinne, wie denn auch sein schlicht ehrlicher und gerader Charakter niemals über eine gewisse handwerkliche Beschränkung hinauskam. Im Sommer 1859 war er nach seiner Gewohnheit zum Studium auf's Land bei Murnau hinausgezogen, und wurde dort durch einen unvorsichtigen Schuß leicht gestreift; die kleine Wunde nicht beachtend, zog er sich bei schlechtem Wetter eine Rose zu, die seinem Leben am 19. September rasch ein Ende machte. Allgemein beliebt und geachtet als Künstler wie als Mensch ob

seiner Häuslichkeit und Biederkeit, hinterließ er einen Sohn als Erben seines Talents, der sich als Genremaler bereits einen ehrenvollen Platz errungen. —

Fr. Pecht.

Johann Matthias Alexander Ecker

wurde am 26. Februar 1766 zu Tynhorszow oder Bischofteinitz in Böhmen als der Sohn bürgerlicher Eltern geboren. Nachdem er dieselben schon im zarten Alter verloren, wurde er in das Haus seiner Schwester, anfänglich in Teinitz, dann in Mies aufgenommen, in welchem ihm eine sehr sorgfältige Erziehung zu Theil wurde, und bezog nach genügender Vorbereitung das Gymnasium zu Prag. Die gründliche classische Bildung, die er sich hier erwarb, gab für alle seine späteren Studien eine treffliche Grundlage ab und die Liebe zu den alten Classikern blieb ihm das ganze Leben hindurch treu; stets begleitete ihn ein römischer oder griechischer Schriftsteller auf seinen zahlreichen Berufsreisen und noch wenige Tage vor seinem Tode schrieb er einem seiner Söhne, dem er zu seinem 13. Geburtstage eine Ausgabe ausgewählter Schauspiele des Plautus schenkte, die folgenden Worte in das Buch: „Möge mein lieber Sohn, auch wenn er das dritte und vierte Mal den 13. Geburtstag feiern wird, Lust und Vergnügen am Lesen alter Classiker finden und dabei seines Vaters, der noch in seinem 64. Jahre in ihnen Erholung von schweren Berufsgeschäften fand, gedenken." — 1780 bezog er die Universität Prag, um zuerst den philosophischen Cursus durchzumachen und dann den medicinischen Studien obzuliegen. Der vorzugsweise auf das Praktische gerichtete Geist der Zeit einerseits, sowie die kriegerischen Zeitläufte andrerseits brachten es mit sich, daß Ecker sogleich nach Vollendung der Universitätsstudien und vor Erlangung der Doctorwürde Dienste als Militairarzt nahm, und der eben eröffnete Feldzug gegen die Türken, welchen er anfangs als Unterarzt im Regiment Wenzel Colloredo und dann als Oberarzt im Regiment Preiß mitmachte, gab ihm volle Gelegenheit, seine chirurgische Ausbildung zu fördern. Nach vollendetem Feldzug benützte er seine Anwesenheit in Wien, um die von Kaiser Josef für die Ausbildung von Feldärzten errichtete Unterrichts-Anstalt, das „Josefinum" zu besuchen und wurde von dem Professor der Chirurgie an der genannten Anstalt, Hunczovsky zum Assistenten erwählt und von der Josefsakademie im Jahr 1790 unter die Zahl ihrer correspondirenden Mitglieder aufgenommen. Die Ueberzeugung, welche Ecker wohl schon während seines letzten Feldzuges erworben hatte, daß der Krieg die eigentliche Schule des Chirurgen, sowohl für seine wissenschaftlichen als moralischen Eigenschaften sei, eine Ueberzeugung, welcher er sein ganzes Leben hindurch und noch in seiner letzten Schrift: Animadversiones in locum Hippocratis *περὶ ιητροῦ*: *τὸν μὲν οὖν μέλλοντα χειρουργεῖν στρατεύεσθαι δεῖ.* (Wer Chirurg werden will, muß in den Krieg ziehen) Programm zum 50-jährigen Jubiläum des Professors Schmiderer. 1829), Ausdruck gab, trieb ihn alsbald wieder unter die Fahne, und im Jahre 1791 finden wir ihn abermals im Felddienste. In Gießen wurde er beauftragt, ein großes Feldlazareth zu errichten und der hierdurch veranlaßte längere Aufenthalt gab ihm, dem stets Lernbegierigen, erwünschte Gelegenheit, so weit es seine Zeit erlaubte, noch Vorlesungen zu besuchen und sowohl da als in Marburg Bekanntschaften mit Männern der Wissenschaft anzuknüpfen. Endlich im Frühjahr 1792 fand er Muße, sich in Wien der Doctorprüfung zu unterwerfen, die er mit Auszeichnung bestand. Schon im Juli desselben Jahres aber trat er wieder als Regimentsarzt beim Infanterie-Regiment Kaunitz ein, machte bei demselben die Feldzüge der folgenden Jahre mit, und es war nur eine natürliche Folge seiner auf diesem Gebiet gesammelten reichen Erfahrung, daß ihm nunmehr die Aufsicht

über die größten Feldspitäler und deren Bewegungen anvertraut wurde. Es ist gewiß ein Zeichen ernsten wissenschaftlichen Sinnes und seltener Arbeitskraft, daß Ecker trotz dieser aufreibenden praktischen Beschäftigung noch Zeit zu literarischen Arbeiten fand. Schon im Jahr 1791 erschien von ihm eine Schrift, die gleichmäßig Zeugniß von seiner classischen Bildung, wie von seiner praktischen Befähigung ablegt, unter dem Titel: Geist Hippokrat's (nach dem Lateinischen des Burnet aus dem griechischen Urterte 1791). Besonders aber war es die Lösung zweier von der Josefsakademie gestellten Preisfragen, durch welche er der wissenschaftlichen Welt bekannt wurde. Die eine, welche heutzutage noch als eine treffliche Arbeit gelten kann, (gekrönt 11. Februar 1791) handelt „von den Ursachen, welche eine geringe, durch scharfe oder stumpfe Werkzeuge verursachte Wunde gefährlich oder tödtlich machen können", die andere beschäftigt sich mit den Verbesserungen des Militairsanitätswesens. — Beides, sowohl die anerkannte Tüchtigkeit Ecker's als praktischer Chirurg, als seine wissenschaftliche Befähigung, lenkte den Blick auf ihn, als an der Universität Freiburg die chirurgische Lehrstelle erledigt wurde und im April 1797 erfolgte seine Ernennung zum Professor an dieser Anstalt. Von da an bis zu seinem am 5. August 1829 erfolgten Tode war seine Hauptthätigkeit dieser Hochschule gewidmet und sein Name eng mit den Schicksalen derselben verknüpft. — Die Aufgaben des akademischen Lehrers erfaßte er in der ernstesten Weise. Er strebte dahin, seinen Schülern die Wissenschaft im vollen Umfang ihrer gegenwärtigen Entwickelung darzustellen. Nichts blieb ihm fremd, was sie förderte und auch im vorgerückten Alter blieb er nicht hinter seiner Zeit zurück. Eine reiche Bibliothek, auf deren stete Vervollständigung er nicht geringe Summen verwendete, kam ihm hierbei sehr zu statten. Seine Lehrvorträge waren eben so gründlich als lebendig und er genoß bis zu seinem Lebensende den vollen Beifall seiner Zuhörer. Auch nach jeder anderen Richtung hin wirkte er im Interesse der Universität und es wurde dies auch von seinen Kollegen wohl erkannt; von 1811 an war er Mitglied und später Director der akademischen Commission (Wirthschaftsdeputation), welche die wirthschaftlichen Angelegenheiten zu besorgen hat, dreimal verwaltete er das Prorectorat und 1825 wie 1828 vertrat er die Universität in der ersten Kammer der Landstände. — Daneben ging eine ausgebreitete Wirksamkeit als Arzt, Wundarzt und Geburtshelfer einher, und gewiß ist es keine Uebertreibung, wenn sein früherer Schüler und späterer College Beck in der auf ihn gehaltenen Trauerrede behauptete, es fände sich kein Haus in Freiburg, in welchem Ecker während der 33 Jahre seiner Wirksamkeit nicht einmal Hülfe und Trost gespendet hätte. Das große Vertrauen, das er genoß, machte es ihm aber auch möglich, Vorurtheile zu überwinden und Neuerungen einzuführen, von deren Schwierigkeit man heutzutage kaum einen Begriff hat. Die Einführung der Kuhpockenimpfung in Freiburg ist ausschließlich sein Werk, für das er mit Wort, Schrift und That einstand. Noch einmal, im Jahr 1814, trat an ihn die Aufforderung heran, seine kriegsheilkundigen Erfahrungen zu verwerthen, indem ihm die Errichtung der Feldspitäler in Freiburg und Umgebung übertragen wurde, eine Thätigkeit, wofür ihn u. A. auch der russische Kaiser durch den Wladimir-Orden auszeichnete. Schon 1810 hatte ihm der Gemeindevorstand, in dankbarer Anerkennung seiner Verdienste um die Stadt, das Ehrenbürgerrecht verliehen. Daß mit der geschilderten ausgebreiteten Thätigkeit als Lehrer mehrerer (heute von vier Professoren vertretenen) Disciplinen, als Beamter, als Arzt, eine ausgebreitete literarische Thätigkeit kaum mehr verträglich war, ist wohl begreiflich. Mit wenigen Ausnahmen waren es meist nur dringende Tagesfragen, die ihn veranlaßten, die Feder zu ergreifen, oder — der Wunsch von den Mühen des Tages in dem Gebiete der Dichtung auszuruhen. Seine wichtigeren Schriften medi-

cinischen Inhalts, außer den oben schon erwähnten, sind: Ueber die Brown'sche Arzneilehre überhaupt und die Frankisch-Weikard'sche Vertheidigung derselben (1796). — Pinel, philosophische Nosographie oder Anwendung der analytischen Methode in der Arzneikunde, übersetzt und mit Anmerkungen versehen (1799) 2 Bde. — Ueber die Kuhpocken und deren Einimpfung, ein mehr als wahrscheinliches, leichtes und gefahrloses Mittel gegen die Kinderblattern (1801). — Beitrag zur Geschichte der Kuh- oder Schutzpockenimpfung im Breisgau (1802). — Eine Reihe belletristischer Aufsätze von der Hand des vielbeschäftigten Mannes findet sich in dem Taschenbuch Iris von J. G. Jacobi mit dem, sowie mit v. Ittner, Hug u. A. er in einem innigen Freundschaftsverkehr stand. — Es war ihm vergönnt, in voller Kraft aus der Welt zu gehen; in einer Facultäts-Sitzung am Abend des 5. August 1829 wurde er von einem Schlaganfalle betroffen, der seinem Leben sofort ein Ende machte. Seine Gattin, eine Tochter des späteren k. k. Protomedicus v. Mederer, folgte ihm im Jahre 1858 hochbetagt. Ich glaube, meine Schilderung, die vielleicht, weil von einem Sohne entworfen, zu parteiisch erscheinen könnte, wohl mit den Worten schließen zu dürfen, welche der treffliche Heinrich Schreiber im Namen der Hinterbliebenen ihm als Grabschrift gesetzt hat:

Mitten im Wirken erfaßt ihn der Tod, nie hat wohl die Jugend,
Der Hochschule auch Dich wärmer und reiner geliebt!
Vater dem Armen und an dem Lager des Kranken ein Retter,
Lehrer mit hellem Blick, Freund, auch in Stürmen erprobt.
Also ging er dahin, nur Wohlthun im Leben verbreitend,
Und im Grabe noch ist Segen sein Name für uns.

A. Ecker.

Ludwig Freiherr von Edelsheim.

Während der Regierung Karl Friedrich's ist eine Reihe ausgezeichneter Männer aus anderen deutschen Ländern in den badischen Staatsdienst getreten. Unter diesen ragen durch Begabung und Geschäftsgewandtheit die Brüder v. Edelsheim hervor. Der ältere, Wilhelm von Edelsheim war 1758 nach Baden gekommen, hatte bis 1762 die Stelle eines Hofraths bekleidet und war von 1767—1770 Gesandter in Wien, 1774 trat er in den Geheimen Rath ein und starb 1793. Er war ein Mann von feiner Weltbildung und großer Geschäftsgewandtheit, der früher schon, hauptsächlich in auswärtigen Geschäften eines besondern Vertrauens gewürdigt, nach v. Hahn's (1788 erfolgtem) Ableben auch im Innern den meisten Einfluß übte und sich bei den Vorzügen seines reichen Geistes und seiner edlen Denkweise der persönlichen Zuneigung Karl Friedrich's in hohem Grade erfreute. Sein jüngerer Bruder, Georg Ludwig von Edelsheim war 1784 aus preußischen in badische Dienste getreten und alsbald Mitglied des Geheimen Rathes geworden. Er vertrat Baden auf dem Rastatter Congresse, wurde 1807 Minister der auswärtigen Angelegenheiten und starb am 2. Dezember 1814. Von ihm wird gesagt, daß er „durch urbane Formen und die Humanität seiner Gesinnungen anzog und seine mannigfaltigen Verbindungen mit bedeutenden Männern in größeren Staaten zum Vortheil des Landes zu benutzen verstand". Er war besonders eng mit Karl August von Weimar befreundet (vgl. Nebenius, Karl Friedrich von Baden, herausgegeben von Weech, 1868, S. 203, 213 u. a.) Dessen Sohn war Wilhelm Freiherr von Edelsheim, der, mit einer Freiin v. Gemmingen-Hornberg vermählt und am 1. Oktober 1840 als wirklicher Geheimer Rath und Oberstkammerherr gestorben, Vater dreier Söhne war; von diesen ist Leopold Freiherr von Edelsheim-Gyulay k. k. General der Cavalerie und Wilhelm Freiherr von Edelsheim Oberhofmeister

J. K. H. der Großherzogin Luise von Baden. Ueber seinen dritten Sohn, Ludwig Freiherren von Edelsheim, handelt die nachstehende biographische Skizze. — Zu Karlsruhe am 24. Oktober 1823 geboren, erhielt er seine Schulbildung auf dem Lyceum seiner Vaterstadt und lag juristischen und staatswissenschaftlichen Studien auf den Universitäten Heidelberg und Berlin ob. Durch größere Reisen erweiterte er seinen Gesichtskreis und betrat die politische Laufbahn, als ihn im Jahre 1855 die hanauische Ritterschaft, welcher er als Mitbesitzer des Rittergutes Wachenbuchen angehörte, in die kurhessische erste Kammer wählte. In dieser Eigenschaft nahm er an den bekannten Verfassungskämpfen regen Antheil und trat, mehrfach in den Verfassungsausschuß der ersten Kammer auf diesem und späteren Landtagen berufen, mit Umsicht und Entschiedenheit für das schwer gekränkte Recht des Landes ein. Auch bei der Bearbeitung des Budgets und volkswirthschaftlicher Fragen erwarb er sich den Ruf tüchtiger Geschäftskenntniß und ausdauernder Arbeitskraft. So war es denn natürlich, daß er, als in seinem Geburtslande Baden, nach Beseitigung des Concordates, der Großherzog ein liberales Ministerium berief und jüngere Kräfte vielfach entbehrt und gesucht wurden, den Ruf erhielt, auch seinerseits der neuen Aera seine Dienste zu widmen. Der Präsident des Ministeriums der auswärtigen Angelegenheiten Freiherr Franz von Roggenbach, von Jugend auf mit ihm befreundet, hielt Edelsheim für eine besonders geeignete Persönlichkeit, um in jenen Tagen, da Baden, ein eifriger Vorkämpfer für die Idee einer förderativen Einigung Deutschlands unter Preußens Führung, die ausgesprochene Mißgunst der leitenden Kreise in Wien auf sich gezogen hatte, am österreichischen Hofe sein Heimathland zu vertreten und dort die badische Politik in dem Sinne zu interpretiren, in welchem Roggenbach sich die Lösung auf dem schwierigen Gebiete der deutschen Verfassungs- und Machtfrage dachte. Er sollte dort die Anschauung seiner Regierung zum Verständniß bringen, daß es im wohlverstandenen Interesse Deutschlands und Oesterreichs liege, daß zwar das staatsrechtliche Verhältniß Preußens und der Mehrheit der deutschen Staaten zu Oesterreich aufgelöst werde, sofort aber das von Oesterreich abgetrennte Deutschland, nachdem es sich, unter Erhaltung des Bundescharakters, neu constituirt habe, ein gutes Verhältniß und freundschaftliche Beziehungen zu dem Kaiserstaate anknüpfe. Eine solche Mission wurde in Oesterreich allerdings nicht mit Wohlwollen aufgenommen und obwohl Edelsheim durch die hochangesehene und einflußreiche Stellung seines Bruders an dem Hofe und in den Regierungskreisen von Wien eine nicht unwesentliche Förderung fand, so war sein Auftreten doch mit vielfachen persönlichen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verknüpft. Die durch den am 15. November 1863 erfolgten Tod des Königs Friedrich VII. von Dänemark in den Vordergrund der politischen Ereignisse getretene schleswig-holsteinische Frage wurde für Edelsheim Anlaß zu einer bedeutsamen Thätigkeit. Von den deutschen Mittelstaaten war Baden der einzige, welcher den Herzog von Augustenburg, ohne einen Bundesbeschluß abzuwarten, schnell und unumwunden anerkannte. Der Freiherr von Roggenbach erblickte in dieser Frage einen der wichtigsten Hebel, um die Reform des Bundes in wahrhaft föderativem Sinne durchzuführen. Edelsheim erhielt sofort den Auftrag, sich nach Gotha zum Herzog von Augustenburg zu begeben und demselben von Seite Badens Rath und Hülfe anzubieten. Unter seiner Mitwirkung wurden die zunächst zu thuenden Schritte und das einzuhaltende Programm festgestellt. Er blieb während des Dezembers in Gotha bei dem Herzog und dessen Räthen. Als der Herzog am 29. Dezember Gotha verließ, um sich in die Herzogthümer zu begeben und die Regierung über dieselben factisch anzutreten, begleitete er ihn bis Hamburg und kehrte erst von da nach

Karlsruhe zurück. Dann, nachdem die beiden deutschen Großmächte durch die bekannte Erklärung vom 14. Januar 1864 über den Bund hinweggegangen waren und einseitig in Schleswig vorgingen, um einen vom Bund abgelehnten Antrag auszuführen, erwog die badische Regierung, welche Mittel und welche politischen Verbindungen ihr blieben, um die Ziele zu erreichen, welche sie in den Herzogthümern verfolgte. Das Ergebniß dieser Erwägungen war, daß sie durch Edelsheim den Versuch machen ließ, ein selbständiges, von der Bundesmaschine unabhängiges Auftreten der Mittel- und Kleinstaaten, zunächst wenigstens für die schwebende Frage, mit Zusammenkünften der leitenden Minister und einem Parlament ad hoc in Scene zu setzen. Zu diesem Zwecke verweilte Edelsheim vom 19. Januar bis 3. Februar 1864 in München und Dresden, fand in Dresden vollständige Bereitwilligkeit, in München die dort zum Grundsatz gewordene Unentschiedenheit und Aengstlichkeit. Die Angelegenheit verlief im Sande und mußte so verlaufen bei dem fundamentalen Unterschiede in den Anschauungen der mittelstaatlichen Cabinette. Roggenbach wollte die Reform Deutschlands im Bunde mit Preußen, äußersten Falles selbst durch einen Krieg gegen Oesterreich, die anderen Mittelstaaten dachten nur an die Verkleinerung, ja an die Zertrümmerung Preußens. So erklärt es sich, daß Roggenbach später gegenüber den von anderer Seite versuchten Bestrebungen, ein vereinigtes mittelstaatliches Wirken in Scene zu setzen, sich sehr zurückhaltend verhielt, namentlich seit Graf Mensdorff nach dem Wiener Frieden an Graf Rechberg's Stelle die Leitung der auswärtigen Angelegenheiten in Oesterreich übernommen hatte. Mensdorff wollte unter Umständen das Bundesverhältniß reformiren und Preußen eine hervorragende Stellung in Deutschland gewähren, wenn es den Herzog von Augustenburg in den Herzogthümern einsetze und wenn die föderative Natur des Staatensystems Deutschlands erhalten bliebe, damit diese Staaten eine Art von Solidargarantie für die nicht feindselige Politik des den Bundesfesseln entkommenen Preußen gewährten. Den Gegnern Mensdorff's in der Staatskanzlei war umgekehrt die Erhaltung des Bundes, so wie er war, und die Stellung Oesterreichs im Bunde die Hauptsache; der Herzog von Augustenburg und die zukünftige föderative Reform Deutschlands lag ihnen wenig am Herzen. Edelsheim neigte mehr zu der letzteren Auffassung hin; ihm lag vor allem daran, daß Preußen keine gebietende Stellung einnehme. Darin irrten Roggenbach und Edelsheim, daß sie die Macht Preußens unterschätzten und es für möglich hielten, daß Machtlosigkeit, mit Machtlosigkeit verbündet, einen zu einer gewissen Machtentfaltung fähigen politischen Körper bilden könne. Roggenbach dachte ernstlich daran, daß im äußersten Falle die Mittelstaaten mit Preußen gegen Oesterreich Front machen sollten, um nach erlangtem Siege dem Sieger die Bedingungen der zukünftigen Gestaltung Deutschlands zu dictiren, und Edelsheim hielt Baden im vollen Ernste für einen gefährlichen Gegner der preußischen Vergrößerungspolitik. Bald nach dem Abschlusse des Gasteiner Vertrages, am 19. Oktober 1865, trat Edelsheim als Staatsminister an Roggenbach's Stelle in das badische Ministerium ein. Letzterer war auf seinem schon früher einigemale gewünschten Rücktritt hauptsächlich mit Rücksicht auf die inneren Landesverhältnisse bestanden. Der Zustand der Verwaltung erschien ihm nicht als befriedigend. Ein Idealist, wie er war, hatte er den Conflict nicht gescheut, als es galt, auf dem wichtigen Gebiete des Schulwesens den Forderungen des modernen Staates, zunächst durch ein Schulaufsichtsgesetz, zu genügen, allein die Art der Ausführung, welche einen Theil der katholischen Bevölkerung verletzte, fand nicht seinen Beifall, und in der daraus entstehenden Disharmonie sah er eine Gefahr für den Staat und ein Hinderniß für andere politische Pläne. Die Majorität in der zweiten Kammer endlich war weniger

geschlossen als zuvor, sie war in mehreren Fällen nicht mit dem Ministerium gegangen. Roggenbach glaubte das Ministerium und namentlich sich selbst nicht mehr genügend, nicht mehr durch ein unbedingtes Vertrauen gestützt. Den Grund von alle dem suchte er theils in persönlichen Verhältnissen, theils darin, daß dem Ministerium die nöthige Solidarität schon deßhalb fehle, weil ohne genügende Vorberathungen und Gesammtbeschlüsse, ohne genügende gegenseitige Controle, in wichtigen Fragen die einzelnen Minister zu häufig ihre eigenen Wege gingen. Edelsheim schien ihm ganz der Mann, den Grund dieses Uebels zu heben, seiner Persönlichkeit nach, dann weil er als neu eintretender Minister den mitwirkenden Persönlichkeiten freier gegenübertrete, endlich weil er seinen Eintritt von einigen für ein gedeihliches Verfassungsleben förderlichen Bedingungen abhängig machen könne, auf welche namentlich auch seine Collegen schon deßhalb eingehen würden, weil er nicht nur dem Großherzog genehm, sondern weil man auch ganz auf ihn angewiesen sei. Da nun das Ministerium Stabel, vom Großherzog zu einem Vorschlag aufgefordert, sich für Edelsheim aussprach, so folgte dieser dem an ihn ergangenen Rufe, indem er zunächst seine sachlichen Bedingungen und sein, allseitig angenommenes, Programm feststellte. Dieses Programm sprach sich entschieden gegen jeden Scheinconstitutionalismus und für die reale Sicherstellung des constitutionellen Systems aus. Daher Solidarität im Ministerium und alle die Einrichtungen, wodurch sie begründet wird, Nothwendigkeit der Uebereinstimmung eines solchen solidarischen Ministeriums in den Hauptregierungsgedanken mit der in ihrer Competenz nicht zu beengenden Landesvertretung, aber keine Einmischung der letzteren in das Detail der Verwaltung, Führung der liberalen Kammerpartei durch das Ministerium, welches sich zu ihrem Mittelpunkte zu machen habe. Ferner liberaler Ausbau der ganzen Gesetzgebung mit möglichster Heranziehung der Staatskörper zu selbständiger Thätigkeit und entsprechender Beschränkung des Wirkungskreises der Bureaukratie. Im Verhältniß zur Kirche, wenn es nöthig, Entschiedenheit gegen die Curie, jedenfalls feste Durchführung der erlassenen Gesetze; aber Vermeidung jedes schroffen, provocirenden Auftretens und Anordnung sonstiger zur Beruhigung der katholischen Bevölkerung geeigneter Maßregeln, ohne Abirrung von Wort oder Geist der Gesetze; fester gehandhabte Disciplin gegenüber den Beamten. In Betreff der auswärtigen Angelegenheiten sprach sich das Programm Edelsheim's für die Aufrechthaltung der bisher von Baden verfolgten nationalen Ziele und möglichste Pflege der handelspolitischen Interessen aus. Es richtete sich gegen die preußische Vergrößerungspolitik, in welcher es die Gefahr der Mainlinie erblickte und wünschte Ermuthigung und Stützung Oesterreichs in dem Widerstand gegen die preußischen Vergrößerungspläne. Edelsheim lebte in dem Wahne, daß Oesterreich fähig und willig sei, seine Kraft für die nationale und föderative Neugestaltung Deutschlands einzusetzen. Doch hatte er lange genug in Wien gelebt, um, im Hinblick auf die inneren Zustände Oesterreichs, an einem Erfolg der österreichischen Politik ernsthaft zu zweifeln. Dagegen gab er sich auch jetzt noch der Täuschung hin, daß ein festes Zusammengehen der Staaten der dritten Gruppe auf nationaler Grundlage und zwar durch das Medium des Bundes möglich sei und in der That gegen die Annerionspolitik schützen werde. Die Macht und Stärke des preußischen Staates und die assimilirende Kraft, welche in Preußen aus den verschiedenen Provinzen ein gemeinsames Vaterland für alle Staatsangehörigen geschaffen hatte, unterschätzte er; sonst hätte er nie, wie er es that, ernstlich daran glauben können, daß die katholische Bevölkerung Preußens durch eine Erhebung im Innern und durch Weigerung der Landwehrleute in's Feld zu ziehen, zu einer Bundesgenossin Oesterreichs werden

würde. — Sein Amt trat Edelsheim factisch erst am Schlusse des Jahres 1865 an; denn gleich nach seiner Ernennung zum Staatsminister ging er nochmals nach Dresden und Wien, um seine Abberufungsschreiben zu übergeben nnd Privatangelegenheiten zu ordnen. Auf der Rückreise von Wien verweilte er in München und Stuttgart, um an diesen Stellen die Fäden für ein gedeihliches Zusammenwirken zurecht zu legen. Aber die Politik Badens war bisher in der That so aufrichtig und ehrlich national gewesen, daß die Pfordten und Varnbüler jetzt, da der badische Minister sich alle Mühe gab, wenn auch unter ngtionaler Flagge, mit ihnen nähere Fühlung zu suchen, mißtrauisch und zurückhaltend blieben. Als er in Karlsruhe ankam, stand man schon fast am Vorabend der gewaltsamen Ereignisse des Jahres 1866. Die öffentliche Meinung in Baden war, wie überall, leidenschaftlich erregt; die große Masse des Volkes, von dunkeln Gefühlsregungen beherrscht, theilweise von klerikalen Einflüssen bearbeitet, war mit ihren Sympathieen auf der Seite Oesterreichs, ein kleiner Kreis politisch gebildeter Männer, etwas zahlreicher in der Residenz, durch einzelne Persönlichkeiten aber selbst in den kleinsten Städten vertreten, hielt treu an der nationalen Sache fest und glaubte, da ja an eine active Theilnahme Badens an einem etwaigen Kriege auf der Seite Preußens nicht zu denken war, den Versuch machen zu sollen, auf eine bewaffnete Neutralität der süddeutschen Staaten, eventuell Badens allein, hinzuarbeiten. Die letztere durchzuführen war freilich nur möglich, wenn man sich zu ganz energischen Maßregeln gegen etwaige Renitenz in der Bevölkerung und selbst in der Armee entschloß, wozu Edelsheim, wenn er diese Anschauung zur seinigen gemacht hätte, wohl der rechte Mann gewesen wäre, zu denen sich aber die milde Gesinnung des Großherzogs kaum entschlossen haben würde. Indeß, eine Entscheidung mußte getroffen, vorerst wenigstens vorbereitet werden, und Edelsheim kam es zunächst darauf an, in der Volksvertretung für seine Ideen und Pläne Zustimmung zu finden. Im Ministerium fand er an Mathy einen entschiedenen Gegner, der mit seiner gewohnten Klarheit hinter den Theorieen von Bundesrecht eitel Parteinahme für Oesterreich erblickte, überhaupt nur im Ministerium blieb, um in dieser schweren Zeit dem Großherzog so lang als möglich als treuer Berather und Freund an der Seite zu stehen (s. d. Art. Mathy). Lamey war als entschiedener Liberaler ein ausgesprochener Gegner der Männer, welche in Preußen in dem Conflict mit der Volksvertretung rücksichtslos der öffentlichen Meinung die Stirne boten, er schreckte vor dem Bürgerkriege zurück, glaubte aber wohl lange Zeit nicht daran, daß es so weit kommen würde, und seine weiche Natur und der Mangel genauer Informationen auf dem Gebiete der auswärtigen Politik machte ihn wohl der Ueberredungsgabe Edelsheim's zugänglicher, als es sonst seinem scharfen Verstand entsprochen hätte. Als aber erst Lamey in's Schwanken kam, hatte Edelsheim bei der Mehrheit der zweiten Kammer gewonnenes Spiel. Bei den einen bedurfte es gar keiner Ueberredung, sie in's österreichische Lager herüberzuführen, dem sie eigentlich stets angehört hatten, bei anderen gelang ihm dies, indem er auf ihre doctrinairen Velleitäten, auf die Schwäche Einzelner, als die wahren und einflußreichen Staatsmänner zu gelten, speculirte und ihnen die Theorieen, die er sich, von der Gewißheit der österreichischen Siege zuletzt selbst überzeugt, gebildet hatte, mit der ihm eigenen Bestimmtheit und Ueberredungskunst bis zur Evidenz als die richtigen nachwies. Im Anfang war wohl auch Edelsheim dem Bürgerkriege abhold und noch bei den Conferenzen der Mittel- und Kleinstaaten zu Bamberg am 13. und 14. Mai stimmte er, seinen Instructionen treu, dem baierischen Antrage, für alle Fälle, auch wenn die in Aussicht genommene Vermittlung fehlschlage, auch ohne Bundesbeschluß zu

rüsten, nicht bei, sondern beantragte, dem fraglichen Zusammengehen den Ausdruck einer bewaffneten Neutralität zu geben, nahm auch, als dieser Antrag, als dem Bundesrecht nicht entsprechend, abgelehnt wurde, den baierischen Vorschlag nur ad referendum. In den Privatbesprechungen mit den anderen dort anwesenden Ministern aber wurde schon die Vollendung der Kriegsbereitschaft der Sachsen in vierzehn Tagen, die Stellung des siebenten und achten Armeecorps unter baierischen Oberbefehl u. a. in Aussicht genommen. In den badischen Kammern waren noch immer besonnene und wahrhaft nationalgesinnte Männer einflußreich, welche den Edelsheim'schen Tendenzen Widerpart hielten. Bei der Verwilligung eines Credits für die Vorbereitung zur Mobilmachung, ebenso wie bei einer zur Zeit der Bamberger Conferenzen an die Regierung gerichteten Interpellation, wiesen die Referenten in der Motivirung noch auf die Neutralität Badens als das Richtigste hin. Als aber die Regierung erklärte, daß sie diese Voraussetzung nicht als eine sie bindende Verpflichtung annehmen könne, fiel die überwiegende Mehrheit der Regierung zu und die ausgesprochene Meinung erschien schließlich nur noch als die persönliche Ansicht der Referenten. Noch geringer war der Widerstand der Volksvertretung als die Mittel zur Mobilisirung selbst verlangt wurden. Manche Abgeordnete haben wohl mit schwerem Herzen, aber sie haben doch dem Beschlusse zugestimmt, der den Bürgerkrieg auch für Baden unvermeidlich machte. In der ersten Kammer sprach in erster Linie der jetzige Staatsminister, damals Ministerialrath, Jolly, mit dem großen Talent seiner Beredsamkeit und der ganzen Begeisterung eines wahren Patrioten gegen den Anschluß an Oesterreich und wurde darin kräftig von den Vertretern der Universitäten Heidelberg und Freiburg, den Geheimen Räthen Bluntschli und Schmidt unterstützt; der zweiten Kammer fehlte eine die Schwächeren fortreißende Kraft, seit L. Häußer durch schwere Krankheit fern gehalten wurde. So gingen denn die Dinge ihren verhängnißvollen Gang. Am 14. Juni war die entscheidende Abstimmung am Bundestage, mit Ausnahme Mathy's waren alle badischen Minister, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, dafür, dem österreichischen Antrage zuzustimmen. Mathy's Einspruch und die entschiedene Erklärung des Großherzogs, daß er keinen Krieg wolle, veranlaßten die Instruction des badischen Bundestagsgesandten dahin, zunächst einen präjudiciellen Antrag über das Eintreten der Bundesversammlung in vermittelnder Thätigkeit nach Artikel 11 der Bundesacte und Artikel 21 der Wiener Schlußacte zu stellen und für den Fall, daß dieser abgelehnt werde, sich der Abstimmung über den österreichischen Antrag zu enthalten. Der Krieg begann. Edelsheim war des Erfolges der österreichischen Waffen so sicher, daß er die ersten Nachrichten über die preußischen Siege, welche der badische Gesandte in Paris meldete, nicht glauben wollte, dann aber so streng geheim halten ließ, daß man sie in Karlsruhe erst aus dem Journal des Débats erfuhr. Bald trat der Ernst der Situation gebieterisch an Baden heran. Die Truppen der Mainarmee standen an der Grenze, es galt das bedrohte Land zu schützen. Am 20. und 21. Juli hatte Edelsheim auf einer Conferenz zu München gemeinschaftlich mit den Ministern Baierns, Würtembergs und Hessens zu berathen, was für sie zu thun übrig bliebe, nachdem zwischen Preußen und Oesterreich die Friedensverhandlungen begonnen hatten. Dort erfuhr er, daß die Bundesgenossen Oesterreichs in diese Verhandlungen nicht eingeschlossen seien, daß der Versuch nothwendig werden würde, directe Verhandlungen mit Preußen anzuknüpfen. Edelsheim begriff, daß diese besser in andere Hände als die seinigen gelegt würden und daß seine Grundsätze zu der veränderten Lage nicht paßten. Er erbat am 23. und erhielt am 24. Juli seine Entlassung. — Von nun an lebte Edelsheim fast ausschließlich seiner

Familie. Im Jahre 1867 vermählte er sich mit der Freiin Amalie von Gagern, der Tochter Heinrich's von Gagern; zwei Kinder sind dieser glücklichen Ehe entsprossen. Er schlug seinen Wohnsitz in Konstanz auf, ohne Lust, wieder in die öffentlichen Angelegenheiten einzugreifen, mit deren Gang er gründlich unzufrieden war. Nur einmal noch, im Jahre 1869, als eine Zersetzung der herrschenden Partei in Baden eintreten zu wollen schien, nahm er einen Anlauf, wieder activ an der Politik Antheil zu nehmen. Es bildete sich damals eine Wahlreformliga, der auch Edelsheim angehörte. Im Wahlbezirke Breisach wurde er zum Abgeordneten für die zweite Kammer gewählt, die Wahl aber wurde angefochten und von der Kammer für ungiltig erklärt. Ehe zu einer neuen Wahl geschritten werden konnte, erklärte Edelsheim, daß er eine solche nicht annehme. — In seiner ungewöhnlich hohen und imponirenden Gestalt, mit dem lebensvollen Auge, der Farbe der Gesundheit im Gesichte, erschien Edelsheim in seinem äußeren Auftreten wie der vollkommene persönliche Ausdruck von Kraft und dauerndem Wohlsein. Aber es war ihm kein langes Leben beschieden. In der Blüthe der Jahre rief ihn eine kurze Krankheit am 23. Februar 1872 aus dem Leben. Nicht von glänzender Begabung, aber von bemerkenswerther Geisteskraft, streng logisch in seinem Denken und fast hartnäckig in der Vertheidigung einer einmal festgefaßten Meinung, bei stark ausgeprägten aristokratischen Neigungen, ja selbst Schwächen, zu radicalen Ueberzeugungen über Staat, Kirche und Leben gekommen, im Besitze der Gaben, die zum Herrschen berechtigen und zum Herrschen reizen, mit seinem Wohlwollen und Vertrauen sparsam, aber wo er es einmal gab, treu und zuverlässig, in Politik und Leben ein Character in der wahrsten Bedeutung des Wortes, voll Entschiedenheit und Willenskraft, vor vielen fähig, eine große Verantwortlichkeit gewissenhaft zu tragen, so wäre er, zur rechten Zeit an die rechte Stelle gesetzt, der rechte Mann zur Durchführung großer Dinge gewesen. Sein Geschick führte ihn in eine Lage, welche gerade für einen solchen Mann die ungünstigste war, die man sich denken kann. Das Urtheil der Welt, das sich nach dem äußeren Erfolge richtet, war ihm und seiner kurzen politischen Laufbahn nicht günstig. Aber die Reinheit seiner Absichten und die Lauterkeit seines Characters bestehen unerschüttert und unberührt nicht nur vor dem wechselnden Urtheil der Tagesmeinung, sondern auch vor dem dauernden Wahrspruch der Geschichte. (Vgl. L. Frh. v. Edelsheim (von v. Wydenbrugk) Allg. Ztg. 1872 No. 131 und 132 Beil.) W.

Karl Friedrich Eichrodt,

einer alten, durch Geist und Talent ausgezeichneten Baden-Durlachischen Staatsdienerfamilie angehörig, wurde am 10. März 1754 in Karlsruhe geboren, wo sein Vater, wie vorher der Großvater, Hofrath und Leibmedicus war. Neben seinem Studium der Cameralwissenschaften, seiner Neigung entsprechend, in Straßburg für einige Fächer der Kriegskunst ausgebildet, wurde er später bei Errichtung von 2 neuen Bataillonen, unter vorläufiger Beibehaltung seiner Stellung als Cameralassessor bei der Rentkammer, Premierlieutenant, und rückte, bald gänzlich Militair geworden, bis 1806 zum Obersten vor. Er hatte die Feldzüge 1792—1796 mitgemacht und war 1796 als Hauptmann bei der versuchten Abwehr des Rheinüberganges Moreau's bei Kehl schwer verwundet worden. 1806 und 1807, (vgl. d. Art. Cloßmann), wo er an Stelle des abgerufenen Obersten Fr. v. Porbeck das Regiment Markgraf Ludwig führte, zeichnete er sich bei der Erstürmung von Dirschau aus, machte Gefangene und eroberte 2 Kanonen. Im December 1807 Commandeur des Regiments geworden, trat Eichrodt bald

darauf in den Ruhestand, nachträglich im Oktober 1808 durch Ernennung zum Generalmajor à la suite geehrt. Er starb am 13. April 1817. L. Löhlein.

Ludwig Friedrich Eichrodt.

Das kleine Land Baden, wie es uns jetzt erscheint, hatte in den Augen der Staatsmänner des weisen Staatsgründers Karl Friedrich und seiner nächsten Nachfolger eine Bedeutung, die wir im Eisenbahnzeitalter und nach den großen Einheitsbestrebungen in Deutschland kaum mehr richtig erfassen können. Jene Männer waren erfüllt von einem edeln Staatsideal, glaubten an die europäische Stellung des Großherzogthums und suchten neben der Politik der beiden deutschen Großstaaten ein wohl verwaltetes, volksthümliches Gemeinwesen und ein, auf conservativen Grundlagen ruhendes, gesundes Verfassungsleben zu begründen. Im Geiste Winter's, des kraftvollen bürgerlichen Staatsministers, wirkte auch dessen Zeitgenosse und späterer Nachfolger im Präsidium des Ministeriums des Innern, Ludwig Friedrich Eichrodt, geboren am 9. April 1798, schon hingerafft im 47. Lebensjahre, geachtet von allen Parteien, tief betrauert von seinem, ihm persönlich befreundeten Fürsten und dem badischen Volke, das von ihm die Erfrischung und Kräftigung der Staatsverwaltung erwartet hatte. Er war der Sohn des Generalmajors K. Fr. Eichrodt; im Rastatter Lyceum unter Loreye's Einfluß herangebildet, mit ausgezeichneten Anlagen ausgestattet, hatte er schon 1818 seine Studien glänzend absolvirt und trat zuerst in den Stand der Anwälte zu Lahr. Bald aber wandte er sich dem Staatsdienste zu, wurde Kreisrath in Durlach, 1828 Oberamtmann in Säckingen — ein Theil der hauensteinischen Bevölkerung wollte damals den badischen Staat nicht anerkennen — ward 1831 mit der politisch schwierigen und ebenso bedeutungsvollen Stadtdirectorstelle in Heidelberg bekleidet, auf welchem Posten er bis 1836 blieb, und hier gerade sich ebensoviel Hochachtung und Zutrauen bei der Universität, als Anerkennung bei der Regierung erwarb. Wie sicher diese Regierung die Fähigkeiten und Leistungen Eichrodt's in ihrer Gediegenheit erkannt hatte und wie hoch sie dieselben schätzte, ergab sich, als er 1836 als Rath in das Ministerium berufen und schon 1837 zum Geheimen Referendair befördert wurde; 1839 wirkte er als vorsitzender Rath, 1841 als Ministerialdirector. Der Kreis Säckingen hatte ihn als Vertreter in die zweite Kammer gesendet, die Universität Heidelberg später in die erste Kammer. Im Spätjahr 1844 wurde er an die Spitze des Ministeriums des Innern berufen als Nachfolger des Freiherren von Rüdt; es war nicht ein bloßer Personenwechsel. Die Verfassung, welche von seinem Freunde Nebenius entworfen war, und nur die Verfassung galt es durchzuführen, unabhängig von der Tagesmeinung, die Volksrechte im Einklang mit den Pflichten des Staates zu erhalten, den Fortschritt auf gegebenen Grundlagen zu ermöglichen. Wenn der vorwärts drängende Liberalismus jener Tage sich an die Maxime hielt, daß man allein im Wasser schwimmen lerne, so bejahten dies die Conservativen des Winter'schen Geistes unter der bemerkenswerthen Voraussetzung, daß der dem brausenden Elemente Dahingegebene auch erstarkte Gliedmassen haben müsse, und etwa unter diesem Bilde lassen sich heute solche vormärzliche Gegensätze begreifen. Der vielseitigen Bildung, der raschen Auffassungsgabe und der unerschütterlichen Charakterfestigkeit, die nach mehr als einer Seite hin nöthig war, mochte es gelingen, der damaligen hohen Aufgabe gerecht zu werden. Eichrodt übertrug seine streng rechtliche persönliche Handlungs- und Anschauungsweise auch auf das Ministerium und es war eine vielleicht auch für jetzt noch interessante Erscheinung, daß das Reinpersönliche unter den Parteien damals so gut als gar nicht bestand. Scharfe Meinungsverschiedenheit trat zu Tage, der rein sachliche Charakter der Verhand-

lungen in den Ständekammern ging aber niemals verloren. Das bekannte Blittersdorff'sche System hatte sich seines Einflusses auf die innere Staatsverwaltung begeben; die Leitung und Beaufsichtigung des gesammten Staatsdienerstandes war unter Anderem die ernste Angelegenheit des früheren Ministerialdirectors und jetzigen Präsidenten Eichrodt, der die Würde des Beamten und dessen Ansehen besonders dadurch zu heben bestrebt war, daß er ihn vom Parteiwesen fernhielt, um alle Entscheidungen vom objectiven Standpunkte aus fassen zu können. So erklärt sich, wie Mitglieder des Ministeriums, trotz der Verschiedenheit der politischen Auffassung, mit Männern wie Rotteck freundlichste Beziehungen erhalten mochten. Ebenso blieb der confessionelle Friede gewahrt, weil der maßvollen Kirche der Staat jede grundsätzlich berechtigte Freiheit gewähren konnte. In der Gesetzgebung wurde damals auf Antrag Eichrodt's die Einführung eines Polizeistrafgesetzes beschlossen, und er und Christ wurden mit der Abfassung beauftragt, der Vollzug ist nur durch eintretende Kränklichkeit des Ersteren verzögert worden; erst zwanzig Jahre später gewann die Ansicht von der Ersprießlichkeit eines solchen Gesetzes wieder Geltung im Lande. Andere gute Gesetze wurden vorbereitet, während von Christ im Wege der Wissenschaft der Antrag und die Nothwendigkeit eines gemeinsamen deutschen Civilrechts begründet und so bereits vor einem Menschenalter von einem Mitgliede des badischen Ministeriums als wissenschaftliche und staatliche Nothwendigkeit dargethan wurde, was eben jetzt erst vom deutschen Reiche, nicht ohne große Bedenken einzelner deutschen Ministerien, als solche anerkannt ist. Huber im „Janus" erwähnte damals, welche Anforderungen an eine energische und geistvolle Verwaltung zu machen sind, und gerade diesen zu entsprechen, wurde das Ministerium Eichrodt berufen. „Der Schlendrian, um das trivialste und verständlichste Wort zu gebrauchen, sagt Huber, muß überall aufhören, muß einer besseren, tieferen Erkenntniß, einer frischeren Gesinnung, einer freieren, kräftigeren, vielseitigeren Thätigkeit weichen. Statt des Spielens mit dem Leben muß überall der Ernst des Lebens eintreten. Das bloße Recht, die bloße Berechtigung allein genügt nicht mehr. Die Pflicht muß nicht nur überall vorangestellt werden, sondern sie muß auch überall im freiesten, edelsten Sinne aufgefaßt und gemessen werden." — Für seine Person befand sich Eichrodt in religiösen Dingen auf dem Standpunkte Lessing's, bevorzugte aber für das Staatsleben keine der zur Herrschaft strebenden Richtungen, weil er ein gewisses Gleichgewicht hierin für heilsam erachtete. Im geschäftlichen Verkehr knapp und bestimmt, gefällige Formen nicht immer suchend, hatte er gleichwohl ein gewinnendes Wesen, belebte meisterhaft den geselligen Kreis, und erschien sonst als der hülfreiche Mann, der Recht that und Niemand fürchtete. Bei aller Unermüdlichkeit im Berufe wünschte der Regsame in steter Beziehung zu Männern der Wissenschaft zu bleiben, ja er huldigte auch zeitlebens den Künsten, nicht unproductiv in einer und der anderen. Als Dichter geschätzt, widerlegte Eichrodt das Vorurtheil, als ob der tüchtige Geschäftsmann am besten der Phantasie und des künstlerischen Sinnes entbehre, und das andere, als ob der Müssiggang die feinsten Blüthen der Lyrik treibe. Besonders seine Gelegenheitsgedichte dürfen als Muster gelten, denn alle sind durchaus poetischen Hauches, völlig frei von der geläufigen Phrase. Im letzten Lebensjahre hatte sich bei dem stattlichen Manne ein hartnäckiges Leiden festgesetzt und der Vorbote des Todes ereilte ihn in der Sitzung des Staatsministeriums am 27. Dezember 1844, am folgenden Tage starb er. Sein Begräbniß am 30. Dezember erregte alle Classen der Bevölkerung Karlsruhes.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Friedrich Eisenlohr.

Am 23. November 1805 zu Lörrach, wo sein Vater Diaconus und Vorsteher am Pädagogium war, geboren, erhielt Eisenlohr seinen ersten architektonischen Unterricht in der Privatschule des Kirchenbaumeisters Christof Arnold in Freiburg und setzte in der Folge seine Studien in Karlsruhe fort. Von der trockenclassischen Richtung Weinbrenner's wurde seine Natur in keiner Weise befriedigt. Er entledigte sich der Fesseln, deren Druck er hier empfand, als er im Jahre 1828 eine Reise nach Italien unternahm und hier nicht bloß in Rom sich aufhielt, sondern den künstlerischen und landschaftlichen Schönheiten bis in die verborgensten Winkel des Gebirges nachging. Nach seiner Rückkehr bestand er im Jahre 1830 die Staatsprüfung für Architekten und wurde 1832 Lehrer, 1839 Professor am Polytechnicum zu Karlsruhe, 1853 Vorstand der Bauschule an diesem Institute. Als Lehrer vorzüglich begabt, eifrig und thätig, fand er auch Anfangs der vierziger Jahre eine Gelegenheit zu praktischem künstlerischen Schaffen durch die Uebertragung des gesammten Hochbaues der badischen Staatsbahn. Nachdem ein Brustleiden sich schon vor Jahren angekündigt hatte, wurde er am 27. Februar 1855 einer reichen Wirksamkeit und einem glücklichen Familienleben entrissen. — Eisenlohr war ein Mann von schlichtem, festem, männlichem Wesen, heiter und von reichem Empfindungsleben. Für seine ganze Geistesrichtung ist besonders charakteristisch, daß er, der Sohn eines evangelischen Pfarrers, sich zu einer ausgesprochen kirchlichen und frommen Gesinnung bekannte. Seine Religiosität war ihm Herzenssache und hatte auch auf seine künstlerischen Anschauungen Einfluß. Sie hing namentlich eng zusammen mit seiner Begeisterung für mittelalterliche Kunst, welcher er beispielsweise in einem Aufsatze „Einige Missionsgedanken bei Betrachtung des Freiburger Münsters (Blätter für innere Mission im Großherzogthum Baden, 1850) Ausdruck gab. Sie bestimmte auch seine Ansichten über die Aufgaben und Ziele der gegenwärtigen Architektur. Er legte jene nieder in seiner „Rede über den Baustil der neueren Zeit und seine Stellung im Leben der gegenwärtigen Menschheit, gehalten bei Eröffnung der Vorlesungen über Baukunst an der polytechnischen Schule zu Karlsruhe“ (1833), etwas später (1848) in den „Gedanken über evangelischen Kirchenbau“ und schließlich in dem Vorworte zu seinen „Entwürfen“ (1852). Hier macht er zunächst Front wider den „gegenwärtigen Zustand der Zerrissenheit in der Baukunst“. Dies Bauen nach verschiedenen Stilen sei etwas Abnormes, es ermangele der harmonischen Einheit, der reale Boden sei verlassen, die Kunst sei auf die Stelzen abstracter, falscher ästhetischen Theorieen gestellt, sei in Widersprüche mit dem Leben gerathen und dem Volk entfremdet worden. Die idealen, geistigen Triebkräfte, an welche unbedingte Hingabe nothwendig sei, um dem künstlerischen Schaffen die fehlende Harmonie wieder zu gewinnen, seien das Christenthum und die Volksthümlichkeit. In der Verleugnung, Abschwächung und Zerrüttung dieser beiden Grundkräfte seien die tieferen geistigen Ursachen des schon vor Jahrhunderten eingetretenen Verfalls in der Baukunst zu suchen. Das moderne Heidenthum, das unser nationales Leben überwuchere, sei in gebührende Schranken zu bannen. Wie das Christenthum berufen sei, das Leben und alle seine Verhältnisse zu durchdringen, so müsse es sich auch in der Baukunst offenbaren. Der Kirchenbau habe das architektonische Princip aufzustellen und die gesammte Baukunst zu regeln, die weltliche Kunst habe nur der Abglanz der kirchlichen zu sein. „Schließt aber die Kirchenbaukunst die Antike aus, so ist diese also überhaupt für unsere Baukunst ausgeschlossen.“ Das Christenthum habe in inniger Verbindung mit dem germanischen Volksgeist in der „germanischen (gothischen) Baukunst“ geschichtlich bereits einen Ausdruck

gefunden. Diese sei mit dem innersten Wesen des deutschen Volkes wie in Fleisch und Blut zusammengewachsen, der „germanische Stil" sei eine Ausprägung des Christlichen und des Nationalen, specieller des christlich deutschen Gemüthes, er sei gültig, so lang es ein Christenthum und eine Kunst unter den Deutschen gebe. — Eisenlohr's subjective religiöse Auffassung führte ihn also hier zu einer historisch unberechtigten Ansicht von dem Wesen des gothischen Stils, zu einer sachlich unrichtigen Meinung von der Stellung des Kirchenbaues in der Gegenwart überhaupt und zu falschen Begriffen über die antiken Formen und ihren Werth für alle folgenden Entwickelungsstufen der Architektur, selbst diejenigen des Mittelalters. Bei consequenter Durchführung dieser Grundsätze hätte Eisenlohr ein moderner Gothiker sein müssen, welcher in der Wiederaufnahme dieses Stils das einzige Heil erblickt hätte. Aber diese schroffe Einseitigkeit tritt in seinen Schöpfungen nicht hervor. Während sein Zeitgenosse Hübsch als Theoretiker viel bedeutender und interessanter denn als schaffender Künstler ist, so sehen wir bei Eisenlohr das Umgekehrte. Ein gesunder künstlerischer Sinn gönnt dieser doctrinairen Gesinnung, die er in Worte faßt, in seinen Productionen keinen Raum. Auf dem theoretischen Standpunkt, welchen er zuletzt einnahm, mochten Viele seiner eigenen früheren Arbeiten nicht ganz nach seinem Sinne sein. „Solche Grundanschauungen" — sagt er dort gegen den Schluß — „ringen und arbeiten sich oft erst nach langen Jahren klarer heraus und gewinnen eine gewisse Ueberzeugungssicherheit . . . Deßhalb darf man auch bei diesen Entwürfen die stilistischen Schranken nicht zu enge ziehen, da sie in einer Reihe von etwa siebzehn Jahren entstanden sind und namentlich in meinem Entwicklungsgang die romanische Architektur früher vorherrschender zum Anknüpfungspunkt längere Zeit bei mir gedient hatte." Aber hier müssen wir entschieden der früheren Auffassung Eisenlohr's gegen seine spätere Recht geben. In seinen Schöpfungen ist nichts von einem hyperkirchlichen Zuge zu spüren. Er hat in der That ein paar gothische Kirchen gebaut, die evangelische Kirche zu Baden (die indessen noch mehr dem Uebergangsstil nachgebildet ist), diejenige zu Offenburg, die Friedhofcapelle in Karlsruhe, und er hat den gothischen Erneuerungsbau des Schlosses Ortenberg bei Offenburg entworfen. Aber diese Leistungen gehören keineswegs zu denen, welche ihm dauernd seine Stellung sichern, die Kirchen sind sämmtlich sogar ziemlich trockene Versuche in dem mittelalterlichen Stil, ohne eine hervorragende Bedeutung. Seine Stärke liegt in den Werken der profanen Architektur, besonders in den Hochbauten der badischen Bahn. Dem Programme, welches vorhin nach seinen eigenen Worten mitgetheilt wurde, entsprechen sie nur nach einer Seite hin, in der Neigung zu dem Volksthümlichen und Heimatlichen in der Architektur. Mit Vorliebe und Verständniß hat sich Eisenlohr in die künstlerischen Denkmäler der Vorzeit versenkt, er hat nicht blos den Kirchenbau, sondern auch die Schöpfungen der profanen Architektur, namentlich den Bau des ländlichen Wohnhauses, studirt. Die romanischen Formen, welche er durchgängig anwendet, haben in der That auf deutschem Boden mehr Bürgerrecht als die erst von Frankreich her fertig eingeführte Gothik, sie eignen sich ungleich besser für profane Aufgaben, sie widersprechen einem auf Grund classischer Muster gebildeten Kunstgefühl nicht. Und in der That verleugnet Eisenlohr hier auch — wenngleich unbewußt — nicht gänzlich die Einwirkung classischer Vorbilder in den Verhältnissen und in der Anlage seiner Werke. Während die gleichzeitigen Münchener Architekten den romanischen Stil in primitiver Schwerfälligkeit verwenden, behandelt er ihn in edler und gefälliger Durchbildung. Die größeren Bahnhöfe zu Karlsruhe, Heidelberg, Freiburg, entsprechen zwar den heutigen gesteigerten Bedingungen des Verkehrs nicht mehr ganz und haben ihnen zu liebe manche Umgestaltung

erfahren, aber noch immer lassen sie die lebendige Phantasie des Architekten, den Sinn für gefällige Gruppirung und malerische Wirkung, die Reinheit seines Formgefühls erkennen. Besonders anziehend und charakteristisch ist für ihn die Art, auf welche er das verschiedene Material: Haustein, Backstein, Holz, zur Geltung bringt. Bei seiner Bildung auf Grund mittelalterlicher Muster war es ihm Princip, Material und Construction überall unverhüllt zu Tage treten zu lassen. Die Holzconstruction, welche im Schwarzwalde heimisch ist, brachte er mit besonderem Glück in den Empfangshallen der Bahnhöfe oder auch in den Wartesälen an, zum Beispiel mit sehr hübscher farbiger Decoration in der Restauration I. und II. Classe zu Karlsruhe. Alle Schuppen und Werkstätten, selbst die Pfähle, welche den Namen der Stationen melden, sind seine Erfindung, und überall ist dem Nutzbau eine Wirkung abgewonnen, welche das Auge anspricht. Die kleineren Stationsgebäude und die Bahnwärterhäuschen, oft mit hölzernen Galerien und weit heraustretenden Dächern, zeigen einen glücklichen Anschluß an den Charakter des Schwarzwälder Bauernhauses und erhalten durch die feine malerische Benutzung besonderer Eigenthümlichkeiten der Lage und des Terrains oft einen besonderen Reiz. Unter anderen Werken wollen wir namentlich noch die Trinkhalle zu Badenweiler und sein eigenes, außerordentlich schlichtes, aber in der ganzen inneren Einrichtung consequent durchgebildetes Wohnhaus zu Karlsruhe (Karlstraße) erwähnen. — In ornamentaler Hinsicht war vielleicht kein so strenges Abweisen antiker Motive zu wünschen; ein solches entspricht auch dem geschichtlichen Charakter des romanischen Stils keineswegs, für welchen stets das Alterthum seine Autorität behielt und welcher dessen Formen nachbildete, so weit er sie kannte, verstand, erreichen und brauchen konnte. Eisenlohr's Werk „Ornamentik", enthält manches Glückliche, viele zierliche und gesunde Holzbau-Partieen, sodann manche Vorbilder für Schlosser- und Schmiedearbeit, bei denen er unwillkürlich die Formen des Spätrenaissance- und des Barockstils, die er seiner theoretischen Auffassung nach verwerfen mußte, wiederholte. Aber im Ganzen ist unter den ornamentalen Erfindungen manches Trockene und Gleichgültige. Er bewegt sich gern in den Motiven einer späteren Gothik und fällt in Folge davon oft jenem Naturalismus in die Arme, in welchem die Gothik in der Epoche ihrer Verwilderung endigte. Selbst seine beliebte Form für Schwarzwälder Uhrgehäuse, im Motiv eines Bahnwärterhäuschens, ist ein rein naturalistischer Einfall, keine stilgerecht durchgeführte Lösung einer solchen Aufgabe. — Im Gegensatz zu Hübsch war Eisenlohr ein hervorragender Zeichner, und nicht blos auf architektonischem Gebiete, sondern vor allem in landschaftlichen Ansichten aus Italien, aus dem Schwarzwalde und den Alpen. In kleineren Bleistiftskizzen, wie in größeren, in Sepia ausgeführten Blättern verrieth er nicht nur jenes Gefühl für landschaftliche Wirkung, das schon seine architektonischen Erfindungen oft errathen lassen, sondern auch eine hingebende, liebevolle Naturtreue, eine Schärfe und zugleich eine Zartheit der Auffassung, eine Sicherheit und einen Reiz der Technik, durch welche solche Arbeiten gegen die Zeichnungen seines Landsmannes, des Malers Ernst Fries, nicht zurückbleiben. Vieles derart besitzt Eisenlohr's Familie. Es wäre in einer öffentlichen Sammlung des Großherzogthums Baden noch besser am Platze. Eisenlohr war nicht nur der begabteste Architekt Badens in neuerer Zeit, sondern überhaupt eine feine künstlerische Natur. (Vgl. Christlicher Volksbote aus Basel 1855, 6. Juni (Nachruf unter dem Titel „von alten Münstern und einem Baumeister der Neuzeit"); W. Lübke in Westermann's Monatsheften 1857 (die deutsche Architektur der Gegenwart) und in seiner Geschichte der Architektur.) — Unter Eisenlohr's eigenen Publicationen sind noch hervorzuheben: „Die Hochbauten der badischen Staatsbahn". „Ausgeführte oder zur Ausführung

bestimmte Entwürfe von Gebäuden verschiedener Gattung". „Ornamentik in ihrer Anwendung auf Bauwerke"; endlich seine Publication von Maulbronn als Beginn eines projectirten Werkes: „Mittelalterliche Bauwerke im südwestlichen Deutschland und am Rhein". Alfred Woltmann.

Otto Eisenlohr

wurde zu Karlsruhe am 3. September 1806 geboren, war von 1830—1838 Privatdocent zu Heidelberg und lebte dann als Privatmann in Karlsruhe. Er beschäftigte sich besonders mit meteorologischen Beobachtungen und Untersuchungen, indem er Fragen, wie die, ob der Mond einen Einfluß auf die Witterung habe, an der Hand des Beobachtungsmaterials zu lösen suchte. Auch hat er zwei mathematische Arbeiten publicirt: „Entwickelung der Functionsweise der Bernoulli'schen Zahlen" und „Vollständige Auflösung der cubischen Gleichungen durch die Methode der Wurzeldifferenzen" Crelle, 28 S. 193 und 42 S. 236. Eisenlohr starb im Bad Antogast am 25. Juli 1853. J. Lüroth.

Wilhelm Eisenlohr.

Dieser als Gelehrter, Lehrer und Mensch gleich ausgezeichnete Mann wurde zu Pforzheim am 1. Januar 1799 geboren. Sein Vater, damals markgräflicher Amtsrath, wurde im Jahr 1802 als Obervogt nach Durlach versetzt. — Hier besuchte der Sohn zuerst die Schule und hatte seine Lust an den wechselnden Ereignissen jener bewegten Kriegsjahre. Die den Verheerungen des orleanischen Krieges entgangenen, noch immer sehr geräumigen Ueberreste der Karlsburg, mit ihren weitläuftigen Wohnungen für Menschen und Vieh, das darin so oft herrschende Kriegsgetümmel, der nahe Schloßgarten mit den großen Hecken à la Versailles, dem aus Baumgängen gebildeten Theater, dann der Thurmberg mit seinem Römerthurm und dessen mannigfaltigen Fernsichten boten den richtigen Tummelplatz für den kecken, oft etwas unbändigen Knaben. Sein Vater, nach dem Zeugniß glaubwürdiger Bekannten, an thatkräftiger Energie das Ebenbild des Sohnes, nahm ihn nicht allein oft mit auf kleinere Geschäftsreisen, sondern er machte in jenen unruhigen Zeiten auch den Knaben zum Zeugen von mancherlei Abenteuern, welche noch lange in dessen Phantasie fortlebten. Gelegenheitlich nahm der Obervogt einmal zwei in den Kriegsläuften verwaiste Mohrenkinder, Seume und Pithiu, in die Familie auf, und aus der Familiengemeinschaft mit diesen Naturmenschen gingen die ergötzlichsten Scenen hervor. Das Mädchen (Seume) starb an einer zufälligen Krankheit, und der Knabe verfiel darüber in Schwermuth und folgte ihm bald nach. Das treue Andenken an diese seltsamen Gespielen erhielt sich in der Familie, und wenn später Eisenlohr den Kindern seiner Freunde in seiner gemüthvollen Weise von ihnen erzählte, so fehlte es nicht an Thränen der theilnehmendsten Rührung. Leider starb Eisenlohr's Vater schon am 19. August 1810. Die Erziehung von vier vaterlosen Kindern war nun die wichtige Aufgabe der Mutter; aber sie fand einen einsichtsvollen, treuen Berather und Helfer an dem Steuercommissair Fecht, welcher später der Gatte einer ihrer Töchter wurde. Wilhelm besuchte die Gelehrtenschule und legte hier den Grund zu seiner späteren, durch den Drang der Verhältnisse minder regelmäßigen Vorbereitung für seinen Lebensberuf. Er wurde im Jahr 1813 confirmirt und begab sich nicht sehr lange nachher nach Oberkirch, um daselbst das Schreibfach zu erlernen und dadurch zugleich für seinen Unterhalt zu sorgen. Aber die Thätigkeit des jungen Mannes griff weit über die Geschäfte dieser Stellung hinaus. Er vervollkommnete sich in den Schulwissenschaften und, nachdem er noch einige Zeit ausschließlich der Vorbereitung sich gewidmet und namentlich die zwei starken Bände

des Vega'schen Lehrbuches der Mathematik durchgearbeitet hatte, beurkundete er im Herbst 1817 durch eine Prüfung seine Reife für die Hochschule. — Mit dem Anfang des Wintercurses 1817 bezog Eisenlohr als Studiosus cameralium die Universität Heidelberg und widmete sich unter der Leitung des Professors Schweins, der sein Streben erkannte und förderte, mit so erfolgreichem Eifer den mathematischen Wissenschaften, daß ihm auf die Empfehlung des genannten berühmten Fachmannes schon im Jahr 1819 die durch Diesterweg's Abberufung erledigte Lehrstelle der Mathematik und Physik am großherzoglichen Lyceum in Mannheim übertragen werden konnte. In der Schule riß er die Fähigeren durch die geistreiche Behandlung des Gegenstandes und durch seinen Feuereifer mit sich fort und erzielte ganz ungewöhnliche Erfolge; aber seine Geduld mit den Langsameren war nicht sehr groß. Die Jüngeren liebten ihn wegen seines munteren und gemüthlichen Wesens, die Aeltern achteten außer seinem leutseligen Wohlwollen seine umfassenden Kenntnisse und seine charaktervolle Energie. — Von seiner practischen Lehrgabe wird ein ergötzliches Beispiel erzählt: „Eisenlohr war mit seinen Schülern auf einem Ausfluge vor der Stadt eingekehrt und unterhielt sich mit ihnen mit der Stentorstimme, die ihm bis ins höhere Alter eigen war, so daß ein in einiger Entfernung sitzender Unbekannter dem Gespräch wohl oder übel folgen mußte. Der junge geistreiche Lehrer kam auf den pythagoräischen Lehrsatz zu sprechen, ließ dann ein flaches Stück Käse kommen und zeigte den angenehm überraschten Schülern ad oculos, wie man den Satz auch durch Käsabschnitte demonstriren könne. Der Fremde trat näher und zog dann weitere Erkundigungen ein. Bald nachher erhielt der Professor ein Rescript, worin seine Besoldung um 200 Gulden erhöht wurde. Es war der zufällig anwesende Minister des Innern, der von dem practischen Talent des Lehrers sich zu überzeugen so vortreffliche Gelegenheit erhalten hatte. Die Erinnerung an diese Zulage, die Eisenlohr damals so gut brauchen konnte, blieb unter vielen andern ein Glanzpunkt, auf den er immer gern zurückkam". In die spätere Zeit seines Mannheimer Aufenthalts fiel die Einführung der badischen Gewerbschulen, bei welcher er in erster Linie thätig war. Gemeinnütziges Wirken war seine Freude. Um die neue Anstalt in Mannheim zu heben, scheute er nicht die Mühe, noch am späten Abend, sowie in sonntäglichen Frühstunden den Lehrlingen der Gewerbe practischen Unterricht im Rechnen und in der Elementar-Geometrie zu ertheilen, so wie er auch noch später in gleicher Opferfreudigkeit der Regierung seine Dienste zur Hebung der schwarzwälder Uhrenindustrie gewidmet hat. Aus der gleichen Gesinnung ist auch seine in der Müller'schen Hofbuchhandlung erschienene populäre Belehrung über den Blitzableiter hervorgegangen. — Im Jahr 1840 durch das Vertrauen des Großherzogs Leopold nach Karlsruhe berufen, war er als Lehrer der Physik am Polytechnicum wirksam und ertheilte zugleich noch mehrere Jahre den Unterricht in der Mathematik und Physik in der obersten Classe des großherzoglichen Lyceums. In diese Zeit fällt seine freudigste Thätigkeit für die Wissenschaft und ihre Verbreitung durch Schrift und Wort. Seinen Bemühungen hat auch die äußere Anerkennung nicht gefehlt. Im Jahr 1845 wurde er zum großherzoglichen Hofrath ernannt. Bei ihrer Jubiläumsfeier ertheilte ihm die Freiburger, später auch die Baseler Universität honoris causa die Doctorwürde, und Großherzog Friedrich, der seine Leistungen durch öffentliche Vorträge und Experimente persönlich zu beobachten Gelegenheit nahm, ernannte ihn 1859 zum Geheimen Rath zweiter Classe und zeichnete ihn durch Ordensverleihungen aus. Eine lange Reihe von Jahren war W. Eisenlohr neben Redtenbacher eine Zierde und Stütze des Karlsruher Polytechnicums. Seine Begeisterung für die Wissenschaft entzündete den göttlichen Funken in der Brust der Jüng-

linge und feuerte sie zu gleichen Bestrebungen an. Eine große Anzahl von Schülern, sowie von Männern reiferen Alters, denen er in seinen Vorlesungen die Naturgesetze zum besseren Verständniß brachte und insbesondere die Undulationen, worauf Licht, Wärme und Schall beruhen, sowie die Erscheinungen der Fluorescenz und der Spectralanalyse veranschaulichte, gedenkt seiner in dauernder Liebe und Dankbarkeit. Bei allem wissenschaftlichen Streben war übrigens Eisenlohr keineswegs dem geselligen Leben abgewendet. Er war das geistig anregende Element, der gemüthvolle Freund, der erfahrene Berather in seinen engeren Kreisen, ein Mensch und ein Mann in dem vollen Sinne des Wortes. Schon seit längerer Zeit bestand in Karlsruhe ein „Verein für naturwissenschaftliche Mittheilungen", in welchem vorzugsweise Alexander Braun thätig war. Als Braun der Berufung an die Universität Freiburg gefolgt war und der Verein nur mit Mühe sein Dasein fristete, belebte ihn Eisenlohr auf's Neue durch experimentelle Vorträge, welche von einem zahlreichen und gewählten Zuhörerkreise besucht wurden. Er wußte auch zugleich andere, zum Theil auswärtige Gelehrte während einer Reihe von Jahren für die vielbesuchten Karlsruher Wintervorlesungen zu gewinnen, welche an vielen anderen Orten Nachahmung fanden. Wie Eisenlohr sein specielles Fach auffaßte, zeigt am besten die Einleitung in die letzte Auflage seines weitverbreiteten Lehrbuches der Physik. Er sagt dort: „Die in der Einleitung zur Physik gebräuchlichen Lobpreisungen über den Nutzen dieser Wissenschaft werden hier übergangen, indem man ihn besser begreift, wenn man ihren Inhalt kennt. Der Einfluß derselben auf die Gewerbe und den Reichthum der Nationen, welcher gewöhnlich vor Allem gerühmt wird, ist groß und mannigfaltig; aber eben so wohlthätig wirkt sie auf unser religiöses und moralisches Gefühl. Durch sie lernen wir überall die Weisheit und Größe des Schöpfers bewundern, indem wir erfahren, wie durch die Anwendung der einfachsten Mittel die mannigfaltigen und wunderbarsten Zwecke erreicht werden, und welcher Geist der Ordnung, Harmonie und Kraft das ganze Weltall durchweht". Der Höhepunkt von Eisenlohr's wissenschaftlichem und geselligem Leben war wohl das gegen Ende der fünfziger Jahre in Karlsruhe gefeierte Fest der deutschen Naturforscher, dem er mit dem ganzen Schwung seines Wesens vorstand. Sagte er doch selbst damals zu einem seiner Freunde: „Jetzt culminirt mein Leben". Auch den Schweizern gab er sich in jener Periode in der ganzen Genialität seines Umgangs am Jubiläum der Baseler Universität, wo er, mit dem wohlverdienten Doctorhute der Philosophie geehrt, Aller Herzen gewann. Aller Schwierigkeiten ungeachtet hatte sich Eisenlohr auch eine universelle Bildung erworben. Er war nicht allein mit den seiner Wissenschaft verwandten Gebieten vertraut, sondern auch mit der schönen Literatur seines Vaterlandes, so wie mit der der Engländer, Franzosen und Italiener, und Alles, womit er sich beschäftigte, durchdrang er mit seinem klaren Urtheil. Wenn er aus dem geselligen Kreise heimkehrte, verkehrte er noch in stiller Stunde mit den großen Geistern der Vorzeit, ganz besonders gern mit Dante und Shakespeare, deren Dichtungen er in der Ursprache las. Der Band, in welchem er Shakespeare's dramatische Dichtungen zu lesen pflegte, ist ihm auf seinen wiederholten Wunsch in den Sarg gelegt worden. Er war eine kunstsinnige Natur; schon der erste Blick auf die Gemälde seiner Zimmer gab davon Zeugniß. Von Jugend auf dienten ihm kleinere Reisen zur Erholung, größere nach Norddeutschland, England, Frankreich zur Belehrung und zum Anknüpfen jener zahlreichen Beziehungen, an welchen wenige Menschenleben so reich gewesen sind, wie das seinige. Er war mit Argelander, Liebig, Schönbein, Schwerd, Jolly, Tyndall, Faraday, Heer, Studer, Desor, Peter Merian be-

freundet. Seine rüstige Natur befähigte ihn zu großen Anstrengungen. Er war schon bedeutend über die Sechzig hinaus, als er auf dem Gipfel der Diablerets in recht ernstlicher Verlegenheit eine Nacht zubringen mußte. Vor wenigen Jahren erst kam er dazu, seinem alten Wunsche gemäß auch noch Rom zu besuchen. — Daß eine so gewaltig angelegte Natur der Politik nicht fremd bleiben konnte, ist selbstverständlich. Er folgte mit dem wärmsten Antheil der Entwickelung des badischen Verfassungslebens und war seiner Zeit in stark idealisirender Weise ein Verehrer Itzstein's. Dieser Umstand war auch die Veranlassung zur Bekanntschaft mit dessen einziger Tochter Gertrud, mit welcher er sich im Jahr 1824 vermählte. Aus dieser Ehe gingen zwei Kinder hervor, ein Mädchen, das schon im Kindesalter starb, und ein Sohn, welcher die cameralistischen Studien absolvirt hat und dermalen in Heidelberg privatisirt. Die Politik theilweise zu seinem Berufe zu machen, mochte eben so wenig mit Eisenlohr's wissenschaftlichem Streben, als mit seinem ungestümen Naturell vereinbar sein; wo es aber galt, der patriotischen Pflicht des Bürgers gerecht zu werden, war er stets in vorderster Reihe. Im Jahr 1849 stand er als Mitglied der Bürgerwehr vor dem Karlsruher Zeughaus und wurde bei der Vertheidigung desselben durch einen Splitter einer am Vorgitter anprallenden Kugel im Gesichte verletzt. — Während des letzten Krieges machte er sich in seinem Alter noch dadurch nützlich, daß er aus den Mitteln einer von ihm veranstalteten Subscription den im Felde stehenden Soldaten mit größter Pünktlichkeit Zeitungen zuschickte. — Eisenlohr hatte bei herannahendem Alter um seine Pensionirung gebeten und war im Jahr 1865 mit Ablauf des Schuljahres, nach 46 Dienstjahren, in den Ruhestand getreten. Aber auch jetzt war er noch thätig für die Wissenschaft, indem er die bereits erwähnte letzte Auflage seines 1836 erstmals erschienenen Lehrbuches der Physik ausarbeitete, deren Vorrede von seiner edlen Gesinnung und seinem hohen Streben das beredteste Zeugniß giebt. Nach dieser letzten Publication stellten sich bald mancherlei Beschwerden bei ihm ein, welche den vorher so kräftigen Mann an sein Ende mahnen und die Freunde darauf vorbereiten mußten; es zeigten sich Andeutungen eines organischen Herzleidens. Die Standhaftigkeit, mit der Eisenlohr, mit Bezwingung eines gewaltsamen und ungestümen Naturells, seine qualvollen Leiden ertrug, so wie sein dauerndes Wohlwollen und seine Dankbarkeit, war erhebend für seine ganze Umgebung. Seit März 1871 wurden die Symptome bedenklicher und nach mancher schweren Stunde ist er am 9. Juli 1872 ruhig entschlafen. J. Ch. Döll.

Marie Ellenrieder.

Sicherlich ist die bildende Kunst fast mehr als jeder andere Lebensberuf geeignet, die Individualität ihrer Träger ganz besonders eigenthümlich, bald in gutem, bald in abstoßendem Sinne zu entwickeln. Und das, weil sie in ihren meisten Zweigen die Abgeschlossenheit von der Welt und ihrem alles abschleifenden und nivellirenden Einfluß fast mit Nothwendigkeit bedingt. — Wie reich man aber auch immer an Künstlerbekanntschaften sein möge, sicherlich hat man in seinen Erinnerungen keine eigenthümlicher anziehende und doch wieder völlig unnahbare Erscheinung aufzuweisen als diese merkwürdige Künstlerin. — Die deutsche Kunstgeschichte ist nicht so gesegnet an bedeutenden Frauen als die französische oder italiänische. Neben Erwin v. Steinbach's Tochter und van Eyk's Schwester glänzte Angelica Kaufmann lange ziemlich allein und vielleicht allzu überschätzt am deutschen Kunsthimmel. Nahezu dieselbe Gegend, in der diese das Licht der Welt erblickte, war auch die geliebte Heimath einer Künstlerin, deren Name in den letzten zwei Jahrzehnten allmälig in den Hintergrund ge-

treten ist, nachdem er einst mit vollkommenem Recht in ganz Deutschland hochgefeiert war. Marie Ellenrieder dürfte, Alles in Allem genommen, die bedeutendste deutsche Künstlerin der modernen Zeit gewesen und ihrer berühmteren Vorgängerin Angelica bei Weitem vorzuziehen sein. Wenn dies nicht so allgemein anerkannt ist, als es sein sollte, so liegt die Hauptschuld wohl an der stillen Zurückgezogenheit der Künstlerin, die seit 1840, wo sie von einer zweiten Reise nach Italien zurückkehrte, nie mehr zu bewegen war, die kleine Heimathstadt zu verlassen oder auch nur ihre Bilder auf Ausstellungen zu geben. Dort aber, an der Stätte, wo sie geboren war, schaffte sie mit unermüdlichem Fleiß fort und fort bis zu ihrem Tode, mit einer Weihe und liebevollen Innigkeit, die ihr Bild jedem unvergeßlich machen werden, der Gelegenheit hatte, sie in ihrer Werkstatt zu besuchen. Man erhielt ganz das Bild einer Heiligen, wenn die hohe schlanke Figur mit den von großer ehemaliger Schönheit erzählenden Zügen, der blassen bis zur Durchsichtigkeit feinen Haut, den tiefen, leuchtenden, dunkeln Augen voll geistathmender Milde und schwärmerischer Begeisterung auf den Eintretenden zukam und ihm die edelgeformte kleine Hand bot. Es war etwas Ekstatisches in ihrem Ausdruck, was übrigens auch nicht entfernt an's Krankhafte grenzte, da es aus eben so viel Inspiration des künstlerischen Talents, der ewig regen Schaffenslust, als der ächtesten und reinsten Frömmigkeit zusammengesetzt erschien. Diese letztere war allerdings ihr Lebenselement, der Grundzug ihres Characters. Dafür umwehte sie eine Atmosphäre der Reinheit und Jungfräulichkeit, wie sie einem wohl selten oder nie im Leben wieder entgegen getreten ist, und jedem den Eindruck der echten Beseligung, des tiefsten inneren Friedens, einer mit edlem Stolze gegen alles Unreine gewaffneten und doch demüthigen Natur machte. Dieser keusche Adel, die tiefe, fromme, kindlich gläubige Hingebung an das Unendliche, das Ahnungs- und Weihevolle sind denn auch das werthvollste Element ihrer Production. Die Darstellung dieser seltenen Eigenschaften ist ihr fast immer, manchmal aber in einem Grade gelungen, der ihre Arbeiten an Werth neben das Beste stellt, was die deutsche Kunst in dieser Richtung hervorgebracht, und ihnen eine specifische Bedeutung giebt. Es liegt in der Natur der Sache, daß Frauen und Kinder die besten Träger dieser Empfindungen sind und ihr daher auch am besten gelangen; sie war aber der künstlerischen Formengebung, der Stilisirung, des Colorits in einem Grade Meister, daß viele ihrer Productionen durch diese Vereinigung einen ganz absoluten Werth haben und ihn behalten werden, so lange es noch ein Echo für diese Empfindungen in der Welt giebt. — Einer bemittelten Bürgerfamilie angehörig, geboren zu Konstanz am 20. März 1791, kam Marie schon im Jahre 1813 nach München, wo sie im Hause des damaligen Directors Langer Aufnahme fand, unter seiner Leitung an der Akademie ihre Studien machte und bis 1820 blieb. Mehrere religiöse Bilder im Langer'schen akademischen Stile, obwohl bereits tiefer und seelenvoller, sowie auffallend schön colorirt, waren die Frucht dieses Aufenthaltes, so eine lebensgroße Madonna in trono mit anbetenden Kindern, ein heiliger Bischof ꝛc. welche in die Kirche nach Ichenhausen kamen. Ebenso stammt eine Anzahl meisterhafter Radirungen im Stile des Rembrandt, und trefflicher Studienköpfe aus dieser Periode. 1822 ging Marie zum ersten Male nach Italien, wo sie in Rom ihre bisherige Manier ganz aufgab und sich eng an Overbeck anschloß. Die schönste Frucht dieser Reise ist eine lebensgroße Madonna mit dem Kinde an der Hand, die aus dem Himmel heraustritt, 1824. Es ist eine Leistung voll Hoheit und Reinheit der Empfindung, edler Formenstrenge und ganz besonders von einer solchen Gluth und Milde des Colorits, wie sie Overbeck selbst niemals erreicht hat, dessen Farbe leblos und hart daneben

erscheint. Offenbar hatte Raphael's Madonna di Foligno hier stark auf sie gewirkt, auch zeigt sich Marie Ellenrieder hier der Darstellung des Helldunkels, der feinen Carnation, der Farbenzusammenstellung bereits in einem Grade Meister, wie es um jene frühe Periode neudeutscher Kunst unseres Wissens Niemandem gelungen ist. Es war ihr nicht möglich, sich von dem Bilde zu trennen, sie verkaufte es nicht, sondern behielt es; eine gleichgroße Copie desselben kam aber nach Stuttgart. Aus Rom zurückgekehrt, malte sie nun von größeren Bildern eine Himmelfahrt Christi für Ortenberg im Badischen, dann eine Steinigung des Stephanus, kolossal mit 18 bis 20 Figuren für den Hochaltar der katholischen Kirche in Karlsruhe, 1827, eine edle und ausdrucksvolle Composition, und viele andere kleine Bilder, auch eine Anzahl trefflicher Portraits. Um 1834 entstand das Pendant zu jener ersten Madonna, eine Mutter Gottes im Rosenhag, in der Galerie zu Karlsruhe. Tritt in jenem Bilde mehr die jungfräuliche Heiligkeit der Himmelskönigin heraus, so auf diesem die Verklärung der Mutterwürde. Vielleicht noch schöner gemalt als jenes erste, wird es Niemand ohne tiefe Rührung ansehen können. Sind diese beiden Bilder die Glanzpunkte ihrer Leistungen, so reihte sie denselben doch noch eine große Menge anderer an, die alle mehr oder weniger dieselben Eigenschaften zeigen. So ein Johannes der Evangelist 1826—1827, eine Felicitas und ihre Söhne, im Besitze der Königin von England, der zwölfjährige Jesus, St. Antonius, die hl. Cäcilia, Jesus der Kinderfreund in der Spitalkirche zu Konstanz ꝛc. ꝛc., alle mit jener bewunderungswerthen Reinheit und Süßigkeit des Ausdruckes, wie man sie sonst nur bei der alten Kunst findet. Die Jahre von 1838—1840 brachte sie wieder in Italien zu, wo sie Studien für einen göttlichen Kinderfreund, ein großes Bild für die Gräfin Langenstein u. A. machte. Heimgekehrt, verließ sie die Vaterstadt nie mehr auf längere Zeit, wo sie denn auch noch in ihrem hohen Alter fortwährend aufs Rüstigste thätig war, als sie am 5. Juni 1863 der Tod erreichte. Natürlich mußten ihre Productionen in dieser Isolirung allmälig schwächer und süßlicher werden, da sie fast gar keine Anregung mehr empfing und selbst das Gedächtniß an ihre italienischen Ideale nicht mehr auffrischen konnte. Die schöne Stil-Empfindung, und selbst einen gewissen Reiz der zarten Färbung behielt sie aber bis zuletzt. — Von dem Grundsatze ausgehend „daß man Gott auch öffentlich bekennen müsse, da er diejenigen, die ihn verleugneten, am Tage des Gerichts auch wieder verleugnen werde", war sie durch keine Vorstellungen zu bewegen, ihre Gänge zur Kirche jeden Morgen früh selbst im furchtbarsten Winterwetter auszusetzen, obwohl sie schon lange an Gicht litt. Diese raffte sie denn auch nach einem solchen Besuche rasch dahin. Sie ward recht eigentlich ein Opfer ihrer Frömmigkeit. Fr. Pecht.

Josef Meinrad Anton von Engelberg,

geboren am 27. August 1764 zu Donaueschingen, studirte in Wien Medicin, folgte 1788 seinem Vater, Josef Daniel Alexander v. Engelberg, im Amte eines fürstlich fürstenbergischen Landschaftsphysikus für die Baar zu Donaueschingen, wurde 1801 fürstlicher Hofrath und zweiter Leibarzt, nach dem Uebergang des Fürstenthums an Baden großherzoglich badischer Bezirksphysicus und später Medicinalrath und starb zu Donaueschingen am 16. Oktober 1826. Im Verein mit Mezler gründete er 1801 die vaterländische Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens und mit Friedrich Freiherren Roth von Schreckenstein 1805 die Gesellschaft der Freunde vaterländischer Geschichte und Naturgeschichte zu Donaueschingen, deren Vorsitz er nach dem Tode v. Schrecken-

stein's bis zur Auflösung der Gesellschaft (1809—1818) führte. Zuerst mit Schreckenstein, dann allein gab er die Flora der Gegend um den Ursprung der Donau heraus, die in vier Bänden 1804 bis 1814 in Donaueschingen erschien, aber unvollendet geblieben ist. Die Ergebnisse seiner Beobachtungen und Untersuchungen über die physikalischen Verhältnisse der Baar nnd ihrer Bewohner hat er in einem (jetzt im Besitze des wissenschaftlichen Vereins zu Donaueschingen befindlichen) Manuscript: Versuch einer physiographischen Topographie der Landgrafschaft Baar, 1802, niedergelegt. Engelberg war ein gelehrter Arzt, doch in den Anschauungen der scholastischen Medicin zu sehr befangen, um ein glücklicher Praktiker zu sein. ✲

Johann Evangelist Engesser,

welcher als Mitglied und Director der katholischen Kirchensection durch viele Jahre auf die Kirchen- und Schulangelegenheiten im Großherzogthum großen Einfluß übte, wurde am 31. Dezember 1778 im Städtchen Fürstenberg geboren; er studirte in Donaueschingen und Freiburg, wurde den 19. September 1801 zum Priester geweiht und darauf in der Seelsorge angestellt, später Pfarrer in Unterbaldingen und Ende 1814 in Mundelfingen. Von da wurde er 1823 als geistlicher Rath bei der katholischen Kirchensection in Karlsruhe abgerufen, 1825 wurde er zum Director dieser Stelle befördert und 1827 zum Großherzoglichen Geheimen Rathe ernannt. In demselben Jahre verlieh ihm die Universität Freiburg, bei Gelegenheit der feierlichen Consecration und Inthronisation des ersten Erzbischofs, die Würde eines Doctors der Theologie. Die Regierung des Großherzogs Ludwig brachte Engesser zum Coadjutor des Erzbischofs Bernhard in Vorschlag: nach dem Tode des Großherzogs wurde der Vorschlag zurückgezogen; Engesser erhielt 1832 die Pensionirung und ging auf die Pfarrei Mundelfingen zurück, die er sich vorbehalten hatte. Hier lebte er in größter Zurückgezogenheit bis 1867, in welchem Jahre er am 30. September mit Zurücklassung vieler Kunstschätze und eines großen Vermögens starb.

F. Kössing.

Naphtali Epstein

wurde am 11. August 1782 zu Karlsruhe geboren, wo sein Vater Belta Moses Epstein ein Stiftsrabbinat versah und eine hebräische Druckerei inne hatte. Er stammte aus einer Familie, von welcher sich Mehrere schon vor Jahrhunderten in der jüdischen Literatur ausgezeichnet hatten. Seine Erziehung war eine sehr sorgfältige. Sein gelehrter und weithin geachteter Vater, von 1790 bis zu seinem Tode (1821) Landrabbiner in Bruchsal, unterrichtete seine Kinder in der hebräischen Sprache und Literatur; in der deutschen und französischen erhielten sie die ersten Kenntnisse durch ihren Hauslehrer aus Braunschweig, welcher in dem dortigen Jacobsohn'schen Institute eine gründliche Bildung erlangt hatte, nach Studien in Heidelberg Arzt bei der westphälischen Armee wurde und an der Beresina fiel. Latein, Mathematik und andere Fächer erlernten die Söhne des Rabbi bei Geistlichen des Fürst-Bischofes; in jener Zeit kein geringes Wagestück des Vaters seinen Rabbinatsangehörigen gegenüber! Nachdem Naphtali auf einer Reise nach Amsterdam den Zuständen der Juden Norddeutschlands und Hollands alle Aufmerksamkeit geschenkt hatte, leistete er seinem Vater in dessen ausgedehntem Amte, womit auch ein Theil der streitigen und freiwilligen Jurisdiction über Juden verbunden war, Beihülfe und bezog dann, wohl der erste von den badischen Israeliten, zum Studium der Rechtswissenschaft die Universität Heidelberg. Bei der Gründung des Oberrathes der Israeliten (1809) zu dessen Secretair ernannt, hörte er

zugleich Vorlesungen über Pädagogik. 1813 trat er, ausgerüstet mit einem durch Anstrengung und Entsagung erworbenen, vielseitigen Wissen, seine Stelle an, in der er nach einer Reihe von Jahren zugleich zum Mitgliede und 1843 auch ausdrücklich zum Referenten über die israelitischen Religionsangelegenheiten ernannt, sein Leben den religiösen, sittlichen und rechtlichen Interessen seiner Glaubensgenossen widmete. Was diese, außerdem mit Rabbinern und anderen jüdischen Notabeln besetzte, bald unter den Vorsitz eines Mitgliedes des Ministeriums des Innern gestellte Behörde in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts wirkte, darf wohl als die Arbeit Epstein's angesprochen werden. Es war nichts Geringeres zu thun, als die Grundlagen und die Organe zu schaffen, die Mittel zur Deckung der Religionsbedürfnisse, zur Erhaltung der Synagogen sowie ihrer Diener zu gewinnen, die Rabbinate abzugränzen, Bezirkssynagogen zu errichten, Schulen herzustellen, die Ausbildung der Lehrer und Rabbiner, die Läuterung des Cultus anzustreben, und Alles dies nebst vielem Anderen wurde durch Verordnungen geregelt. Daneben war das den Juden eingeräumte Rechtsgebiet gegen äußere Angriffe zu vertheidigen und seine Erweiterung zur Rechtsgleichheit anzubahnen. Alle diese Bestrebungen, bei welchen die Schritte der Verwaltung und Gesetzgebung auf jedem Felde zu verfolgen, auch literarische Leistungen, wie seine gründliche und scharfsinnige Darstellung der Rechtsverhältnisse der badischen Juden vom Jahre 1831, erforderlich waren, gelangen neben der Erledigung der Tagesgeschäfte dem unablässigen Pflichteifer Epstein's, der, unbeirrt durch die Gleichgültigkeit der Masse seiner Glaubensgenossen wie durch die sonstige geringe Beachtung, sein Leben hindurch die Begeisterung nährte, welche die Grundsätze des väterlichen Hauses, die Erscheinung von Moses Mendelssohn und die Ideen der letzten Jahrzehnte des vorigen Jahrhunderts für die Religion und die Freiheit der Juden in seinem Herzen entflammt hatten. Die jüdischen Schulen Badens standen mindestens auf der gleichen Höhe wie die christlichen und die Organisation der jüdischen Behörden diente anderen Regierungen als Vorbild. Bei der Einrichtung der israelitischen Behörden in Württemberg wurde der mündliche und schriftliche Rath Epstein's eingeholt. — Dem Maaßhalten zumal in religiösen Dingen zugethan, blieb er in stürmischen Zeiten nicht ohne Anfeindung. Seine Uneigennützigkeit, seine Hingebung, die Autorität seines Wissens und seiner Geistesfülle verkannte Niemand. Am 14. Oktober 1852 endete ein plötzlicher Tod seine erfolgreiche Thätigkeit. Er war unvermählt. — Der Verein zur Unterstützung der israelitischen Lehrer trägt seinen Namen. M. Heimerdinger.

Heinrich Esser.

Wenn wir durch gegenwärtige Lebensskizze auch Heinrich Esser ein anerkennendes Blatt der Erinnerung widmen, so hat er diese Würdigung durch sein erfolgreiches Wirken als Componist und Dirigent jedenfalls verdient. Geboren am 15. Juli 1818 zu Mannheim, wo sein Vater Oberhofgerichtsrath war, besuchte er mit ersprießlichem Fleiß das Lyceum, um seiner Zeit die juristische Laufbahn einzuschlagen, entschied sich jedoch bald, durch seine Neigung für die im elterlichen Hause mit Vorliebe gepflegte Musik gedrängt, für letzteren Beruf. Bei Franz Lachner machte er daher schon 1835 die eifrigsten musikalischen Studien, welche sein hervorragendes Talent zur schönsten Entwickelung brachten und 1840 unter Führung des berühmten Theoretikers Sechter in Wien ihren Abschluß fanden. Nach Mannheim 1841 zurückgekehrt, begann Esser seine schöpferische Thätigkeit mit der Composition der später daselbst beifällig aufgeführten Oper „Sitas" und zahlreicher Lieder, durch welche er sich rasch Ruf verschaffte. Nachdem er von 1842 an als Dirigent der Liedertafel in Mainz

und im letzten Jahre seines dortigen Aufenthaltes auch als Capellmeister am Theater seine Begabung zur Leitung von großen Werken bewiesen hatte, wurde er 1847 zum Capellmeister an der Hofoper in Wien ernannt. In dieser Stellung erwarb sich Esser durch seine vorzüglichen, um Wien's musikalische Zustände hochverdienten Leistungen so viel Vertrauen, daß er nach Capellmeister Eckert's Weggang auch artistischer Beirath der Operndirection wurde und das erwähnte Amt ebenso unter Dingelstedt, dem Nachfolger Salvi's, fortführte. Zugleich war er Mitglied der jährlich zusammentretenden Ministerialcommission für Bewilligung von Künstlerstipendien, mit gewissenhafter Geduld sich der zeitraubenden Prüfung der zahlreich eingelaufenen Arbeiten unterziehend. Auch nahm er an der Berathung eines neuen Theatergesetzes und Pensionsstatus, an der Reorganisation der alten „Wiener Tonkünstlersocietät", welche unter dem neuen Namen „Haydn" ihn zu ihrem Vorsitzenden wählte, und endlich an den umfangreichen Organisationsgeschäften für den musikalischen Status des neuen Opernhauses wesentlichen Antheil. In diesen verschiedenen Aufgaben seines Berufes bewährte er besondere Sachkenntniß, strenge Pflichterfüllung und eine unerschütterliche Rechtlichkeit, Eigenschaften, welche ihm die allgemeinste Hochachtung erwarben. Seit mehreren Jahren an Brust und Nerven leidend, trat er deßhalb September 1869 auf sein Ansuchen in Ruhestand und siedelte 1870 nach Salzburg über, starb aber daselbst allzu früh für die Kunst schon am 3. Juni 1872, ehe er den Plan, in dem milden Klima von Meran oder Arco Besserung des Uebels zu suchen, ausführen konnte. — Er hat als Tondichter ein beachtenswerthes Schaffen bethätigt und 81 Werke veröffentlicht. Dieselben bestehen aus vielen Gesängen für eine und zwei Stimmen, mehreren Compositionen für gemischten Chor, worunter zwei Psalmen (der 23. und 24.,) deßgleichen für Männerchor, ein Solostück, zwei Sonaten und ein Trio für Clavier, ein Streichquartett, zwei Suiten und drei Symphonieen für Orchester, und drei Opern: „Sitas", „Riquiqui" und „die beiden Prinzen". Außerdem unzählige Clavierauszüge verschiedener Opern oder Oratorien von Händel, Gluck, Mozart, Weber, Auber und Franz Lachner; Clavierbearbeitungen verschiedener Symphonieen zu zwei und vier Händen, Ouverturen, Quartette ꝛc. von Haydn, Beethoven, Franz und Vincenz Lachner u. A.; Instrumentationen, wie die Toccata und die Passacaglia von Johann Sebastian Bach, viele Clavierfugen desselben vierhändig, u. s. w. Seine Tonschöpfungen bekunden ebenso wohl den aus gründlichen, classischen Studien hervorgegangenen gewandten Meister, als ein nicht unbedeutendes Talent der Erfindung. Am meisten hat sich Esser einen Namen gemacht durch seine, an frischen und innigen Melodieen reichen Gesänge und Lieder, in welchen überhaupt der Schwerpunkt seiner Musik ruht, da weitaus der größte Theil der erwähnten Compositionen dem Liedergebiet angehört. Wir erinnern hierbei an „des Sänger's Fluch", und so manche andere, populär gewordene Erzeugnisse für eine und zwei Singstimmen oder Männerchor; diesen bereicherte er mit einer beträchtlichen Zahl von hübschen Nummern, von welchen wir die Chöre „der Frühling ist ein starker Held" und „Morgenwanderung", sowie die effektvolle Tondichtung mit Orchester „Mahomet's Gesang" als besonders gelungen hervorheben. Der letzten Lebenszeit gehören die kunstreichen beiden Suiten und die trefflichen Orchesterübertragungen der oben angeführten zwei Bach'schen Stücke an, sämmtlich überall in ihrem Werthe anerkannt. Als Mensch und Künstler bewies der Verstorbene sich in Rath und That stets zuverlässig, ehrenhaft und treu; seiner Familie war er namentlich ein allezeit zärtlich sorgender Gatte und Vater. Im dankbaren Gedächtniß seines Wirkens und in den hinterlassenen Werken lebt der verewigte Meister mit Ehren fort.

H. Giehne.

Karl Josef von Fabert.

In Krieg und Frieden ein wackerer, ehrenfester Soldat, entstammt Fabert einer eingewanderten französischen Familie, die unter ihren Vorfahren den berühmten Marschall dieses Namens zählt. Er wurde am 1. Oktober 1790 zu Kehl geboren, wo sein Vater als Gutsbesitzer lebte. Nach einer gründlichen Ausbildung auf den Schulen zu Mannheim und Heidelberg trat er gegen die Absicht seiner Eltern am 1. Juli 1808 in das Artillerie-Bataillon ein und hatte das Glück, noch im gleichen Jahre in der 3. Fuß-Batterie nach Spanien ausmarschirt, auf dem Felde der Schlachten sich das Avancement zum Lieutenant und Premierlieutenant zu verdienen, und während 6 Feldzugsjahren in 6 Schlachten und 10 größeren Gefechten unverwundet und gesund allen Unbilden des Feindes und des Klimas zu trotzen (s. d. A. v. Neuenstein). 1813 in Dax entwaffnet und gefangen, ranzionirte er sich selbst, erreichte aber sein Ziel, Theilnahme am Feldzuge 1814, nicht mehr. Nachdem mit dem Feldzuge 1815, den Fabert mitmachte, die große kriegerische Periode ihren Abschluß gefunden hatte, trat er in die bedeutendste und erfolgreichste Thätigkeit seines Lebens, als er am 6. Oktober 1819 als Stabscapitaine das Commando der neu errichteten Pionnier-Compagnie erhielt. In dieser Stellung wurde er durch sein praktisches Wirken wie durch gründliche theoretische Arbeit der eigentliche Gründer des Pionnier-Wesens im badischen Militair. Ein aus seiner Feder geflossenes, im Jahre 1824 erschienenes praktisches Lehrbuch der Pionniere und Sappeure verdient mit Rücksicht auf die Zeit der Abfassung, da auch die größeren Staaten erst anfingen, dem Pionnierwesen mehr Aufmerksamkeit zu schenken, alle Beachtung. Während der Jahre 1832—1839, in den Graden als Major und Oberstlieutenant, bewährte sich Fabert in den Stellungen eines Zeughaus-Inspectors und Directors, die bei der Begründung des neuen Kriegshaushaltes für das Armeecorps (s. d. A. v. Freydorf) Anstrengung der Kräfte im höchsten Grade forderten. Am 24. Dezember 1839 (s. d. A. Köbel) wurde er als Mitglied in das Kriegs-Ministerium berufen. Er verblieb, am 4. November 1844 zum Obersten befördert, in der Function als technischer Respicient der 1. (militairischen) Section, nachdem er das im Frühjahr 1848 eingereichte Pensionsgesuch Angesichts der schweren Zeitstürme wieder zurückgezogen hatte, bis er mit dem Charakter als Generalmajor am 23. Oktober 1852 nach 44jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt wurde. Er starb am 12. März 1860.

L. Löhlein.

Karl Heinrich Freiherr von Fahnenberg.

Die Familie von Fahnenberg verdankt ihren Namen der entschlossenen That eines Ahnherren, des Freiburger Stadtschreibers Dr. Franz Ferdinand Mayer, der bei der Belagerung von Freiburg durch die Franzosen im Jahr 1713, als der Commandant v. Harsch den Entschluß faßte, sich mit der Besatzung auf den Schloßberg zurückzuziehen und die Stadt ihrem Schicksal zu überlassen, während die allgemeinste Verwirrung herrschte, auf die Bresche eilte, unter dem feindlichen Gewehrfeuer die weiße Fahne aufsteckte und so die Stadt vor namenlosem Elend rettete. Der Kaiser erhob ihn zum Dank unter dem Namen von Fahnenberg in den Freiherrenstand. Karl Heinrich von Fahnenberg wurde zu Freiburg am 16. Mai 1779 geboren, studirte zu Würzburg, Erlangen und Göttingen und trat als Legationssecretair in österreichische Dienste. Als das Breisgau an Baden fiel, wurde Fahnenberg Regierungsrath in Freiburg, 1810 Ministerialrath im Ministerium des Innern, 1819 Oberpostdirector. 1823 wurde ihm provisorisch, 1826 definitiv die Leitung der Schuldentilgungskasse

übertragen. Das badische Postwesen erhielt durch Fahnenberg eine gänzliche Umgestaltung und seine den Ansprüchen der neueren Zeit entsprechende Ausbildung. Er hat insbesondere das Verdienst, zuerst die Eilposten in Deutschland eingeführt zu haben, indem er schon 1820 einen Eilwagencurs zwischen Mannheim und Karlsruhe herstellte, eine Einrichtung, die alsbald in Preußen und von der Thurn- und Taxis'schen Postverwaltung nachgeahmt wurde. Neben seinen Amtsgeschäften war Fahnenberg vielfach literarisch thätig. Er gab 1810 bis 1813 das „Magazin für die Handlung und Handelsgesetzgebung Frankreichs und der Bundesstaaten" heraus, welches von 1813—1815 unter dem veränderten Titel „für Handlung, Handelsgesetzgebung und Finanzverwaltung" erschien. Er übersetzte und commentirte Say's „Katechismus der Nationalwirthschaft" (1816) und gab „Actenstücke über die badische Territorialangelegenheit" heraus. Von 1821—1824 redigirte er die „Verhandlungen des badischen landwirthschaftlichen Vereins". Als die Sympathie für die Polen überall in Deutschland Hilfsvereine ins Leben rief, erließ Fahnenberg mit Welcker und Wessenberg einen Aufruf zur Bildung eines solchen Vereins iu Karlsruhe. Für das liberale Preßgesetz von 1831 trat er mit Eifer in die Schranken und forderte in einer Flugschrift zur Bildung eines Preßvereins für die Erhaltung der Censurfreiheit auf. Unter seiner Mitwirkung trat seit 1831 der wohlthätige Verein für die Besserung der Strafgefangenen und die Verbesserung des Schicksals entlassener Sträflinge in Baden ins Leben. Durch Kränklichkeit genöthigt, 1834 seine Pensionirung nachzusuchen, zog er nach Baden, um seine Muße nur noch gelehrten Arbeiten zu widmen. Er beabsichtigte, ein größeres Werk über den Schwarzwald zu schreiben. Gleichsam als Vorarbeiten zu demselben sind zwei Schriften von ihm erschienen: „Rippoldsau und dessen Heilquellen" (1836) und „die Heilquellen am Kniebis im unteren Schwarzwalde" (1838). An der Vollendung des beabsichtigten größeren Werkes hinderte ihn der Tod. Er starb zu Baden am 16. März 1840. Von Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, mag erwähnt sein, daß ihn 1830 die Universität Freiburg zum Ehrendoctor promovirte. (Vgl. Conversationslexikon der Gegenwart 2, 6). W.

Friedrich Freiherr von Fahnenberg,

der jüngere Bruder des vorigen, zu Regensburg am 7. Mai 1785 geboren, trat 1799 in russische Dienste und wurde zunächst als Titulärjunker in dem Reichscollegium der auswärtigen Angelegenheiten angestellt, 1803 zum Translateur und 1808 zum Collegien-Assessor befördert. 1809 wurde er bei der russischen Gesandtschaft in Stuttgart als Kanzleibeamter angestellt und 1810 in der gleichen Eigenschaft nach Kassel versetzt. Da ein Decret des Kaisers Napoleon allen im russischen Dienstverband befindlichen Unterthanen der Rheinbundstaaten befahl, denselben bei Gefahr der Confiscation ihres Vermögens, zu verlassen, erbat sich Fahnenberg, der im Breisgau begütert war, seine Entlassung. 1813 ernannte ihn Großherzog Karl zum Kammerherren und Accessisten bei dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten, in welchem er 1815 zum Legationsrath befördert wurde; 1817 wurde er zum Gesandten am bairischen Hofe ernannt, 1828 erhielt er den Charakter als Geheimer Rath. In dieser Stellung war Fahnenberg während der Jahre thätig, in denen er aus Anlaß der Haltung Baierns in der Territorial- und Erbfolgefrage Gelegenheit fand, Klugheit und Takt zu erweisen und dadurch seinem Heimathland und Fürstenhause sehr ersprießliche Dienste zu leisten. Im Mai 1832 wurde er auch in Stuttgart accreditirt. Er starb am 12. Mai 1833 zu München.

W.

wurde am 7. März 1771 in Mengen, wo sein Vater Pfarrer war, geboren, genoß den ersten wissenschaftlichen Elementarunterricht im Vaterhause, besuchte von 1781 an die Lateinschule in Kandern, wohin sein Vater befördert worden war, von 1786 an das Gymnasium illustre in Karlsruhe, von Ostern 1789 an die Universität Jena, und machte im Frühjahr 1791 eine theologische Staatsprüfung, alles in unzertrennlicher Gemeinschaft mit seinem zwei Jahre älteren Bruder Karl Friedrich. Bis zum Jahre 1798 war er Vicar in Thiengen und Auggen, 1808 Pfarrer in Graben, und von da an bis zu seinem Tode Pfarrer in Kork, mit welcher Stelle auch das Decanat verbunden war. — Aeußerlich eine hochgewachsene, rüstige Gestalt, ausgezeichnet durch hervorragende Körperstärke, kräftige, volltönende Stimme und großen persönlichen Muth, zeigte Fecht in allen Perioden seines Lebens bis zum späten Lebensabende geistige Rüstigkeit und Thatkraft, Klarheit und Bestimmtheit des Denkens, praktische Lebensanschauung, verbunden mit einer kindlich reinen, keuschen, sittlich lauteren Gesinnung, einer tief gemüthlichen, beinahe poetischen Empfänglichkeit für Alles wahrhaft Schöne, Große und menschlich Gute, und einem selten getrübten, wohlthuenden, heiteren Humor, so daß man an ihm im vollsten Sinne das Wort mens sana in corpore sano verwirklicht sah. Diese Eigenschaften Fecht's bewährten sich nicht nur in seiner reich gesegneten beruflichen und persönlichen Wirksamkeit, sondern eben so sehr in einer dem öffentlichen politischen und kirchenpolitischen Leben angehörigen Thätigkeit. Er nahm 1811 als Deputirter des geistlichen Standes evangelischen Bekenntnisses im Kinzigkreis an der Huldigung für den Großherzog Karl Theil und war Kreisreferent in Kirchen- und Schulsachen bei der Kreisregierung; in den Jahren 1813—1815 entwickelte er in den Militairspitälern und für die durch Krieg beschädigten Einwohner, sowie in dem Theuerungsjahre 1817 für die Nothleidenden eine aufopfernde Thätigkeit, und wurde 1818 Mitarbeiter an dem neuen Religionslesebuch, an den Vorarbeiten für die Generalsynode. — 1819 wählte ihn der Landbezirk Karlsruhe zum Abgeordneten. Als solcher gehörte er mit Männern wie Liebenstein, Duttlinger u. A. zur freisinnigen Oppositionspartei und zu den gerne gehörten Rednern derselben. — 1820 Mitglied der Generalsynode, stand er auch hier auf Seiten der kirchlich freigesinnten Partei und war ein eifriger Beförderer der Kirchenvereinigung. In der Kammersitzung von 1822 stand er in dem bekannten Conflict zwischen Regierung und Ständen in der Militairbudgetfrage (s. d. Art. Itzstein) in den Reihen der Opposition, weßhalb ihm nach geschehener Vertagung und Auflösung der Kammer durch einen Machtspruch der Regierung das Decanat abgenommen wurde. — Mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold wurde ihm das Decanat wieder übertragen, 1831 wurde er in dem Kinzigthaler Wahlbezirk wieder zum Abgeordneten gewählt und blieb auch jetzt, in brüderlicher Eintracht neben seinem katholischen Amtsbruder, Rector Herr von Kuppenheim sitzend, wie ferner seiner politischen Farbe treu. Unter den Deputirten hatte man ihm allgemein den Namen „Vater Fecht" gegeben. 1834 sandten ihn die Diöcesen Emmendingen und Hornberg in die Generalsynode, 1841 wählte ihn Konstanz wieder in die zweite Kammer, aber der 70jährige Mann lehnte die Wahl ab, wie er auch bald nachher die Schulvisitatur und hierauf das Decanat niederlegte. 1848 im Mai in der Offenburger Volksversammlung suchte er fruchtlos vor Ueberstürzung zu warnen; diese, seine letzte politische Rede, konnte den überwallenden Strom der Bewegung nicht mehr aufhalten. — Am 9. December 1848, bei Anlaß seines 50jährigen Jubiläums erhielt er den Titel Kirchenrath, und drei Jahre nachher, am 20. August 1851

starb er in Folge wiederholter Schlaganfälle, umgeben von seiner um ihn versammelten zahlreichen, aber wohlversorgten Familie. —

Ludwig Fecht

wurde am 24. August 1815 in Durlach, wo sein Vater, Oberrechnungsrath Fecht, bei dem Kreisdirectorium angestellt war, geboren, absolvirte 1833 das Lyceum zu Karlsruhe, studirte auf den Universitäten Heidelberg und Freiburg die Rechtswissenschaft, wurde 1837 als Rechtspraktikant recipirt, 1843 zum Amtsassessor in Gernsbach und 1845 zum Assessor bei dem mittelrheinischen Hofgericht ernannt. Mit dem Jahr 1849 trat er in die Verwaltung über, zunächst als Oberamtmann in Pforzheim. Im Jahr 1861 wurde er als Stadtdirector nach Heidelberg, 1864 als Ministerialrath und Landescommissair nach Mannheim berufen und 1869 zum Director des Verwaltungshofes befördert. Die ehrenvolle dienstliche Laufbahn des Dahingeschiedenen fiel in Zeiten, welche an die Kenntnisse, Umsicht, Gesinnung, an den Charakter des öffentlichen Beamten ungewöhnliche Anforderungen stellten. In den Jahren 1848 und 1849 bewährte er sich unter persönlicher Gefahr muthig als treuer Diener des Landes und seines Fürstenhauses. In den folgenden Jahren des Wiederaufbaues in Staat und Gemeinde verstand er es, nicht nur durch gewissenhafte, ausdauernde Arbeit Ordnung und Leben in die Verwaltung des ihm übertragenen wichtigen Amtsbezirkes zu bringen, sondern auch durch strenge Gesetzlichkeit und wohlwollende Rücksicht das Vertrauen und die Liebe der Bezirksangehörigen zu gewinnen. In dieser Zeit begann das erstaunlich rasche Aufblühen der Fabrikstadt Pforzheim. Der praktische Blick des Amtsvorstands erkannte sofort, daß hier nicht nach hergebrachter bureaukratischer Tradition verwaltet werden dürfe; vielmehr wurde schon damals, in stetiger Fühlung mit der einsichtigen und energischen Gemeindebehörde, der Selbstverwaltung der Stadt, der Freizügigkeit und Gewerbefreiheit zum Wohle des Ganzen jeder mögliche Vorschub geleistet. — So war hier den Reformen, welche die denkwürdige Proclamation vom 7. April 1860 verhieß, bereits tüchtig vorgearbeitet. Die neuen Verwaltungsorganisationen des Jahres 1864 fanden bei Fecht freudige Zustimmung, und es war ein glücklicher Griff der Regierung, diesen erfahrenen Verwaltungsbeamten durch die Ernennung zum Landescommissair für die Durchführung derselben in dem vormaligen Unterrheinkreis zu gewinnen; man wird dort namentlich nie vergessen, mit welchem Eifer und Erfolg er für die Belebung der neu geschaffenen Kreisverbände gewirkt hat. — Die Gestaltung der deutschen Angelegenheiten war dem patriotischen Herzen Fecht's stets Gegenstand besonderer Sorge und Hoffnung. Als der Kriegssturm von 1866 ganz unerwartet über einen Theil seines Dienstbezirkes daher brauste, griff er rasch, muthig und erfolgreich ein, die Lasten zu erleichtern und die geschlagenen Wunden zu heilen. Und als im Juli 1870 unser Kaiser das deutsche Volk zu den Waffen rief, da duldete es den an frische Thätigkeit gewöhnten Mann nicht länger hinter seinen stummen und langweiligen Acten; er stellte sich zu jeder beliebigen Verwendung zur Verfügung und wurde alsbald zum Landesdelegirten der freiwilligen Krankenpflege ernannt. Hier entfaltete er eine umfangreiche Thätigkeit, welche durch seine Erfahrung, durch die genaue Kenntniß des Landes und seiner Hilfsquellen von besonderem Erfolg begleitet war. — Endlich wurde er gegen Ende des Jahres 1873 durch das Vertrauen des Großherzogs in die erste Kammer berufen. Noch während des Landtags erkrankte er und erlag einem schweren Herzleiden am 31. März 1874. — Fecht gehörte zu jener Gruppe von Beamten, welche in der ersten Hälfte des laufenden Jahrhunderts den Kern des mit Recht als bewährt und tüchtig anerkannten badischen

Beamtenstandes bildete. Ihr Grundsatz war: Alles für das Land und das Fürstenhaus. Dieser Geist hat viel dazu beigetragen, daß es gelang, das aus den verschiedenartigsten Theilen zusammengesetzte Land allmälig zu einem lebensvollen Ganzen zu verbinden, welches sich auch als Ganzes zu fühlen gelernt hat. Integrität des Charakters, unbeugsamer Rechtssinn, Wohlwollen und Biederkeit, gesunde freiheitliche Anschauung, Sorge um das Gedeihen des schönen, lieben Heimathlandes, selbstlose Hingebung an den Dienst und aufrichtige Anhänglichkeit an das Fürstenhaus, das war auch bei Fecht die hervorstechende Signatur des Mannes. (Vgl. K. Z. 1874 No. 81). *

Felix Sebastian Feldbausch,

einer von den Schulmännern Süddeutschlands, die durch anregenden Unterricht und reiche literarische Thätigkeit in weiten Kreisen Anerkennung gefunden haben, ist am 20. November 1795 als der Sohn eines einfachen Gewerbsmannes zu Mannheim geboren. Unter der strengen Zucht seiner bald verwittweten Mutter wuchs der Knabe fast einsam heran, da seine Geschwister im Alter weit von ihm abstanden. Zuerst besuchte er die katholische Stadtschule, an der Karl Sachs, der später vielgepriesene Lateinlehrer der untersten Lycealclasse, auf den fähigen, zum Studiren taugenden Knaben aufmerksam machte. Mit Unterstützung eines edlen Verwandten trat er 1808 in das Lyceum über, dem er 7 Jahre als ein durch Fleiß und Leistungen hervorragender Schüler angehörte. Unter den Lehrern sah er sich hauptsächlich durch Nüßlin gefördert. Wie sein Herzensfreund Georg Behaghel (der als Professor des Heidelberger Lyceums 1861 starb) zur Theologie entschlossen, erhielt er von der katholischen Oberschulbehörde die Weisung, vor dem Bezug der Universität an dem Rastatter Lyceum den Cursus der theoretischen und praktischen Philosophie zwei Jahre hindurch zu besuchen, für welche Zeit ihm, wie auch für die Universitätszeit, Stipendien zugesagt wurden. Der Grund zu dieser Maßregel, die noch manchen Anderen traf, lag in dem Bestreben, die reiche aus Baden stammende katholische Lehranstalt zu heben und dem evangelischen Lyceum in Karlsruhe gleichzustellen. Der Gesammtgewinn des Rastatter Aufenthalts war für Feldbausch, abgesehen von dem freundschaftlichen Verhältniß zu Professor Zell, seinem hochbegabten Landsmann, und von seiner engen persönlichen Beziehung zu Loreye, für zwei Jahre gering. Aber einen Namen hatte ihm Rastatt gebracht, da er im Freundeskreise stets Felix genannt wurde, nachdem ihn Professor Eckerle bei Aufzeichnung der Schülernamen Felix Bausch statt Feldbausch verstanden hatte. Später nannte er sich selbst auf dem Titelblatt seiner griechischen Grammatik „Felix Sebastian", während er nur „Sebastian" getauft war. Vom Herbst 1817 an studirte er auf Loreye's Rath und mit Neigung Philologie zu Heidelberg unter Fr. Creutzer und Heinrich Voß, hörte Culturgeschichte bei Schlosser, von dem er bald ausgezeichnet wurde, und ließ sich auch durch Schwarz, Daub und Hegel anregen. Neben der Förderung seiner Studien durch Collegien und namhafte Privatarbeiten ist aus dem akademischen Triennium Feldbausch's sein Freundschaftsbund mit Behaghel, Maurer, Moré und Nestler zu berühren, nicht nur weil derselbe zeitweilig veredelnd auf Feldbausch gewirkt hat, sondern besonders deshalb, weil aus ihm ein reicher Segen für das ganze Leben der Freunde und ihrer Angehörigen hervorgegangen ist. Nachdem Feldbausch gegen Ende seiner Studien mehrere Anerbieten anziehender und einträglicher Lehrstellen in Kreuznach, Trier und an dem Institut Fellenberg in der Schweiz abgelehnt hatte, weil er eine selbst bescheidene Stellung in der Heimath vorzog und weil Loreye ihn zum Collegen wünschte, legte er noch im Sommersemester 1820 bei den Professoren Kayser, Brunner und Mitzka sein

Staatsexamen ab. Bald darauf erhielt er die Weisung, an dem Gymnasium zu Donaueschingen „die Lehrstelle der höheren Grammatik", d. h. den 3. und 4. Jahrescurs zu übernehmen. Diese Stelle, in der er gleichzeitig zwei Curse Latein, Griechisch, Französisch, Deutsch, Religion, Geschichte, Geographie und Rechnen zu lehren hatte, bekleidete er ein Jahr, während dessen er seinem Vorstand Eiselein bei einer Ausgabe von Lessing's Werken durch Auswahl der Stücke des ersten Bandes Beistand leistete. Im Herbst 1821 erhielt er seine Berufung nach Rastatt, wo er $22^1/_2$ Jahre hauptsächlich in den oberen Classen wirkte. Die Prüfung der dort verwendeten Lehrbücher der griechischen Sprache führte ihn zu dem Entschluß, seine griechische Schulgrammatik zu verfassen, die 1823 zuerst erschien und fünfmal aufgelegt über 40 Jahre in den Schulen einen Platz behauptete, obwohl das Buch Mängel und Verstöße hatte, von denen der Verfasser später in selbstloser Wahrheitsliebe sprach. Als aber der Verleger schon 1826 eine zweite Auflage unternahm, erlaubte sich Feldbausch — wie er selbst berichtet — in der Vorrede und in der Darmstädter Schulzeitung einen solchen Spott gegen andere Auffassungen (z. B. das rationelle Verfahren von Thiersch), daß mancher ernste deutsche Schulmann keinen Gefallen daran fand. — Eine vielseitige Anregung zu pädagogischen Aufsätzen bot sich Feldbausch durch sein freundschaftliches Verhältniß zu Wittmer, der aus St. Leon in dem diesseitigen Fürstenthum Speier stammend, in Ingolstadt die Theologie absolvirt hatte, aber in der Folge nach eifrigen pädagogischen Studien in Heidelberg und bei Pestalozzi als Oberlehrer in dem sogenannten Präparanden-Institut (Schullehrerseminar) in Rastatt für den gesammten arithmetischen Unterricht und für deutsche Sprachlehre angestellt worden war, auch in den unteren Classen des Lyceums den Rechenunterricht ertheilte. Aus dem Verhältniß zu Wittmer ging eine Anzahl, zum Theil von diesem selbst angelegter Aufsätze hervor, die Feldbausch unter dem Namen „Schulmeister Felix" in die Darmstädter Schulzeitung einsandte. Einer derselben handelt über die deutsche Silbentrennung; andere polemisiren gegen den von Winnefeld in den Zahn'schen Jahrbüchern vertheidigten Unterricht in der Philosophie auf den badischen Lyceen und gegen Stephani, der sich über Pestalozzi stellen wollte; endlich trat Feldbausch für Wittmer und die Lautirmethode ein, die in den 30er Jahren wieder abgeschafft werden sollte. Das Ergebniß dieser, auch in der Karlsruher Zeitung geführten Polemik, die gegen einen katholischen Decan und Schulvisitator gerichtet war, sah Feldbausch in der bald erfolgten Verordnung, nach welcher jeder Theologe, der als solcher damals auch die Anwartschaft auf die Leitung der Volksschulen hatte, bei seinem Staatsexamen über das Volksschulwesen Bescheid wissen sollte. Obwohl Feldbausch nie für eine „alleinseligmachende" Methode schwärmte, so konnte er sich bei der Fortsetzung des Kampfes, an dem sich auch (der nachmalige Oberschulrath) Gruber betheiligte, der Wirkung erfreuen, daß auf Wessenberg's Empfehlung ein der Lautirmethode huldigender Director an die Spitze des Rastatter Seminars gestellt wurde. — Aus seinem nächsten Wirkungskreise der 30er Jahre, in welche diese Polemik fällt, ist noch zu berichten, daß Feldbausch bald die Interpretation des Sophokles übernahm, die für ihn wie für viele seiner Schüler in Rastatt und Heidelberg eine Quelle edlen Genusses geworden ist. Neben Sophokles beschäftigte er sich viel mit Horaz, den früher Loreye mit großer Begeisterung erklärt hatte, woraus Feldbausch Veranlassung nahm, den allverehrten „Vater Loreye" bei dessen 50jährigem Dienstjubiläum mit seiner Schrift: „de Horatio non adulatore" zu beglückwünschen. In diese Zeit fällt mit der Einsetzung des Oberstudienraths, die seinen Beifall hatte, die Einführung des allgemeinen Lehrplans, der Feldbausch nicht in allen Theilen zweckmäßig erscheinen wollte. In der ersten Kammer

der Landstände hatte Zell eine Motion über die Errichtung einer eigenen Behörde für die Gelehrtenschulen (des sogenannten Oberstudienraths) eingebracht. Der Berichterstatter, Staatsrath von Rüdt, erhob dagegen die Einwendung, daß eine solche aus technischen Mitgliedern zusammengesetzte Behörde befürchten ließe, es möchte das gesunde Leben der Schule durch eine Menge minutiöser Verordnungen eher gehemmt als gefördert werden. Feldbausch bekämpfte diese Ansicht sofort in dem von Mathy redigirten Oppositionsblatt „der Zeitgeist" mit der Hinweisung, daß die technischen Mitglieder durch ein solches Verfahren beweisen würden, daß sie keine rechten Schulmänner seien. Dieser Aeußerung fügte er später bei, daß der Director einer Lehranstalt über die geringsten Einzelheiten der Schulpraxis unter seinen Collegen verhandeln oder Vorschriften geben könne; aber ein guter Erfolg hänge davon ab, daß er selbst als Lehrer und Erzieher überall mithelfe und eingreife, jedoch sei es räthlich, dem Lehrer, der Etwas zu leisten vermöge, eine gewisse freie Bewegung zu gestatten, wenn er nicht zur todten Maschine werden solle. Was aber den neuen Lehrplan betrifft, so sah Feldbausch darin das Bestreben, die untersten Classen der Gelehrtenschulen so zu gestalten, daß sie außer dem lateinischen Unterricht vorzugsweise den Bedürfnissen der höheren Bürgerschulen entsprechen sollten, und hatte die Ansicht, daß der übrigens um das badische Schulwesen hochverdiente Nebenius viel zu sehr einer versöhnenden Richtung zwischen Humanismus und Realismus huldige, als daß er Feldbausch's Anforderung an die mehr aus den classischen Sprachen zu schöpfende Schulbildung befriedigen konnte. Außerdem mißfiel ihm an dem Schulplan, daß er eine vollkommene Uniformität der Schulen beabsichtigte und daß insbesondere das Karlsruher Lyceum mit seiner localen Ueberfüllung der untersten Classen den anderen Anstalten als Maßstab dienen sollte. Indeß sah Feldbausch später ein, daß seine Ausstellungen nicht groß in Betracht kämen, wenn man die Schwierigkeiten kannte, unter denen Nebenius zwischen den Gliedern der evangelischen und katholischen Oberschulbehörde eine Einigung zu Stande zu bringen hatte, in Folge deren sich an dem neuen Lehrplan unverkennbare Spuren von Schmälerungen der classischen Studien und von dem alten Klosterschulplan zeigten. Darum dachte man später auch an eine Revision des Lehrplans, zu der schon vor Feldbausch's Eintritt in den Obenstudienrath (1850) die ausgedehntesten Vorarbeiten veranstaltet worden waren und zu der er in der ersten Zeit seiner Thätigkeit in jenem Collegium Jahr für Jahr seine Anträge wiederholte. Allein Feldbausch erlebte erst nach seinem Rücktritt aus dem öffentlichen Wirken, daß der neue Oberschulrath seit 1862 manche Einzelheiten in der Stille änderte, ohne eine allgemeine Revision vorzunehmen, die erst im Jahr 1869 bald nach Feldbausch's Tod in Gestalt einer landesherrlichen Verordnung erschien. — Von Rastatt, wo nach Loreye's Zuruhesetzung der Gymnasialdirector Scharpff von Offenburg dessen Nachfolger geworden war, ging Feldbausch, der mit dem neuen Director in einer gewissen Spannung lebte, an Ostern 1844 nach Heidelberg, um dort die Stelle des alternirenden katholischen Directors nach Brummer's Tode zu bekleiden. Mit wahrer Herzensfreude zog Feldbausch in die Pfälzerheimath, in die Nähe seiner vielen und besten Freunde, unter denen Georg Behaghel bis zum Tod ihm am innigsten verbunden blieb. Auch in seiner beruflichen Wirksamkeit genoß er die vollste Befriedigung. Die Frequenz des Lyceums nahm so erfreulich zu, daß bald die Schülerzahl doppelt so groß war als vorher, und die unzweckmäßige Einrichtung der alternirenden Direction wurde auf seinen und des evangelischen Directors Wilhelmi Wunsch insoweit geändert, daß jeder doch zwei Jahre nacheinander den Dienst führen konnte. Sein Unterricht war von vorzüglichem Erfolg begleitet, und die Schüler hatten

das entschiedene Gefühl der Hochachtung gegenüber dem neuen, äußerlich zwar mit einer gewissen Schlaffheit auftretenden Lehrer, bei dem sie sich nicht nur in Bezug auf die nächste Classenaufgabe, sondern in ihrem ganzen geistigen und sittlichen Leben gefördert sahen. Für die Interpretation des Horaz, der nebst dem gesammten übrigen lateinischen und griechischen Unterricht in den beiden obersten Jahrescursen ihm zugefallen war, bearbeitete er sich jetzt ähnliche Hefte über die Oden und Epoden, wie er sie in Rastatt für die Satiren und Episteln angelegt hatte. Aus den Einleitungen zu den einzelnen Gedichten ging später das Buch: „Zur Erklärung des Horaz" (1851 und 1853) hervor, das aber nirgend Glück machte, während sein Inhalt den Schülern manches Jahr hindurch nicht nur die Vorbereitung erleichtert, sondern auch den Genuß an dem Dichter erhöht hatte. — Neben allerlei Kämpfen und Widerwärtigkeiten hatte Feldbausch in Heidelberg viele angenehme Eindrücke, da neben der Hebung seines persönlichen Rufes als Lehrer ihm der Umgang mit hervorragenden Männern der Stadt, besonders mit Schlosser, Bähr, Ullmann, Lewald, Holtzmann ungemein wohl that. Das Lyceum gewann jetzt Ansehen bei der Universität und fand alljährlich einen auch qualitativ erheblichen Zufluß von den Bruchsaler Gymnasiasten, die früher sich in der Regel nach Rastatt gewendet hatten. Als Feldbausch in Heidelberg sich glücklich eingelebt hatte, sollte er an Scharpff's Stelle Director in Rastatt werden; doch gelang es ihm, die bereits zur Publication ausgefertigte Ernennung durch persönliche Verwendung in Karlsruhe rückgängig zu machen. Allein bald darauf erfolgte seine Berufung in den Oberstudienrath, in dem er die Functionen von zwei früheren Räthen zu übernehmen hatte. Obwohl er sich eher entschließen konnte, in Karlsruhe zu wohnen als in Rastatt, so bangte ihm doch vor der Ehre, die man in der Ernennung fand, und vor den Kanzleigeschäften, für die er weniger organisirt war als für die Schule, von der er schmerzlich bewegt Abschied nahm. Wenn er es oft beklagte, die Schule verlassen zu haben, für die er eine hohe Begabung besessen und in die er sich durch die den Meisten unbekannt gebliebene Ueberwindung seiner großen Reizbarkeit hineingelebt hatte, so lag der Grund davon nicht nur in dem Mangel der bisher genossenen Befriedigung, sondern auch in seinem Unbehagen gegenüber der bureaumäßigen Actenarbeit und der ungenügenden Ordnung der Registratur, auch in dem unzulänglichen Hilfspersonal, da lediglich ein Decopist das Factotum der Stelle bildete. Trotz diesem Mißbehagen suchte er sich in seinen Functionen zurechtzufinden und besorgte sein Referat über die größten Lehranstalten des Landes so gut, als er es bei seiner allmählichen Einarbeitung in die Acten vermochte, so daß er sich die Zufriedenheit seines Directors Prestinari erwarb. Indessen war das Verhältniß des Oberstudienraths zu dem Ministerium des Innern nicht nach Feldbausch's Wünschen; es schienen manche Remonstrationen gegen dasselbe nöthig, und bald wurde ein eigener Director ernannt, der zugleich Referent im Ministerium des Innern war. Diese Veränderung hatte ebensowenig wohlthuende Folgen für den bereits alternden Feldbausch, als die Beiziehung eines weiteren Mitgliedes in die Behörde, und so wünschte er, nicht ohne das schmerzliche Gefühl der Nicht-Befriedigung, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, der ihm 1862 bewilligt wurde. Neben manchen Widerwärtigkeiten, die zum Theil in Gestalt einer literarischen Fehde ihm den Lebensabend vergällten, erfuhr er auch manchfache Anerkennungen, namentlich aus den wiederholten Zeugnissen des alten Wertheimer Directors Föhlisch, den Nüßlin in seiner Dedication von Platon's Kriton (2. Auflage) Badens ersten Schulmann nennt. Mit Bezug auf solche Werthschätzung tröstete sich Feldbausch mit dem Satze: principibus placuisse sat est. Auch konnte er sich der Anerkennung seines

vielseitigen Wirkens von Seiten der Lehrerschaft des Heidelberger Lyceums erfreuen, welche ihm zur Feier seines 40jährigen Dienstjubiläums 1861, da er jeder mündlichen Kundgebung sich entzogen hatte, eine lateinische Gedenktafel übersandte, worin — und diese Stelle charakterisirt sein Bestreben vollständig — sein Versuch die Gesetze der deutschen Sprache (bezw. des Becker'schen Systems) auf die lateinische und griechische Grammatik anzuwenden, seine Verdienste um die Erklärung der classischen Schriften durch das lebendige Wort wie durch Ausgaben von alten Werken (Cornelius Nepos, Ovid's Metamorphosen, Episteln des Horaz mit deutscher Uebersetzung), ferner seine eingehenden Studien der deutschen Literatur und seine einschlägigen kleineren Schriften (deutsche Metrik und die historische Begründung der deutschen Rechtschreibung nebst seinen Aufsätzen in der Darmstädter Zeitung) in allgemeinen Zügen angedeutet sind und ihm schließlich die besten Wünsche für sein ferneres Leben ausgesprochen werden. Auch das Rastatter Lehrercollegium ehrte den langjährigen Amtsgenossen und späteren Vorgesetzten durch eine Adresse. Von Feldbausch's schriftstellerischen Arbeiten, deren manche in gelehrten Zeitschriften und in Beilagen des Rastatter und des Heidelberger Lyceums zerstreut sind, mögen noch sein „kleines deutsch-lateinisches Wörterbuch für die ersten Anfänger" (1833, dritte Auflage 1848), seine lateinische Schulgrammatik, die sieben mal erschien, das dazu gehörige Uebungsbuch, die mit K. F. Süpfle bearbeitete fünf mal aufgelegte griechische Chrestomathie und seine große, mit reichem Material ausgestattete lateinische Grammatik angeführt werden, — Werke, deren Abfassung mitten in sein pädagogisches Berufsleben fällt. 1864 erschienen aus der Feder des vom öffentlichen Wirken zurückgetretenen still lebenden greisen und leidenden Mannes die „Verse und Reime eines alten Pfälzers. In pfälzischer Mundart". Dieses bescheidene Büchlein, dessen Anhang eine gründliche Belehrung über die pfälzische Mundart enthält, bildet eine Ergänzung zu Nadler's „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts"! insofern, als uns darin die Tiefe des Pfälzergemüths, dessen Regungen mitunter in dem Ausdruck des Witzes und der Schalkheit sich offenbaren, wohlthuend entgegentritt, während Nadler mehr der niederen Komik huldigt und allerlei Schwächen des Verstandes und des Herzens meist derb humoristisch uns vorführt. Das letzte Werk Feldbausch's ist eine umfassende, nicht mehr zum Druck beförderte, bis in den Sommer 1867 reichende Selbstbiographie („Aus dem Leben und den Schulerfahrungen eines alten Professors"), aus der die meisten Angaben dieses Artikels entnommen sind. Aus derselben geht unzweideutig hervor, daß Feldbausch für den Lehrerberuf geboren war, den er auch noch als Administrativbeamter gerne, wiewohl selten, „mit wahrer alter Schulmeisterlust", wie er sagt, zuletzt bei einem Abiturienten-Examen übte, und daß er in Betreff der Einrichtung des höheren Schulwesens über seine Zeit hinaus dachte; denn seine dort niedergelegten Gedanken sind in neuester Zeit großentheils zur Ausführung gekommen. Den Ruhestand genoß er unter mancherlei Leiden und ungemein vielseitiger Beschäftigung mit einer Menge Erscheinungen der philologischen, historischen und belletristischen Literatur zu Karlsruhe, wo er am 2. Februar 1868 starb.

Theodor Löhlein.

Friedrich Ernst Fesca.

Zu den Tonkünstlern, welche sich ebensowohl durch die Reinheit ihres Strebens, als durch die Vorzüglichkeit ihrer Leistungen einen bleibenden Namen erworben haben, zählt mit Recht der als Violinspieler und noch mehr als Componist hervorragende Concertmeister Friedrich Ernst Fesca. Derselbe wurde am 15. Februar 1789 zu Magdeburg geboren und zeigte schon früh große Neigung

für die Musik, welche in dem eifrigen Musiktreiben des elterlichen Hauses die erste Anregung und Befriedigung fand. Sein Vater, Obersecretair beim dortigen Magistrat, war nämlich selbst ein gewandter Clavier- und Violoncellspieler, während seine Mutter Marianne, geborne Podleska, früher Kammersängerin der Herzogin von Kurland, als eine der besten Schülerinnen J. A. Hiller's im Gesange Ausgezeichnetes leistete. Bei solchen, für die Entwickelung seines angeborenen Talentes günstigen Verhältnissen erscheint es erklärlich, daß Fesca als Kind von 4 Jahren bereits kleine Stücke auf dem Clavier spielte, sowie die von der Mutter gehörten Lieder nachsang. Ueberhaupt genoß der heranwachsende Knabe das Glück einer sorgfältigen Erziehung, deren Früchte für seine spätere gediegene Thätigkeit als Künstler von entscheidendem Einfluß waren; der trefflichen Mutter aber verdankte er insbesondere als Ausdruck ihres eigenen Waltens jene harmonische Ausbildung und Frömmigkeit des Gemüthes, welche sich in seinen Vocal- und zumal religiösen Compositionen so seelenvoll ausspricht. Mit dem 9. Jahre begann der Violinunterricht bei Lohse, dem geschätzten Solospieler des Magdeburger Theaters, durch dessen gründliche Leitung er so bedeutende Fortschritte machte, daß er schon nach 2 Jahren mit Beifall öffentlich auftrat. Den gleichen Erfolg hatten seine bei den Musikdirectoren Zachariä und Pitterlin eifrig betriebenen theoretischen Studien in der Musik. Jener unterwies ihn im elementaren Theil, dieser führte sodann den talentvollen Schüler in das höhere Gebiet der eigentlichen Composition ein, indem er ihm die besten Werke der großen Meister erklärte und der schon vorhandenen Neigung für das Gediegene, welche den Knaben von Pleyel und andern Modecomponisten weg zum Spielen der Compositionen von Haydn und Mozart, namentlich ihrer Streichquartette, drängte, die rechte Richtung und Begeisterung verlieh. Nach Pitterlin's frühem, mit dankbarem Herzen betrauerten Tode ging Fesca 1805 nach Leipzig, um daselbst unter Aug. Eberh. Müller, dem ausgezeichneten Cantor und späteren Capellmeister in Weimar, das unterbrochene Studium wieder fortzusetzen, wobei er besonders emsig die Kenntniß der älteren kirchlichen Tonschöpfungen sich zu eigen machte. Zugleich fuhr er in den schon in Magdeburg begonnenen Compositionsversuchen fort, von welchen unter Anderem mehrere Violinconcerte eine ungewöhnliche Begabung beurkunden. Außerdem waren ihm zur Vervollkommnung seines Solospiels Rath und Vorbild des hervorragenden Geigers am Institut der Gewandhausconcerte, Concertmeisters Matthäi, von großem Nutzen, während im Orchesterspiel dem Vorwärtsstrebenden die im Herbst 1805 stattgefundene Anstellung als Mitglied des Concert- und Theaterorchesters treffliche Uebung gewährte. Trotz dem für seine musikalische und geistige Ausbildung so vortheilhaften Aufenthalte verließ doch Fesca schon 1806 Leipzig, um eine ihm von dem Herzog von Oldenburg, welcher ihn in einem Concert gehört hatte, angebotene Stelle in dessen Hofcapelle zu übernehmen. Aber auch hier blieb er nur kurze Zeit, weil der neue Wirkungskreis seinem rastlosen Drang nach ausgedehnter künstlerischer Thätigkeit nicht genügte. Er suchte und fand solche Ende 1807 an dem glänzenden königlich westphälischen Hofe zu Kassel, der Oper und Kapelle hauptsächlich auf Veranlassung ihres Leiters, des bekannten Kapellmeisters Joh. Friedr. Reichardt, mit den besten und reich bezahlten Kräften besetzt hatte und immer noch zu vermehren bemüht war. Nachdem Fesca dort auf Empfehlung des Marschalls Victor in einem Hofconcerte gespielt und großen Beifall erlangt hatte, wurde er sofort als Sologeiger mit beträchtlichem Gehalt angestellt. An dem regen Kunstleben eifrig sich betheiligend, erwarb er sich allgemeine Anerkennung seines Talentes; die in Kassel zugebrachten 6 Jahre zählen daher zu seinen schönsten, obgleich damals bereits die ersten Vorboten der ihn später so frühzeitig dahinraffenden

Krankheit als Verkünder einer düsteren Zukunft sein Glück zeitweise trübten. Von nun an entwickelte er eine größere Compositionsthätigkeit, indem während der Kasseler Dienststellung 7 Streichquartette und 2 Symphonieen vollendet wurden. Dagegen gab er gegen Ende der dortigen Wirksamkeit, welche durch die Auflösung des Königreichs Westphalen, die Flucht des Hofes und die Aufhebung der Capelle 1813 plötzlich aufhörte, wegen angegriffener Gesundheit nothgedrungen das öffentliche Solospiel auf. Die unfreiwillige Muße benützte er im Januar 1814 zu einem mehrmonatlichen Besuche Wiens, wo ebensowohl seine Quartette als sein vorzügliches Spiel lebhafte Anerkennung fanden. Im Jahre 1815 als Concertmeister an die Hofcapelle zu Karlsruhe berufen, setzte Fesca sein fruchtbares Schaffen als Tondichter in erhöhtem Maße fort, da von seinen 43 Werken der weitaus größere Theil hier entstanden ist. Namentlich gehören hiezu alle Psalmenwerke und sonstigen geistlichen Compositionen, die übrigen 9 Violinquartette, die 4 Violinquintette, Soli für die Violine und das Horn, einige Flötenquartette, mehrere Hefte Lieder, Ouvertüren, die 3. Symphonie und seine beiden Opern: „Cantemire“ und „Omar und Leila“. Im Frühjahr 1821 durch wiederholte Anfälle des Blutsturzes dem Tode kaum entronnen, genas zwar Fesca wieder, behielt jedoch einen siechenden Körper zurück, dessen schwache Kräfte von da an zwar langsam, aber in unaufhaltsamer Abzehrung immer mehr dahinschwanden. Das ihm so theure Violinspiel mußte nun gänzlich aufgegeben werden. Durch diesen hoffnungslosen Zustand trübsinnig und beinahe menschenscheu geworden, fand sein niedergebeugter Geist nur in der Beschäftigung mit der Tonkunst die alte Thatkraft. Nachdem eine Badekur zu Ems im Sommer 1825 scheinbar Besserung herbeigeführt hatte, verschlimmerte sich das Uebel mit Beginn des folgenden Jahres von Tag zu Tag, bis ein sanfter Tod am 24. Mai 1826 den schmerzlichen und beengenden Leiden ein Ende machte. „Ich sehe nichts mehr!“ waren des Verscheidenden letzte Worte. — Fesca's künstlerisches Wirken war bedeutend und jederzeit durch die zu Anfang des Lebensabrisses gerühmte Reinheit des Strebens geleitet, welche demselben Weihe wie Erfolg verlieh. Gediegen im vollen Sinne des Wortes, verschmähte er alle Effekthascherei und suchte seine einzige Befriedigung darin, der Kunst in edelster Weise zu dienen. — Als Solospieler durch schöne Tongebung, Virtuosität und tadellose Intonation ein Meister ersten Ranges, glänzte er namentlich im vollendeten Vortrag des Streichquartetts, vornehmlich des Adagio's, in welchem die ganze Innigkeit seiner reichen Seele ausströmte. Diese Vorzüge seines geistvollen Spiels gelangten in den eigenen Werken der erwähnten Gattung, welche die erste Violine und seine künstlerische Individualität speciell berücksichtigten, selbstverständlich am meisten zur Geltung. Von der gewissenhaften Befolgung der oben angeführten Grundsätze legen unter seinen Compositionen in erster Reihe die vortrefflichen, selbst in Paris geschätzten und von K. M. von Weber schon 1818 äußerst günstig besprochenen Quartette und Quintette für Violine, sowie ähnliche Compositionen der Kammermusik, welche würdig den Werken von Haydn, Mozart und Beethoven nacheifern, ein vollgültiges Zeugniß ab. Gleichen Werth besitzen die zahlreichen, von Innigkeit beseelten Lieder. Wer denkt hierbei nicht z. B. an das hübsche Lied „der Veilchenkranz“ und an die vier zumeist religiösen, vierstimmigen Gesänge op. 16? Zum Höchsten hat jedoch sein Genius in den kirchlichen, offenbar den Mustern Händel's in modernem Gewand nachgebildeten Tonwerken, (9., 13., 103. Psalm und Vater unser) sich aufgeschwungen, in welchen ebensowohl die innigste Frömmigkeit zum rührenden Ausdruck gelangt, als das Bedürfniß seiner Seele, bei gewissen Ereignissen des eigenen Lebens ihre innersten Empfindungen vor Gott zu offenbaren und dadurch geistliche Erquickung zu finden, so kindlich ver-

trauend nach musikalischer Befriedigung drängt. Diese Ergüsse eines gläubigen Gemüthes zählen zu den besten Schöpfungen religiöser Musik und sind nur durch die viel genialeren Hervorbringungen des neue Bahnen schaffenden, auf Händel und Bach zugleich fußenden Felix Mendelssohn etwas zurückgedrängt worden. Dennoch bleibt ihnen und namentlich dem herrlichen „Vater unser" eine dauernde Vortrefflichkeit gesichert. Wie es kommt, daß Fesca's beide Opern: „Cantemire" und „Omar und Leila", zu deren ersterer ein Badener, der jetzt noch lebende feine Musikkenner und frühere badische Minister des Auswärtigen, Alexander von Dusch, den Text gedichtet, nirgend mehr gegeben werden, erscheint unerklärlich; sie enthalten doch trotz manchem Gekünstelten einen großen Schatz musikalischer Schönheiten und verdienten wahrlich als deutsche Werke vor der Masse werthloser fremder Erzeugnisse von unseren Bühnen berücksichtigt und unverdienter Vergessenheit entzogen zu werden. — Im Ganzen genommen prägt sich in Fesca's Compositionen seiner Natur gemäß hauptsächlich der Geist milder Lyrik und zarter Sehnsucht aus; eine Grundstimmung, welche es zwar an Stellen kräftigen Aufschwungs nicht fehlen läßt, den vorherrschenden Charakter der Lieblichkeit dabei jedoch niemals aufgibt und durch ihren romantisch duftigen Inhalt eigenthümlichen Reiz gewährt. Anlage und Durchführung bekunden den Fleiß und geläuterten Geschmack, wie die gründlichen Studien eines mit den Kunstformen vollkommen vertrauten Componisten; mit der Frische der gefühlvollen Melodieen verbindet sich eine reiche Führung der Harmonie, die nicht selten über den Einfluß der ersteren die Oberhand gewinnt. Aus classischen Mustern hervorgehend, neigt sich seine Muse einerseits der elegischen Weichheit Spohr's, anderseits der romantischen Kühnheit Beethoven's und Weber's zu, ohne aber in eine der beiden Richtungen vollständig übergehen zu können. — Fesca zeichnete sich durch ein bescheidenes und zuvorkommendes Wesen aus, welchem sich Anhänglichkeit gegen alle ihm Näherstehenden und ein mit schwärmerischem Gefühl wechselnder stiller Ernst als weitere Eigenschaften seines Charakters beigesellten. Doch konnte er auch heiter sein, und dieß selbst in der späteren Zeit schwerer körperlicher, ihn oft zu reizbarer Empfindlichkeit stimmender Leiden, sobald er nur etwas von Schmerzen sich frei fühlte. Gleichstrebende Kunstgenossen unterstützte er eifrig mit Rath und That; dieß bewies er insbesondere an Herren von St. Julien. (Siehe diesen Art.). Wegen solcher persönlichen Vorzüge und seines hervorragenden künstlerischen Wirkens erwarb er sich die allgemeinste Achtung und Liebe, die sich auch in Karlsruhe namentlich bei seinem Tode auf das Herzlichste kundgab. Durch seinen allzufrüh in der Blüthe der Jahre erfolgten Hintritt wurde die Tonkunst vieler schönen Werke beraubt, die sein rastloser, nunmehr auf der Höhe stehender Geist noch hätte schaffen können. Ehren wir daher den Meister durch die sorgsame Pflege seiner hinterlassenen Werke, in welchen er selbst seinen Namen am dauerndsten der Nachwelt überliefert hat.

H. Giehne.

Alexander Fesca.

An die Biographie des Vaters schließt sich unmittelbar das Lebensbild des Sohnes an. Auch bei ihm beklagen wir den frühen Hingang einer reich begabten Künstlernatur, noch mehr aber, daß dieser großentheils durch eigenes Verschulden herbeigeführt wurde, und daß aus dem gleichen Grunde die weitgehenden Hoffnungen, welche das vom Vater ererbte große Talent zur Musik von frühester Kindheit mit Recht erweckte, sich nicht in dem erwarteten Maß erfüllten. Alexander Fesca wurde zu Karlsruhe am 22. Mai 1820 geboren und erhielt vom 9. Jahre an den ersten Unterricht im Clavier. Die bedeutenden und raschen Fortschritte des jungen Schülers erwarben ihm die Gunst des kunst-

liebenden Fürsten von Fürstenberg, auf dessen warme Empfehlung die Großherzogin Sophie von Baden mit bekannter Großmuth jährlich 200 Gulden zur musikalischen Erziehung Alexander's bestimmte. Nun wurde Musikdirector Marx, selbst ein trefflicher Clavierspieler und Musiker, bis zum 14. Jahre sein Lehrer, bei welchem er außerordentlich an künstlerischem Vorwärtsschreiten gewann. Da sich unterdessen auch das Compositionstalent immer schöner entwickelte, so erschien behufs angemessener Fortsetzung der Studien namentlich in theoretischer Hinsicht die Wahl eines dazu geeigneten Ortes rathsam. — Alexander kam daher zu diesem Zweck im Dezember 1834 nach Braunschweig, um bei Kapellmeister Wiedebein die Theorie der Musik zu lernen, ging jedoch schon Ostern 1835 nach Berlin, weil er durch die Verwendung zweier dortigen Oheime in der königlichen Akademie der Künste, musikalische Abtheilung, Aufnahme fand. Daselbst genoß er unter Anderem in der Composition Prof. Rungenhagen's gute Anleitung, während der jetzige Obercapellmeister Taubert, als hervorragender Pianist und Tonsetzer bekannt, ihn zum Claviervirtuosen ausbildete. Zum Beweis für die erzielten Erfolge gelten die Thatsachen, daß Alexander in der kurzen Zeit seines Berliner Aufenthaltes eine kleine Oper „Mariette", eine große Ouvertüre und ein Septett für Kammermusik componirte, auch nach glänzendem Examen Juni 1838 das Institut verlassen konnte, um nach Braunschweig zurückzukehren, wo er bis zum Oktober blieb. — Dann verweilte er 3 Jahre lang in seiner Vaterstadt Karlsruhe, wo er sich als Solospieler und Lehrer der günstigsten Aufnahme erfreute. Alexander Fesca sah sich durch die beifällige Aufführung seiner Oper „die Franzosen in Spanien" am 2. März 1841 geehrt, ward zum fürstlich Fürstenberg'schen Kammervirtuosen ernannt und componirte seine 3 ersten Claviertrio's. Besonders anerkennend lautete über dieselben und die Oper das Urtheil Meyerbeer's, welcher ihm von einer Reise nach Italien und Paris eine glückliche Laufbahn als Componist und ausübender Künstler weissagte. Auch machte er 1840 mit dem ausgezeichneten Violinspieler Moralt in München einen erfolgreichen Ausflug durch Baiern und Oesterreich bis nach Pesth und Ofen, in letzteren Städten namentlich seine Leistungen vom Publicum enthusiastisch gewürdigt sehend. — Im November 1841 verließ der junge Fesca Karlsruhe, in der Absicht, eine mehrjährige Kunstreise anzutreten, und begab sich zuerst nach Braunschweig. Da er jedoch hier das herzlichste Entgegenkommen fand und sich bald ganz heimisch fühlte, so ließ er sich dauernd nieder, nur mit dem am dortigen Hoftheater angestellten vorzüglichen Tenoristen Schmetzer von Zeit zu Zeit an verschiedenen Orten Concerte gebend. In dieser seiner zweiten Heimath wirkte er nun fleißig als Virtuos, Lehrer und Componist, gerieth aber wegen seines allzu lenksamen Charakters leider auf Abwege, welche in Verbindung mit den Anstrengungen des Berufes seine ohnedieß nicht starke Gesundheit untergruben und so seinen frühzeitigen Tod durch Lungenschwindsucht am 22. Februar 1849 herbeiführten. — Alexander Fesca's Clavierspiel zeichnete sich durch Bravour und noch mehr durch geist- und seelenvollen Vortrag aus, suchte und fand übrigens seine Geltung hauptsächlich auf dem Felde der modernen Salonmusik. Als Componist entfaltete er eine fruchtbare Thätigkeit, indem die Zahl der von ihm während der kurzen Lebenszeit geschriebenen Werke über 60 beträgt. Dieselben bestehen aus 2 Septetten und 6 Trio's für Clavier, Violine und Violoncell, Duo's für Clavier und Violine, vielen Fantasieen, Rondo's und sonstigen Stücken für Clavier allein, 3 Streichquartetten, einer Ouverture für Orchester, unzähligen Liedern für 1 und 2 Singstimmen, und 3 Opern: „die Franzosen in Spanien", „der Troubadour" und „Ulrich von Hutten", wovon die letzte unvollendet ist. In erster Reihe bekundet dieser bemerkenswerthe Reichthum des Schaffens ein leichtes Erfindungstalent, als Kehr-

seite zeigt er uns aber auch die in solchen Fällen nicht seltene Thatsache, daß dasselbe den Verfasser öfter zu flüchtiger Arbeit verleitete, wodurch die künstlerische Gediegenheit wesentlich Noth litt. An schönen Melodieen ist kein Mangel, wohl aber an ihrer rechten Durchführung. — Da die im Allgemeinen bei Alexander Fesca vermißte Selbstprüfung und Gewissenhaftigkeit auch keine strenge Sichtung der musikalischen Ideen aufkommen ließ, so begegnen wir ferner neben interessanten und gehaltvollen Gedanken nur zu häufig den gewöhnlichsten Gemeinplätzen, und statt geistiger Vertiefung beherrscht sinnliche Verflachung das Ganze. Daher ist in seiner Compositionsrichtung der Charakter einer eleganten und gefälligen Unterhaltungsmusik vorzugsweise ausgeprägt, wie denn überhaupt der weitaus größere Theil seiner Clavierstücke und Lieder diesem modischen Zweck huldigt. Ob bei reiferen Jahren sowie eingetretener besseren Erkenntniß ein Verlassen des bisherigen verkehrten Weges durch Anschluß an die ernste Gedankentiefe und das musterhaft reine Streben des Vaters hätte stattfinden können, steht dahin. Wir glauben es, im Hinblick auf mehrere, sehr gelungene Erzeugnisse des Sohnes. — Jedenfalls bleibt im Interesse der wahren Kunst sehr zu bedauern, daß des Letzteren Talent nach vielversprechenden Anfängen durch Verkennung und Versäumung seiner eigentlichen Aufgabe an einem solchen wenig befriedigenden Ausgangspunkt geendet hat. Im Privatleben war Alexander Fesca wegen seines heiteren, offenen Sinnes und liebenswürdigen Wesens eine gern gesehene Persönlichkeit.

H. Giehne.

Anselm Feuerbach.

Am 9. September 1798 als ältester Sohn des berühmten Strafrechtslehrers Josef Anselm Feuerbach aus Frankfurt a. M. und der Wilhelmine geb. Tröster aus Dornburg a. d. Saale geboren, verlebte Anselm die Jahre der Kindheit, als ächte Wanderjahre einer deutschen Professorenfamilie, die den Knaben von Jena nach Kiel, von da nach Landshut und dann nach München, ja nach einigen Jahren nach Bamberg versetzten. Er wuchs auf unter einer größeren Zahl von Geschwistern — vier gleich ihm hochbegabte Brüder reihten sich ihm an, von denen er zwei vor sich hinsterben sah — in Mitten einer vielseitig anregenden Geselligkeit, aber ebenfalls unter den Aufregungen einer wechselvollen Zeit des Vaterlandes und des raschen Aufsteigens wie der ernsten Wendepunkte im Leben seines Vaters. Früh zeigte sich in dem Knaben hervorragendes Zeichentalent, dann überwog das musikalische Interesse bei trefflicher Uebung im Clavier- und Harfenspiel, dann wieder poetischer Schaffensdrang, und rauschender Beifall ward noch dem Gymnasiasten zu Bamberg ob seiner Declamationen und dramatischen Darstellungen zu Theil. Für die Entwickelung der künstlerischen wie geselligen Talente war der längere Besuch des sogenannten Holländischen Institutes in München 1806—1814 neben gutem Unterrichte von Bedeutung. Zugleich gab der Freund des Hauses, Fr. Thiersch, treffliche Förderung für das Griechische in der Lectüre von Homer und den Tragikern. Als besonders glücklich erschien in späterer Zeit immer der Aufenthalt in Bamberg 1816, in Mitten einer landschaftlich anmuthigen und historisch geweihten Umgebung und unter der warmen Anerkennung der Lehrer und Gelehrten der Stadt. Ein längerer Aufenthalt in Frankfurt a. M. im großelterlichen Hause gab vielfach dichterische Anregung und manche neue Anschauung. Die ersten Studienjahre in Erlangen, Ostern 1817 bis Herbst 1819, führten den jungen, körperlich mit sehr reizbarem Nervensystem ausgestatteten, reich begabten Mann nicht in die für ihn geeignetste Umgebung, zunächst unter eine germanisch-schwärmende Jugend. Professor Kanne's mystisch-theosophischen, Natur und Geist in ihren Einzelerscheinungen symbolisch umdeutenden Vorträge nahmen den

Jüngling ganz gefangen, er rang mit sich um Wiedergeburt und um Ergreifung des theologischen Berufes und verfiel in tiefe Schwermuth. Ein längerer Aufenthalt bei der Freundin des Vaters, Gräfin Elisa von der Recke in Dresden, Karlsbad, Löbichau wirkte wohl beruhigend und ableitend und brachte Feuerbach in enge Berührung mit Tiedge, Tieck, Jean Paul u. a.; ja gab ihm Gelegenheit den Altmeister Göthe kennen zu lernen. Unterricht in Generalbaß vertiefte die musikalischen Studien. Endlich brach sich das Bewußtsein des eigentlichen Berufes für die Studien von Kunst und Alterthum, von Philologie und Archäologie durch alles Schwanken Bahn, und Feuerbach studirte in Heidelberg, besonders unter Creuzer's und Schlosser's Leitung, zugleich unter der Anregung des alten Voß mit aller Freude und Begabung. Die griechischen Dichter, vor allem Aeschylos wie Aristophanes, wurden eifrig gelesen und durch Creuzer zugleich die früh schon in München genährte Freude an der antiken Kunst zu deren genauer Kenntniß ausgebildet. Die dichterische, besonders satyrisch-humoristische Richtung sprach sich im Freundeskreise in mancherlei dramatischen Versuchen aus. Graf Platen ward Vorbild, wie bald ein begeisternder Freund. Die Staatsprüfung ward 1824 in München glänzend bestanden und nachdem schon vor dem Examen eine Lehrstelle in Ansbach, wo der Sitz der Feuerbach'schen Familie seit 1817 aufgeschlagen war, sich dargeboten, bald eine feste Stellung an dem Gymnasium zu Speier 1825 angetreten. Zuvor hatte sich Feuerbach in Ansbach mit Amalie Keerl, einem Mädchen „von seltener Anmuth" verlobt, und zugleich war in ihm der Gedanke einer umfassenden archäologischen Arbeit in dem Apoll von Belvedere aufgegangen, der ihn von da zehn Jahre lang mitten in den Arbeiten für die Schule und unter den Hindernissen des Lebens in einer kleinen bücherarmen Stadt beschäftigte. Feuerbach wirkte als Lehrer an der Schule begeisternd und veredelnd auf die Jugend, unter der z. B. der Historiker G. Weber ihm zu Füßen saß. Das häusliche Leben gestaltete sich zuerst sehr glücklich und zwei Kinder bereicherten dasselbe, unter ihnen 1829 ein Sohn, in dem der Vater im Verlaufe seiner Entwickelung mit Freude das hohe Künstlertalent ahnte, das Anselm Feuerbach heute zu einem der ersten Maler Deutschlands gemacht hat. Jedoch schon 1830 ward ihm die Gattin entrissen, bald auch sein Vater, sowie zwei seiner Brüder. Und der tiefe Hang zur selbstquälerischen Melancholie, wie das volle Gefühl der engen Speierer Verhältnisse lag drückend auf dem hochbegabten Manne. Im Jahre 1834 verheirathete er sich zum zweiten Male mit Henriette Heidenreich aus Ansbach, welche eben so sehr durch ihr musikalisches Talent und ihre künstlerisch-literarische Begabung, wie durch treue, selbstlose pflegende Liebe ihm verbunden, als guter Schutzgeist der späteren Lebensjahre ihn begleitete. Nachdem schon 1828 ein Theil der Arbeit über den Apoll von Belvedere als Gymnasialprogramm erschienen war, trat das ganze Werk: „der Vaticanische Apollo, als eine Reihe archäologisch-ästhetischer Betrachtungen" 1833 an die Oeffentlichkeit und gewann sich von vornherein die wärmste Anerkennung der Gelehrten, wie eines Otfried Müller, Welcker, Thiersch u. a. eben so sehr als des weiteren Kreises der künstlerisch Gebildeten. In der That ist durch dieses Werk ein wichtiger Markstein in der Entwickelungsgeschichte der Archäologie gegeben, wie kaum einer seit Lessings Laokoon, es führt uns von allen Seiten an das ausgezeichnete Kunstwerk unter den eindringendsten technischen, künstlerischen, literar-historischen, mythologischen Erwägungen und bezeichnet durchaus richtig den engsten Kreis von Möglichkeiten der Auffassung, in dem das Centrum zu finden uns viel später durch einen glücklichen Fund des Apollo Stroganoff möglich war. Gegenüber dem damals um 1830 ganz überwiegenden, herrschenden Interesse an dem Gedankenstoff der Kunstwerke, an symbolisch-mythologischer Ausdeutung hat Feuerbach in der Archäologie

unabhängig von Otfried Müller und aus dem Gesammtbereiche einer noch weiteren und feineren Kunstbildung heraus das wahrhaft Künstlerische zur Geltung gebracht. — Einem Rufe nach Dorpat zu folgen konnte sich Feuerbach nicht entschließen; endlich 1838 erfüllte sich sein lebendigster Wunsch nach einer Professur in dem nachbarlichen Baden, und zwar in Freiburg. Hier hat er Jahre lang als beredter und begeisternder Lehrer segensreich gewirkt, bis schwere Gemüthskrankheit und Nervenzufälle seit 1846—1847 ihn mehr und mehr der Thätigkeit entzogen und 1849 nöthigten auf längere Zeit Urlaub zu nehmen. Der lang gehegte Wunsch, nach Heidelberg als Professor überzusiedeln, der der Erfüllung 1846 ganz nahe schien, sollte nicht in Erfüllung gehen, so lebte er nur im Winter 1848—49 als Kranker daselbst. Sein Haus in Freiburg war eine Stätte edler, schönster Freundschaft und wahrer Kunstpflege, besonders im Bereiche der Musik und eine Reihe von Collegen blieb ihm in treuer Liebe verbunden. Im Herbst 1839 erfüllte sich der lang gehegte Wunsch, Italien zu sehen. Mailand, Venedig, Florenz, dann Neapel, Rom, Turin bildeten längere Haltepunkte. Ein Frühlingsmonat ward ganz dazu benutzt, Etrurien zu durchstreifen und besonders die wichtigen Gräberstätten von Tarquinii, Vulci, Cäre, Clusium kennen zu lernen, worüber die werthvollsten Aufzeichnungen gemacht und nur zum kleineren Theil verwerthet wurden. Treffliche Bruchstücke von Reisebriefen sind nach seinem Tode gedruckt. — Der schöne Plan Feuerbach's ganz im Sinne Winkelmann's um eine Elite der ausgezeichnetsten Antiken ähnliche durchgearbeitete Untersuchungen und Betrachtungen, wie um den Apoll von Belvedere zu gruppiren, ist nicht zur Ausführung gekommen, dagegen liegen uns aus seinem Nachlasse, von H. Hettner herausgegeben, seine Vorlesungen über die Geschichte der griechischen Plastik, wie eine Auswahl kleiner Aufsätze gedruckt vor, unter denen wir vor allen die Abhandlung über die Meleagerstatue in Berlin und die über ein Vasengemälde mit der Entsühnung des Orestes zu Delphi herausheben. Die Orestia hatte ihn überhaupt eindringend beschäftigt und die Aeschyleische Behandlung hatte er zum Gegenstand seiner lateinischen Antrittsrede in Freiburg gemacht. — Die letzten Lebensjahre lasteten durch die Aufregungen des Jahres 1848 und der badischen Revolution, der Feuerbach aber auch zu Zeiten eine Seite des Humors abzugewinnen trefflich verstand, mitten in schweren Gemüthsleiden noch härter auf ihm. Ein sanfter Tod entnahm ihn am 7. September 1851 denselben. Ueber alles Nähere verweisen wir auf das von seiner Wittwe 1853 herausgegebene Leben, Briefe und Gedichte, auf die vier Bände nachgelassener Schriften und auf den nach Feuerbach's Tod noch einmal in würdiger Form erschienenen Apoll von Belvedere.

B. Stark.

Karl Alois Fickler.

Von Karl Alois Fickler ist eine allseitige geistige Anregung ausgegangen. Als Schulmann eine Zeit lang eine Anstalt selbständig leitend, dann an größeren Schulen des Landes thätig, als Gelehrter in einer langen Reihe von Schriften mit der Geschichte seiner Heimath beschäftigt, durch seine gewandte publicistische Feder mit den angesehensten literarischen und politischen Zeitschriften in Verbindung, zugleich eine eifrige Stütze jedes gemeinnützigen Unternehmens — mußte der fast plötzliche Tod des geistreichen Mannes, dessen ächt süddeutsche Natur noch dazu alle Herzen zu gewinnen verstand, eine empfindliche Lücke fühlbar machen. Fickler war 1810 in Konstanz von armen Eltern geboren. Seine Familie stammte aus Tyrol, der Vater hatte sich als eifriger Parteigänger für die österreichische Sache hervorgethan, nur durch die Flucht war er dem Tode, den schon ein französisches Gericht über ihn verhängt hatte, entgangen.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Die Mutter, bald darauf verwittwet und in kümmerlicher Lage, mußte es den Söhnen überlassen, sich selbst einen Weg durch das Leben zu bahnen. Mit seltener Energie hat sich Fickler in diese Nothwendigkeit und Noth gefunden. Es wollte ihn bei dem Schneiderhandwerk, zu dem man ihn bestimmt hatte, nicht leiden, wie er wohl in besseren Tagen zu erzählen liebte; er durfte nach seinen Talenten an Höheres denken. Wie viele vor und nach ihm in ähnlicher Lage, suchte er durch das Studium der Theologie sich emporzubringen. Aber es werden der knappen und mühevollen Tage genug gewesen sein, bis er theilweise durch Unterrichtgeben es so weit gebracht, daß er die Schule absolvirt hatte (1827) und sich der Universität Freiburg zuwenden konnte. Zwei Jahre hielten ihn theologische und philologische Studien hier fest, dann durfte er nach bestandenem Examen 1830 an eine Staatsstelle denken. Denn obwohl er die niederen Weihen erhalten, wollte er doch nicht der Kirche allein sich widmen; ohne Neigung zu geistlichen Functionen, suchte er mehr und mehr das Verhältniß zu ihr zu lösen, wenn er sich auch nie, trotz mannigfacher Conflicte mit der Kurie, zu einem Wechsel des äußeren Bekenntnisses verstehen konnte. Nachdem er seit 1830 zwei Jahre am Pädagogium zu Ettlingen eine erste Verwendung gefunden, wurde er 1832 als Professor am Gymnasium in Donaueschingen angestellt und 1834 provisorisch, 1838 definitiv mit der Direction der Schule betraut. Hier schuf er sich nun zuerst nach seiner Weise ein Heim, zwischen eifriger wissenschaftlichen Arbeit, der Wirksamkeit im Amte, und heiterem geselligen Treiben sich theilend; auch der Hof des Fürsten von Fürstenberg zog den lebhaften Mann in seine Kreise. Eine Reihe kleiner Schriften, theilweise als Beilagen zu den Programmen seiner Schule, war schon erschienen, darunter verdienstliche Specialarbeiten zur Geschichte Donaueschingens und seiner Fürsten, als er 1848 auf seinen Wunsch an das Lyceum nach Rastatt versetzt wurde. Im Gegensatz zu seinem Bruder, dem talentvollen Agitator und Herausgeber der Seeblätter, hielt er sich von den Ausschreitungen der ausbrechenden Revolution fern, wenn er auch manche Forderung, die unbewußt ihr entgegen getrieben hatte, als gerecht erkannte. Wie maßvoll nach beiden Seiten hin er dachte, eben so wenig ein Freund der Revolution, wie der nahenden Reaction, zeigen die Berichte die er damals für die „Allgemeine Zeitung" schrieb, wie das Büchlein „In Rastatt 1849", das 1853 erschien, beweist der Umstand, daß ihn das preußische Commando nach dem Falle Rastatt's zum Vertheidiger der vor die Kriegsgerichte Gestellten berief. Immerhin mochte ihm der Wechsel in seiner Stellung erwünscht sein, der ihn 1851 an das Lyceum nach Mannheim führte. Hier ist er als Lehrer der Geschichte bis zu seinem Tode am 18. Dezember 1871 thätig gewesen. Fickler's vielseitige Natur hat sich nicht mit der Schulthätigkeit begnügt; obgleich mit entschiedenem Lehrgeschick begabt und voll Anregung für den, der besondere Neigung zu seinem Unterrichtsfach mitbrachte, ist er doch nicht in hervorragendem Sinne ein Schulmann gewesen; als Gelehrter, als Beförderer jedes geistigen Strebens, das besonders weitere Kreise heranziehen will, hat er entschieden Bedeutendes geleistet. Zwar hat eine strenge Kritik an Einzelnem, was er schrieb, Ausstände gefunden, wie ihm einmal ungenügende paläographische Kenntnisse vorgeworfen worden sind, aber sie hat doch die ungewöhnliche Gelehrsamkeit und die besondere Begabung für die Auffassung kulturgeschichtlicher Vorgänge, wie das liebevolle Versenken in die kleinen Ereignisse des heimathlichen Lebens, die ihm doch immer in Bezug zu der großen, allgemeinen Entwickelung standen, anerkannt. In dieser Hinsicht werden auch seine „Quellen und Forschungen zur Geschichte Schwabens und der Ostschweiz" (1859) bleibenden Werth beanspruchen dürfen. Es wird stets zu beklagen sein, daß ihn ein rascher Tod abhielt, die Geschichte der Stadt

zu schreiben, der sein letztes Wirken angehört hatte. In dieser Stadt aber hat Fickler sich ein ganz besonderes Verdienst dadurch erworben, daß er sich zum Vertreter jedes geistigen Strebens machte, und, vieler wissenschaftlichen und künstlerischen Vereine Mitglied und Leiter, gegen den materiellen Zug der Zeit und vielleicht seiner Umgebung höhere Interessen wach zu halten wußte. Darin unterstützte ihn seine besondere Natur, die köstlichen Humor mit unendlicher Herzensgüte, heitere Lebensanschauung mit ernstem sittlichen Gefühl so sympathisch zu einen wußte. A. Thorbecke.

Ernst Friedrich Fink.

Geboren zu Kandern den 24. Oktober 1806, erbte Fink vom Vater, der badischer Commissarius am Oberamt Rötteln war, den Sinn für Fleiß und Pünktlichkeit, von der Mutter Auguste Magdalene Hitzig den Geist der Heiterkeit, der stillen Sanftmuth und der schlichten Treue. Er entwickelte sich durchaus harmonisch und sein Leben war, obgleich still und einfach in seinem Verlauf, von Jugend an stets dem Höchsten zugewendet, das er selbst immer reicher, inniger und gestaltvoller erfassen durfte. Seine Schulbildung erhielt er auf dem Pädagogium zu Lörrach (1817), auf der Lateinschule zu Müllheim (1820), auf dem Gymnasium zu Freiburg (1824). Als Studiosus philosophiae und seit 1824 auch theologiae auf der Freiburger Universität pflegte er gelehrten Umgang mit Hug und hatte ein warmes Interesse für wahre Burschenfreiheit, Freundschaft und Wissenschaft. Seine Studien setzte er mit erstaunlichem Eifer fort zu Halle (1825), Berlin (1826) und Heidelberg. Ernste umfassende Forschungen, edler, an wahrer Selbstbildung arbeitender Eifer und reger Freundschaftsverkehr würzten sein für Ideale begeistertes fröhliches Universitätsleben. Am 4. Juli 1828 recipirt, war seine Absicht die akademische Laufbahn zu betreten. Als dieses Ziel ihm ferner rückte, nahm er (1833) die Pfarrverweserei in Leutesheim an, wo er mit unermüdlicher Treue der Gemeinde zu dienen bestrebt war. Die ersten Anfänge der späteren Kinderpflege zu Nonnenweier gingen dort aus seinen Händen in die der Frau Jolberg über. Das Interesse für die Mission erwachte, Traktate, Armenwesen und Krankenpflege beschäftigten ihn lebhaft. Hier schrieb er (1840) sein Missionsbüchlein, in welchem er die Missionssache als eine Gemeinde- und Kirchensache der evangelischen Christenheit an's Herz legte. Von Leutesheim siedelte er nach Illenau über, wohin er (1843) zu der Stelle eines evangelischen Hausgeistlichen berufen wurde. Durch die Vereinigung einer ausgebreiteten Bildung mit demüthigem Liebessinn, einer heiteren Natürlichkeit mit heiligem Ernste, durch erstaunliche Arbeitskraft, treue Benützung der Zeit, sowie die strengste Concentration des Geistes und durch eine schöne dichterische Begabung war Fink zu diesem Dienste gleichsam prädestinirt, hat zwanzig Jahre lang in demselben seine reichen Gaben des Geistes und Gemüthes zum Segen der Kranken und Gesunden seiner Gemeinde gebraucht, und es sind Ströme des lebendigen Wassers von dem schlichten Manne ausgegangen, der seine Gaben eher zu verbergen als auf den Leuchter zu stellen geneigt war. Wie hoch er seinen Beruf als Hausgeistlicher der Anstalt faßte, davon zeugt sein Schriftchen: „Die Heilanstalten von ihrer kirchlichen Seite", dem Director der Anstalt bei dessen 25jährigem Dienstjubiläum gewidmet (1852). Sein „Zur Heimkehr", giebt den genesenen Kranken treffliche Winke, wie sie die Trübsal der Krankheit und den Segen der Genesung ansehen möchten. Den Grundzug aller seiner Gedanken bildete Begriff und Leben der Gemeinde, das Dienen an derselben den Mittelpunkt seines Handelns, Glaube und Liebe in innigster Durchdringung

sind ihm ihre Lebenskräfte. Auch die Kranken sind und bleiben Glieder der Gemeinde und sollen sich unter einander dienen; denn durch solches Dienen wird die eigene Kraft aus der Schwachheit erhoben. Ebenso soll die Thätigkeit des Geistlichen an der Anstalt wesentlich als eine dienende sich bewähren. Endlich ist der Beruf des Wartpersonals als eine Diakonie an den Kranken unter dem Gesichtspunkt eines Dienstes Christi aufzufassen. Für seine Hausgemeinde hat er eine „Hauskirche", — Bibelkalender, Gebetbuch, Christenlehre und Christenlieder — verfaßt (1852). Mit seiner Berufsthätigkeit verband er seine Arbeit für äußere und innere Mission, für die Gustav-Adolf-Stiftung, so wie eine rege Theilnahme am Leben der Landeskirche. Die Blätter für innere Mission redigirte er 1853 bis 1860 und war ein thätiges Mitglied der Durlacher Conferenzen. In der Generalsynode von 1855 stand er bei der Abstimmung über die veränderte Redaction des § 2 der Unionsurkunde auf Seite der Minorität. Die theologische Facultät zu Heidelberg zeichnete ihn unter Rothe's Decanat durch Verleihung des Doctor-Grades aus (1856). In der Generalsynode von 1861 vermochte er die Annahme der neuen Kirchenverfassung weder zu empfehlen, noch zu verantworten. Seitdem schmerzte ihn tief die Trennung von alten Freunden, die wachsende Schroffheit der kirchlichen Parteien, sowie die Angriffe, welche der Oberkirchenrath und die Agende erfuhren. Aber seine ächte Demuth, sein freudiger und friedfertiger Geist machte ihn geschickt, hoffnungsvoll und getrost, aus der verworrenen Gegenwart in die Zukunft zu blicken. Streng gegen sich, ist er stets mild gegen Andere gewesen; selbst freien Geistes hielt er auch in kirchlichen Dingen an dem Grundsatz der Freiheit fest. Er ist in seiner engeren und weiteren Berufsthätigkeit allzeit den Weg der Liebe und des Friedens gewandelt und hat sich als eine Nathanaels-Seele bewährt, in welcher kein Falsch ist. — In einem Schlaganfall wurde er plötzlich von der Hand des Todes ergriffen am 25. Juni 1863. (Vgl. Ehrenfeuchter, Fink's Leben.) K. Ströbe.

Beatrix Fischer.

Mit diesem Namen verzeichnet die Kunstgeschichte eine der ihrer Zeit gefeiertsten dramatischen Sängerinnen Deutschlands in ihren Blättern. Geboren am 6. Februar 1806 zu Temeswar in Ungarn als die Tochter des in Diensten des Erzherzogs Ferdinand von Oesterreich-Este stehenden Hausofficianten Macher, hatte Beatrix Fischer das Unglück, ihren Vater schon im zweiten Jahre zu verlieren. Nach der 1809 stattgefundenen Wiederverheirathung der Wittwe mit dem Tenoristen Ludwig Schwarzböck, dem nachmaligen Gesanglehrer der Unger, Schütz-Holthaus, eines Haizinger, Rauscher, Rosner ꝛc. kam sie in Folge dessen frühzeitig nach Wien und empfing daselbst von ihrem Stiefvater die erste musikalische Anleitung. Zuerst für das Schauspiel bestimmt, betrat sie als Käthchen von Heilbronn 1823 im Theater an der Wien, wo ihr Vater zugleich Chor- und Musikdirector war, die Bühne, ein Versuch, welcher, wie mehrere folgende, glücklich ausfiel und ihre dauernde Verwendung bei diesem Institut veranlaßte. — Zwei Jahre später, während welcher ihre herrliche Stimme sich entwickelt hatte, ging sie zur Oper über und sang zuerst die Emmeline in Weigl's Schweizerfamilie mit günstigem Erfolg. Zu gleicher Zeit nahm sie behufs weiterer Ausbildung im Gesang bei dem früheren Tenorsänger Röckel, Lehrer der berühmten Henriette Sonntag, Unterricht. Als der leitende Unternehmer, Graf Valffy, im Mai 1825 das erwähnte Theater auflöste, gastirte Beatrix Fischer, in demselben Jahre mit dem jetzt noch am Großh. Hoftheater zu Karlsruhe thätigen Hofschauspieler und Oberregisseur Karl Fischer vermählt, mit ungewöhnlichem Beifall in Prag, Leipzig, Pesth und Preßburg. — Im Jahre 1826 nahm sie

ein Engagement am Theater in Brünn an, vertauschte jedoch schon 1827 dasselbe mit einem solchen bei dem k. k. Hofoperntheater am Kärnthner Thor. Während der Jahre 1828—1830 setzte sie ihre dramatische Laufbahn am Stadttheater in Aachen unter Bethmann's, sowie später unter Röckel's und ihres Gatten Leitung fort. Von hier aus fand 1829 unter Röckel's, 1830 unter Fischer's Direction das berühmte erste Auftreten einer deutschen Oper in Paris, und zwar im Saal Favart, statt, bei welchem Unternehmen sie ihr Talent neben Solisten ersten Ranges, wie der Schröder-Devrient, Haizinger ꝛc. ꝛc. zur Geltung brachte, mit Ersterer in den Hauptparthieen erfolgreich abwechselnd und an den außerordentlichen künstlerischen Ehren verdienten Antheil nehmend. — Nachdem Beatrix Fischer im Dezember 1830 in Karlsruhe gastirt hatte, wurde sie vom 1. Januar 1831 an bei der dortigen Hofbühne, wo sich ihr Stiefvater Schwarzböck 1832—1834 gleichzeitig als Chordirector befand, lebenslänglich angestellt. Hier vollführte sie die Aufgabe einer ersten dramatischen Sängerin in glänzender Weise, und trug wesentlich zu dem damaligen großen Ruf der Karlsruher Oper bei. Das hohe Ansehen, in welchem ihre Leistungen als Künstlerin standen, vermehrten noch von da an zahlreiche Gastspiele, wie z. B. in Berlin 1831, 1835 und 1841, in Wien 1834 und 1838, in München, Breslau, Posen, Dresden, Leipzig, Hamburg, Aachen, Kassel, Wiesbaden, Frankfurt am Main, Mannheim, Straßburg u. a. m. in besonderem Grade, so daß der Ruhm ihres dramatischen Gesanges sich zu einem europäischen gestaltete. Als künstlerisch bedeutend ist noch ihre von neuen Triumphen begleitete Mitwirkung bei der vom Mainzer Theater ausgehenden deutschen Oper in London, 1832 unter Monk-Mason und 1840 unter Schumann, zu erwähnen. — Eine so langjährige, anstrengende Thätigkeit rechtfertigte den Wunsch nach Ruhe; sie trat daher, nachdem sie am 27. Januar 1854 in Figaro's Hochzeit mit ungeschwächter Kraft von der Bühne und dem Publicum Abschied genommen hatte, am 1. Februar desselben Jahres in den erbetenen Ruhestand. Anerkennend ist schließlich der steten Bereitwilligkeit zu gedenken, mit welcher sie außerdem durch ihre künstlerische Betheiligung viele Concerte unterstützte; vorzüglich war insbesondere ihre Mitwirkung bei Oratorien, kirchlichen Aufführungen ꝛc. ꝛc. durch Uebernahme der Sopransoloparthieen. — Beatrix Fischer zählt mit Recht zu den ersten Sängerinnen ihrer Zeit. Das schöne, in allen Tönen gleichmäßig ausgebildete und umfangreiche Stimmorgan zeichnete sich trotz seiner metallischen Stärke durch sympathische Weichheit, sowie hellen Klang aus und zeigte in den Vorträgen die Früchte einer gediegenen Gesangsschule, welche demselben die vollendete Ausführung des Trillers, der Coloratur und selbst rascher chromatischer Läufe mit Leichtigkeit gestattete, Leistungen, deren Werth bei einer so voluminösen Stimme doppelt in's Gewicht fällt und die wahrhaft erstaunlich erscheinen. Mit diesen Vorzügen der Stimme und jenen einer junonischen Gestalt verband sich ein feuriges, meisterhaftes und stets naturwahres Spiel, das ebensowohl in der Totalität, als in den Einzelheiten den Zuhörer fesselte und mit sich fortriß, über das Ganze den reinen Hauch weihevoller Darstellung verbreitend. Daß sie diese ausgezeichnete Künstlerin geworden, verdankt sie außer ihrem eminenten dramatischen Talent, den früheren Lehrern und der Erfahrung, nicht zu einem geringen Theil der trefflichen Anleitung ihres kenntnißreichen Gatten. — Mit dankbarster Anerkennung werden die Zeitgenossen sich an die vielen, durch sie ihnen bereiteten Genüsse erinnern, denn solchem Wirken bleibt ein dauernder Nachruhm gesichert.

H. Giehne.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Friedrich Theodor Fischer

wurde am 8. September 1803 zu Karlsruhe geboren und machte seine Fachstudien an der Bauschule Weinbrenner's und in den Ateliers von Huot und Gau in Paris. Nachdem er größere Reisen durch Deutschland, Frankreich und Italien gemacht hatte, wurde er 1833 zum Dienstverweser der Bau-Inspection Heidelberg, 1835 zum Bauinspector in Karlsuhe, 1844 zum Baurath ernannt, 1855 zum Oberbaurath und 1864 zum Baudirector befördert. Er hat eine große Anzahl von Kirchen für Landgemeinden und kleinere Städte, von öffentlichen und Privatgebäuden entworfen und ausgeführt. Die Vergrößerung des Polytechnicums, die Maschinenbauschule zu Karlsruhe, das Lyceum, die Anatomie und Entbindungsanstalt in Freiburg, das Rathhaus in Tauberbischofsheim waren seine letzten bedeutenderen Leistungen. Die Ausschmückung des sogenannten neuen Schlosses in Baden, eines Theiles des alten Schlosses Eberstein, der Neubau und die Ausschmückung des Großherzoglichen Gartenschlößchens in Karlsruhe bekunden einen feinen künstlerischen Sinn und ein bedeutendes Talent für das Decorative. Von 1854 bis zu seiner Ernennung zum Baudirector verwaltete Fischer auch die Vorstandsstelle an der Bauschule des Karlsruher Polytechnicums. Auf größeren Reisen nach England, Belgien, Spanien nahm auch der reife Mann noch gern neue Eindrücke in sich auf. Auf einer Dienstreise erkrankt, starb Fischer am 14. November 1867. (Vgl. K. Z. 1867 No. 280.) W.

Karl Friedrich Freiherr von Fischer.

Zu Karlsruhe im Jahre 1755 geboren, betrat Fischer die Beamtenlaufbahn, war 1792 Hofrath und Marschallamts-Deputirter, 1800 Geheimer Hofrath, wurde 1804 Geheimer Referendair, 1807 Geheimer Rath und Director des Kriegscollegii, 1810 Staatsrath und 1814 Director des Main- und Tauber-Kreises. Der Großherzog Ludwig, mit dem er enge befreundet war und der ihm das größte Vertrauen schenkte, erhob ihn 1819 in den Freiherrenstand und ernannte ihn zum Finanzminister. Auf diese Weise trat Fischer plötzlich in den Vordergrund des politischen Lebens. Er galt für einen klugen Kopf, besonders für einen guten Rechner, und so setzte der Großherzog auf ihn alle Hoffnung, daß er der rechte Mann sei, den zerrütteten Staatshaushalt wieder in das richtige Geleis zu bringen. Die Aufgabe war äußerst schwierig und, obwohl Fischer in seinem Ministerium zwei so ausgezeichnete Räthe, wie Böckh und Nebenius hatte, doch kaum in kurzer Frist genügend zu lösen. Die Bearbeitung des ersten, dem Landtag von 1819 vorgelegten Budgets befriedigte denn auch keineswegs und vermochte ein unleugbar vorhandenes Deficit trotz aller künstlichen Gruppirung von Zahlen kaum zu verhüllen. Die Verhandlungen der Kammer über das Finanzgesetz erregten den einer öffentlichen Kritik seiner Amtshandlungen ungewohnten Mann auf's höchste und ließen ihn die Verfassung und die Rechte, welche sie den Landständen einräumte, als große Calamität erblicken. In dem § 59 der Verfassungsurkunde glaubte er ein Mittel zu sehen, um diese Calamität radical zu beseitigen. Der Großherzog solle — so schlug er in einer Denkschrift, welche nach der Vertagung des Landtags geschrieben war, vor — seine Domainen zurücknehmen, seine Civilliste selbst reguliren und zur Zeit die Ueberschüsse in die Staatscasse fließen lassen. Weigerten sich die Stände, dies zu acceptiren, so sei die Constitution von ihnen gebrochen und es könne alsdann füglich der Bundesversammlung überlassen werden, eine neue Verfassung zu entwerfen. In dieser sollte, nach Fischer's Ansicht, den Ständen bei der Gesetzgebung lediglich eine

berathende Stimme und nur bei Einführung neuer oder bei Erhöhung der alten Steuern ein Bewilligungsrecht eingeräumt werden. (Vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung, S. 117). — Mit solchen Vorschlägen blieb Fischer indeß im Staatsministerium doch in der Minderheit und die Fortsetzung des unterbrochenen Landtags im Jahre 1820 ließ sogar ein Compromiß über das Budget zu Stande kommen, indem die Regierung sich der zweiten Kammer gegenüber zu einigen Concessionen verstand, wogegen diese mit dem Ministerium über ein Pauschquantum der Einnahmen und Ausgaben übereinkam. — Am 10. Oktober 1821 starb der Minister v. Fischer und indem er auf dem Todtenbette dem Großherzog Ludwig seinen bisherigen ausgezeichneten Rath Böckh als Nachfolger empfahl (s. d. Art. Chr. Fr. v. Böckh), erwarb er sich um die Zukunft der Finanzen Badens ein bleibendes Verdienst. W.

Wilhelm Ludwig Freiherr von Fischer,

des Vorigen ältester Sohn, am 21. September 1784 zu Karlsruhe geboren, wandte sich nach gründlicher Vorbildung auf dem Lyceum der Vaterstadt dem Militairstande zu, für den er sich Specialkenntnisse auf der Ingenieurschule zu Wien, einer französischen Militairschule zu Besançon und als badischer Ingenieureleve eifrig zu sammeln bestrebt war. Seine Kenntnisse eröffneten ihm deßhalb auch, nachdem er 1804 Secondelieutenant beim Artillerie-Bataillon geworden war (s. d. A. Stolze), rasch den Weg zu vielfachen besonderen Verwendungen, welche mit seiner Ernennung zum Adjutanten des Commandeurs der Artillerie 1805, ihren Anfang nahmen. Es folgte 1806 das Commando in die Gewehrfabrik zu Schmalkalden zur Revision der von Baden bestellten Gewehre, und 1808, nachdem Fischer an der Errichtung der reitenden Batterie sich betheiligt und im Feldzuge gegen Preußen und Schweden (s. d. A. J. v. Cloßmann) mit letzterer die Belagerung von Stralsund mitgemacht hatte, die Inspicirung sämmtlicher Salpetersiedereien Badens. Im gleichen Jahre Stabs-Hauptmann geworden, führte Fischer an Stelle des bei Eßlingen gefallenen Hauptmanns Holtz das Commando der 2. Compagnie des Artillerie-Bataillons bis zum Schlusse des Feldzuges 1809 (s. d. A. v. Harrant) und befehligte, seit 1811 wirklicher Capitaine und Chef der 4. Compagnie, im Feldzuge 1812 (s. d. A. L. v. Grolmann) die Feld-Artillerie, mit ganz besonderer Auszeichnung für seine Thätigkeit im Gefechte bei Czasniki am 14. November erwähnt. Das ganze Material der Artillerie ging in den folgenden Wochen zu Grunde, obgleich die Kanoniere die Geschütze noch über die Leichenhaufen und den Fuhrwerkwirrwarr der Berezina mit ungeheuren Anstrengungen gerettet und bis zum 6. und 7. Dezember, da die letzten Pferde erlagen, fortgeschleppt hatten. Nicht weniger traurig war das Loos der Mannschaften, die elend vor Kälte und Entbehrung umkamen oder in russische Gefangenschaft fielen. Letzteres Loos traf in Wilna am 8. Dezember auch Fischer, der von da nach Pensa internirt wurde, wo der durch Hebel's dankbare Feder verherrlichte Schneider Egetmeier den Landsleuten so viel Gutes erweisen konnte. Ende 1814 in die Heimath zurückgekehrt, brachte Fischer, seit 1815 Major, fast zwei Jahre, 1815—1817, als Aufsichtsofficier in der Gewehrfabrik St. Blasien zu, war 1819—1822 Mitglied der Befestigungscommission zu Rastatt (s. d. A. Krieg v. Hochfelden) und 1821—1832 Director der Zeughäuser und Stückgießerei, als welcher er das neu errichtete Ouvriersdetachement organisirte (s. d. A. v. Schäffer.) Eine reiche Thätigkeit, hauptsächlich auch durch sein inneres Wirken für das Unterrichtswesen in der Artillerie bedeutungsvoll, lag hinter Fischer, als er, 1832 (s. d. A. Fabert, K. Frhr. v. Freystedt) aus deren Reihen tretend, zum Unterchef des Generalstabes ernannt wurde, an dessen Spitze er, seit 1832

Oberst und 1835 Bevollmächtigter bei der Militaircommission der Bundesversammlung geworden, als Chef im Jahre 1836 trat. Auch in dieser Stellung begleitete eine lange Reihe von Nebenfunctionen den eigentlichen Beruf. Das Präsidium der Militairstudiencommission, war, nach unserer Anschauung, das einzige Feld, das, den badischen Verhältnissen entsprechend, dem Chef des Generalstabes nicht nur übertragen werden durfte, sondern mußte. Außerdem war Fischer von 1838—1844 Vorstand der Eisenbahnbaudirection für den Probebau einer Eisenbahn von Heidelberg nach Mannheim, wurde 1840 Mitglied des Kriegs-Ministeriums, fungirte bei verschiedenen Reglements-Commissionen und als Regierungs-Commissair auf mehreren Landtagen und wurde 1845 außerordentliches Mitglied des Großherzoglichen Staatsrathes. Nur der rastlose Thätigkeitstrieb Fischer's, der, selbst ein klarer scharfsinniger Kopf, bei der Wahl seiner Mitarbeiter stets das Richtige treffend, bei allen zur Entscheidung kommenden Fragen die Cardinalpunkte erfaßte und festhielt, ermöglichte es ihm, diesen vielen Anforderungen gerecht zu werden. Namentlich verdient hat er sich um das Militairbildungswesen seit 1832 als Mitglied, und als Präses der Militairstudiencommission gemacht, der er, mit Unterbrechung der Jahre 1840—1844, bis zu seiner Verabschiedung vorstand. Nachdem das bisherige Cadettencorps in Folge des Widerstandes der Kammern hatte aufgehoben werden müssen, wußte Fischer, um eine einiger Maßen hinreichende militairische Erziehung der jungen Offiziersaspiranten zu ermöglichen, dadurch Ersatz zu schaffen, daß für eine gemeinschaftliche Casernirung derselben Mittel bewilligt wurden. Gleichzeitig wurde der bisherige zweijährige Cursus auf drei Jahre ausgedehnt und hiergegen von dem dreijährigen Cursus der höheren Officiersschule 1 Jahr abgesetzt. Es ist diese Einrichtung, mit Hinzurechnung des wieder organisirten Cadettenhauses, ganz dieselbe, wie solche von 1850 bis 1867, adäquat den Mitteln und dem Wehrsystem Badens, ein wohldurchbildetes, treues Officiers-Corps geschaffen hat, welchem ohne wesentliche Reibung die Ueberführung der Wehrkräfte Badens in das preußische System gelungen ist. Für den Truppenunterricht wurde ferner unter Fischer's Dienstführung als bedeutsamer Zweig der Ausbildung in größerer Ausdehnung das Bajonettfechten eingeführt, dem Turnen große Aufmerksamkeit zugewendet und durch Gründung und Belebung guter Regimentsschulen auch mit der geistigen Hebung der Mannschaften gleichen Schritt zu halten erstrebt (j. d. A. E. v. Freydorf). Ein ganz besonderes, weit über die Grenzen Deutschlands anerkanntes Verdienst erwarb sich Fischer ferner als oberster Chef der topographischen Abtheilung des Generalstabes, die ein Musterinstitut geworden ist, sowie durch Gründung eines Kartenbureaus für die Reduction und den Stich der Kartenblätter. Die topographische Landeskarte ist eine Musterarbeit. Fischer war 1843 General-Major geworden, und hatte sich bis dahin einer kräftigen Gesundheit erfreut. Indessen steigerte sich ein seit 1840 beginnendes Fußübel bald derartig, daß es ihn am Reiten hinderte und später selbst im Gehen die größte Schonung erforderte. Die immer stürmischer gehenden Wogen der Zeitbewegungen erheischten aber in allen Stellungen Männer mit voller, auch voller körperlichen Rüstigkeit, und so wich auch Fischer beim Ausbruch des Sturmes im Frühjahr 1848, indem er am gleichen Tag wie der Armeecorpscommandant Markgraf Wilhelm, 4. April von seinem Posten in den Ruhestand abtrat. Es schied mit ihm aus den Reihen der Officiere ein hochbegabter, im äußeren Dienste fast schroff den strengsten Gehorsam fordernder Mann von ausgebreiteten Kenntnissen, der mit voller Hingebung seinem Kriegsherrn treu gedient hat. Er starb an einer Brustentzündung am 5. Juni 1859 zu Karlsruhe. L. Löhlein.

Veit Flehinger,

der Sohn des Rabbiners Isaak Flehinger und Neffe des in der rabbinischen Welt des vorigen Jahrhunderts bekannten Simon Flehinger, Oberlandrabbiners in Darmstadt, war den 14. Juli 1769 geboren. Ausgerüstet mit den nöthigen Vorkenntnissen in den rabbinischen Doctrinen, begab sich der talentvolle Jüngling auf die damals blühende jüdische Hochschule zu Mannheim, wo er mehrere Jahre mit Talmudstudium zubrachte. Von da ging er nach Mainz, wo er sich in mehrjährigem Studium vollends zu seinem späteren Berufe, als Geistlicher und Volkslehrer zu wirken, ausbildete. Aus Mainz durch die Kriegsereignisse vertrieben, suchte Flehinger den heimathlichen Herd wieder auf und ließ sich in Bretten nieder. Hier lebte, lehrte und wirkte er als Bezirksrabbiner 60 Jahre lang zum Segen der seiner geistlichen Leitung anvertrauten israelitischen Gemeinde. Streng gegen sich selbst, milde, sanft und tolerant gegen Andersdenkende, standhaft in seiner, von streng orthodoxem Bewußtsein getragenen Ansicht, war er redlich und versöhnlich genug, die entgegenstehende Ansicht mit Ruhe und Unparteilichkeit zu prüfen, und, wenn erforderlich, mit ehrlichen Waffen zu bekämpfen. Den Anforderungen der Zeit genügte er darin, daß er öfter als es in jener Zeit von den Rabbinen zu geschehen pflegte, so namentlich bei Trauungen und Confirmationen aus freiem Antriebe predigte. Seine Amtsbrüder der älteren wie der neueren Richtung wendeten sich an ihn um sein Gutachten über casuistische Religionsfragen. Hochbetagt in einem Alter von 85 Jahren starb Veit Flehinger am 28. December 1854. (Vgl. Stein, Der israelitische Volkslehrer, Frankfurt 1855, 5, 162.) W.

Johann Gottlob Erdmann Föhlisch.

Nächst Reidhart (s. d. A.) hat die Wertheimer Gelehrtenschule keinem Manne mehr zu verdanken als Föhlisch. Er kann mit Recht der Gründer des Lyceums in Wertheim heißen. Am 19. Februar 1778 zu Berge bei Sagan in Niederschlesien geboren und auf der Schule in Bunzlau vorgebildet, hatte er Ostern 1798 die Universität Halle bezogen, um sich theologischen und philologischen Studien zu widmen. Hier hatte besonders F. A. Wolf tiefen Einfluß auf ihn geübt. Nachdem er seit 1802 an dem Pädagogium zu Halle, das damals unter Leitung Niemeyer's stand, gewirkt hatte, folgte er einem Ruf nach Wertheim, der ihn als Conrector und Adjunct dem schon alternden Reidhart beigab und zugleich die Neuorganisation des Gymnasiums in seine Hand legte. Von da an ist er in einem langen Leben der seiner Fürsorge übergebenen Anstalt treu geblieben, deren Direction ihm nach Reidhart's Tod 1825 definitiv übertragen wurde. Sie ist bis zu seiner Pensionirung, die vorgerücktes Alter 1854 ihm zum Wunsch machte, in seinen Händen geblieben, nachdem er gleich seinem Vorgänger das seltene Glück gehabt hatte, sein fünfzigjähriges Amtsjubiläum (1852) zu begehen. In mannigfacher Weise von seinem Fürsten geehrt — Föhlisch war unter Anderem 1852 zum Geheimerath ernannt worden, eine Auszeichnung, der sich bis dahin wohl kein badischer Schulmann zu erfreuen gehabt hat — ist er am 14. Oktober 1862 gestorben. — Als Föhlisch im Jahr 1809 seine Thätigkeit in Wertheim begann, war eine Neuorganisation der dortigen Schule dringend nöthig; als er 1852 von seinem Amt zurücktrat, durfte er sein Lyceum eine den anderen Anstalten des Landes ebenbürtige Schule nennen. Damit sind die zwei Epochen seines Wirkens bezeichnet: was dem hochverdienten Reidhart in seinem Alter nicht mehr möglich war, hat Föhlisch in rastloser Arbeit bei beschränkten materiellen Mitteln erreicht, eine wohlgegliederte, nach neuen Anschauungen eingerichtete Anstalt an

die Stelle des veralteten Gymnasiums zu setzen; bei dem Mangel an reichlichen Geldmitteln ist das nur seinem seltenen organisatorischen Talent möglich gewesen. Als dann in den 30er Jahren alle Gelehrtenschulen des Landes in einheitlicher Weise eingerichtet werden sollten, und seinem Gymnasium die Gefahr drohte, gegenüber den Lyceen seine alte Selbständigkeit einzubüßen, hat Föhlisch nicht geruht, bis allmählich die Mittel frei wurden, die die Einreihung der Werthheimer Schule unter die Lyceen möglich machten; erst 1845 ist der letzte Schritt hierzu in der Veränderung des Namens gemacht worden. Es ist so ein wesentliches Verdienst Föhlisch's, daß diesem abgelegenen Theile des Großherzogthums eine Gelehrtenschule blieb, wie er es nicht minder verstanden hat, dieselbe mit seinem Geiste zu erfüllen. Eine lange Reihe literarischer Arbeiten (die Neuber in eine Festschrift zum 50jährigen Amtsjubiläum von Föhlisch zusammengestellt hat) beweist, wie Föhlisch ein reiches Wissen stets in inniger Beziehung zu den Aufgaben der Schule zu erhalten wußte. Denn ihr und der Jugend allein ist die Kraft dieses Mannes in langen Jahren gewidmet gewesen.

A. Thorbecke.

Karl Philipp Fohr.

Dieser durch seine glänzende Begabung wie sein frühes tragisches Ende anziehende Künstler war in Heidelberg am 26. November 1795 geboren und genoß dort zugleich mit Ernst Fries und Karl Rottmann den ersten Zeichnungs-Unterricht beim Vater des letzteren. Da sich sein Talent früh entwickelte, so fand er einen Protector an dem Hofrath Issel, der, selbst ein geschickter Landschaftsmaler, ihm 1814 nach Baden verhalf, wo er sich durch Anfertigung von Zeichnungen wie Aquarellen durchbrachte. Ihre phantastische Schönheit zog die Aufmerksamkeit der Großherzogin Stefanie auf sich, die ihm von da an eine treue Beschützerin blieb. Von ihr unterstützt ging er 1815 nach München, wo er drei große romantische Landschaften mit Staffage aus der Ritterzeit componirte, welche durch die kühne Großartigkeit der Auffassung allgemeines Aufsehen erregten. Ein colorirter Carton in der Karlsruher Kunsthalle, die üppigste Kastanienwald-Vegetation in der Nähe des Heidelberger Schlosses darstellend, frappirt auch heute noch durch die wahrhaft geniale Größe und Meisterhaftigkeit der an Poussin erinnernden Composition. Wiederum mit Unterstützung seiner hohen Gönnerin ging Fohr bereits 1816 nach Rom, wo er sich eng an Koch anschloß. Eine Ansicht von Tivoli, eine Burg mitten in großartiger Gebirgslandschaft, dann ein Wasserfall, im Besitz der Großherzogin, ließen durch ihre herrliche Auffassung das Größte von ihm hoffen, wie denn vielleicht die Werke keines seiner Landsleute und Strebungsgenossen in dieser Zeit so gewaltig imponirend aussehen. Leider sollte dieser vielversprechende Anfang zu keinem weiteren Resultate führen, der Künstler ertrank am 29. Juni 1818 beim Baden in den Fluthen der heimtückischen Tiber, die mit ihm eines der glänzendsten Talente dieser Zeit in ihre dunkle Tiefe zog.

Fr. Pecht.

Daniel Fohr.

Große Talente haben etwas so verführerisches und blendendes, daß sie sehr häufig auf ihre nächsten Freunde und Angehörigen ungünstig wirken, indem sie ihnen Lust zu einem Berufe einflößen, zu dem ihre eigene Begabung nicht ausreicht. Auch Daniel Fohr ist davon ein Beispiel. Als jüngerer Bruder des ebengenannten am 13. Mai 1801 geboren, ward er gewissermaßen ein Opfer der glänzenden Laufbahn des letzteren, indem ihn dieselbe verführte, sich, nachdem er schon die Universität besucht und die philo-

sophischen Studien absolvirt hatte, noch der Kunst zu widmen, und so eine leidenschaftliche Liebe und schönes Verständniß mit Talent und Fähigkeit zu verwechseln. Um das Jahr 1829 kam er nach München, wo er sich auf's Engste an Rottmann anschloß und es durch dessen Beistand auch bald zu achtungswerthen Leistungen brachte, die freilich nur mit unendlicher Mühe und unter fortwährender Hülfe der Freunde fertig wurden. Ein ehrenhafter, fester, ja harter Charakter, eine große Willenskraft hatten ihm deren eine große Zahl erworben. Einige Landschaften aus dem baierischen Gebirge, dem er fast alle seine Stoffe entnahm, machten sogar, Dank der Einwirkung und Förderung der Freunde, entschiedenes Glück, ohne indeß auf die Länge über die Schwäche seines Talents täuschen zu können. Dadurch verbittert, verließ er in den vierziger Jahren München und zog sich erst nach Karlsruhe, wo er zum Hofmaler ernannt worden war, und dann nach Baden zurück; München, wo er so lange eine geachtete Stellung eingenommen, besuchte er nur noch einmal auf länger. Ohne weitere bedeutende Productionen, da er es nie zu einem eigentlichen Stil brachte, ist er in Baden am 25. Juni 1862 gestorben.

Fr. Pecht.

Karl von Franken,

Chef des Generalstabes der badischen Feldtruppen in 3 Feldzügen, wurde am 9. Oktober 1774 in Stuttgart geboren. Von 1786 an in kurhessischem Militairdienst, unter Theilnahme an 4 Feldzügen, bis 1803 zum Stabscapitaine vorgerückt, im letzteren Jahre als Capitaine im badischen Leibregimente angestellt, wurde er zum Feldzug 1806 und 1807 (s. d. A. J. v. Cloßmann) als Major erster Adjutant des commandirenden Generals, 1809 (s. d. A. v. Harrant) als Oberstlieutenant Chef des Generalstabes, wobei er sich durch die unter seiner Führung bewerkstelligte Wegnahme von Kornneuburg besonders hervorthat. 1810, 36 Jahre alt, Oberst, General-Adjutant der Infanterie und Commandeur des Infanterie-Regiments Großherzog No. 1 geworden, 1811 mit einer Sendung an die Höfe von Berlin und Petersburg betraut, führte er 1812 (s. d. A. Grolman) sein Regiment nach Rußland, mußte aber, nach dem 1. Gefecht bei Czasniki erkrankt, nach Königsberg zurückkehren, woselbst er, Januar 1813, in Gefangenschaft fiel. Nach der Rückkunft zum Commandeur en Chef seines Regiments, Generalmajor, Mitglied des Kriegs-Ministeriums und Garnisons-Commandanten in Karlsruhe in rascher Folge ernannt, berief ihn das fürstliche Vertrauen beim Eintritt Badens in die Coalition der Alliirten zur Stellung des Generalstabschefs im VIII. deutschen Bundes-Armee-Corps, gebildet aus badischen Linien- und Landwehrtruppen mit den zusammen 1 Bataillon von 330 Mann zählenden hohenzoller'schen und lichtenstein'schen Contingenten. Baden selbst hatte (s. d. A. Schäffer) mit ungeheurer Anstrengung, nachdem 1812 das Beste der kriegsgeübten Truppen mit ihrem ganzen Material verschlungen und 1813 die wieder aufgestellten Regimenter auf ein Dritttheil der Sollstärke herabgedrückt hatte, innerhalb 4 Wochen ein Corps von 23,000 Mann, darunter 10,000 Mann Landwehr, auf die Beine gebracht. Die Ordre de Bataille weist 16,389 Mann mit 22 Geschützen auf. — In das Innere von Frankreich kamen nur die Leibgrenadier-Garde, die reitende Batterie und die 1. Escadron des freiwilligen Jägerregiments, welch letztere vom 27. März ab dem Großherzog nach Paris folgte. Erstere, seit 1. Januar der preußischen Garde-Infanterie-Brigade unter Oberst v. Alvensleben zugetheilt, überschritten mit dieser im combinirten russisch-preußischen Garde-Corps am 13. Januar den Rhein bei Basel, nahmen, nachdem die Batterie im Gefechte bei Epernay sich bewährt hatte, in Reserve Theil an den Schlachten

bei Brienne (1. Februar) und Arcis sur Aube (21. März), und kämpften am 30. März in der Schlacht vor Paris (bei Pantin), wo sie am 31. einzogen. Der Rückmarsch nach dem Friedensschluß (30. Mai) erfolgte bis zum 31. Juli. — Die übrigen badischen Truppen, der VI. Armee-Abtheilung unter Fürst Wittgenstein zugetheilt, wurden, beim Abmarsch der letzteren in das Innere von Frankreich, am Rhein zurückgelassen und ihrem commandirenden General, als Militair-Commandanten im Departement des Niederrheins, verstärkt durch einzelne russische Abtheilungen, wurde die Blokade oder Belagerung der Festungen und festen Plätze Kehl, Straßburg, Landau, Pfalzburg, Bitsch, Lützelstein und Lichtenberg übertragen. Mangel an Belagerungsgeschütz beschränkte die Thätigkeit des Corps auf Blokaden, welche die Capitulationen von Pfalzburg am 11., Landau am 26. April und Kehl am 3. Mai herbeiführten, während die übrigen Plätze bis zum Pariser Friedensschluß cernirt blieben. — Der Rückmarsch über den Rhein erfolgte am 23. Juni; eine große Revue bei Pforzheim ging dem Einzug in die Garnisonen und die Heimath voraus. — General von Franken übernahm nach dem Feldzuge seine früheren Functionen wieder; hierzu trat 1815 die des Polizeidirectors von Karlsruhe und des General-Inspectors der Landwehr. Im gleichen Jahr mit einer Sendung in das Hauptquartier des Fürsten Wellington in den Niederlanden und an den Kaiser von Oesterreich nach Venedig, 1816 an den russischen Hof in Petersburg betraut, erhielt er 1817 das Commando der Linien-Infanterie. Seine Gesundheit wurde später leidend und er starb am 20. Februar 1828 zu Karlsruhe.

L. Löhlein.

Karl Wilhelm Eugen von Freydorf

wurde am 3. Februar 1781 in Karlsruhe als Sohn des kaiserlichen Generalfeldmarschalls Markgrafen Christoph von Baden aus einer am 28. September 1779 daselbst geschlossenen morganatischen Ehe geboren. Nach dem am 18. December 1789 erfolgten Tode seines Vaters unter die Vormundschaft des Geheimen Legations- und Cabinetsrathes Griesbach gestellt, während der Geheime Rath Brauer als Beistand der Mutter fungirte, erhielt Freydorf durch Besuch des Pädagogiums zu Durlach und hierauf des Lyceums zu Karlsruhe, sowie durch umfassenden Privatunterricht, u. A. bei dem Ingenieur Tulla eine ungewöhnlich reiche Ausbildung, die sich auch auf lebende Sprachen, Geographie und Darstellung von Karten durch Zeichnung und Holzstich, Astronomie, Musik und Zeichnen erstreckte, ohne daß der Körper vernachläßigt worden wäre, dessen Entwickelung durch Reiten, Fechten, Tanzen befördert wurde. Im Jahre 1800 zum markgräflich badischen „Lieutenant im Corps mit der Artillerie-Uniform" ernannt, hielt er sich zwei Jahre lang an der durch Lehrer wie Vega u. A. bedeutenden Artillerie- und Ingenieur-Schule zu Wien, die er zu seiner Weiterbildung in den mathematischen und Ingenieurwissenschaften besuchte, auf, wo er sich, unter gleichzeitigem Besuch von Vorlesungen an der Universität, durch Bewegung in guter Gesellschaft, die ihn u. A. mit Beethoven zusammenführte, gewandte Umgangsformen erwarb. 1802 zum wirklichen Secondelieutenant der Artillerie ernannt, wurde Freydorf 1805 bei der Neuorganisation dieser Waffengattung (s. d. A. Stolze) Premierlieutenant, marschirte noch im gleichen Jahre als Stabscapitaine und Führer einer Compagnie mit 6 Geschützen zum Feldzuge gegen Oesterreich aus (s. d. A. Harrant), organisirte 1806 als wirklicher Capitaine die neu errichtete Compagnie reitender (eigentlich halb reitender, halb fahrender) Artillerie, und nahm mit 4 Geschützen derselben (s. d. A. J. v. Cloßmann) 1807 an der Belagerung von Stralsund Theil. Auch der Feldzug 1809 brachte der Batterie neue Lor-

beeren (s. d. A. Harrant); ihrem Führer aber wurde, nachdem er mit Auszeichnung an den Gefechten von Schärding, Ebersberg, Paga, der Belagerung und der Schlacht von Raab Theil genommen, in der Schlacht bei Wagram am 6. Juli Abends durch eine Kanonenkugel das rechte Bein zerschmettert, das er sich auf dem Schlachtfelde abnehmen ließ. Obgleich Freydorf für den Dienst vor der Front nunmehr unbrauchbar geworden war, wandte er, noch im gleichen Jahre „wegen allgemein geachteter Tapferkeit und Geschicklichkeit" zum Major über den Etat ernannt, nach seiner Wiederherstellung — das verlorene Bein wurde durch ein hölzernes ersetzt — seine ganze Thätigkeit und Gewandtheit den Administrations- und Organisationsgeschäften zu, die in Baden bei dem ununterbrochenen Bedürfniß nach Ersatz des im Kriege verbrauchten Personals und Materials und nach Neubeschaffungen für die folgenden Kriege einen erhöhten Umfang gewonnen hatten. So wurde ihm 1811 und 1812 die Feldausrüstung und Beschaffung der Pferde für das Armeecorps, 1812 die Organisation der reitenden Batterie mit gänzlich berittener Bedienungsmannschaft übertragen, während er 1813 die Ausrüstung des völlig neu zu errichtenden Truppencorps und die Wiederorganisation der an Material und Personal in Rußland in Verlust gerathenen Batterieen mitleiten half. 1813 als Oberstlieutenant zum Revue-Inspector* für das ganze Armee-Corps und 1814 als Oberst, 35 Jahre alt, zum ordentlichen Mitgliede des Kriegs-Ministeriums ernannt, besorgte Freydorf neben manchfachen commissarischen Geschäften, als Organisation des Landsturmes 1814, Marsch-, Einquartierungs- und Verpflegungswesen der alliirten Heere und Untersuchung ihrer Kriegs-Hospitäler zum Zwecke der endlichen Entfernung der letzteren aus dem Lande, 1815, nunmehr bis zum Jahre 1833 die Geschäfte für die Ausrüstung, Bewaffnung und Bekleidung des Armeecorps. Nebenher aber lief eine Thätigkeit, die sein Organisationstalent auch in weiteren Kreisen Anerkennung finden ließ, als er 1818 als Mitglied einer am Sitze des deutschen Bundestages zusammengerufenen Commission zur Entwerfung der Organisation des deutschen Bundesheeres, 1821 einer solchen für Organisation des VIII. Armee-Corps und 1831 für Revision und definitiven Abschluß der 1821 entworfenen Organisations-Acte bestimmt wurde und in den Jahren 1820, 1823, 1826 und 1829 als stimmführender Bevollmächtigter für das VIII. Armee-Corps bei der Militair-Commission in Frankfurt am Main fungirte. Freydorf war am Bundestag eines der geehrtesten Mitglieder und eine Haupttriebfeder für den einiger Maßen gedeihlichen Fortgang der die Militairverhältnisse betreffenden Arbeiten. — Auch als Freydorf 1833 Kriegs-Minister in Baden geworden, blieb die Verbesserung dieser Organisation des Bundesheeres durch Versuche, die Reibungen zunächst im VIII. Armee-Corps möglichst zu beseitigen, ein beständiges Augenmerk für ihn. Es wurde allerdings trotz dem genauen Verständnisse der Sachlage nicht viel erreicht, wenn es anders als ein Resultat bezeichnet werden will, daß zwischen 1821—1848 und 1850—1866 eine einzige größere Uebung des Corps, 1840 bei Heilbronn, und die Feststellung eines gleichen Brückenmaterials und -Reglements erzielt werden konnten, während alle übrigen Versuche der Einführung gleicher Signale ꝛc. scheiterten. Und doch sollen die Verhältnisse bei dem VIII. Corps den übrigen gemischten deutschen Armee-Corps gegenüber musterhaft gewesen sein. Die Ermüdung Europa's

*) Der Revue-Inspector war eine nach französischem Muster zwischen die oberste Heeresleitung und die Truppen eingeschobene vermittelnde Behörde, die unter unmittelbarer Leitung des Kriegsministeriums und in dessen Auftrag die Verwaltung und Ausrüstung sämmtlicher Truppen und Armeezweige durch alle Theile selbständig zu beaufsichtigen und zu controliren hatte. Eine bei richtiger Wahl des Inspectors für die damaligen Verhältnisse ungemein segensreiche Einrichtung.

nach den großen Kämpfen legte Deutschland scheinbar einen großen Zwang zur Entfaltung seiner Wehrkräfte nicht auf; noch 1841 konnten die Gelüste Frankreichs nach dem Rhein wegdemonstrirt und weggesungen werden. Die Mittel für die Heere waren namentlich in den Kleinstaaten ungemein gering, da die Politiker die Wirkung des kleinen kleinstaatlichen Truppenkörpers ohne die damals nicht zu suchende und nicht gesuchte gänzliche Anlehnung an das Heer eines Großstaates für wesenlos erkannten und die Militairs in der Schwäche der im Sinne der reinsten Defensive geplanten Organisation des Bundesheeres den Keim zum sofortigen Zerfall oder wenigstens zur Paralysirung jeder ordentlichen Wirkung desselben erblicken mußten. Nur der siegreich fortschreitende Angriffskrieg hält die Heerkörper alliirter, mit voller Souverainetät neben einander in die Action tretender Staaten zusammen. Als positiver Beweis können die Jahre 1848 und 1849, sowie 1870 und 1871 gelten, als negativer der Feldzug 1866, der Vertheidigungskrieg des VII. und VIII. deutschen Bundes-Corps gegen einen weit schwächeren Gegner. Ein anderes Hinderniß für eine wirksame Entfaltung der Wehrkräfte im deutschen Bunde, das hauptsächlich bei der Frage der zum Schutze der Länder zu errichtenden Befestigungen in die Erscheinung trat, war das Herüber- und Hinüberziehen der Kleinstaaten zwischen den zwei Großmächten des Bundes. Baden, welchem der auf 70 Stunden Grenze mit großen Kriegsplätzen fast im Marke sitzende Nachbar am bedrohlichsten war, neigte in militairischen Fragen zu Preußen hin, welches agressive Tendenzen befolgte, während Oesterreich, auf welches die geographische Lage, die Tradition und tausend engere Beziehungen hinwiesen, mit Aufgeben Badens eine Defensive hinter den Schwarzwaldpässen ausführen zu müssen glaubte. Unter solchen Umständen zog sich die Frage der Befestigung der Südwestgrenzen vom Jahre 1817 (s. d. A. W. L. v. Fischer, Krieg) bis in die 40er Jahre hinaus, erst die Drohungen Frankreichs brachten den Hader zum Schluß und bewirkten indirect die Erbauung Rastatts, gegen dessen späteren Ausbau zu einem großen Manövrirplatze auf der anderen Seite wieder Preußen in die Schranken trat. — Die berührten Verhältnisse hatten die Opposition der Kammern gegen die Militairbudgets in den kleinen Staaten lebendig erhalten, und Freydorf übernahm eine schwere Aufgabe, als er, 1832 Präses der Militair-Studien-Commission und Generalmajor, 1833 Director im Kriegs-Ministerium und Vorstand des Artillerie-Comites geworden, im gleichen Jahre (s. d. A. Schäffer) zum Präsidenten des Kriegs- und Mitglied des Staats-Ministeriums ernannt wurde. Das badische Armee-Corps „1831 im Dienststand und Budget sehr verringert, mußte wieder auf die der Organisation des Bundes entsprechende Höhe gebracht werden", das Armee-Corps-Commando auf der einen Seite spannte seine Anforderungen bis zum äußersten, die häufig sehr lebhafte Opposition der Kammer auf der anderen Seite wollte sich nie zum Glauben an die Nothwendigkeit des Aufwandes für den militairischen Apparat erheben, während das Wehrsystem, Conscription nach dem Loos mit Stellvertretung, im Volke selbst keine Fäden des Zusammenhanges mit dem Heere und des Verständnisses für dasselbe Wurzel fassen ließ. Der Verwaltung Freydorf's, der der erste wirklich constitutionelle Kriegs-Minister Badens war, kann die Ueberführung des ganzen Dienstbetriebes seines Departements in geordnete Verhältnisse nachgerühmt werden; er verstand es, die Klarheit und äußerste Pünktlichkeit seiner eigenen Arbeiten den untergestellten Organen einzuimpfen. „Beistellung eines zuverlässigen, den Anforderungen der Technik entsprechenden Kriegs-Materials (Percussionsgewehr), Zuweisung der den Truppen nothwendigen Kleidung und Verpflegung nach festgesetzten Normen und in guter Qualität; Herstellung gesunder Wohnungen für die Soldaten" — durch ihn wurde auch das einschläfrige

Bett eingeführt — „und Wohnungen für die verheiratheten Unterofficiere, sowie luftiger Stallungen für die Pferde; Schaffung vorzüglicher Hospitaleinrichtungen; endlich Ausarbeitung der zur tactischen Ausbildung der Truppen sowohl, wie für die Verwaltung nöthigen Reglements und Vorschriften, und eines mustergiltigen Mobilmachungsplanes" — diese Bestrebungen fanden ihre Lösung trotz der schwer in Fluß zu bringenden Mittel, deren Unzulänglichkeit manche innere Schäden groß werden lassen mußte (s. d. A. Fr. Hoffmann). So konnten die bei den geringen Dienstständen (die Infanterie-Compagnie zählte selbst im Sommer nur 40 Mann, die Escadron 80 Pferde, die Batterie 50 Mann) so nothwendigen und angestrebten vierwöchentlichen Herbstübungen in Brigaden und Waffengattungen nicht regelmäßig abgehalten werden; Uebungslager kamen nur zweimal, 1834 und 1837 zu Stande. — Die Organisationsänderungen im Armee-Corps während Freidorff's Dienstführung (s. d. A. K. R. Frhr. v. Schäffer und W. L. Frhr. v. Fischer) waren folgende: Bei der Infanterie erhielt 1841 das Leib-Infanterie-Regiment ein zweites Carabinier-Bataillon zu 6 Compagnieen, so daß es jetzt 3 Bataillone zählte; 1847 wurden sämmtliche 5 Regimenter, behufs Erzielung größerer Uebereinstimmung mit der Organisation der meisten andern deutschen Staaten, in 3 Bataillone zu je 4 Compagnieen formirt; Chef des bisherigen Regiments v. Stockhorn No. IV wurde v. Freydorf, der in Anerkennung seiner Verdienste nach den Kriegsübungen des Jahres 1840 Generallieutenant geworden, seinem redlichen Streben diese neue, besonders ehrenvolle Auszeichnung verdankte; 1848 endlich wurden bei jeder Compagnie Scharfschützen, mit Wild'schen Büchsen bewaffnet, 1 Corporal und 12 Mann, aufgestellt. Bei der Artillerie wurde 1834 die fahrende Compagnie aufgelöst und die Fahrkanoniere wurden ständig den Batterien zugetheilt, 1848 wurde die Artilleriebrigade in Feld-Abtheilung zu einer reitenden und 3 Fuß-Batterien, eine Festungs-Abtheilung zu 2 Batterien und eine Abtheilung technischer Truppen zu einer Pionnier- und einer Handwerkercompagnie formirt. — Obgleich Freydorf eines Gehörleidens wegen vor den Kammern das Wort nie selbst geführt hatte, war doch Seitens der letzteren seiner Verwaltung stets ein großes Vertrauen entgegengebracht worden. Erst die Strömungen der vierziger Jahre begannen sich gegen seine willenskräftige Person zu richten und so sah er sich genöthigt, zudem bestimmt durch die Zunahme des Gehörleidens und die immer fühlbarer werdenden Folgen seiner Verwundung, am 22. März 1848 den Dienst zu quittiren (s. d. A. Hoffmann). Freydorf war ein Mann von biederem Charakter, fein durchbildetem Geiste und mit einem staunenswerthen Gedächtniß für alles Gelesene und Erlebte begabt. Er war ausgezeichnet durch seltene Klarheit des Geistes und Lauterkeit des Charakters, dessen Richtschnur gewesen ist, für alles zu Ergreifende stets die besten Muster und Werke und die edelsten Führer zu nehmen. Er starb an einem Schlagfluß zu Karlsruhe am 25. Juli 1854. Von seinen fünf Söhnen ist gegenwärtig der zweitälteste, Rudolf, Präsident des Ministeriums des Großherzoglichen Hauses, der Justiz und des Auswärtigen, während der dritte, Berthold, als Oberst im Feldzuge 1870 auf 1871 das badische Feld-Artillerie-Regiment befehligte. L. Löhlein.

Karl Freiherr von Freystedt

war am 11. Dezember 1776 in Karlsruhe geboren. Sein Vater, ein natürlicher Sohn Karl Friedrich's von Baden, der Typus des Officiers aus dem 18. Jahrhundert, hatte nach einander in badischen, russischen, badischen, preußischen, badischen Diensten gestanden, gegen die Türken 1774 als Reiterofficier, im baierischen Erbfolgekrieg 1778 als Infanterie-Commandeur gestritten und führte 1793 und 1794 das in englischen Subsidien stehende badische Kriegs-

contingent in den Niederlanden gegen Frankreich. Der Sohn begann 1787 bei den Kreisdragonern den Militairdienst, machte den Feldzug 1796 am Rheine mit, und wurde, nachdem er von 1804—1807 Preußen gedient und einige Zeit die Kriegsschule in Berlin besucht hatte, in Baden als Oberstlieutenant und Flügel-Adjutant wieder angestellt, 1808 Commandeur des leichten Dragoner-Regiments, sodann Oberst, als welcher er das Regiment 1809 in dem Feldzug gegen Oesterreich führte (vgl. d. A. Harrant, Heimrodt), bald aber an die Spitze der aus diesem Regiment und dem hessischen Chevaurlegers-Regiment gebildeten Brigade in der leichten Cavallerie-Division Marulaz gestellt, sich in der Avantgarde des IV. Armee-Corps Massena rühmlichst hervorthat. Bei Wagram in dem Handgemenge an der Schulter verwundet, wurde Freystedt, nach 1809, zum General-Adjutanten und Chef des Dragoner-Regiments ernannt, das bis 1849 seinen Namen trug, von 1813—1830 mit Nummer 1, von 1830 ab mit Nummer 2. Freystedt fand nunmehr eine wesentliche Verwendung als General-Adjutant im Generalstabe, dessen erster Chef er 1832—1836 war. Bis 1832 war ein eigentlicher Generalstab nur beim Kriegsbedarf formirt worden; erst 1832 trat eine der heutigen Organisation entsprechende ständige Functionirung eines solchen ein. Ebenso war Freystedt 1812 Mitglied des Kriegscollegiums in dessen II. Departement er längere Jahre mit Oberst Stolze und Oberkriegscommissair Reich die Verpflegung und Verwaltung des Materiellen besorgte; und 1815 General-Inspector der Cavalerie geworden, fand er eine vielseitige Verwendung in manchfachen Commissionen, die in den wechselnden Zeiten und Anschauungen zur Feststellung von Reglements und verschiedenen Militair-Einrichtungen in den kleinen Staaten auf das üppigste in Thätigkeit gesetzt waren, wurde in höchsten Aufträgen 1830 bei den Höfen von Petersburg, Berlin, Stockholm, Kopenhagen verwendet und fungirte auf den Landtagen sowohl als Regierungscommissair wie als ständiges vom Großherzog ernanntes Mitglied. Seit 1813 General-Major, seit 1832 General-Lieutenant, wurde Freystedt 1836 zum dienstthuenden General-Adjutanten ernannt, aus welcher hohen Stellung er 1845 in den Pensionsstand trat. Hochstehende Zeitgenossen rühmten ihn als einen billig und gut denkenden Mann, von frischer, leicht lebiger Art, im Kriegs-Ministerial-Collegium mit Vorliebe den Specialgeschäften seiner Waffe sich zuwendend. Er starb am 29. August 1851. Ein noch lebender Sohn, Ludwig, widmete sich gleichfalls dem Stande des Vaters und war von 1854—1860 Commandeur des 2. Dragoner-Regiments Markgraf Maximilian und von 1860—1866 als General-Major Commandeur der Cavalerie-Brigade. L. Löhlein.

Franz Albert von Friederich

wurde am 18. Februar 1775 zu Mannheim geboren und war, als die Pfalz an Baden fiel, Archivar an dem kurpfälzischen Landesarchiv. Von Kurfürst Karl Friedrich 1803 zum Regierungsrath im Hofrathscollegium der Pfalz ernannt, wurde er bei der Organisation von 1810 nach Karlsruhe gezogen und trat als Legationsrath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ein. Er war ein Mann von liberaler Gesinnung und feiner literarischen Bildung, wie er denn eine ganze Reihe von belletristischen Arbeiten theils selbständig, theils in Zeitschriften veröffentlicht hatte. (Vgl. Hartleben, Statistische Gemälde von Karlsruhe. Anhang S. 35). „Seine gebildete Förmlichkeit", sagt Varnhagen, „gefiel den Frauen und auch Rahel mochte ihn leiden, obschon sie vom ersten Augenblicke geurtheilt hatte, sein Gutes ermangle der durchdringenden Kraft und suche daher Hülfe in kleinen Klügeleien und Berechnungen, sowie sie vorhersagte, daß die angenehme Artigkeit, deren er sich

befliß, später in abstoßende Pedanterie umschlagen würde". (Denkwürdigkeiten von Varnhagen v. Ense. 9. Bd. S. 65, 66.) Als Pfälzer war er den altbadischen Staatsmännern nicht ganz genehm und so war es natürlich genug, daß er die Bekanntschaft mit Varnhagen gern dazu benutzte, Tettenborn und durch diesen dem Großherzog Karl empfohlen zu werden. Nachdem er schon 1815 zum Geheimen Legationsrath, 1817 zum Geheimen Referendair befördert und im Sommer desselben Jahres mit einer geheimen Mission in Angelegenheit der badischen Territorial- und Erbfolgefrage an den russischen Minister, Grafen Kapodistrias, nach Karlsbad betraut worden war, trat er völlig in die diplomatische Laufbahn über, indem er 1818 zum Geheimen Rath und Ministerresidenten bei der Schweizer Eidgenossenschaft ernannt wurde. (Varnhagen a. a. O. S. 144 und 286). Von da ging er 1821 als Ministerresident nach Stuttgart, wo er, 1830 zum Gesandten befördert bis 1833 verblieb. Nach seiner Abberufung wurde er in den erblichen Adelsstand des Großherzogthums erhoben und zum Gesandten in Paris ernannt; diese Ernennung aber wurde (angeblich weil König Louis Philipp den Abgang des Ministerresidenten Gerstlacher nicht wünschte) wieder zurückgenommen und Friederich in den Ruhestand versetzt. 1835 wurde er, als Nachfolger des Frhn. v. Blittersdorff, zum Bundestagsgesandten ernannt, bekleidete diesen Posten aber nur bis 1838, in welchem Jahre er abermals pensionirt wurde. Er starb am 24. December 1843.

W.

Ernst Fries.

Wie viel Pein wird doch dem Talente erspart, wenn seine Entfaltung nicht durch den Druck der Armuth gehemmt ist! Sohn einer reichen Familie, zu Heidelberg am 22. Juni 1801 geboren, hatte der von der Natur auch äußerlich ebenso verschwenderisch ausgestattete als glänzend begabte junge Mann Gelegenheit, alle Mittel anzuwenden, um sich früh entwickeln zu können. Mitten unter Kunstwerken in dem damit reich geschmückten väterlichen Hause aufwachsend, empfing er den ersten Unterricht bei Rottmann, dem Vater, der als Zeichnungslehrer in Heidelberg lebte, gemeinschaftlich mit dessen so berühmtem Sohne Karl. Dann kam er aber schon bald zu dem bekannten Landschafts- und Thiermaler Karl Kuntz in Karlsruhe, bei welchem er sich rasch eine ungewöhnliche Fertigkeit und besonders Schärfe und Präcision der Zeichnung aneignete. — Um diese Zeit kam der berühmte englische Landschafter Wallis nach Heidelberg und blieb dort, von der schönen Natur angezogen, mehrere Jahre. Der inzwischen wieder ins Vaterhaus zurückgekehrte Fries genoß nun nicht nur selbst seinen Unterricht, sondern vermittelte ihn auch dem älteren Freunde Rottmann. Dies war für beide junge Künstler sehr vortheilhaft, da die englische Landschaftsmalerei durch Turner, Wallis und andere Meister sich auf einer weit höheren Stufe der Ausbildung befand als die damalige deutsche oder als sie jetzt einnimmt. Was Malerei eigentlich sei, haben beide Künstler sicherlich bei Wallis zuerst kennen gelernt. Fries ging aber auch noch nach Darmstadt, um bei Moller Perspektiven und Architektur zu studiren. Mit großem Erfolg — wie man aus dem feinen Verständniß derselben in seinen späteren Arbeiten sieht. Er lithographirte dann auch viel, so verschiedene Veduten des Heidelberger Schlosses, Schwarzwald-Ansichten u. A. m., in denen man seine Art einer überaus scharfen und präcisen, realistisch genauen Zeichnung schon ganz ausgesprochen findet; ebenso wie die später bei ihm so auffallend hervortretende Gabe auch bei Festhaltung der unmittelbarsten Naturwahrheit dem Ganzen doch eine künstlerische Gestalt zu geben. — Von einer Reise an Rhein und Mosel brachte er reiche Ausbeute an Studien zurück, die er, um das Jahr 1821 nach München übersiedelnd und

dort die Akademie besuchend, mit der grenzenlosen Schaffenslust und Arbeitskraft, die ihn auszeichnete, künstlerisch in einer Weise zu verwerthen wußte, daß er alsbald sich Ruf erwarb. Besonders durch seine Radirungen und Lithographieen vom Rhein, der schwäbischen Alb, der Schweiz ꝛc., wo er aber überall bei Wiedergabe der oft gewöhnlichsten Veduten seinen malerischen Blick zeigt. — Im Jahre 1823 ging er nach Italien, und blieb vier Jahre dort, hauptsächlich in Rom und Neapel. Eine wahrhaft unermeßliche Fülle, mit ganz unglaublicher, fast photographischer Präcision gezeichneter und gemalter Studien war die Frucht dieses Aufenthaltes. Sie sind von so wunderbarer Schönheit, daß sie in ihrer Vereinigung von edlem Geschmack und meist stilvoller Treue unübertrefflich genannt werden können, wie sie in ihrem fast ängstlichen Realismus den diametralsten Gegensatz zu der freien und breiten Naturbehandlung Rottmann's bilden. In seinen zahlreichen Bildern aus dieser Zeit zeigt er aber noch eine verhältnißmäßig idealisirende, der Rottmann'schen verwandte, wenn auch im Detail viel genauere Richtung und weiß mit der Präcision eine großartige Naturauffassung sehr geschickt zu verbinden. Manche seiner Cartons aus dieser Zeit könnte Rottmann gezeichnet haben, so grandios ist die Auffassung und Behandlung, wenn sie nicht eine Vorliebe für Baumnatur zeigten, die Rottmann durchaus abgeht. Hat die Farbe an Fries' Bildern auch das Porzellanerne, Schwere was nun einmal durchaus eine Eigenheit der deutschen Malerei jener Zeit ist, so erreicht sie doch einen, verhältnißmäßig wenigstens, hohen Grad von Wahrheit, ja oft selbst von eigentlichem coloristischen Reiz, wenn auch durchaus anderer, kleinlicherer Art als ihn Rottmann zeigt oder als er heute angestrebt wird. Es konnte nicht fehlen, daß Fries' Weise, der den Besuchern des schönen Landes in seinen Bildern auf die geschmackvollste und künstlerischste Art doch genau das gab, was sie eigentlich wünschten — Veduten — rasch den größten Beifall fand, um so mehr, als er zugleich einen feinen Hauch von Idealität über dieselben zu breiten versteht, wie wir dies aus einer Menge seiner, leider in alle Welt zerstreuten Bilder sehen. Zu den schönsten derselben gehört das Haus Tasso's in Sorrent. Die neue Pinakothek in München besitzt nur eine Apenninenlandschaft, eines der schwächsten Bilder, das die porzellanene Malerei, die eine Krankheit der ganzen Zeit war, ziemlich stark ausgesprochen zeigt. Nichtsdestoweniger wird man selbst bei diesem an der eben so scharf charakterisirten Zeichnung als an dem schönen Arrangement alsbald sehen, welch' ungewöhnlichem Talente man hier begegnet; andere, wie z. B. jenes Haus des Tasso in Sorrent, gehören durch die poetische Auffassung und das edle Stilgefühl zu den hervorragendsten Productionen jener Periode. Dennoch sind seine Zeichnungen den Oelbildern an Werth noch vorzuziehen, und die Schnelligkeit, mit der er sie anfertigte, setzte Jedermann in Erstaunen. — Mit einer unermeßlichen Ausbeute und festgegründetem Ruf kehrte er 1827 aus Italien nach München zurück, wo er bis 1831 blieb und sich sehr glücklich verheirathete. Sein Ruhm hatte sich schon so verbreitet, daß er mit Bestellungen überhäuft war, wie denn eine bedeutende Zahl seiner Arbeiten aus dieser Zeit stammt. So viel Glück er aber auch mit seinen mehr oder weniger stilisirten italiänischen Landschaften gemacht, so vollzog sich dennoch gerade hier eine totale Wendung in seiner Kunstrichtung. Der Augenblick, die Eindrücke der nächsten Umgebung wirkten von je so lebhaft auf den empfänglichen Mann, daß er jetzt bald immer häufiger seine herrlichen italienischen Studien im Portefeuille ließ und Dinge malte, die er erst gestern gesehen. Aber auch genau so, wie er sie gesehen. Sehr oft zeichnete er ein Motiv, das er Abends bei seinen Spaziergängen getroffen, in sein Skizzenbuch und begann am anderen Morgen schon das Bild, um es dann sofort mit der ganzen Frische des ersten Eindrucks zu vollenden.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Dabei änderte er fast nichts an dem Gesehenen, seine Geschicklichkeit war so groß, daß er jedem Gegenstand eine malerische Seite abzugewinnen verstand. So wurde der einstige Stilist nun mit raschem Umschwunge ein ausgemachter Realist und excellirte auf der neuen Bahn bald ebenso, als auf der verlassenen, da sie offenbar seinem eigensten Wesen mehr zusagte; dabei blieb aber die Strenge und Schärfe, die verständnißvolle Bestimmtheit seiner Zeichnung dieselbe; das Helldunkel, das Unbestimmte, Ahnungsvolle ist überhaupt nicht seine Sache, seine Natur treibt ihn, von allem die genaueste Rechenschaft zu geben. — Um das Jahr 1831 siedelte Fries nach Karlsruhe über, wo seine Arbeiten so entzückten, daß er, sofort zum großherzoglichen Hofmaler ernannt, mit Aufträgen von nah und fern überhäuft wurde. — Auch dort gab ihm die doch nicht sonderlich malerische Umgebung der Stadt, dann aber besonders sein heimathliches Heidelberger Schloß Stoff zu zahlreichen Bildern, deren sorgfältiger und liebevoller Ausführung man die Schnelligkeit am allerwenigsten ansieht, mit der er sie producirte. Die meisten dieser sehr gesuchten Werke sind nach England, Rußland, Norddeutschland zerstreut worden, so daß es bereits sehr schwer ist, deren auch nur eine kleine Anzähl zu sehen zu bekommen. Mitten in dieser glänzenden Laufbahn ergriff ihn das Scharlachfieber, während seine Frau in den Wochen lag. In der Raserei des Fiebers, die ihm das Blut zum Kopfe trieb, wollte er sich zum Fenster hinausstürzen und schnitt sich endlich eine Pulsader durch. Als Hülfe eintraf und die sich aus ihrem Zimmer herbeischleppende Frau ihn in seinem Blute, jetzt bei vollkommener Besinnung, traf, war er bereits nicht mehr zu retten; er starb am 11. Oktober 1833, und Frau Fries ließ der Schrecken über den Verlust des theueren Mannes ihm unmittelbar ins Grab folgen. — So ward ein herrliches, vielversprechendes Künstlerleben in seiner hoffnungsvollsten Entwickelung vernichtet, und die deutsche Kunst verlor einen ihrer begabtesten Vertreter, der es sicherlich in seiner realistischen Richtung nicht weniger weit gebracht hatte, als sein Jugendfreund Rottmann in der idealen.

Fr. Pecht.

Johann Adam Fritz

gehört zu den Männern, welche ihre Lebensaufgabe in durchaus einheitlicher Weise und ohne durch besondere Vorkommnisse gestört worden zu sein, erfüllen konnten. Er ist den 24. Januar 1799 zu Lindenfels (im Odenwald — damals churpfälzisch, seit 1803 zu Hessen-Darmstadt gehörig) geboren, promovirte 1821 als Doctor juris zu Gießen und wendete sich daselbst alsbald der akademischen Laufbahn zu. Im Herbst 1825 wurde Fritz zum außerordentlichen und im Jahre 1827 zum ordentlichen Professor des römischen und deutschen Privatrechts an der Universität Freiburg i/B. ernannt, an welcher derselbe bis zu seinem späten Lebensabende ununterbrochen gewirkt hat. Die Bescheidenheit, mit welcher der jugendliche Professor in seinen neuen Wirkungskreis eingetreten war und welche ihm die freundliche Gesinnung seiner Collegen gesichert hatte, verließ ihn auch dann nicht, als sein Name durch die aus stiller, unverdrossener Forscherarbeit hervorgegangenen bewährten wissenschaftlichen Arbeiten und durch seine Erfolge als akademischer Lehrer in weiteren Kreisen Beachtung und Anerkennung gefunden hatte. Im Jahre 1839 wurde Fritz zum Hofrathe ernannt; derselbe ist seit 1847 durch Wahl und periodische Wiederwahl seiner Collegen juristisches Mitglied der akademischen Stiftungscommission und seit 1855 der Wirthschaftsdeputation. Auch in diesen akademischen Nebenämtern war ihm reichlich Anlaß gegeben, seine unermüdliche Thätigkeit zum Nutzen der Universität zu bewähren. Die Feier seines 50jährigen Doctorjubiläums (1871) gab den Collegen und Studirenden der Universität willkommenen An-

laß, dem noch rüstigen Greise ihre Verehrung kundzugeben. Erst im 74. Lebensjahre und nach mehr als 46jähriger segensvoller Arbeit entzogen Beschwerden des Alters den Nestor der Universität Freiburg seinem Wirken als akademischer Lehrer.

W. Behaghel.

Friedrich Wilhelm Fröhlich.

Trotz unseren vorzüglichen Schulen wird die Zahl der Beamten immer kleiner, welche über dem einförmigen Gange ihres Geschäftslebens die Freude an den Zeugen des klassischen Alterthums, und die Fähigkeit, dieselben in der Originalsprache zu lesen, nicht verloren haben. Und doch ist nichts mehr als die Lectüre der Griechen und Römer danach angethan, ein kräftiges Gegengewicht gegen die Einseitigkeit und Beschränktheit bureaukratischer Lebensgewohnheit zu bilden. Unter den höheren badischen Beamten der letzten Jahrzehnte war kaum einer, der sich so reicher Kenntnisse des classischen Alterthums, eines so lebendigen Sinnes für alles Edle und Schöne in Literatur und Geschichte hätte rühmen dürfen als F. W. Fröhlich. Und wenn in irgend einem Menschenleben, so hat es sich in dem Leben dieses Mannes bewahrheitet, daß als die schöne Frucht der mit edler Gesinnung betriebenen humanistischen Studien die geläuterte Humanität des Wesens sich darstellt. F. W. Fröhlich, der ältere Sohn des 1843 zu Wertheim verstorbenen Staatsraths und Regierungsdirectors Fröhlich, wurde am 6. März 1805 zu Karlsruhe geboren, besuchte das dortige Lyceum und studirte zu Heidelberg und Göttingen Jurisprudenz. Obwohl ein eifriger und fleißiger Student, war er doch den Freuden des flotten Burschenlebens nicht abhold und gehörte zu Göttingen einer Landsmannschaft Bado-Würtembergia, zu Heidelberg dem Corps Suevia an. Nachdem er 1827 die juristische Staatsprüfung bestanden hatte, trat er zunächst beim Stadtamte Mannheim als Praktikant ein, war in gleicher Eigenschaft bei dem Bezirksamt Ladenburg und dem Kreisdirectorium in Mannheim thätig, wurde 1829 als besoldeter Rechtspraktikant dem Bezirksamte Bühl beigegeben und 1830 zum Secretär beim ersten Departement des Kriegsministeriums ernannt. 1835 wurde Fröhlich zum Assessor bei der Regierung des Seekreises und 1838 zum Regierungsrath befördert. — In Konstanz verlebte er sehr glückliche Jahre. Durch die Vermählung mit Karoline von Seyfried, der Tochter eines damals schon verstorbenen, in der ganzen Seegegend hochverehrten Mannes, des Oberamtmanns und Hofraths, früheren Abgeordneten v. Seyfried in Salem, eröffnete sich ihm ein glückliches Familienleben; in dem vertrauten Umgange mit dem Frhrn. v. Wessenberg fand er Anregung und Belehrung aller Art, auch Gelegenheit, interessante Bekanntschaften anzuknüpfen; die prächtige Gegend endlich gewährte seinem für Naturschönheit sehr empfänglichen Auge die erlesensten Genüsse und die beste Erholung von der Arbeit des Tages. Seine dienstlichen Verhältnisse waren die angenehmsten und wurden nur dadurch getrübt, daß ihm 1839 das Amt eines Censors übertragen wurde, das seinem feinen Geiste und seiner durchaus freisinnigen Denkungsart auf's Aeußerste widerstrebte. Vielleicht trugen ihm Verdächtigungen, die mit diesem Amte zusammenhingen, 1844 die unwillkommene Versetzung an die Kreisregierung zu Rastatt ein. Indeß sollte er schon 1846 diesen Ort mit Karlsruhe vertauschen, wohin er von dem Minister Bekk als Ministerialrath bei dem Ministerium des Innern berufen wurde. In diesem Ministerium hat er von da an bis zu seiner Pensionirung eine umfassende und höchst verdienstliche Wirksamkeit entfaltet. Seine bedeutendsten Respiciate, welche ihm Gelegenheit boten, sein reiches Wissen und seine humane Gesinnung vielfach zu bethätigen, betrafen das Gemeinde- und das Unterrichtswesen. Vom Jahre 1848 an bis

1863 war er Referent in Sachen der Universitäten und des Polytechnicums und hat in dieser langen Zeit zu dem Gedeihen dieser drei wissenschaftlichen Anstalten sehr erheblich beigetragen. Die Verbindung mit hervorragenden Gelehrten, in welche er durch diese Stellung trat, gereichte ihm zu großer Freude; er hatte eine hohe Meinung von dem Berufe eines akademischen Lehrers, und die aufrichtigste Achtung für jedes ernste wissenschaftliche Streben; wo er einer namhaften Leistung Anerkennung, einem talentvollen Gelehrten Förderung verschaffen konnte, that er es mit lebendigem Interesse für die Sache. — Als die seit 1836 bestehende Bestimmung, wonach das Directorium im Oberstudienrathe zwischen den Directoren des evangelischen und katholischen Oberkirchenraths wechseln solle, 1857 aufgehoben wurde, ward dieses Directorium Fröhlich übertragen, welcher es bis zur Bildung des Oberschulraths (1862) bekleidete. Von 1847—1849 war er auch Ministerialcommissair bei dem Oberrath der Israeliten. Nachdem er bei den wiederholten Abwesenheiten und sonstigen Verhinderungen des Ministerialdirectors Weizel jeweils dessen Functionen versehen hatte, übernahm er, als dieser (1860) zum Präsidenten des Handelsministeriums ernannt wurde und die Stelle eines Ministerialdirectors zugleich einging, die damit verbundene Geschäftslast zum größten Theil und wurde, nachdem er schon seit 1852 den Titel eines Geheimen Referendairs geführt hatte, bei diesem Anlaß, auf Antrag des ihn hoch schätzenden Staatsraths Lamey, zum Geheimen Rath ernannt. — Am 17. August 1865 überfiel ihn während einer Sitzung im Ministerium ein schwerer Krankheitsanfall, und nachdem er in Baden vergebens Erholung gesucht hatte, erbat und erhielt er im November desselben Jahres seine Pensionirung. Schon 1859 war seine Frau gestorben, der die zwei älteren Kinder im Tode vorangegangen waren, und 1866 verlor er seine einzige noch lebende Tochter. Von diesem Schicksalsschlage konnte er sich nicht mehr erholen. Bald darauf wurde er von einem schweren Gehirnleiden befallen, welches am 17. Februar 1869 seinen Tod herbeiführte. — Man kann wohl sagen, daß dem vielseitig gebildeten Geiste Fröhlich's keine Disciplin des menschlichen Wissens und Könnens völlig fremd war; wo ihm eingehende Kenntnisse fehlten, war zum mindesten eine lebendige Theilnahme und ein feines Verständniß für die allgemeinen Beziehungen des Einzelnen zum Ganzen vorhanden, und wie er auf allen Gebieten der Wissenschaft orientirt war, so brachte er auch der Kunst ein offenes Auge, eine sympathische Empfänglichkeit entgegen. Er war ein gewiegter Kenner älterer Gemälde und Kupferstiche, aber auch die moderne Kunst fand in ihm einen warmen Freund und Bewunderer; die Musik bot ihm die weihevollsten Genüsse, Oper und Concerte zu besuchen, war ihm bis in sein Alter eine liebgewordene Gewohnheit; aber auch zu Hause erfreute er sich gern an dem Gesang und Clavierspiel der befreundeten Künstler Grimminger und Kalliwoda. Seine Abende brachte er gerne in heiterer Gesellschaft zu, an deren Gesprächen er mit schlagfertigem Witz und Humor lebhaften Antheil nahm. Auf mehreren Gebieten war er leidenschaftlicher Sammler. Numismatik hatte er erst in späteren Jahren zu studieren begonnen; eine werthvolle Münzsammlung, die er hinterließ, wurde der Wessenberg'schen Sammlung in Konstanz einverleibt. Seine schöne Autographensammlung ist leider zerstreut worden. Bücher kaufte er mit Leidenschaft; waren alle Schränke angefüllt, so wandelte wohl eine Partie zum Antiquar, um wieder neuen Erwerbungen Platz zu machen. Besondere Sorgfalt verwendete er auf eine wohl einzig dastehende Sammlung aller Ausgaben des Theokrit. Was er von seltenen Actenstücken und Correspondenzen zur Geschichte der Rheinbundszeit, theilweise aus sehr schwer zugänglichen Quellen, zusammengebracht hatte, hat er leider kurz vor seinem Tode mit manchen

anderen werthvollen und interessanten Aufzeichnungen und Ausarbeitungen vernichtet, wohl aus einer durch seine Krankheit gesteigerten, aber auch sonst in seinem Wesen liegenden Aengstlichkeit vor möglichem Mißbrauch. — Fröhlich war von seltener Belesenheit, und ein vortreffliches Gedächtniß gestattete ihm, die Vielseitigkeit seines Wissens auch stets gegenwärtig zu haben. Er ließ keinen Tag vergehen, ohne einen Abschnitt aus einem griechischen oder römischen Autor zu lesen; vorzugsweise die historischen Werke des Alterthums schätzte er; aber auch die classischen Werke des Mittelalters und der neuen Zeit kannte er gründlich. Noch als Praktikant in Ladenburg (1828) ließ er für seine Freunde ein Büchlein drucken „Fr. Bacon von den Studien und dem Bücherlesen. Uebersetzung mit Anmerkungen", in welchem zu jedem Satze des Bacon erläuternde Parallelstellen aus alten und modernen Autoren beigezogen sind. In Rastatt (1846) hat er das Werkchen umgearbeitet und bereichert, sich aber nicht zu einer neuen Drucklegung entschließen können. — Als sich dem restaurirten Dome von Speier das allgemeine Interesse zuwandte, richtete Fröhlich auf die Geschichte dieses Bauwerkes und was mit derselben im Zusammenhange steht, seine Aufmerksamkeit und veröffentlichte zunächst in Naumann's „Serapeum" einen Aufsatz über die „Dombibliothek von Speier" (1854) und bald darauf, wie diesen anonym, eine Brochure: „Die Kaisergräber im Dom zu Speier", (1856), die er 1859 in zweiter Ausgabe mit Ergänzungen und nun auch mit Nennung seines Namens erscheinen ließ. Er legte dabei eine Gründlichkeit der Quellenkenntniß und eine Schärfe und Sicherheit methodischer Kritik an den Tag, die jedem Historiker von Fach zur Ehre gereichen würde. Die philosophische Facultät der Universität Freiburg, welche ihn bei Gelegenheit ihres Jubiläums (1857) zum Ehrendoctor ernannte, konnte diese Achtungsbezeugung, die in erster Linie ihrem Referenten galt, auch dem Gelehrten Fröhlich gegenüber mit gutem Rechte spenden. War diese Arbeit einem Gebiete entnommen, welches seinem amtlichen Wirkungskreise ferner lag, so steht ein anderes Werk mit seiner ministeriellen Thätigkeit in engster Verbindung. Es ist dieß ein ausgezeichnetes Buch über das badische Gemeindegesetz, welches „mit historischen und erläuternden Einleitungen und Anmerkungen" 1853, und in zweiter umgearbeiteter Auflage 1860 erschien und als unentbehrliches Hilfsmittel auf dem Felde dieser bedeutsamen und schwierigen Gesetzgebungsmaterie noch für lange Zeit hohen Werth bewahren wird. — Die ganze Persönlichkeit Fröhlich's war erfüllt von einer scrupulösen Gewissenhaftigkeit in Erfüllung aller seiner Pflichten als Mensch und Staatsbeamter. Er war ängstlich bemüht, Jedermann gerecht zu werden und auch dem Gegner stets ein billiger Beurtheiler zu sein. Seine Bescheidenheit war nicht die Maske diogenischen Hochmuths, sondern sie lag tief in seinem innersten Wesen begründet. Innerlich ein absolut freier Geist, ohne Vorurtheil, ohne Befangenheit, vor keiner Consequenz seiner Anschauung zurückschreckend, war er nicht dazu angelegt, diese Eigenschaften äußerlich zur Schau zu tragen. Obwohl Menschenfurcht ihm so ferne lag als Ehrgeiz oder Gewinnsucht, so wich er doch Conflicten gerne aus und zog es vor, principiellen Entscheidungen aus dem Wege zu gehen. Sein ganzes Wesen aber war erhoben und verklärt von einer tief und fest wurzelnden Humanität der Anschauung und Empfindung, die sein Andenken allen, die ihm näher traten, stets lieb und theuer erhalten wird. W.

Karl Fromherz

wurde am 10. December 1797 zu Konstanz geboren, wo sein Vater, aus dem Hauenstein abstammend, Hofgerichtsadvocat war. In Freiburg, wohin der Vater seinen Wohnsitz verlegte, erhielt der Knabe seine erste Bildung, in einem

Knabeninstitute zu Lancre erwarb er sich die Gewandtheit in der französischen Sprache. Nach Absolvirung des Freiburger Gymnasiums bezog er die dortige Hochschule und hörte, nach Vollendung des philosophischen Curses, zuerst juristische Vorlesungen, um sich endlich dem Studium der Medicin zuzuwenden. Er vollendete dieses Fachstudium und unterzog sich 1820 der medicinischen Staatsprüfung, aber mit größerer Vorliebe betrieb er Botanik, Mineralogie und besonders Chemie. Während eines einjährigen Aufenthaltes in Paris 1821—22 widmete er sich vorzüglich dem Studium der Chemie und habilitirte sich im Sommer 1822 an der Universität Freiburg als Privatdocent der Chemie. 1823 wurde er zum außerordentlichen, 1828 zum ordentlichen Professor ernannt. Die Lehrkanzel der Chemie theilte er mit Professor Walchner bis zu dessen Abgang an das Polytechnicum in Karlsruhe. Nach Buzengeiger's Tode wurde ihm auch das Lehrfach der Mineralogie und die Direction des Mineraliencabinets übertragen. Seit 1832 war er Generalvisitator der Apotheken des See- und Oberrheinkreises. Neben seinen zahlreichen Vorlesungen und der Begründung eines werthvollen geognostischen Cabinetes entwickelte Fromherz eine umfassende literarische Thätigkeit. In den Jahren 1824—1827 veröffentlichte er eine Reihe von Specialuntersuchungen auf dem Gebiete der Chemie. Er entdeckte die Mangansäure und stellte mehrere mangansaure Salze dar, er untersuchte die Talgsäure, die Aepfelsäure, den Stärkmehlgehalt des Traganth-Gummi und den Bromgehalt mehrerer Salzsoolen. 1832—1836 gab er sein Lehrbuch der medicinischen Chemie heraus, durch welches er sein praktisches Talent in besonders hervorragender Weise erprobte. Seit 1835 begann er geognostische Arbeiten, von denen die Beschreibung des Schönberg's (1837), die Abhandlung über die Juraformationen des Breisgaus (1838) und sein Buch über die Diluvialgebilde des Schwarzwaldes (1842) besonders hervorzuheben sind. In seinen wissenschaftlichen Forschungen war Fromherz der exacten Methode zugethan und ein entschiedener Gegner der naturphilosophischen Schule. Als Lehrer zeichnete er sich durch die Klarheit seines freien, jedoch stets sorgfältig vorbereiteten Vortrages, wie durch die Rücksicht auf die schwächer Begabten und Vorbereiteten seiner Zuhörer aus. — An den politischen Fragen, welche seine Zeit bewegten, nahm Fromherz keinen hervorragenden activen Antheil; aber er übte die ihm zustehenden politischen Rechte aus, weil er nicht wollte, daß Indolenz der Bürger das Vaterland Gefahren Preis gebe. Eine angebotene Wahl in die zweite Kammer lehnte er ab. Die nationalen Interessen waren für ihn der Mittelpunkt des politischen Lebens, die liberalen Einrichtungen betrachtete er nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel, jene zu fördern. In der Gesellschaft liebte er den Scherz und war ein guter und gern gehörter Erzähler. Die Musik liebte er leidenschaftlich; ergreifende Stellen classischer Tonwerke konnten ihn bis zu Thränen rühren. Er war selbst ein vortrefflicher Clavierspieler und auch als musikalischer Kritiker thätig. — Ein Herzleiden machte ihn in den letzten zwei Jahren seines Lebens rasch zum Greise. Im September 1853 traf ihn ein Schlaganfall, der sich am 27. Januar 1854 wiederholte. Am Abend desselben Tages starb er. (Vgl. Gedächtnißrede auf K. Fromherz von H. Baumgärtner, Freiburg 1855.) W.

Karl Ludwig Frommel,

wurde zu Birkenfeld am 29. April 1789 als der Sohn des Oberbauraths Wilhelm Frommel geboren, besuchte das Lyceum in Karlsruhe, aber schon frühe zeigte sich Begabung zur bildenden Kunst und das Streben, sich dieser ausschließlich zu widmen. Nachdem er den ersten Unterricht im Zeichnen von dem Galeriedirector Becker erhalten, arbeitete Frommel vier Jahre lang unter

der Leitung des Kupferstechers Haldenwang. Auch im Aquarellmalen geübt, ging er 1809 nach Paris, um für die Kaiserin Josefine zu arbeiten, später nach Rom, wo er von 1813 bis 1817 mit den namhaftesten Künstlern in nähere Beziehung trat und in dem herrlich aufblühenden Kunstleben die glücklichsten Jahre seines Lebens genoß. Aus Rom, Neapel und Sicilien brachte er seine reiche Ausbeute an Studien und Skizzen nach Karlsruhe zurück, wo ihn der Großherzog Karl alsbald mit dem Charakter als Professor in seine Dienste nahm. Er war nun ungemein thätig als Maler, Radirer und Kupferstecher. Ein großes Blatt „Ariccia", nach einer eigenen Zeichnung gestochen, erwarb vielen Beifall. Er war auch als Lehrer thätig. 1824 reiste er nach Paris und London und brachte von da die Kunst des Stahlstiches mit. Seither gab er verschiedene Werke mit Stahlstichen heraus, die theils von ihm selbst, theils unter seiner Leitung und meistens nach seinen Zeichnungen ausgeführt waren. 1825 gründete er eine Schule, namentlich für Stahlstecher, die viele Schüler bildete. Unter diesen war auch sein Neffe Karl Lindemann, welchen er 1830 adoptirte und der, seinem Namen den Namen Frommel beifügend, sich einen ausgezeichneten Ruf in der Kunstwelt erworben hat. Nach dem Tode von Kuntz wurde Frommel zum Galeriedirector ernannt und blieb dies bis zu seiner 1858 erfolgten Pensionirung. Die Ordnung und Bestimmung der Gemälde und Kupferstiche in der Kunsthalle rührt im Wesentlichen von ihm her. Nach seiner Pensionirung zog er nach Lichtenthal, später zu einem seiner Söhne nach Ispringen. Dort starb er am 6. Februar 1863. Zweimal vermählt, hatte er das Unglück, mehrere seiner Kinder in ein frühes Grab sinken zu sehen, darunter 1861 den talentvollen Landschaftsmaler Otto Frommel. (Vgl. K. Z. 1863, No. 42.) W.

Christian Josef Fuchs.

Dieser Mann, welchem das badische Veterinairwesen seine vortreffliche Organisation verdankt, wurde am 2. Februar 1801 zu Zülpich in der preußischen Rheinprovinz geboren. Nachdem er die Gymnasien zu Münstereifel und Köln besucht hatte, trat er als Lehrling in die Apotheke seiner Vaterstadt und conditionirte, nach vollendeter Lehrzeit, bis 1822 als Apothekergehilfe. Von 1822—1825 studirte er Veterinairmedicin an der königlichen Schule zu Berlin, bestand 1830 die Staatsprüfung und wurde 1831 zum Kreisthierarzt für die Kreise Monjoie, Malmedy und Schleiden ernannt. Durch seine hervorragende praktische Thätigkeit, sowie durch wissenschaftliche Arbeiten (Untersuchungen über die Bleivergiftung der Pferde in den Galmeihütten) wurde die Regierung, die ihn bereits zum Bürgermeister von Schleiden ernannt hatte, veranlaßt, ihn Ostern 1839 als Repetitor an die königliche Thierarzneischule zu Berlin zu berufen, an der er bis Februar 1843 erfolgreich wirkte. In diese Periode seines Lebens fallen die Herausgabe der allgemeinen Pathologie für Thierärzte, eine Schrift über Bleivergiftung der Hausthiere in den Galmeihütten von Moresnet u. a., sowie seine Entdeckungen in Betreff der Veränderungen der kranken Milch. Eben war er als königlicher Departementsthierarzt nach Bromberg übergesiedelt, als er 1844 den Ruf als Lehrer an die großherzogliche Thierarzneischule zu Karlsruhe erhielt. Hier wirkte er mit Dittweiler zusammen und übernahm die allgemeinen Disciplinen, in denen er den Unterricht äußerst gründlich und gewissenhaft ertheilte. Er übersetzte die Hygiène vetérinaire von Magne ins Deutsche und veröffentlichte eine größere Zahl selbständiger Schriften. In eine lebhafte Polemik wurde Fuchs durch seine Schrift über die Lungenseuche des Rindviehs (1861) verwickelt, durch welche auf dem Gebiet des Thierheilwesens in Baden die wirksamsten Anregungen gegeben wurden. Inzwischen

war Fuchs, schon 1846 zum Professor ernannt, 1860 nach Aufhebung der Thierarzneischule als außerordentlicher Professor der Veterinair-Medicin an die Universität Heidelberg berufen und gleichzeitig zum Beirathe der großherzoglichen Sanitätscommission ernannt worden. Bei der Neuorganisation dieser Behörde, welche die Benennung: Obermedicinalrath erhielt, wurde Fuchs 1864, unter Charakterisirung als Medicinalrath, zum ordentlichen Mitglied derselben ernannt und siedelte wieder nach Karlsruhe über. In dieser Stellung war er in erster Reihe für die Umgestaltung des badischen Veterinairwesens thätig; speciell das Institut der Bezirksthierärzte ist sein Werk, wodurch den Bezirksämtern ein technischer Berather in Angelegenheiten der Veterinair-Polizei und ein Beistand in Vollziehung der veterinairpolizeilichen Einrichtungen und Anordnungen geschaffen wurde. Als in der Mitte der sechziger Jahre die Rinderpest in Deutschland eindrang, regte Fuchs ein Zusammenwirken der süddeutschen Staaten zu ihrer Abwehr an, das in der sogenannten Mannheimer Convention, bei der er persönlich mitwirkte, Verwirklichung fand. Die Trichinen-Frage beschäftigte ihn lebhaft und veranlaßte seine Schrift „Bericht über die Trichinenfrage betreffende Untersuchungen". An dem thierärztlichen Vereinsleben nahm Fuchs regen Antheil. Er präsidirte u. a. die Versammlung deutscher Thierärzte zu Schwerin 1852 und veröffentlichte von 1844—1849 die Zeitung des badischen thierärztlichen Vereines. Nachdem dieser 1864 wieder neugebildet worden war, redigirte er auch dessen Organ „Thierärztliche Mittheilungen" bis zu seinem Ableben. Eine besondere Aufmerksamkeit widmete er dem Hufbeschlage. Von 1849—1861 fungirte er als Hauptlehrer an der höheren Beschlagschmied-Schule zu Gottesaue. Nach Einführung des Gewerbegesetzes gründete er einen Verein der Hufbeschlag-Schmiede des Landes, dem er ein Organ „Der Ambos" schuf und bis zu seinem Tode redigirte. Bei Aufhebung des Obermedicinalrathes (1870) wurde Fuchs zum Referenten für Veterinairangelegenheiten im Ministerium des Innern ernannt. Er übte indeß diese Function nicht mehr aus. Schon im October 1870 schwer erkrankt, starb er am 10. Oktober 1871. Ein Zeichen der großen Verehrung, welche die Thierärzte des Landes ihm für seine literarische und Lehrerthätigkeit sowohl, als für seine gesinnungsvolle und freie Vertretung des thierärztlichen Standes zollten, war das Fest, welches dieselben im September 1868 zu Ehren seines 25jährigen badischen Staatsdienerjubiläums feierten. (Vgl. den Nekrolog in den „Thierärztlichen Mittheilungen" 6. Jahrgang, No. 12, 7. Jahrgang No. 1 und 2, wo auch seine Schriftten verzeichnet sind.) W.

August Julius Füeßlin

wurde am 7. August 1815 zu Freiburg geboren, studirte in Heidelberg und Freiburg Medicin und trat als Oberchirurg bei dem 2. Infanterieregiment in den Mititairdienst, in welcher Stellung er bald zum Oberarzt vorrückte. 1847 zum Hausarzt an dem Männer-Zuchthaus in Bruchsal und 1850 zum Vorstand des dortigen Zellengefängnisses ernannt, nahm Füeßlin an dem literarischen Streite über den Werth des pennsylvanischen Zellensystems einen lebhaften Antheil und legte seine unumstößliche Ueberzeugung von der hohen Vortrefflichkeit desselben in mehreren Schriften, besonders in dem Werk „Ueber Einzelhaft" nieder, war auch für die Verbesserung des Systems und für Einführung heilsamer Neuerungen rastlos thätig. Dem aufreibenden Amte war seine körperliche Constitution nicht gewachsen, und er bewarb sich deßhalb 1858 um die erledigte Stelle des Amtsarztes zu Baden. Dort wirkte er, allgemein verehrt und geliebt, bis zu seinem Tode, der am 21. Mai 1866 erfolgte. (Vgl. K. Z. 1866 No. 124.) W.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Salomon Fürst,

geboren zu Mannheim den 14. Februar 1792, widmete sich früh dem Studium des Talmuds und der zur allgemeinen Bildung gehörenden Wissenschaften, bekleidete dann die Stelle eines Religionslehrers an der israelitischen Schule seiner Vaterstadt, legte aber 1821 seine Lehrstelle nieder, um, obgleich bereits Gatte und Vater, zum Studium der philosophischen Wissenschaften die Universität Würzburg zu beziehen. Nachdem er 1824 von der Universität zurückgekehrt war und die gesetzlich vorgeschriebene Prüfung bestanden hatte, wurde ihm in Gemeinschaft mit seinem Schwager Hirsch Traub (geb. zu Mannheim 1791, gest. den 28. Januar 1849) vom großherzoglichen Oberrath die Verwaltung der damals bestehenden niederrheinischen Provinzsynagoge übertragen. Nach definitiver Eintheilung der Rabbinatsbezirke Badens traf ihn 1827 die Wahl als Bezirksrabbiner zu Heidelberg. In dieser Stellung wirkte er durch seine Predigten, wie durch persönliche eifrige Bemühungen für Errichtung von öffentlichen israelitischen Gemeindeschulen und für Veredlung und Hebung des Gottesdienstes. Zugleich ertheilte er den in Heidelberg dem Studium der jüdischen Theologie sich widmenden Jünglingen täglich Unterricht im Talmud. — Fürst huldigte dem gemäßigten Fortschritte auf dem Boden des positiven Judenthums. Um der Stagnation auf religiösem Gebiete in Baden ein Ende zu machen, suchte er die Berufung der gesetzlich vorgeschriebenen periodisch wiederkehrenden Synoden zu erzielen; seine Bemühungen scheiterten jedoch an dem Widerstande der Orthodoxie. Die im Juli 1845 in Mannheim stattgehabte Versammlung badischer Rabbiner wurde durch ihn veranlaßt; auch beschloß dieselbe auf seinen Antrag eine Eingabe an das Ministerium wegen Aufhebung des Judeneides und Beseitigung alles Confessionellen in der Schwurformel, sowie eine Petition an die Ständekammern um Gleichberechtigung der Israeliten. — Als die Gemeinde Mannheim die Absicht kundgab, in der neu erbauten Synagoge eine Orgel einzuführen, wies Fürst als Mitglied der Religionsconferenz des großh. Oberrathes in einem ausführlichen Gutachten nach, daß die Einführung und das Spielen derselben durch einen Israeliten an Sabbath- und Festtagen nicht nur gestattet, sondern zu empfehlen sei. Es wurde denn auch nicht nur in Mannheim, sondern auch in der Heidelberger Synagoge, nach der Renovation derselben, die Orgel eingeführt, aber allerdings, aus Rücksicht auf die Sabbathgesetze, von einem Christen gespielt. — Fürst stand bei seinen Collegen inner- und außerhalb Badens in hohem Ansehen. Ohne sein Zuthun setzte ihn 1844 der Vorstand der Berliner Gemeinde auf die Wahlliste für das dortige erledigte Rabbinat. 1846 erhielt er einen Ruf als Rabbiner nach Mainz, welchem er jedoch nicht folgte. Fürst starb in einem Alter von 78 Jahren in Heidelberg am 12. April 1870. (Vgl. Kayserling, Bibliothek jüdischer Kanzelredner, Berlin 1870. 1, 368.) W.

Karl Egon Fürst zu Fürstenberg.

Durch die Rheinbundsacte vom 12. Juli 1806 wurde das Fürstenthum Fürstenberg mediatisirt und während einzelne Theile desselben dem Königreich Württemberg und dem Fürstenthum Hohenzollern-Sigmaringen zufielen, wurde der größte Theil dem Großherzogthum Baden einverleibt. Der mediatisirte Fürst Karl Egon war ein noch nicht zehnjähriger Knabe. Zu Prag am 28. October 1796 geboren, hatte er das Unglück, schon im dritten Lebensjahre seinen Vater zu verlieren. Dieser, Fürst Karl Alois, ein appanagirter Prinz des in drei Linien zerfallenden Stammes, war in österreichische Kriegsdienste getreten. In der Schlacht bei Liptingen am 25. März 1799 starb er den Heldentod. Die Erziehung des fürstlichen Knaben leitete die geist- und charaktervolle Mutter, Elisa-

beth, eine geborene Prinzessin von Thurn und Taxis. Dem jungen Herren eröffneten sich bald glänzende Aussichten. Noch im Todesjahre des Vaters starb der Stammhalter der böhmischen Linie, Fürst Karl Gabriel und schon 1804 erlosch mit dem Fürsten Karl Joachim der in dem schwäbischen Reichsfürstenthum regierende Zweig des fürstlichen Hauses. Mit Ausnahme der mährischen Güter waren somit alle die reichen Besitzungen der Familie in der Hand des Fürsten Karl Egon vereinigt. Gegen die Mediatisirung hatte die Fürstin-Mutter, der Vormund des jungen Fürsten, Landgraf Joachim und die fürstliche Landesregierung vergebens angekämpft und eben so vergeblich waren die Versuche, auf dem Wiener Congresse das Verlorene zurückzugewinnen. Resignirt gab die kluge und hochsinnige Frau dem Sohne den Rath, sein Schicksal mit Würde zu tragen und durch sein persönliches Verdienst die Achtung und Ehrerbietung zu erwerben, die ihm als regierendem Herren, ohne Rücksicht auf seine Persönlichkeit, zu Theil geworden wäre. Durch solide Studien auf den Universitäten Freiburg und Würzburg tüchtig herangebildet, begleitete der Fürst als Ordonnanzofficier 1815 den Fürsten Schwarzenberg nach Paris und übernahm, volljährig geworden, 1817 die selbständige Herrschaft über seine großen Besitzungen. Es war eine schwere Zeit; die entsetzlichste Theuerung verbreitete allenthalben bittere Noth. Die reichen Mittel, über die er gebot, gestatteten dem Fürsten, dem Zuge seines großmüthigen Herzens folgend, der Bedrängniß in dem Landestheil, den seine ehemaligen Unterthanen bewohnten, erfolgreich zu steuern. Am 25. April 1818 vermählte sich der Fürst mit der Tochter des Großherzogs Karl Friedrich, der Prinzessin Amalie von Baden und knüpfte dadurch ein festes Band treuer Freundschaft mit dem Regentenhause, dem sein Land einverleibt war. Nur 4 Jahre nachher, am 21. Juli 1822, verlor er seine vortreffliche Mutter. An dem fürstlichen Hofe in Donaueschingen entwickelte sich bald das regste Leben. Der Fürst war nicht nur ein Gönner, sondern ein warmer, verständnißvoller Freund der Künste. Der Dichter Egon Ebert fand hier einen an manchfacher Anregung reichen Wohnsitz und dichtete hier seine gemüthvollen Lieder; eine treffliche Capelle, erst unter Conradin Kreutzer's, dann unter Wenzel Kalliwoda's Leitung leistete Ausgezeichnetes; theatralische Vorstellungen vereinigten mit anerkannten Künstlern einen Kreis begabter und strebsamer Dilettanten, die fürstlichen Herrschaften selbst, der Adel der Umgegend, wirkten bei diesen dramatischen und musikalischen Aufführungen mit. Eine großartige Gastfreundschaft eröffnete die Säle des fürstlichen Schlosses allen Gebildeten der Stadt und der Landschaft. Wie die Kunst, fand auch die Wissenschaft an dem Fürsten einen freigebigen und verständnißvollen Förderer. Eine überaus reiche Münzsammlung, eine vortreffliche Gemäldegalerie, eine Kupferstichsammlung, die ihres Gleichen sucht, eine ausgezeichnete Bibliothek boten dem Besucher Schätze dar, die, in solcher Fülle vereinigt und dem Kundigen so leicht zugänglich, in den größten Städten nur selten gefunden werden. In dem Freiherren von Pfaffenhofen stand dem Fürsten ein feinsinniger, kenntnißreicher und vielseitig gebildeter Leiter all dieser Sammlungen zur Seite. Wie den ideellen so war der Fürst auch den praktischen und materiellen Richtungen des Lebens mit lebendigem Interesse und klarem Verständnisse zugewandt. Durch seine böhmischen Güter führte er eine der ersten Eisenbahnen, zunächst nur für Pferdekraft, um sie später mit der großen Verkehrsader in Verbindung zu setzen, die den Erzeugnissen der fürstlichen Herrschaft den Markt der Hauptstadt sichert. Auf den Eisenwerken des Fürsten wurden die bedeutendsten neuen Erfindungen und Apparate zur Ausführung gebracht. Die Maschinenfabrik zu Immendingen förderte er, wie auch sonst sein Capital bedeutenden industriellen Unternehmungen mit Beharrlichkeit und Opferwilligkeit zur Seite trat, bei ihrer Entstehung und

übernahm sie später in eigene Verwaltung. Den landwirthschaftlichen Vereinen war er ein großmüthiger Gönner und gab durch Einrichtung von Musterwirthschaften zu Hüfingen und Donaueschingen das Signal zum Kampfe gegen verjährtes Vorurtheil. Auch für Zwecke der Wohlthätigkeit hatte der Fürst stets eine offene Hand. Das Karls-Krankenhaus zu Donaueschingen und manche andere Stiftung liefern dafür den Beweis. — Eine ganz hervorragende Stellung nahm Fürst Karl Egon in dem politischen Leben Badens ein. Als geborenes Mitglied der ersten Kammer, nahm er seit 1819 fast an allen Sitzungen des Landtages Theil, trat mit Eifer und Geschick in die Berathungen ein und bewährte auch auf diesem Gebiete eine wahrhaft vornehme, von einseitigen Standesvorurtheilen freie, dem wahren Fortschritt günstige Gesinnung. Besonders auf dem Landtag von 1831* fand der Fürst Gelegenheit, in den Vordergrund zu treten, da er den Vorsitzenden vertrat und mit einer höchst ehrenwerthen Selbstverleugnung die Initiative ergriff, die grundherrlichen Mitglieder der Kammer zu veranlassen, durch Zustimmung zu den Gesetzen über Ablösung des Zehnten und der Leibeigenschaftsabgaben dem allgemeinen Wohle erhebliche Opfer zu bringen. Auch für das Recht der freien Presse trat er mit feinem Verständniß und mit warmer Empfindung für die hohen Aufgaben derselben in einer Rede auf, die auch durch ihre Form bemerkenswerth ist. Diese Beweise einer aufrichtigen Freisinnigkeit konnten den Fürsten, als in den vierziger Jahren die Wogen des politischen Lebens hoch gingen, nicht vor Verdächtigungen und Angriffen schützen, und als die Revolution ausbrach, vergaßen sich die dem Fürsten so großen Dank schuldigen Bewohner von Donaueschingen so weit, daß sie seinen Söhnen die Abreise verwehrten, um sie gleichsam als Geiseln gegen die zu erwartenden Angriffe der Württemberger auf die Freischaaren zurückzubehalten. Als der Aufstand bewältigt war, wirkte der Fürst auf dem ersten darauffolgenden Landtage in versöhnlichem Sinne, an dem zweiten nahm er keinen Antheil mehr, weil der Ausbruch der kirchlichen Streitigkeiten ihn zu schmerzlich berührte. Aus seiner Ehe mit der Prinzessin Amalie von Baden entsprangen drei Söhne und vier Töchter. Im Kreise der geliebten Kinder, in Böhmen, Wien und Berlin verlebte der Fürst sein letztes Lebensjahr. Nachdem er schon länger sich unwohl gefühlt hatte, wurde, am Schlusse eines Badaufenthalts zu Ischl, ein Anfangs wenig beachtetes Uebel an der rechten Hand die Veranlassung seines Todes, der am 22. Oktober 1854 erfolgte. Im Frühling desselben Jahres hätte er die goldene Jubelfeier seines Regierungsantritts als Reichsfürst begehen können. Er war der letzte noch lebende unter den Fürsten, die den Zerfall des deutschen Reiches noch als regierende Herren geschaut hatten. Es war ihm nicht beschieden, in dem deutschen Bunde für seine Dynastie ein selbständiges Fürstenthum zu errichten; aber seine Bethätigung am öffentlichen Leben Badens und damit auch der Nation hat dargethan, daß er seine Aufgabe richtig erfaßte, als mediatisirter Fürst sich durch dieselbe Treue gegen das Vaterland, durch die nämliche Selbstlosigkeit und Hingabe an das öffentliche Wohl ein bleibendes Verdienst und* seinem Namen einen unvergänglichen Klang zu erwerben, die nicht minder die schönsten Aufgaben und die höchste Zierde der mächtigsten Staatsbeherrscher sind. (Vgl. Außerord. Beilage zur Allg. Zeit. 1855. No. 37.)

W.

Wilhelm Furtwaengler,

zu Gütenbach den 10. November 1809 geboren, gehört zu der nicht sehr großen Zahl badischer Schulmänner, deren Namen auch über die Gränzen unseres engeren Vaterlandes hinaus bekannt geworden sind. Als Sohn des Schwarzwaldes auf dem Gymnasium zu Freiburg für das akademische Studium

vorbereitet, besuchte er, nach Absolvirung des zweijährigen philosophischen Curses, vom Jahre 1829 an mehrere Semester lang ohne innere Neigung die theologischen Vorlesungen an der dortigen Universität, bis die von der Gymnasialzeit her in ihm wurzelnde, wahrhaft schwärmerische Begeisterung für das classische Alterthum, die zugleich als das charakteristische Hauptmerkmal seines ganzen späteren Lebens und Wirkens anzusehen ist, in seinem feurigen Jünglingsherzen die Oberhand gewann und ihn mit hochfliegenden Plänen aus den engen Verhältnissen der Heimath hinaus, zunächst in den Hörsaal des berühmten Hellenisten Thiersch nach München führte. Von diesem Gelehrten, der seine Fähigkeiten und seinen wissenschaftlichen Eifer zu würdigen verstand, empfohlen, trat er als Erzieher in das Haus des griechischen Kriegsministers v. Lesuire ein, begleitete denselben nach Griechenland und fand als dessen Dolmetscher reichliche Gelegenheit dieses Land seiner Sehnsucht und seiner Ideale zu durchreisen und zu durchforschen. Nach zweijährigem Aufenthalte in Griechenland, wo dem strebsamen, der Landessprache völlig mächtigen jungen Manne wiederholt Lehrstellen in Athen und Aegina angetragen worden waren, setzte er nach dem classischen Schwesterlande Italien über, besuchte Neapel und durchwanderte die geweihten Stätten und Kunsthallen der ewigen Roma mit nicht geringerer Verehrung, als er zuvor für die ehrwürdigen Trümmer von Athen empfunden hatte, und kehrte, wie sein geistesverwandter Lehrer und Freund Grieshaber von ihm singt:

„melle nec tanto redeunt Hymetto
Certe apes florente graves, repostum
Thierschii dignus tibi quantum alumnus
Condis in usus“

im Herbste 1835 in die Heimath zurück. Nachdem er hier 1836 vor dem Lehrercollegium zu Rastatt die philologische Staatsprüfung mit dem Prädicate „vorzüglich befähigt“ bestanden hatte, trat er, statt die so schön vorbereitete wissenschaftliche Laufbahn zu verfolgen, als Praktikant an dem Lyceum zu Konstanz in den Dienst der Schule über. Natürlich standen die zum Theil sehr nüchternen Anforderungen der letzteren mit seinem leicht entzündbaren Naturell, seiner glühenden Phantasie, seiner dem Idealen zugewendeten Geistesrichtung und seinem bisherigen nur den höchsten Höhen der Wissenschaft und Kunst gewidmeten Leben und Streben in zu schroffem Contraste, als daß sofort ein nach beiden Seiten befriedigendes Resultat seiner Amtsführung möglich gewesen wäre. Doch trat sehr bald ein zweiter Grundzug von Furtwaengler's Wesen ausgleichend und vermittelnd ein, nämlich seine unermüdliche Arbeitslust und achtunggebietende Pstichttreue, und dieser Zug hatte, in Verbindung mit seiner sinnigen Empfänglichkeit und ehrlichen Begeisterung für die Formschönheit, wie für den tiefen Ideengehalt der griechischen und germanischen Geisteserzeugnisse, die unbestreitbare Folge, daß er trotz mancher Eigenthümlichkeiten seines Wesens die für das Ideale empfängliche reifere Jugend durch seinen Unterricht in hohem Grade für sich gewann und in jene Geistessphären mit fortriß, in denen er selbst sich bewegte. Den 5. Januar 1838 mit dem Titel Professor definitiv angestellt, wurde er 1841 an das Lyceum zu Heidelberg versetzt, lernte da Bähr und Creuzer kennen, welch' letzterer namentlich von großem Einflusse auf seine wissenschaftliche Richtung gewesen zu sein scheint, und trug sich mit der Hoffnung, in die akademische Laufbahn übertreten zu können. Dieselbe zerschlug sich aber durch seine im Jahre 1844 erfolgte Versetzung nach Mannheim, von wo er schon im Jahre 1848 wieder nach Konstanz zurückkehrte. Daselbst ließ er sein Erstlingswerk „der reitende Charon“ als Beilage der Programme vom Jahre 1849 und 1850 drucken und siedelte

bald darauf, im Herbste 1852, nach Freiburg an diejenige Anstalt über, der er die Grundlagen seines umfassenden Wissens verdankte. Jetzt endlich kam sein bewegtes Wanderleben zum Stillstande, und damit trat er auch selbst allmälig aus Sturm und Drang in das ruhige Fahrwasser eines friedlichen Gelehrten-Stilllebens über. Seine immerhin streng individuelle Methode wurde sicherer und fester, und auch seine wissenschaftlichen Studien, die bis dahin in Folge des für Gymnasiallehrer so leidigen öfteren Wechsels der Lehrfächer sich nothwendig hatten zersplittern müssen, concentrirten sich mehr und mehr auf die griechische Literatur und Mythologie. Als Früchte derselben erschienen bald folgende zwei von der Kritik zwar theilweise sehr absprechend beurtheilte, aber nichtsdestoweniger geistvolle und gelehrte Werke: „Die Idee des Todes in den Mythen und Kunstdenkmälern der Griechen ꝛc." (1850 und 1860 in zweiter wesentlich vermehrter Auflage) und „die Siegesgesänge des Pindaros in Auswahl nach den wesentlichsten Gesichtspunkten erklärt" (1859). Im Jahre 1863 wurde ihm die Leitung des Freiburger Lyceums anfangs provisorisch, dann definitiv mit dem Titel „Vorstand" und den 16. Januar 1868 mit dem eines „Directors" übertragen. Daß er das von der Behörde in seine Persönlichkeit gesetzte Vertrauen zu rechtfertigen gewußt, das beweist der gute Ruf, dessen sich das Freiburger Gymnasium zur Zeit seiner Direction allerwärts erfreut hat. Schlicht und einfach, bescheiden in seinen Anforderungen an das Leben, unabhängig von dessen mannigfaltigen Bedürfnissen, lebte Furtwaengler nur der Wissenschaft, seinem Berufe und seiner Familie. Als Gelehrter feinsinnig und voll Geschmack, von ebenso umfaßendem als tiefgreifendem Wissen, aber in seiner Eigenartigkeit keiner der herrschenden Richtungen in der Philologie ausschließlich zugethan, besaß er als Schulmann eine seltene Berufstreue und Ausdauer in der Arbeit, so zwar, daß er selbst bei geschwächter Körperkraft es nicht über sich gewinnen konnnte, von der ihm mit den Jahren immer lieber gewordenen Schule sich zu trennen, bis ihn ein unerwartet schneller Tod den 8. März 1875 derselben gewaltsam entführte. Ein reicher handschriftlicher Nachlaß zeugt von dem hohen wissenschaftlichen Streben dieses verdienstvollen Mannes.

F. L. Dammert.

Bernhard Galura,

geboren in Herbolzheim den 21. August 1764, Priester den 27. Juli 1788, Studienpräfect im Generalseminar zu Freiburg und 1789 Katechet an den Mädchenschulen daselbst, kam nach Aufhebung des Seminars 1791 auf die Pfarrei Altoberdorf und im nämlichen Jahre den 26. August auf die Münsterpfarrei in Freiburg; im Jahr 1797 wurde er Titulardomherr zu Linz, 1802 Schuloberaufseher über Breisgau und Ortenau, 1805 k. k. Regierungsrath in Günzburg und 1807 Großherzoglich badischer Regierungsrath; nach Aufhebung der Regierung zu Freiburg übernahm er 1810 die Stadtpfarrei bei St. Martin daselbst mit dem landesherrlichen Decanate. Im Spätjahr 1815 wurde Galura vom Kaiser Franz II. als Gubernialrath nach Innsbruck berufen; nachdem die Provinz Vorarlberg von dem Bisthum Konstanz getrennt und mit dem Bisthum Briren vereinigt worden, erhielt er die Würde eines Generalvicarius für Vorarlberg; 1819 wurde er als Bischof von Anthedon in partibus infidelium präconisirt und den 20. Januar 1820 zu Briren geweiht. Später (1829) wurde Galura Fürstbischof von Briren, wo er am 17. Mai 1856 in hohem Alter starb. Er verfaßte eine große Anzahl von Schriften, meist aus dem Gebiete der praktischen Theologie.

F. Kössing.

Ferdinand Simon Gaßner.

Indem wir den Lebensabriß dieses Künstlers in den Rahmen der badischen Biographieen aufnehmen, vermehren wir deren ansehnliche Galerie auch durch das Bild eines musikalischen Schriftstellers; denn durch seine verdiente Thätigkeit als solcher hat Gaßner sich hauptsächlich seinen Ruf erworben. Gaßner wurde am 6. Januar 1798 zu Wien geboren und zeigte schon als Kind große Anlagen zur Musik, indem er frühzeitig, dem Violinunterricht seines älteren Bruders zuhörend, auf diesem Instrumente ohne fremde Anleitung spielen lernte. Nachdem sein Vater im Jahr 1808 die angebotene Stelle eines Hoftheatermalers in Karlsruhe angenommen hatte, verwandelten sich die bisherigen Versuche in einen wirklichen Unterricht, welcher des Knaben musikalisches Talent immer mehr entwickelte und von solchem Erfolge begleitet war, daß Gaßner schon 1812 als Accessist in der Hofcapelle angestellt wurde. Durch den Eintritt in diese folgte er einem inneren Drange, der ihn die bisherige Absicht, den Besuch des Gymnasiums als Vorbereitung zu Universitätsstudien zu benützen, mit der Wahl der Tonkunst als Lebensberuf vertauschen hieß. Von seiner entschiedenen Begabung zur Composition gab damals speciell die Operette „der Schiffbruch" günstiges Zeugniß; Lob und Rath von Männern, wie Brandl, Danzi und Fesca, ermunterten und unterstützten den jungen Anfänger in der Fortsetzung solchen Strebens. Im Jahre 1816 erhielt er an dem neu errichteten Nationaltheater zu Mainz eine Anstellung als Violinspieler, wurde jedoch schon 6 Wochen nach seiner Ankunft zum Chorrepetitor und Stellvertreter des Musikdirectors befördert. Die daselbst mit dem berühmten Theoretiker und musikalischen Schriftsteller, dem späteren Generalstaatsprocurator Dr. Gottfried Weber zu Darmstadt, mit welchem er bis an dessen Ende im Briefwechsel verblieb, geschlossene Verbindung war für Gaßner um so folgenreicher, als er durch Weber, seinen Lehrer und Freund, auch bald mit anderen bedeutenden Männern der Tonkunst bekannt wurde; ein Verkehr, der seine eigene Kunstentwickelung mächtig fördern half. Bald darauf erlangte er nach günstig ausgefallenem Concert das erledigte Amt eines Universitätsmusikdirectors zu Gießen, wo er seine musikalisch-wissenschaftlichen Studien so erfolgreich fortsetzte, daß die philosophische Facultät ihm 1819 zur Anerkennung die Doctorwürde ertheilte und ihn in die Reihe ihrer Privatdocenten aufnahm. Als solcher hielt Gaßner sechs Jahre lang Vorlesungen über Theorie und Geschichte der Musik, während er daneben eine rege Thätigkeit als Musikdirector und Gesanglehrer entfaltete. Unter Anderem gründete er einen rasch emporblühenden Musikverein, mit welchem er sogar die Aufführung von Oratorien in sogenannten kleineren Musikfesten veranstaltete, und durch dessen gediegene Richtung wie Leitung er sich um die Pflege der Musik auch im weiteren Umkreis Gießens verdient machte. Aus dem schönen Wirken schied Gaßner 1826 in Folge seiner Berufung als Mitglied der Hofcapelle nach Karlsruhe, wo er 1829 gleichzeitig zum Gesanglehrer und 1830 außerdem zum Musik- und Chordirector am Hoftheater ernannt wurde. Da diese combinirten Geschäfte ihm die Zeit zur gehörigen Fortsetzung der Compositionsthätigkeit raubten, so wandte er sich von nun an beinahe ausschließlich der musikalischen Schriftstellerei zu, für welche er besondere Neigung besaß und in der er schon in Mainz und Gießen mit Glück thätig war. An ersterem Ort erschien z. B. unter seiner Redaction von 1822—1831 der „musikalische Hausfreund", welcher gleich der auf seine Veranlassung von Gottfried Weber ebendaselbst herausgegebenen musikalischen Zeitschrift „Cäcilia" viele Beiträge aus seiner Feder, theils anonym, theils mit Namensunterschrift enthält. Wie ersprießlich

Gaßner in der neuen Laufbahn während beinahe 20 Jahren wirkte, beweist am besten das unten folgende Verzeichniß der von ihm veröffentlichten Werke. Um so bedauerlicher bleibt es, daß er mitten in den Entwürfen zu neuen schriftstellerischen Unternehmungen und im kräftigsten Alter 1848 dieser Thätigkeit durch eine lebensgefährliche Hirnentzündung entzogen wurde, welche seine Gesundheit für immer erschütterte. Gaßner trat deßhalb 1850 in den erbetenen Ruhestand und starb nach wiederholten Schlaganfällen den 25. Februar 1851. Seine verdienstlichen Bemühungen auf dem Gebiet der musikalischen Literatur sind um so höher anzuschlagen, als sie zu einer Zeit stattfanden, da dieses Feld im Allgemeinen noch wenig bebaut wurde. Als ein Mann von Ideen und zugleich erfahrener, praktischer Musiker hat er mit richtiger Erkenntniß bei der Schaffung eines neuen musikalischen Lebens in Kritik, Wissenschaft und Kunstausübung thätig eingegriffen und zu mancher Verbesserung und Umgestaltung, zu mancher frischen Anschauung mitgeholfen oder den Anstoß gegeben. Ein geläuterter Geschmack, umfassende Kenntnisse und bemerkenswerthe Gewandtheit der Feder waren ihm hierbei treffliche Bundesgenossen; nur wäre letzterer hie und da, wie z. B. bei der Handausgabe von Schilling's Lexikon, eine größere Vertiefung, um nicht zu sagen Gründlichkeit der Arbeit zu wünschen gewesen. Ueberhaupt war Gaßner ein sowohl wegen seiner Herzensgüte und Liebenswürdigkeit, als wegen seiner geistreichen, von Witz und Laune erfüllten Unterhaltung allgemein geschätzter Charakter und von unermüdlicher Regsamkeit des Geistes. Diese bekundete sich auch in einem ununterbrochenen Briefwechsel mit den hervorragendsten Männern der Tonkunst, wozu in den letzten Jahren seines Lebens die Redaction der von ihm gegründeten „Zeitschrift für Deutschlands Musikvereine und Dilettanten", sowie des Supplementbandes und der neuen Handausgabe von Schilling's „Universallexikon der Tonkunst" vermehrte Veranlassung gab. Als Ausdruck öffentlicher Anerkennung seines Wirkens gelten u. a. seine Ernennung zum Ehrenmitglied von vielen Musikvereinen und Gesellschaften. In die oben erwähnte Zeitschrift lieferte er zahlreiche Beiträge entweder mit seinem oder unter anderem Namen, oder anonym. Außerdem war er auch bei der Bearbeitung und Herausgabe des 1841 erschienenen Melodieenbuchs zum Gesangbuch für die Erzdiöcese Freiburg (s. d. A. Lumpp) betheiligt. Unter seinen Schriften zählen die „Partiturkenntniß" und „Dirigent und Ripienist" zu den vorzüglichsten. Gaßner's Werke sind: Tabelle für den Elementarunterricht in der Musik. (1831.) — Partiturkenntniß, ein Leitfaden zum Selbstunterricht ꝛc. (1838 und 1842.) — (Haizinger,) Lehrgang bei dem Gesangunterricht, zunächst für die Musikbildungsanstalt des Cäcilienvereins in Karlsruhe. (1843.) — Dirigent und Ripienist. Für angehende Musikdirigenten ꝛc. (Fortsetzung der Partiturkenntniß). (1844.) — Unter seiner Redaction erschienen: Musikalischer Hausfreund. 10 Jahrgänge. (1822—1831.) — Zeitschrift für Deutschland's Musikvereine und Dilettanten. 5 Bände, (1840—1847.) — Supplementband zu G. Schilling's Universallexikon der Tonkunst, (1842.) — Universallexikon der Tonkunst, neue Handausgabe in 1 Band. (1849.) Gaßner's Compositionen sind: Lieder für eine Stimme und vier Männerstimmen, mehrere Cantaten und oratorische Werke, worunter „die Auferweckung des Jünglings von Nain", Operetten, z. B. „der Schiffbruch", „das Ständchen", Overturen und Musiken zu Balleten, z. B. „die Müller" und sonstige Stücke. H. Giehne.

Christof Wilhelm Jakob Gatterer,

geboren zu Göttingen am 2. Dezember 1759 (Sohn des dortigen Professors J. Ch. Gatterer) promovirte nach Vollendung seiner Studien an der Univer-

sität der Vaterstadt und gab eine Zeit lang naturwissenschaftlichen Privatunterricht, bis er 1787 als Professor der Cameralwissenschaft und Technologie nach Heidelberg berufen wurde. 1790 wurde er zum wirklichen Bergrath ernannt, 1797 außerdem noch Professor der Diplomatik. 1805, nachdem die Pfalz an Baden gefallen, erhielt er den Titel Oberforstrath. Sein Wirken als Lehrer und Schriftsteller war ein sehr thätiges und vielleicht zu vielseitiges. Er schrieb über Zoologie und Bergwesen, insbesondere die wirthschaftliche und technologische Seite derselben, sowie über die Literatur des letzteren („Abhandlung vom Nutzen und Schaden der Thiere, die Fangarten ꝛc." 2 Bde., 1781—1782; „vom Pelzhandel ꝛc." 1794: „Beschreibung des Harzes ꝛc., bezieh. Anleitung, denselben mit Nutzen zu bereisen", 1792—1793; „technologisches Magazin" 1790—1794; „allgemeines Repertorium der mineralogischen, berg- und salzwerkswissenschaftlichen Literatur", 2 Bde., 1798—1799). Ferner Handelswissenschaftliches („vom Handelsrang der Russen" 1787—1789, desgl. „der osmanischen Türken" in 3 Abth., 1809), zuletzt meist Land- und Forstwirthschaftliches („Allgemeines Repertorium der forstwissenschaftlichen Literatur", zugleich als Fortsetzung von W. G. v. Moser's Forstarchiv geltend und in 11 Bdn., 1796—1804 erscheinend; „Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft", als Mitarbeiter Laurop's beim 1. Band, 1811; „Literatur des Weinbaues aller Nationen" 1832). Ein Gesammtverzeichniß seiner literarischen Arbeiten enthält der „Neue Nekrolog der Deutschen" (Jahrgang 1838, S. 1143). — Sein literarisches Verdienst liegt vorzugsweise darin, wesentliche Zweige der sogenannten cameralistischen Literatur, deren gründlicher Kenner er war, kritisch gesichtet und zusammengestellt und die Tagesliteratur gefördert zu haben. Er starb im Ruhestand am 11. September 1838 zu Heidelberg. Sch—g.

Ludwig Christian Heinrich Freiherr Gayling von Altheim

wurde als der ältere Sohn des Freiherren Christian Heinrich am 4. December 1775 zu Karlsruhe geboren; auf dem Gymnasium seiner Vaterstadt unterrichtet, trat er 1791 als Lieutenant in das Leibinfanterieregiment und wurde Hofjunker. Die Feldzüge bis 1796 am Oberrhein und in den Niederlanden machte er theilweise in seinem Regiment, theilweise als Ordonnanzofficier der österreichischen Generäle v. Kospoth und Graf Riesch mit. Nachdem er hierauf einige Zeit den Aufenthalt der vor den Franzosen geflohenen markgräflichen Familie zu Triesdorf bei Ansbach getheilt hatte, trat er 1797 in österreichische Kriegsdienste, in denen er die Feldzüge in Oberitalien bis 1800 mitmachte. Nach Baden zurückgekehrt, wurde Gayling 1801 zum Rittmeister und Begleiter des Erbprinzen Karl Ludwig ernannt, mit dem er alsbald die Reise nach Petersburg und Stockholm antrat, wohin sich der Erbprinz zum Besuche seiner Töchter, der Kaiserin von Rußland und der Königin von Schweden, begab. Auf der Rückreise verunglückte der Erbprinz in der Nähe vdn Arboga am 15. Dezember 1801. Gayling saß mit ihm in demselben Wagen und wurde bei dem Sturz verwundet. Ihm fiel die Aufgabe zu, den Leichnam des verunglückten Fürsten zu der Familiengruft in Pforzheim zu geleiten. Während seines Aufenthaltes in Petersburg war er von Kaiser Alexander zum Hauptmann in dem Koslow'schen Musketier-Regiment ernannt worden, dessen Chef der Erbprinz gewesen; nach dessen Tode wurde er mit demselben Grade in das kleinrussische Regiment versetzt. Sein Bruder Friedrich stand als Oberstlieutenant im Wyburg'schen Infanterieregiment. Derselbe war während des Feldzugs von 1805 schwer erkrankt und indem Christian von Gayling es unternahm, ihn aufzusuchen, wurde er selbst veranlaßt, im Gefolge des Generals Miloradowitsch in der Schlacht von Austerlitz mitzukämpfen. Er zeichnete sich

dabei so rühmlich aus, daß er nach der Schlacht zum Major und Ritter des Wladimir-Ordens ernannt wurde. Nach Abschluß des Preßburger Friedens kehrte er mit seinem Bruder nach Karlsruhe zurück, erhielt seine Entlassung aus der russischen Armee (doch unter Fortführung seines Namens in den russischen Armeelisten) und wurde sofort zum Kammerherren der neuvermählten Erbprinzessin Stephanie ernannt. In dieser Eigenschaft hatte er 1808 die Herrschaften zu dem Fürstencongreß in Erfurt zu begleiten und 1811 dem Kaiser Napoleon die Geburt der ersten Tochter der Erbprinzessin Stephanie anzuzeigen. Müde des Hofdienstes und bestrebt, nachdem er sich 1807 mit einer Freiin von St. André vermählt hatte, sich nunmehr auch ein Familienleben zu schaffen, erwarb Gayling 1812 durch Kauf das Gut Ebnet bei Freiburg und erbat seine Entlassung. Dieselbe wurde ihm nicht ertheilt, sondern er wurde zum Hofmarschall ernannt, erhielt aber, während die nunmehrige Großherzogin Stephanie ihren Wohnsitz zu Mannheim behielt, nach dem Tode seines Vaters die Erlaubniß, in Karlsruhe wohnen zu dürfen. Er verblieb bis zu seinem Tode an der Spitze der Hofverwaltuug, indem er 1813 zum Geheimen Rath und Chef der Generalhofrechnungsdirection, 1816 zum Oberhofmarschall ernannt wurde. Dem politischen Leben des Landes trat er durch seine 1822 zum ersten Mal erfolgte und von da ab auf jedem Landtag wiederholte Ernennung zum Mitgliede der ersten Kammer näher. Seit 1825 war er Vicepräsident des hohen Hauses. Eine Erkältung, die er sich bei der Beisetzung der Markgräfin Amalie zuzog, warf ihn aufs Krankenlager und ein bald sich heftig entwickelndes Nierenleiden machte am 2. November 1832 seinem Leben ein Ende. Seine Ehe war kinderlos. Ein strenger Rechtssinn, eine ehrenwerthe Unabhängigkeit der Gesinnung und die größte Pünktlichkeit in der Erfüllung der ihm übertragenen Staats- und Hofgeschäfte werden ihm nachgerühmt. (Vgl. Aus dem Leben des Frh. L. Ch. H. Gayling von Altheim. Freiburg 1864.) W.

Wilhelm Freiherr Gayling von Altheim,

einer der wenigen Badener, die den hohen Rang eines Generals der Cavalerie im activen Dienst erreichten, hervorragend wie an Gestalt so an ritterlichem Sinn und militairischer Tüchtigkeit, wurde am 1. September 1786 zu Karlsruhe als Sohn des 1812 als Finanzminister verstorbenen Freiherren Friedrich Gayling v. Altheim geboren. Nachdem er schon 1800 in preußischen Dienst getreten war führte ein eigenes Zusammentreffen Gayling nach Baden zurück. Unter den nach der Schlacht bei Jena in das Hauptquartier Napoleon's abgeführten preußischen Gefangenen erkannte der dort anwesende Erbgroßherzog Karl von Baden in einem mit Blut und Koth bedeckten jungen Officier Gayling, und vermittelte dessen sofortige Entlassung und spätere Uebernahme in den badischen Dienst, wo der durch die tüchtige Kriegsschule gegangene und durch manche Entsagung im Charakter gestählte Mann — er war unter 12 Kindern seines Hauses der jüngste von 5 Söhnen und hatte fast ohne Zuschuß seines Vaters in Berlin von der Gage leben müssen — im leichten Dragoner-Regiment eintrat. Im Feldzug 1809 in der Schlacht bei Wagram, jetzt als Regiments-Adjutant, wieder ausgezeichnet und schwer verwundet, machte er als Rittmeister beim Dragoner-Regiment v. Geusau Nr. 2 die Feldzüge 1814 und 15 mit, in letzterem bei dem Gefechte am 9. Juli (vgl. den Art. Schäffer) durch entschlossenes Vorgehen gegen zwei französische Escadrons den geordneten Rückzug der Artillerie deckend. 1830 nach dem Tode des Großherzogs Ludwig führten die drohenden Verwickelungen wegen baierischer Ansprüche auf die Pfalz den Oberstlieutenant Gayling im März auf einige Zeit mit zwei Escadrons nach

Tauberbischofsheim. 1832 zum Obersten und Commandeur seines Regiments, jetzt Markgraf Maximilian Nr. 1, 1843 zum Generalmajor und Commandeur der Cavaleriebrigade vorgerückt, fand Gayling außer seiner tüchtigen dienstlichen Thätigkeit noch Gelegenheit in Commissionen, besonders als langjähriger Vorstand der Landesgestüts-Commission seine reichen Erfahrungen nutzbar zu machen. 1848 beim Ausbruch des Aufstandes im See- und Oberrheinkreis (vgl. den Art. Hoffmann), erhielt Gayling das Commando des zwischen Kehl und Offenburg aufgestellten Observationscorps und nach dessen Unterdrückung des kleineren Observationscorps in Freiburg, woselbst er, nach Mitwirkung bei der Niederwerfung des Struve'schen Einfalls, sein Hauptquartier behielt. Die im Mai 1849 über das Armee-Corps heraufbeschworenen Meutereien, denen auch Gayling in energischster Weise zu steuern versucht hatte, veranlaßten ihn, außer Landes zu gehen und nach wiederhergestellter Ordnung „durch die erlebten Ereignisse müde und angegriffen" im Juli 1849 in den Ruhestand zu treten. Doch war die Unterbrechung seines Dienstlebens nur kurz, indem General-Lieutenant Gayling im Winter 1849/50 zum Präses des Ehrengerichtes über das Verhalten der großherzoglichen Officiere bei Ausbruch und während der Dauer der Revolution ernannt, im Februar 1850 reactivirt und zum Gouverneur der Festung Rastatt berufen wurde. Auch in dieser durch die bunte Karte der Bundesbesatzung (zuerst bestand die Besatzung aus Badenern und Preußen, dann als nach dem Abzug der letzteren, November 1850, Baden Oesterreich zur Ausübung seines Besatzungsrechtes eingeladen hatte, aus Badenern und Oesterreichern, hierauf im Jahre 1860 aus Badenern, Oesterreichern von vier Nationalitäten und Preußen), viel Tact und eingehendes Verständniß fordernden Stellung des kleinstaatlichen Commandeurs gegenüber den Gliedern der großstaatlichen Armee wußte Gayling das Dienstinteresse mit der höchsten Leutseligkeit zu paaren. Nebenbei wurde er zu ehrenvollen Functionen berufen, u. A. 1853 als Bundesinspector nach Hannover und Braunschweig, 1858 nach Baiern entsendet. Nachdem er 1857 anläßlich seines 50jährigen Dienstjubiläums zum General der Cavalerie und zweiten Inhaber des Leibdragoner-Regiments ernannt worden war, fing erstmals im Spätjahr 1858 ein ernstliches Leiden den greisen Mann, der noch immer unermüdlicher Jäger und rüstiger Reiter gewesen war, zu erfassen an, das nochmals überwunden bei seiner Wiederkehr am 7. Juni 1861 Gayling's erbetene Zuruhesetzung herbeiführte, welcher schon am 13. Oktober sein Tod nachfolgte. L. Löhlein.

Otto Heinrich Freiherr von Gemmingen-Hornberg,

der Sohn des k. k. Geheimen Raths Heinrich Otto Freiherren von Gemmingen und der verwittweten Gräfin v. Virmont, einer gebornen Gräfin v. Nesselrode, wurde zu Heilbronn am 8. November 1755 geboren. Nachdem er eine sorgfältige Erziehung und eine vielseitige wissenschaftliche Bildung genossen hatte, trat er in kurpfälzische Dienste und lebte als Hofkammerrath in Mannheim. Mitglied der kurpfälzischen deutschen Gesellschaft und mit dem Freiherren Heribert von Dalberg eng befreundet, nahm er den lebendigsten Antheil an den literarischen Bestrebungen der Zeit. Er war selbst als Schriftsteller thätig und wandte seine Thätigkeit namentlich dem Mannheimer Theater zu. Er übersetzte u. a. Shakespeare's Richard II. und Rousseau's Pygmalion. Von seinen eigenen Dichtungen ist der „Deutsche Hausvater" am bekanntesten geworden und hat sich längere Zeit auf dem Repertoire der deutschen Bühnen erhalten. Seiner Zeit sehr gepriesen, wurde der „Hausvater" bald von den Familienstücken Iffland's und von Kotzebue's bühnenkundigen Machwerken zurückgedrängt. Dem jungen Schiller erschien es als hohe Ehre, daß der Verfasser des „Deut-

schen Hausvaters", den er „ungemein gut gefunden und einen vortrefflichen Mann und sehr schönen Geist darin bewundert" hatte, in einem geselligen Kreise zu Mannheim die „Räuber" vorlas (vgl. Schiller's Briefe an Dalberg. 1819, S. 35). Von Mannheim ging Gemmingen nach Wien, wo ihn das rege geistige Leben, das mit Josef's II. Thronbesteigung begann, sehr anzog. Dort gab er während der achtziger Jahre des vorigen Jahrhunderts mehrere Zeitschriften: „Wiener Ephemeriden; „der Weltmann"; „Magazin für Wissenschaft und Literatur" heraus. Mit der Schrift „über die königlich preußische Association zur Erhaltung des Reichssystems 1785" betrat er das publicistische Gebiet und mit seiner Anwesenheit als ritterschaftlicher Abgeordneter auf dem Rastatter Congresse die diplomatische Laufbahn. Als Gesandter Badens war er von 1799 bis 1805 am Wiener Hofe accreditirt. Dann zog er sich zuerst auf seine Güter, später, in seinen Vermögensverhältnissen etwas zurückgekommen, nach Heidelberg zurück, wo er nur seiner Familie und den Wissenschaften lebte, an öffentlichen Angelegenheiten aber keinen persönlichen Antheil mehr nahm. Er starb am 15. März 1836. Seine Schriften und sein Leben erweisen ihn als einen Mann von feiner und vielseitiger Bildung, voll Begeisterung für alles Edle und Schöne, frei von einseitigen Standesvorurtheilen und durchdrungen von dem Gefühle einer wahren und ächten Humanität. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 14,261 und Gödeke's Grundriß der deutschen Literatur 2,642, wo übrigens die Angaben über Geburt, Tod und äußere Lebensverhältnisse ungenau sind und ohne Zweifel auf Verwechslung mit einem anderen Gliede der weit ausgebreiteten Familie beruhen.) W.

Konrad Gerber,

Oberst der Karlsruher Bürgerwehr in den Jahren 1848 und 1849, hat sich eine Aufnahme in den Blättern der neueren badischen Geschichte verdient durch den standhaften Muth, den er und die von ihm befehligten Bürger als einzige feste Hebel der Ordnung gegen das Hereinbrechen der schmählichsten socialdemocratischen Revolten über die Residenz Karlsruhe während der Revolutionswochen 1849 entgegen gesetzt haben. Am Tage des Ausbruches der Soldatenmeuterei, 13. Mai, besetzte Gerber das Rathhaus und mit 2 Compagnieen (7. und 8.) das Zeughaus, welch letzteres, außerdem vertheidigt durch 20 Pionniere und 2 Bürgerwehrgeschütze, unter dem Befehle des Artillerie-Oberlieutenants Fäßler, den Angriffen der Meuterer und des Pöbels gegenüber, während der Nacht gehalten wurde. Die Karlsruher Bürgerwehr stellte sich ferner am 5. und 6. Juli mit den Waffen in der Hand der Struve'schen Fraction entgegen, die unter Unterstützung der von Böning aus Wiesbaden (s. d. A. Hoffmann) befehligten Schweizer-Flüchtlings-Legion zum Sturz der gemäßigten Regierungspartei vorgehen wollte, und bewahrte durch ihre ernste Haltung bis zum Einzug der Executions-Armee einiger Maßen geordnete Zustände in der Stadt. Gerber war zum Neckargemünd am 8. Januar 1789 geboren, trat 1806 als Junker in den Militairdienst, machte im Infanterie-Regiment Erbgroßherzog No. 2 die Feldzüge 1806 und 1807, 1809, 1812, 1813, 1814 und 1815 mit, wurde 1823 Hauptmann, 1838 Major und 1840 Bataillons-Commandeur im 1., 1843 im 2. Infanterie-Regiment. 1845 Oberstlieutenant geworden, wurde er als Commandant der Bürgerwehr 1848 zum Obersten befördert. Nach dem Jahre 1849 noch lange Jahre im Verwaltungsrath der Militair-Wittwenkasse, bei der Superarbitrirungscommission ꝛc. thätig, starb Gerber als charakterisirter Generalmajor hochbetagt zu Karlsruhe am 11. November 1869. L. Löhlein.

Josef und Anton Gersbach.

Der biographischen Gruppe verdienter badischer Musiker reihen wir hiermit die Lebensbeschreibung eines Brüderpaares an, das sich durch classische Bildung, geistreiches Wesen, sittliche Strenge, wie unermüdliches Streben auszeichnete und durch seine schöpferische, musikalisch pädagogische Thätigkeit, namentlich aber durch seine erfolgreiche Lehrwirksamkeit an dem neu errichteten evangelischen Schullehrerseminar zu Karlsruhe die dankbarste, bleibendste Anerkennung erwarb. Interessant ist der Lebensgang dieser edlen, selbstlosen Naturen, interessant insbesondere die Kenntniß von der theilweise autodidaktischen Ausbildung des älteren Bruders, welcher sich in jahrelangen Kämpfen und Entbehrungen durch ausdauernde Willenskraft zu selbständiger Existenz und geistiger Höhe emporrang, rührend ferner das Bild ihres innigen, gleichsam nur von einer Seele ausgehenden brüderlichen Verkehrs, und belehrend endlich ein Blick in ihren, das innere Geistesleben Beider getreu abspiegelnden Briefwechsel. Zu mitleidiger Theilnahme dagegen stimmt uns die sie gemeinsam und frühzeitig in Folge körperlicher Leiden heimsuchende Qual der Hypochondrie, die durch Philosophie und Frömmigkeit nicht immer beseitigt wurde. Gehen wir nun zur Darstellung ihres Lebenslaufes und Wirkens über. — Josef Gersbach, der ältere Bruder, wurde am 22. Dezember 1787 zu Säckingen geboren, wo sein Vater Müller, später Rathsherr und Bürgermeister war. Schon frühe zeigte er Talent und Neigung zur Musik, wodurch das bei Anhörung einer erhebenden Kirchenmusik in Einsiedeln 1787 veranlaßte und seitdem still fortgesetzte Gebet der trefflichen Mutter, daß Gott gerade diesem Kinde vorzügliche musikalische Anlagen verleihen möge, die ersehnte Erhörung fand. Während er seine schöne Stimme als Chorknabe in der Stadtkirche ausbildete, machte er zu Hause seine ersten Clavierübungen auf einem Instrumente, das, wie er später oft scherzend erzählte, zwar Tasten aber keine Saiten hatte. — Im dreizehnten Jahre kam er nach Villingen zum Besuche des vormals österreichischen, mit der dortigen Abtei in Verbindung stehenden Gymnasiums, wo er sich 6 Jahre lang als einer der vorzüglichsten Schüler für die künftigen Universitätsstudien vorbereitete, dabei jedoch Dichtkunst und Musik als seine liebste Beschäftigung erwählte. Wegen seiner hervorragenden Kenntnisse in der Mathematik und Logik mit den Repetitionen in diesen Fächern betraut, ebenso in den rhetorischen Stunden als Declamator ausgezeichnet, machte er gleichzeitig auch in der Musik bedeutende Fortschritte. Er zählte zu den besten Sängern, war tüchtiger Orgelspieler und erlernte die Behandlung der Orchesterinstrumente, weßhalb man ihm die Leitung der Kirchenmusik im Kloster nebst dem Orgelspiel übertrug. Dem eben geschilderten reichen geistigen Leben entsprachen leider die ziemlich gedrückten äußeren Verhältnisse keineswegs; vom unbemittelten Vater nur theilweise unterstützt, mußte er das zur Bestreitung seines Lebensunterhaltes Fehlende durch Stundengeben selbst verdienen, indem er z. B. im Hause eines Schmieds für Wohnung und die mit den Gesellen genossene rauhe Kost dessen Kinder unterrichtete. Indessen verstimmten ihn bei seiner großen Genügsamkeit solche Zustände der Entbehrung und Abhängigkeit zeitenweise nur insofern, als ihm das anstrengende und doch wenig fruchtende Lehren roher Zöglinge die meiste freie Zeit zur Befriedigung seines Wissensdurstes raubte. — Gründlich vorbereitet bezog er 1807 die Universität Freiburg und ernährte sich auch hier theilweise durch Privatunterricht. Das anfängliche Studium der Jurisprudenz vertauschte er aus Neigung bald mit jenem der Philologie, Philosophie und Mathematik, betrieb jedoch eifrig auch das musikalische. Nach Vollendung seiner Studien nahm er 1809 in Gottstadt bei Biel in der Schweiz eine Lehrstelle in einem Institut an. Die

hier mit einem Zögling, dem nachmaligen Oberamtmann und Bürgermeister Melchior Hirzel von Zürich, geschlossene nähere Verbindung, aus welcher später der innigste Freundschaftsbund erblühte, wurde s. Z. zum entscheidenden Wendepunkt im Leben beider Brüder. Als der vaterlose Schüler nach einigen Jahren höhere Lehranstalten besuchte, begleitete ihn auf Bitten der Mutter Josef Gersbach, welcher sich unterdessen in Zürich niedergelassen hatte, als treuer Leiter. Zuerst in Stuttgart sich aufhaltend, begaben sie sich sodann auf einige Zeit nach Iferten (Yverdun) und Lausanne. An ersteren Schweizerort zog es ihn, um Pestalozzi und seine hochherzigen Bestrebungen nicht bloß aus dessen Schriften, sondern aus eigener Anschauung näher kennen zu lernen. — Die dort empfangenen mächtigen Eindrücke gaben seinem eigenen Wirken eine bestimmtere Richtung. Namentlich erweckte die Erkenntniß von Pestalozzi's wichtigem Hauptbestreben, alle Theile des Volksunterrichtes auf einen naturgemäßen Betrieb zurückzuführen, in ihm die Idee, ob es nicht möglich sei, dessen Grundsätze speciell auf das Lehrgebiet der Tonkunst zu übertragen, und so die letztere in Gemeinschaft mit den bereits ausgearbeiteten Fächern zur harmonischen Ausbildung der Jugend erfolgreich zu verwenden. Mit seinem Schüler nach Zürich zurückgekehrt, blieb er daselbst mehrere Jahre als Musiklehrer und fand im Hirzel'schen Hause eine zweite Heimath. Unter seine Schüler zählte er 1810 auch Schnyder von Wartensee, auf dessen Betreiben er den nach einigem Zögern abgelehnten Ruf als Chordirector und Organist nach Luzern erhielt. — In Zürich begann er den logischen Aufbau seiner pädagogischen und musikalischen Lehrbücher, besonders der in Anschauung und Bezeichnung originellen und dennoch leicht faßlichen Harmonielehre, und genoß den für sein musikalisches Streben werthvollen näheren Umgang des um das Gesangwesen hochverdienten H. G. Nägeli. Obschon Josef Gersbach den Aufenthalt in Zürich außerordentlich liebgewonnen, folgte er doch aus Begeisterung für das seit 1813 in Deutschland erwachende nationale Leben 1816 einer durch den Erzieherverein der Pädagogen Dr. Dittmar, Hartung und Dr. Kapp an ihn ergangenen Einladung zur Mitwirkung an der neuen Anstalt in Würzburg. — Wegen der Verlegung des Institutes nach Nürnberg und dessen ungewisser Zukunft kehrte er übrigens schon im Frühjahr 1817 in die Schweiz abermals zu Pestalozzi zurück, indem er auf der Rückreise die bereits in Stuttgart entstehende große Geldverlegenheit mit bekanntem philosophischem Gleichmuth und durch liebreiche Aufnahme bei guten Menschen überwand. Die einzelnen, diesen Blättern sich wegen Mangel an Raum entziehenden Episoden der Reise offenbaren eine merkwürdige Aehnlichkeit mit Seume's berühmtem Spaziergang nach Syrakus. In Iferten gab er zuerst Privatunterricht, erhielt aber bald die Stelle als Lehrer des Gesangs an der Niederer'schen Töchterschule und kurz darauf in der Pestalozzi'schen Knabenanstalt. — Wilhelm Stern, der spätere hervorragende Seminardirector in Karlsruhe, lernte bei seinem Aufenthalt daselbst sein ausgezeichnetes Lehrtalent kennen, wurde sein Freund, und erwirkte ihm 1818 eine Anstellung am Schullehrerseminar zu Rastatt. Diese gab er jedoch aus Abneigung gegen die dort vorgefundenen Verhältnisse 1819 wieder auf, um durch Professor Dittmar's, des späteren bekannten Geschichtschreibers, Vermittlung an dem oben erwähnten Lehrinstitut in Nürnberg einzutreten, wo er den Mittelpunkt des in demselben ausgeführten pädagogischen Systems bildete und wesentlich zum kräftigen Gedeihen der viel gerühmten Anstalt beitrug. Er ließ sein beliebtes „Wandervögelein", eine Sammlung von 60 vierstimmigen Liedern, erscheinen, machte interessante Studien über die bis dahin noch wenig erforschten Gesetze des musikalischen Rhythmus, als deren ergebnißreiche Früchte sein Bruder Anton 1833 die „Reihenlehre" veröffentlichte, und hatte namentlich seine Freude an der Heranbildung

munterer Knabenchöre. — Da in Folge solchen jahrelangen gesegneten Wirkens Gersbach's Ruf in immer weitere Kreise drang, so fiel bei der Errichtung des evangelischen Schullehrerseminars in Karlsruhe 1823 auf ihn die ehrende Wahl, neben dem leitenden Professor Stern als zweiter Lehrer an der bedeutungsvollen Aufgabe Theil zu nehmen. Josef Gersbach gehorchte der Einladung der obersten Schulbehörde und sah seine Bemühungen, welchen Männer, wie Hebel ꝛc. sich gewogen zeigten, von ihr bald dankbar anerkannt. Eine vielseitige Thätigkeit entwickelte er nun dadurch, daß er nicht bloß in der Musik, sondern auch in der von ihm sehr geförderten deutschen Sprache, in Mathematik und Naturwissenschaften Unterricht ertheilte. Seinem unermüdlichen Organisationstalent verdankte die junge Pflanzschule der Volksbildung einen guten Theil des nach Jahresfrist schon entsprossenden frischen Lebens; besonders aber in der Musik traten die schönsten Resultate zu Tag. Ja sogar über die Grenzen des Seminars hinaus erstreckte sich der Einfluß seines Waltens: aus den evangelischen Schulen erklangen liebliche Kinderchöre mit Begleitung der auf sein Betreiben angeschafften Orgeln, und unter seiner Leitung entstand ein Verein für Kirchengesang, für welchen er badische Choräle vierstimmig setzte. — Um wie Vieles hätte Josef Gersbach das Feld der Erziehung auf dem erfolgreich fortgesetzten Wege noch bereichert, wenn dem rastlosen Geist eine eben so feste Gesundheit des Körpers verliehen gewesen wäre! Leider aber wankte die letztere seit einigen Jahren, weßhalb er den Winter 1827 bei seinem Freunde M. Hirzel, damals Oberamtmann in Knonau, zur Erholung zubringen mußte. Die Abnahme seiner Kräfte im Herbst 1830 erweckte gerechte Besorgnisse, und als ein nervöses Schleimfieber im November ihn befiel, unterlag seine geschwächte Natur den heftigen Angriffen durch einen sanften Tod am 3. Dezember 1830. — Allgemein wurde dieses allzu frühe Scheiden von allen Schülern, Freunden und Fachgenossen betrauert, denn Jedermann erkannte die Größe des Verlustes und die Bedeutung der durch ihn verursachten Lücke im Gebiete des Erziehungswesens. Josef Gersbach war in der That ein schöpferischer Pädagog durch und durch, ein hochfliegender, gelehrter Geist, dessen ideales, stets nur dem ewig Schönen und Wahren zugewandtes Streben alle möglichen wissenschaftlichen Gegenstände umfaßte, aber auch ein Mann von seltener Bescheidenheit, Dienstfertigkeit und Herzensgüte. Durch solche Tugenden eines milden Charakters gewann sein kindlich einfaches Gemüth gerade einen außerordentlichen Einfluß auf die jugendlichen Herzen, welcher im Verein mit seiner eminenten Unterrichtsgabe und musterhaften Geduld die in so kurzer Zeit des Wirkens doppelt erstaunlichen Resultate erklärt. — Unvergänglich sind namentlich seine Verdienste um das elementare Schulwesen, und nicht die geringsten jene um die deutsche Sprache; überhaupt hat man seine Neuerungen und Leistungen auf dem Felde der Musik stets nur im Zusammenhang mit dem von ihm aufgestellten allgemeinen Lehrgebäude, in welchem die Musik als wesentliches „nationales" Volksbildungsmittel einen integrirenden Bestandtheil bildete, also in enger Verbindung mit seiner gesammten Thätigkeit aufzufassen, da Gersbach mehr pädagogischer Musiker als Tonkünstler war. Ausgebreiteten Verkehr pflegte er mit vielen der angesehensten Pädagogen durch Wort und Briefwechsel; und wie er dergestalt an dem deutschen Regenerationswerk in seinem Fache gewissenhaft und erfolgreich mitgearbeitet, so gründete er unabsichtlich speciell für seine Ideen eine Schule von geistigen Anhängern, welche in seinem Sinne das Begonnene eifrig fortsetzten. — Mit philosophischer Entsagung durch das Leben dahinwandelnd, achtete er die Behaglichkeiten und Genüsse desselben gering und schlug ebenso den Werth des Geldes für nichts an, dessen Mangel er nur bedauerte, wenn er Andere gerne damit erfreut hätte. Wegen dieser Gleichgültigkeit gegen weltliche Ehren

und die als Lebensbedingung doch unentbehrlichen materiellen Vortheile schadete er sich öfter in der Verbesserung der eigenen Stellung. Als eine bemerkenswerthe Eigenthümlichkeit solcher von den Weltkindern als „unpraktisch" bezeichneten Selbstlosigkeit erscheint auch der Umstand, daß er von seinen persönlichen Erlebnissen selten sprach und nichts niederschrieb, daher in gegenwärtiger biographischen Skizze manche Jahreszahlen fehlen. Dagegen durfte er sich des beneidenswerthen Vorzuges erfreuen, keinen Feind zu besitzen. Wir rühmen noch seine rührende Treue gegen die Freunde und schließen das interessante Charakterbild des ausgezeichneten Mannes mit dem den Inbegriff seines Wesens treffend bezeichnenden Ausspruch eines nahen Jugendfreundes: „Wir liebten ihn, er zog uns Alle an." — Von Josef Gersbach's Werken sind folgende gedruckt: Choralgesänge, vierstimmige, der evangelischen Kirche Badens (1826). — Wandervögelein, oder Sammlung von vierstimmigen Reiseliedern, nebst einem Anhange von Morgen- und Abendliedern. 4. Auflage (1859). — Singvögelein. 30 zweistimmige Lieder für die Jugend. 3. Auflage mit Anhang von Anton Gersbach (1839). — Singschule. Zwei Notenheftchen (1829). — Anleitung zum Gebrauche der Singschule mit 5 Tafeln. Nebst Vorwort von Anton Gersbach (1833). — Wandtafeln zu derselben, aus dem Werkchen groß gedruckt für Schulen (1833). — Reihenlehre oder Begründung des musikalischen Rhythmus aus der allgemeinen Zahlenlehre, mit Tabellen. Aus dem Nachlaß von Anton Gersbach (1834). — Liedernachlaß. Mehrstimmige Gesänge für gemischten Chor und Männerstimmen, herausgegeben von Anton Gersbach (1839). — Außerdem in Gemeinschaft mit Wilhelm Stern herausgegeben: Anfänge des Unterrichts in Volksschulen (1827). — Lehrgang der deutschen Sprache. Abtheilung 1—3: Sprachbuch: 2. Auflage (1830). — Abtheilung 4: Lesestücke. Auch unter dem Titel: Frühlingsgarten (1828). — Abtheilung 5: Sprachschule (1829). — Anleitung zum Gebrauch des Sprachbuchs, 1. und 2. Abtheilung (1828 und 1830). — Das durch den Bruder Anton vollendete Manuscript von Josef Gersbach's origineller Harmonielehre brachte s. Z. ein Engländer, John Curwen, unter der Bedingung käuflich an sich, im Fall der Herausgabe des Verfassers Namen vorzusetzen. Was seitdem aus dem Buche geworden, weiß Niemand. Schnyder von Wartensee urtheilt: „Die Welt habe an diesem gründlichen und umfassenden Werke viel verloren." —

Anton Gersbach, der jüngere Bruder, wurde am 21. Februar 1803 ebenfalls zu Säckingen geboren und war, als das jüngste von 12 Kindern, der Liebling der Mutter wie Josef's, welchem er einen wesentlichen Theil seiner Geistesentwickelung verdankte. Des talentvollen, lernbegierigen Knaben erste Versuche auf dem Clavier erhielten von 1809 an eine gewisse Anleitung theils durch den dortigen Pfarrer Hempfer, welcher auch Josef in der ersten Zeit unterwiesen hatte, theils durch diesen selbst, sei es persönlich bei gegenseitigen Besuchen oder schriftlich vermittelst Rath und Aufgaben. — Von Letzterem empfing er auch 1813 ein gutes Clavier, wodurch Fleiß und Fortschritte beträchtlich zunahmen. Vorher schon durch den Cantor im Kirchengesang geübt, konnte er nunmehr bald für denselben die Orgel beim Gottesdienst spielen. — Nachdem er in Säckingen bereits die lateinische Privatschule besucht hatte, kam er auf Josef's Veranlassung 1814 zu bleibendem Aufenthalt nach Zürich, wo er gleich seinem Bruder bei der Familie Hirzel wie ein Kind des Hauses wohnte und an dem mehrerwähnten Sohne Melchior, dem bekannten späteren Bürgermeister der Stadt, einen treuen Freund und väterlichen Rathgeber fand. Hier bis Ende 1820 mit besonderem Erfolg den Gymnasialstudien obliegend, setzte er unter Josef's Anleitung ebenso eifrig die musikalischen fort, sang in Nägeli's Singgesellschaft und genoß häufig dessen bildenden Umgang. Ungern verließ er Anfang 1821 Zürich, um seinen Bruder

in Nürnberg beim Unterricht zu unterstützen und sich auf die Universität vorzubereiten. — Dort zeigten sich leider schon die peinlichen Anfänge jener nervösen Unterleibsbeschwerden, welche nur zu bald sein hypochondrisches Leiden hervorriefen und seinen frühen Tod veranlaßten; Heimweh nach der Schweiz und sorgliche Zweifelgedanken über die Wahl des Berufes: ob Philologe oder Musiker, beunruhigten ihn, der immer mehr einer trüben Stimmung Raum gab. Im Winterhalbjahr von 1822—1823 hörte er philologische und mathematische Collegien an der Universität zu Halle, und fand in dem nahen Giebichenstein bei der hochgebildeten Familie des Professors Karl von Raumer, dessen Frau die Tochter des berühmten Kapellmeisters Reichardt war, zugleich mit Philipp Wackernagel, dem Hauslehrer und späteren Schriftsteller, als Stubengenosse liebevolle Aufnahme. Trotz des geistig fördernden und auch musikalisch interessanten Aufenthaltes, indem z. B. im erwähnten Hause die Werke von Bach und Händel beinahe täglich gepflegt wurden, konnte er weder norddeutsches Wesen, noch norddeutsche Kost vertragen; Hypochondrie und verzweifelnde Hoffnungslosigkeit bemächtigten sich seiner, und statt die Universität in Berlin zu besuchen, mußte Anton zur Erholung eilends in die Schweiz zurückkehren. — Nach kurzer Besserung und nach erfolgter Uebernahme der Stelle seines Bruders in Nürnberg, Herbst 1823, brach jedoch das Unterleibsübel mit größerer Heftigkeit wieder hervor, wodurch er körperlich wie geistig in einen bedenklichen Zustand verfiel. Deshalb Anfang März des folgenden Jahres in die Schweiz zurückgekehrt, wurde er durch ärztliche Pflege, Badekuren und Ruhe soweit wieder hergestellt, daß er im Herbst 1824 nach Karlsruhe reisen konnte, um bei Josef sich für den musikalischen Beruf weiter auszubilden und zugleich demselben im Unterricht zu helfen. Doch auch hier beengten den immer noch Kränkelnden Schulluft und Schulleben so sehr, daß er schon im April 1825 nach Zürich hineilte, um auf den dringenden Rath des Arztes den philologischen Beruf nunmehr mit dem eines Musiklehrers zu vertauschen. — Als solcher entwickelte er nun eine umfassende Thätigkeit, erntete durch öftere Claviervorträge in Concerten vielen Beifall und betheiligte sich eifrig bei den verschiedenen Musikvereinen, theils singend, theils dirigirend. So leitete er z. B. bei dem schweizerischen Musikfest in Zürich 1829 den Vocalchor, wofür er zum Ehrenmitglied der Gesellschaft ernannt wurde. Als zu Anfang 1830 Josef wegen Kränklichkeit sich von seinem anstrengenden Seminaramt zurückziehen wollte, machte er Anton den Vorschlag eines Stellentausches, eine Frage, deren längerer Erwägung eine traurige Veranlassung, nämlich des Bruders unerwarteter Tod, ein entscheidendes Ende machte. — Anton übernahm nach Ostern 1831 die ihm übertragene Stelle des Verstorbenen vorerst für ein Jahr, ungern sein geliebtes Zürich verlassend. Nach Eingewöhnung in die neuen Verhältnisse, entschied er sich zum Bleiben, lehnte deshalb einmal einen vortheilhaften Ruf nach Frankfurt, in gleicher Weise wie einen seiner Zeit in Zürich nach Hofwyl erhaltenen, ab, und setzte Jahre lang mit erfolgreicher Gewissenhaftigkeit das von dem Bruder begonnene Werk in dessen Geist fort. Daneben gab er viel Privatunterricht und nahm sich des durch Saint Julien's Krankheit und nachherigen Tod seit Sommer 1840 verwaisten Vereins für ernste Chormusik bis zu seiner eigenen körperlichen Verhinderung als Dirigent an. Auch besorgte er die Ordnung, Vollendung und theilweise die Herausgabe des musikalischen Nachlasses Josef's und schrieb selbst Manches; größere Arbeiten waren z. B. seine Choralgesänge für vier Männerstimmen und die Bearbeitung des Choralbuches zu dem 1835 eingeführten neuen Gesangbuch für die evangelische Kirche Badens, wobei er jedoch auf ganz einfache musikalische Ausführung beschränkt war. Seit Ostern 1844 durch sein zunehmendes, immer mehr in ein gichtisches

sich verwandelndes Unterleibsleiden schwer gepeinigt, von welcher Qual ihm Badekuren nur zeitweise Linderung verschafften, erfüllte er dennoch unverdrossen seine Berufspflichten; ja als er im Winterhalbjahr 1847—1848 kaum mehr gehen und meist nur eine Hand gebrauchen konnte, zwang er sich selbst dann noch mit Aufbietung seiner ganzen geistigen Kraft, trotz der Schmerzen in dem fast zusammenbrechenden Körper, zur Vollführung der mühevollen Aufgabe, namentlich die Stunden im Seminar zu ertheilen. Groß war überhaupt die Seelenstärke, mit welcher er sein Leiden ertrug und musterhaft die viele Jahre dabei bewiesene Geduld und fromme Ergebung. Im darauffolgenden Sommer todtkrank geworden und zum Aufgeben aller Lehrthätigkeit genöthigt, sah er dem heranrückenden Ende gefaßt entgegen, das am 17. August 1848 die Erlösung von allen irdischen Prüfungen brachte. „Das ist nun der G-Akkord, welcher in C schließt", waren am Todestag seine letzten Worte an die Gattin. Damit stehen wir am Schluß unserer biographischen Skizze, welcher die eigenen Aufzeichnungen des Verstorbenen zu Grunde gelegt werden konnten. Nicht so bedeutend in schöpferischer Hinsicht wie Josef, hat Anton Gersbach gleichwohl als dessen geistiger Schüler durch die selbständige Fortsetzung und Ergänzung der Lehrmethode des ersteren, durch seine gediegene Richtung und die Gründlichkeit seines Unterrichtes sich um das musikalische Schulwesen bleibende Verdienste erworben. War Josef mehr theoretischer, so war Anton mehr praktischer Musiker und verschaffte sich besonders als vortrefflicher und geistvoller Clavierspieler, der Bach's wohltemperirtes Clavier als sein musikalisches Evangelium erkannte, allgemeine Geltung; in der Literatur dieses Tongebietes besaß er wie Wenige eine außerordentliche, bis auf die neueste Zeit gehende Belesenheit, und beurtheilte mit scharfem Blick die einzelnen Erscheinungen. Gleich Josef sanften Charakters, wußte er durch Geduld und Liebe die Herzen seiner Schüler zu gewinnen und selbst bei den Talentlosen und Widerstrebenden noch erfreuliche Resultate zu erringen. In den von ihm gebrauchten Worten: „Du meinst es wohl recht, aber du machst es nicht recht", findet sich diese ganze Hingebung seiner gemüthlichen Lehrweise an die Person des Zöglings am treffendsten ausgedrückt. Auch Das hatte er mit dem älteren Bruder gemein: das Walten einer kindlich reinen und genügsamen Seele, welche in ihrer seltenen Uneigennützigkeit und Bescheidenheit der eigenen Interessen ganz vergißt. Letztere Tugend wurde sogar zu weitgehender Schüchternheit, wodurch Viele den großen, inneren Werth des „lieblichen, sich ängstlich zurückziehenden Veilchens" gänzlich verkannten. Aus solchem entsagenden und passiven Wesen, das theils ursprüngliche Anlage, theils Folge seiner körperlichen Leiden war, entstand sodann jener Mangel an Zuversicht, jener in fortwährenden Seelenkämpfen sich kundgebende Zweifel an sich selbst, welcher zur Unterschätzung der persönlichen Leistungen führte und den dadurch muthlos Gewordenen oft in den besten Vorsätzen und Arbeiten hemmte, jedenfalls aber seine Leistungsfähigkeit verringerte. Bedenkt man daher, wie viele Jahre seines Lebens Anton Gersbach die Qualen eines siechen Körpers getragen, wie ferner die Hypochondrie an seinem Innersten zehrte, so wird man eingedenk des Spruches „mens sana in corpore sano" vielmehr über das von ihm Geleistete und über die dabei bewiesene Ausdauer erstaunen. Diese konnte ihm nur sein gläubiges Gottvertrauen verleihen; waren ja doch „wie Gott will" und „Trost, Heil und Frieden am Gotteswerk" seine leitenden Wahlsprüche. — Anton Gersbach's Compositionen und musikalische Arbeiten sind folgende: zwölf Variationen für Pianoforte, 30 Uebungsstücke für dasselbe, 6 vierstimmige Gesänge, Anhang oder Nachklang zum „Singvögelein", 29 zweistimmige Liedersätze (1839), geistlicher Chorgesang „Herr Gott, dich loben wir" für vier Männerstimmen, 25 ein- und zweistimmige Kinderlieder (1841), die musikalische

In gleichem Verlage erschien

Prachtwerk in Photographieen.

Bilder aus dem Elsass

in 52 Photographieen nach der Natur

von

G. M. ECKERT,

Badischer Hofphotograph.

Mit erläuterndem Text v. **J. Euting**, Univ.-Bibliothekar in Strassburg.

Quer-Royal-Folio 46/57 Centim. Bildgrösse 23/31 Centim.

In englisch Leinwand mit Goldtitel und Goldschnitt, Metallrosetten und Knöpfen.

Preis 162 Mark.

Ueber die Bilder aus dem Elsass, welche dem deutschen Volke das wiedergewonnene Reichsland durch lebendige Anschauung näher bringen und vertraut machen wollen, spricht sich Prof. W. Lübke, der berühmte Kunsthistoriker, wie folgt aus: Für die photographischen Aufnahmen liess sich wohl keine tüchtigere Kraft gewinnen als Herr Eckert. Er hat in diesen 52 Blättern eine Fülle des Schönsten und Interessantesten herausgehoben und in grösstentheils untadeligen Aufnahmen vorgeführt. Ich bemerke mit hohem Genuss, wie sowohl die charaktervolle Schönheit der alten Städte und ihrer Monumente aus dem Mittelalter und der Renaissance als auch die zaubervolle Anmuth der Landschaft in ihren vielfachen Stimmungen mit Feinheit erfasst und scharf und klar wiedergegeben ist. — Was die Ausstattung des Albums betrifft, so stellt dieselbe durch feinen Geschmack und Opulenz diese Publikation in die Reihe der gediegendsten Prachtwerke unserer Zeit. — Ich meine, ein dankbareres Thema hätte kaum gewählt und das gewählte kaum besser ausgeführt werden können. —

Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. gr. 8°. br. 4 M.

— — **Ein Nachtrag** in Beziehung auf die Druckschriften des Freiherrn v. Andlaw über Aufruhr und Umsturz in Baden. gr. 8°. br. 2 M. 40 Pf.

Braun, Dr. Julius, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. gr. 8°. br. 6 M.

Reichlin-Meldegg, Freiherr **K. A. v., Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters.** gr. 8°. 2 M. 80 Pf.

Nippold, Dr. Fr., Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland. gr. 8°. 2 M. 40 Pf.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Freiherrn E. W. v. Ketteler und Geheimerath J. C. Bluntschli. gr. 8°. 60 Pf.

Hausrath, Dr. A., Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. kl. 8°. 60 Pf.

— — **Der Apostel Paulus.** Zweite vermehrte Auflage mit zwei lithographirten Karten. 8°. geh. 6 Mark — in Leinwand gebunden: 6 M. 80 Pf.

— — **Neutestamentliche Zeitgeschichte.** Zweite Auflage.
Erster Theil. Die Zeit Jesu. 10 Mark.
Zweiter Theil. Die Zeit der Apostel I. 9 Mark.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Badische Biographieen

herausgegeben

von

Dr. Friedrich von Weech,
Archivrath am großherzogl. badischen General-Landesarchiv.

Vierte und fünfte Lieferung.

Schluß des ersten Theiles.

Gerstlacher — Kuntz.

Heidelberg.

Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.

1875.

Erscheint in 10 Lieferungen à 1 Mk. 80 Pf. im Laufe des Jahres.

Bib R7, Nr. 2843

Inhalt der vierten und fünften Lieferung.

	Seite
Gerstlacher, Ch. F., Geh. Rath	289
Gervinus, G. G., Prof. d. Geschichte	290
Geusau, K. Frhr. v., General der Cavalerie	299
Gfrörer, A. Fr., Prof. der Geschichte	300
Gmelin, K. Chr., Director des Naturaliencabinets	304
Gmelin, W. Fr., Kupferstecher	307
Gmelin, Leop. Prof d. Chemie	308
Gockel, Chr. Fr., Gymnasialdirector	314
Göler, L. Frhr. v., Oberst	316
Göler, Fr. W. Aug. Frhr. v., Generalmajor	317
Götz, Th. Fr. Frhr. v., Generallieutenant	318
Götzenberger, Jak., Maler	318
Grieshaber, Fr. K., Gymnasialprofessor	319
Griesselich, L., Stabsarzt	320
Grimm, A. L., Professor und Abgeordneter	321
Grolmann, L. v., Chef des Generalstabs	321
Gulat v. Wellenburg, D., Ministerialpräsident	323
Haber, Sal. v., Hofbanquier	324
Haber, Louis v., Mitglied des österreichischen Herrenhauses	325
Häberlin, J. B. J., Ministerialrath	325
Hacke, K. Frhr. v., Staatsminister	326
Hahn, K. A Prof. d. germ. Philologie	326
Haiz, Fidelis, Domcapitular	327
Haizinger, Ant., Kammersänger	330
Haizinger, Amalie, Hofschauspielerin	332
Haldenwang, Chr., Kupferstecher	333
Harrant, Val. v., Generallieutenant	333
Hartleben, Th. C., Geh. Legationsrath	335
Hartweg, K. Th., Garteninspector	336
Hausrath, Aug., Hofdiakonus	336
Häusser L., Prof. d. Geschichte	340
[illegible]tz, J. Fr., Gymnasialdirector	347
Hebel, J. P., Prälat	347
Heimrodt, Fr. Frhr. v., Generalmajor	354
Helmle, L., Glasmaler	356
Henhöfer, Al., Pfarrer	356
Hennenhofer, J. H. D. v., Major	360
Hennig, H. W., Oberst	363
Hergt, Fr., Medicinalrath	363
Hermanuz, R., Seminardirector	364
Herr, Fr. J. W. A., Pfarrer und Abgeordneter	365
Herzog, E. S., Staatsrath	365
Hesse, L. O., Prof. d. Mathematik	366
Hetsch, L., Musikdirector	367
Heunisch, A. J., Kriegscommissair	369
Hierholzer, K., Mathematiker	370
Hillern, J. H. v., Geh. Archivrath	370
Hilpert, Th., Generalmajor	371
Hirscher, J. B. v., Domdecan und Prof. d. Theologie	372
Hitzig, Ferd., Prof. d. Theologie	377
Hoffmann, Fr., Kriegsminister	380
Hoffmann, K. G., Staatsrath	388
Holdermann, G. A., Ministerialrath	389
Holtz, E., Generalmajor	389
Holtzmann, A. K. W., Prof. d. germ. Philologie	390
Holtzmann, K. Al., Prof. d. Physik	392
Holzing, Leop. v., Oberst	393
Hövel, L. W. A. Frhr. v., Justizminister	393
Huber, Fridolin, Pfarrer	394
Hübsch, H., Baudirector	394
Hüetlin, K., Bürgermeister von Konstanz	400
Hüffell, J. J. L., Prälat	404
Huffschmidt Fr. K., Oberstlieutenant	405
Hug, Joh. L., Prof. d. Theologie	405
Hug, Leop., Bergrath	410
Hug, Nik., Maler	410
Hundeshagen K. B., Prof. d. Theologie	411
Jacobi, J. G., Prof. d Literatur	419
Jaeck, M. F., Domcapitular	421

VI 2274

Berichtigungen zu einzelnen Artikeln der „Badischen Biographieen", sowie etwaige Nachträge und Zusätze beabsichtige ich, soweit thunlich, am Schlusse des II. Theiles in einem Anhange mitzutheilen. Ich ersuche deßhalb diejenigen, welche an diesem Werke Interesse nehmen, mir derartige Angaben gefälligst zugehen lassen zu wollen.

Karlsruhe, im April 1875.

Fr. v. Weech.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

K

4 von 98 B 103357,1

Inhalt des ersten Theiles.

	Seite
Abegg, J. F., Professor der Theologie	1
Ahorn, L., Bildhauer	2
Allmang, Ph., Pfarrer u. Abgeordneter	3
Amann, H., Prof. d. Jurisprudenz	4
Andlaw, K. K. F. Frhr. v., Minister	5
Andlaw, H. Frhr. v., Mitglied der I. Kammer	7
Arnold, Fr., Prof. d. Anatomie	8
Arnsperger, K. Ph. Fr., Oberforstrath	10
Artaria, D., Kunsthändler	11
Aschbach, G. A., Abgeordneter	12
Astor, J. J., Kaufmann	13
Auffenberg, J. Frhr. v., Dichter	14
Babo, L. Frhr. v., Landwirth	15
Baden, Großherzogliches Haus:	
Karl Friedrich, Großherzog	16
Karl Ludwig, Markgraf	18
Amalie Friederike, Markgräfin	18
Karl Ludwig Friedrich, Großherzog	19
Stephanie Luise Adrienne, Großherzogin	20
Friedrich, Markgraf	21
Christiane Luise, Markgräfin	22
Ludwig Wilhelm August, Großherzog	22
Karl Leopold Friedrich, Großherzog	23
Sophie Wilhelmine, Großherzogin	24
Ludwig II., Großherzog	26
Wilhelm Ludwig August, Prinz und Markgraf	27
Amalie Christine Caroline, Prinzessin und Markgräfin	28
Baden, K. Frhr. v., Geh. Rath	29
Bader, J., Archivrath	30
Bähr, J., Prälat	31
Bähr, J. Chr. F., Prof. d. Philologie	32
Bähr, K. Chr. W. F., Ministerialrath	35
Bassermann, Fr. D., Abgeordneter	37
Baumann, K., Gymnasialprofessor	45
Baumbach, Fr. Frhr. v., Oberst	47
Baumgärtner, K. H., Prof. d. Medicin	47
Baumstark, A., Prof. d. Philologie	48
Bayer, A. v., Maler	52
Beck, K. J., Prof. d. Medicin	55
Becker, Ph. J., Galeriedirector	59
Becker, Fr., Hofprediger	59
Behaghel, J. P., Gymnasialdirector	59
Bekk, J. B., Staatsrath	61
Bender, K. Fr., Institutsvorsteher	71
Benzel-Sternau, K. Ch. E., Graf v., Schriftsteller	72
Berckheim, K. Ch. Frhr. v., Großhofmeister	73
Berstett, W. L. L. R., Frhr. v., Staatsminister	75
Beust, Fr. J. Frhr. v., Generalmajor	81
Beust, K. L. Frhr. v., Oberst	81
Beyer, G. Fr. v., Kriegsminister	82
Biechele, J. M., Pfarrer	83
Biedenfeld, F. Frhr. v., Generalmajor	84
Biedenfeld, E. G. B. Frhr. v, Major	84
Bischoff, G. W., Prof. d. Botanik	85
Blankenhorn-Krafft, W., Landwirth und Abgeordneter	86
Blankenhorn-Löffler, A. F., Landwirth	87
Bleibtreu, L. C., Prof. d. Mathematik	87
Blittersdorff, F. K. L. Frhr. v., Staatsminister	87
Bock, C. P., Archäologe	95
Böckh, Ch. F. v., Staatsminister	95
Böckh, A., Prof. d. Philologie	104
Boeckmann, J. L., Prof. d. Physik	105
Boeckmann, K. W., Prof. d. Physik	106
Bodenmüller, F. J., Seminardirector	106
Bohm, Chr., Hofgerichtspräsident und Abgeordneter	107
Böhme, K. L., Director des Verwaltungshofes	108
Boll, B., Erzbischof von Freiburg	108
Brandes, W., Hofopernsänger	114
Brandl, J., Hofcapellmeister	115
Brandt, K. Frhr. v., Generalmajor	117
Brauer, J. W. Fr., Geh. Rath	117
Brauer, E., Oberhofgerichtsrath	124
Braun, Al., Prof. d. Botanik	125
Braun, J. F. S., Kunsthistoriker	128
Braunegger, J. J., Arzt	131

BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK KARLSRUHE

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK

Baden-Württemberg

	Seite
Bronn, H. G., Prof. d. Zoologie	132
Bronn, B., Prof. d. Forstwissenschaft	132
Bronner, J. Ph., Landwirth	133
Brückner, L., Generalmajor	134
Brückner, A., Generalmajor	135
Brugger, J. D. K., Prediger	135
Brunner, Ph. J., Ministerialrath	136
Buchegger, F. A., Prof. d. Anatomie	137
Buchegger, Ferd., Leibarzt	137
Buchegger, L., Generalvicar	138
Büchler, L., Geh. Rath	139
Bückle, J. M., Medailleur	140
Buhl, Fr., Abgeordneter	141
Burg, J. B., Bischof von Mainz	143
Buzengeiger, K., Prof. d. Mathematik	143
Cancrin, L. v., Oberst	144
Chelius, M. J. v., Prof. d. Chirurgie	144
Clebsch, R. F. A., Prof. d. Mathematik	145
Cloßmann, J. v., Generallieutenant	148
Cloßmann, W. v., Generalmajor	150
Cneselius, K. W., Decan	151
Creuzer, G. F., Prof. d. Philologie	152
Dahmen, J. A., Regierungsdirector	156
Dalberg, K. Th. Frhr. v., Bischof von Konstanz	157
Dambacher, J., Archivrath	158
Danzi, F., Hofcapellmeister	159
Daub, K., Prof. d. Theologie	160
Degenfeld, W. Frhr. v., Generalmajor	166
Deimling, L. F., Oberhofprediger	167
Demeter, J. A., Erzbischof von Freiburg	168
Demmer, H., Hofschauspieler	171
Dengler, L., Prof. d. Forstwissenschaft	172
Denk, J., Hofschauspieler	173
Dereser, T. A., Stadtpfarrer	173
Desseir, L., Hofschauspieler	174
Devrient, Ed., Generaldirector des Hoftheaters	175
Dibold, K., Baurath	182
Dierbach, J. H., Prof. d. Botanik	182
Dietz, G. A., Pfarrer	183
Dietz, R., Geh. Rath	183
Dietz, F., Hofmaler und Professor	186
Dittenberger, Th. W., Prof. d. Theologie	188
Döll, J. Chr., Oberbibliothecar	193
Drais, K. W. L. Frhr. v., Oberhofrichter	194
Drais, Fr. H. G. Frhr. v., Oberforstmeister	196
Dümge, K. G., Archivrath	196
Dusch, Al. v., Staatsminister	197
Dutfoy, R., Fabricant	204
Duttlinger, J. G., Prof. d. Jurisprudenz	204
Eberle, R., Maler	207
Ecker, J. M. A., Prof. d. Chirurgie	209
Edelsheim, L. Frhr. v., Staatsminister	211
Eichrodt, K. Fr., Generalmajor	217
Eichrodt, L. Fr., Ministerialpräsident	218
Eisenlohr, Fr., Prof. d. Architectur	220
Eisenlohr, O., Mathematiker	223
Eisenlohr, W., Prof. d. Physik	223
Ellenrieder, Marie, Malerin	226
Engelberg, J. M. A. v., Medicinalrath	228
Engesser, J. E., Geistlicher Rath	229
Epstein, N., Oberrath	229
Esser, H., Hofcapellmeister	230
Fabert, K. J. v., Generalmajor	232
Fahnenberg, K. H. Frhr. v., Oberpostdirector	232
Fahnenberg, Fr. Frhr. v., Gesandter	233
Fecht, G. B., Decan und Abgeordneter	234
Fecht, L., Director des Verwaltungshofes	235
Feldbausch, F. S, Oberstudienrath	236
Fesca, F. E., Concertmeister	240
Fesca, Alex., Componist	243
Feuerbach, Anf., Prof. d. Philologie	245
Fickler, K. A., Gymnasialprofessor	247
Fink, E. Fr., Pfarrer	249
Fischer, Beatrix, Kammersängerin	250
Fischer, Fr. Th., Baudirector	252
Fischer, K. Fr. Frhr. v., Finanzminister	252
Fischer, W. L. Frhr. v., Generalmajor	253
Flehinger, B., Bezirksrabbiner	255
Föhlisch, J. G. E., Gymnasialdirector	255
Fohr, K. Ph., Maler	256
Fohr, Dan., Maler	256
Franken, K. v., General	257
Freydorf, K. W. E. v., Kriegsminister	258
Freystedt, K. Frhr. v., Generallieutenant	261
Friederich, Frz. A. v., Gesandter	262
Fries, Ernst, Maler	263
Fritz, J. A., Prof. d. Jurisprudenz	265
Fröhlich, Fr. W., Geh. Rath	266
Fromherz, K., Prof. d. Chemie und Mineralogie	268
Frommel, K. L., Galeriedirector	269
Fuchs, Chr. J., Medicinalrath	270
Füeßlin, A. J., Medicinalrath	271
Fürst, S., Bezirksrabbiner	272
Fürstenberg, K. E. Fürst zu	272
Furtwängler, W., Gymnasialdirector	274
Galura, B., Fürstbischof von Brixen	276
Gaßner, F. S., Musikdirector	277
Gatterer, Chr. W. J., Prof. d. Forstwissenschaft	278
Gayling, L. Ch. H. Frhr. v., Oberhofmarschall	279
Gayling, W. Frhr. v., General der Cavalerie	280
Gemmingen, O. H. Frhr. v., Schriftsteller	281
Gerber, K., Generalmajor	282
Gersbach, Jos. und Ant., Seminarlehrer	283

	Seite
Gerstlacher, Ch. F., Geh. Rath	289
Gervinus, G. G., Prof. d. Geschichte	290
Geusau, K. Frhr. v., General der Cavalerie	299
Gfrörer, A. Fr., Prof. der Geschichte	300
Gmelin, K. Chr., Director des Naturaliencabinets	304
Gmelin, W. Fr., Kupferstecher	307
Gmelin, Leop. Prof d. Chemie	308
Gockel, Chr. Fr., Gymnasialdirector	314
Göler, L. Frhr. v., Oberst	316
Göler, Fr. W Aug. Frhr. v., Generalmajor	317
Götz, Th. Fr. Frhr. v., Generallieutenant	318
Götzenberger, Jak., Maler	318
Grieshaber, Fr. K., Gymnasialprofessor	319
Griesselich, L., Stabsarzt	320
Grimm, A. L., Professor und Abgeordneter	321
Grolmann, L. v., Chef des Generalstabs	321
Gulat v. Wellenburg, D., Ministerialpräsident	323
Haber, Sal. v., Hofbanquier	324
Haber, Louis v., Mitglied des österreichischen Herrenhauses	325
Häberlin, J. B. J., Ministerialrath	325
Hacke, K. Frhr. v., Staatsminister	326
Hahn, K. A Prof. d. germ. Philologie	326
Haiz, Fidelis, Domcapitular	327
Haizinger, Ant., Kammersänger	330
Haizinger, Amalie, Hofschauspielerin	332
Haldenwang, Chr., Kupferstecher	333
Harrant, Val. v., Generallieutenant	333
Hartleben, Th. C., Geh. Legationsrath	335
Hartweg, K. Th., Garteninspector	336
Hausrath, Aug., Hofdiakonus	336
Häusser L., Prof. d. Geschichte	340
Hautz, J. Fr., Gymnasialdirector	347
Hebel, J. P., Prälat	347
Heimrodt, Fr. Frhr. v., Generalmajor	354
Helmle, L., Glasmaler	356
Henhöfer, Al., Pfarrer	356
Hennenhofer, J. H. D. v., Major	360
Hennig, H. W., Oberst	363
Hergt, Fr., Medicinalrath	363
Hermanuz, R., Seminardirector	364
Herr, Fr. J. W. A., Pfarrer und Abgeordneter	365
Herzog, E. S., Staatsrath	365
Hesse, L. O., Prof. d. Mathematik	366
Hetsch, L., Musikdirector	367
Heunisch, A. J., Kriegscommissair	369
Hierholzer, K., Mathematiker	370
Hillern, J. H. v., Geh. Archivrath	370
Hilpert, Th., Generalmajor	371
Hirscher, J. B. v., Domdecan und Prof. d. Theologie	372
Hitzig, Ferd., Prof. d. Theologie	377
Hoffmann, Fr., Kriegsminister	380
Hoffmann, K. G., Staatsrath	388
Holdermann, G. A., Ministerialrath	389
Holtz, E., Generalmajor	389
Holtzmann, A. K. W., Prof. d. germ. Philologie	390
Holtzmann, K. Al., Prof. d. Physik	392
Holzing, Leop. v., Oberst	393
Hövel, L. W. A. Frhr. v., Justizminister	393
Huber, Fridolin, Pfarrer	394
Hübsch, H., Baudirector	394
Hüetlin, K., Bürgermeister von Konstanz	400
Hüffell, J. J. L., Prälat	404
Huffschmidt Fr. K., Oberstlieutenant	405
Hug, Joh. L., Prof. d. Theologie	405
Hug, Leop., Bergrath	410
Hug, Nik., Maler	410
Hundeshagen, K. B., Prof. d. Theologie	411
Jacobi, J. G., Prof. d. Literatur	419
Jaeck M. F., Domcapitular	421
Jagemann, L. H. Fr. v., Ministerialrath	421
Jägerschmid, K. Fr. B., Oberforstrath	422
Imhof, J. M., Fabricant	423
Jolberg, Regine, geb. Zimmern	423
Jolly, Isaak, Ministerialpräsident	425
Issel, G. W., Hofrath	426
Ittner, J. A. v., Geh Rath	427
Ittner, Fr. v., Prof. d. Chemie	430
Itzstein, J. A. v., Abgeordneter	430
Jung, J. Heinr., genannt Stilling	434
Iwanowitsch, Feodor, Maler	436
Kachel, L. d. ä., Münzvorstand	436
Kachel, L., d. j., Maler	439
Kalenberg, W. v., Generalmajor	440
Kalliwoda, J. W., Capellmeister	441
Kaltenbach, J. G., Pfarrer	443
Kärcher E. Fr., Gymnasialdirector	444
Käß, Chr., Pfarrer	446
Kayser, Fr. Ph., Prof. d. Philologie	447
Kayser, K. L., Prof. d. Philologie	449
Kayser, G. Fr., Diakonus	452
Keerl, Ph. Fr., Pfarrer	452
Keller, Franz, Oberbaurath	453
Keller, Friedr., Oberst und Generalstabschef	455
Keller, G. B., Pfarrer	457
Keller, J. B. v., Bischof von Rottenburg	458
Kern, Jos., Geh. Rath	458
Kern, Th. v., Prof. d. Geschichte	459
Keßler, E., Fabricant	460
Kettenacker, J. N. v., Hofrichter	462
Kettner, J. F. v., Hofoberjägermeister	462
Kettner, F. W. v., Oberstjägermeister	463
Killinger, K. A. Frhr. v., Schriftsteller	463
Kirner, J., Maler	465

	Seite
Klauprecht, J. L. J., Prof. d. Forstwissenschaft	466
Klüber, J. L., Staatsrath	468
Köbel, Fr., Oberst	470
Kobelt, G. L., Prof. d. Anatomie	471
Köchlin, J. P., Fabricant	472
Kolb, J. B., Archivrath	473
Kölreuter, W. L., Medicinalrath	473
Kortüm, J. F. Ch., Prof. d. Geschichte	474
Kotz, Silv., Pfarrer	476
Kreutzer, Konradin, Capellmeister	476
Krieg v. Hochfelden, G., Generalmajor	480
Krieg v. Hochfelden, W., Oberstlieutenant	481
Kuenzer, D., Pfarrer und Abgeordneter	482
Kühn, B., Generalmajor	487
Kuntz, K., Galeriedirector	487

Tactlehre, aus Jos. Gersbach's musikalischer Reihenlehre entnommen und in Tabellen zusammengestellt (1843); das neue badische Choralbuch nebst der ganzen Redaction; die Choralgesänge für Männerstimmen; mehrere Lieder und Chöre in einzelnen Sammlungen; im Nachlaß 12 Motetten für Männerchor und verschiedene andere Gesangstücke; hiervon herausgegeben eine Auswahl Lieder mit Clavierbegleitung, zwei Hefte. Außerdem die unter Jos. Gersbach bezeichneten Veröffentlichungen und in Gemeinschaft mit Hofrath Maurer eine Liedersammlung für die Gelehrtenschulen. — Beide Brüder sind nun schon lange todt. Einer höheren Fügung folgend, mußten sie in der Blüthe der Jahre das irdische Wirken verlassen, welchem sie in ihrer Schaffenslust noch so Vieles zu leisten, noch so nützlich zu sein gedachten. Gemeinsam sahen sie in unverdrossener Arbeit und muthiger Bekämpfung von Hindernissen die Lösung der ihnen hienieden zugewiesenen Aufgabe, gemeinsam trugen sie Freud' und Leid, und die gleiche religiöse Gesinnung veranlaßte auch bei Beiden (Josef 1822, Anton 1830) den Uebertritt von der katholischen zur evangelischen Kirche. So wie nun ferner die Dankbarkeit für empfangenes Gute von den Brüdern als eine ihrer schönsten Tugenden, zeitlebens gepflegt worden ist, so wollen auch wir ihrer verdienstvollen Thätigkeit dankbar gedenken, überzeugt, daß die Erinnerung an ihr nachahmungswerthes Streben nie erlöschen wird. H. Giehne.

Christian Friedrich Gerstlacher

stammt aus einer Familie, die sich in Baiern weiter Verbreitung und großen Ansehens erfreute. Johannes Andreas Gerstlacher, zu Inderstorf im Jahre 1700 geboren, trat, von Jesuiten erzogen, noch nicht 15 Jahre alt, in das oberbaierische Kloster Beuerberg. Als er zu seinen Jahren kam und gründliche theologische Studien machte, wurde er an seinem Berufe und an den Lehren der katholischen Kirche irre, und da er keine Aussicht sah, friedlich und mit Zustimmung seiner Eltern das Kloster verlassen zu können, entfloh er nach Württemberg und trat dort zur evangelischen Religion über. Seiner Energie gelang es, in Tübingen das Studium der Medicin zu ermöglichen, er erhielt den Doctorgrad, wurde 1729 zu Böblingen, 1734 zu Schorndorf Stadt- und Amtsphysicus. Nach dem Tode seiner Eltern lieferten seine Geschwister seinen Antheil an dem großen Familienvermögen an das Kloster Beuerberg aus, gegen welches er alsbald Klage erhob. Der von ihm geführte Proceß, der schließlich mit einem Vergleich endigte, gehört unter dem Namen des „casus Gerstlacherianus“ zu den causes célèbres des Civilrechts im vorigen Jahrhundert. — Ein Sohn dieses Mannes war Karl Friedrich Gerstlacher, welcher, am 12. Mai 1732 zu Böblingen geboren, nachdem er Jurisprudenz studirt hatte, zuerst in den württembergischen, und später, von dem damaligen Markgrafen Karl Friedrich berufen, in den badischen Staatsdienst trat, in welchem er zuletzt, mit dem Range eines wirklichen Geheimen Rathes, Mitglied des Geheimenrathscollegiums war und am 15. August 1795 starb. Seine Schriften über württembergisches Recht sind in Württemberg, seine Arbeiten über gemeines Recht in dem Gebiete dieses Rechtes noch heute geschätzt. An dem oben erwähnten Processe seines Vaters nahm er durch mehrere Streitschriften activen Antheil. Für Baden ist besonders seine Sammlung baden-durlachischer Verordnungen von Wichtigkeit. — Sein ältester Sohn war Christian Friedrich Gerstlacher, der zu Karlsruhe am 25. September 1778 geboren wurde. Nachdem er zu Tübingen die Rechte studirt hatte und auf Grund eines glänzenden Staatsexamens „als vorzüglich qualificirtes Subject“ in die Liste der Rechtscandidaten eingetragen worden war, wurde er 1803 als Geheimer Secretair angestellt, 1807 zum Regierungsrath, 1808 zum Legationsrath befördert, 1811

kam er als Legationsrath zur großherzoglichen Gesandtschaft nach Paris, wo er 32 Jahre lang verblieb, seit 1830 als Geschäftsträger, seit 1836 als Ministerresident mit dem Titel eines Geheimen Rathes. Reiche Kenntnisse, scharfer Verstand, glückliche Auffassungsgabe, welche ihm rasche Orientirung auch in den schwierigsten Verhältnissen leicht machte, strenge Rechtlichkeit und ein lauterer Character in Verbindung mit hoher socialer Bildung und feinen Umgangsformen verschafften ihm in den höchsten Gesellschaftskreisen von Paris Beziehungen, durch welche er in den Stand gesetzt wurde, die ihm gestellten Aufgaben nach allen Richtungen in mustergiltiger Weise zu lösen. Die Fürsten seines Landes, sowie König Louis Philippe erkannten seine Verdienste durch ehrenvolle Auszeichnungen an. Allen jenen Landsleuten, welche zum Zwecke ihrer künstlerischen oder wissenschaftlichen Ausbildung nach Paris kamen und sich an ihn wandten, widmete Gerstlacher die lebhafteste Theilnahme und unterstützte sie durch Rath und That auf das Wirksamste. Er selbst war von lebhaftem Interesse für die Wissenschaft erfüllt und sammelte allmälig eine bedeutende, an hervorragenden Werken reiche Bibliothek, die zuletzt in 406 Nummern gegen 1300 Bände umfaßte. Nach seinem Tode wurde sie 1850 zu Karlsruhe versteigert. Seine Lieblingswissenschaft war die Mathematik, aber er hatte auch, obwohl er dem äußern Kirchenthum nicht huldigte und sich vom Kirchenbesuche fern hielt, für kirchliche Fragen ein lebhaftes Interesse, wie er denn auch in der Bibel in seltenem Grade bewandert war. Als liberaler Protestant und als Bürgerlicher war er dem Minister von Blittersdorff, der gleichwohl seine ausgezeichneten Dienstleistungen anerkannte, nicht genehm und nur dem persönlichen Wunsche des ihm sehr gewogenen Königs Louis Philippe hatte er es zu danken, daß die Versuche des genannten Ministers, ihn von Paris abzuberufen, scheiterten. Im Jahre 1843 erbat er selbst seine Pensionirung, zog zunächst nach Kalsruhe, kehrte aber bald wieder nach Paris zurück, da ihm die kleinen Verhältnisse seiner Vaterstadt nicht mehr zusagen konnten. Als jedoch die Leiden und Schwächen des Alters sich in erhöhtem Maße einstellten, siedelte er 1847 abermals nach Karlsruhe über, wo er am 15. August 1850 starb. W.

Georg Gottfried Gervinus

ist mit der geistigen und politischen Entwickelung des deutschen Volkes innig verwachsen, darf Jahre lang als einer ihrer bahnbrechenden Führer gelten. Nicht als ob er von hoher Stellung im Staate aus epochemachend gewirkt hätte, nur kurze Zeit ist er als akademischer Lehrer thätig gewesen: der Macht seines, meist geschriebenen Wortes, dem Eindruck seines hohen sittlichen Charakters verdankt er seine Bedeutung. In dem ersten Werke, das ihm einen Namen gibt, weist er einer jungen Wissenschaft neue Bahnen, in allem, was er schreibt, setzt er durch Geist und Gelehrsamkeit, durch wahrheitsstrengen Ernst und tiefes vaterländisches Gefühl die Gedankenwelt der Gebildeten seines Volkes in Bewegung. Immer ist dabei sein Sinn auf die politische Bildung, die staatliche Erziehung der Nation gerichtet. In einer Zeit, die weiter von der unserigen getrennt scheint, als die Zahl der Jahre vermuthen läßt, gewinnt sich seine unabhängige Gesinnung die hingebenden Sympathieen aller patriotisch Denkenden, legt seine rastlose Arbeitskraft manchen Grundstein zu dem Einheitsbau, der in so großartig rascher Weise vor uns emporstieg, daß wir mitunter jene fast vergessen haben, welche zuerst die Idee seines Grundplanes in sich getragen. Genauer darzustellen, wie dieser seltene Mann sich gebildet, wie im Einzelnen die Wirkung seiner Schriften gewesen, wie die Wechselbeziehung zwischen ihm und seinem Volke sich gestaltet, ist hier, in jedem Sinne des Wortes nicht der

Platz. Nur seinen äußeren Lebensgang, seine Thätigkeit in ihren Grundzügen zu skizziren, sei erlaubt. Wo wir stockend ohne Vermittlung stehen, dürfen wir hoffen, einst bei ihm selbst Aufschluß zu finden, der sein Leben beschrieb und trotz aller subjectiven Richtung über sich durchaus objectiv zu urtheilen wußte. — Gervinus ist am 20. Mai 1805 in Darmstadt geboren. Er stand kaum im Knabenalter, als Napoleon's Herrschaft zum Ende neigte, und der nationale Aufschwung der Befreiungskriege das fremde Joch abwarf. Schwerlich werden diese Ereignisse tiefere, directere Eindrücke in dem Kinde zurückgelassen haben, zumal die hessische Hauptstadt in mancher Hinsicht weniger von ihnen berührt ward. In den engeren Verhältnissen der Familie und Heimath mögen mehr bestimmende Momente seiner Entwickelung liegen. Zu einfachem Stande führen diese zurück. Der Vater war ein fleißiger Gewerbsmann und vermögend genug, um sich von den Einflüssen des die Stadt beherrschenden Hoflebens unabhängig zu halten. Um den heranwachsenden Knaben mochte er sich wenig kümmern. „Ich war", schrieb Gervinus später in einer biographischen Skizze, deren Mittheilung wir Kriegk, an den sie gerichtet war, verdanken (A. A. Ztg. 1872 No. 60), „ich war von früh auf ohne eigentliche Erziehung; von meinem Vater erbte ich, was ich an Trotz und Kraft habe, von meiner Mutter alles, was sich sonst Gutes in mir findet". In der Stadtschule, in dem Unterricht eines „groben" Candidaten, dann auch im Gymnasium, das kaum auf dem Niveau der Mittelmäßigkeit stand, fand er nicht mehr Anregung. Wenn er zunächst für einen fleißigen Schüler gelten durfte, so kam der Antrieb dazu ganz aus ihm selbst, so sehr die Eltern auch über ein Prämium sich freuen mochten, das der Knabe nach Hause trug. Bald machte der Einfluß seiner Mitschüler sich geltend. Da von Angehörigen und Lehrern so wenig geschah, die Knaben zu fesseln oder in der rechten Bahn zu halten, war es nur zu natürlich, daß sie nach eigenem Geschmack und auf eigene Kosten Bildung und Unterhaltung suchten. Aus einer Gesellschaft, die unter dem Eindruck von Reisebeschreibungen und Robinsoniaden den ernstlichen Gedanken faßte, den Eltern mit Sack und Pack durchzugehen und Abenteuer in der Weite zu suchen — ein Plan, der nur durch einen Traum, welchen Gervinus hatte, vereitelt wurde — entstand bald ein Dichterbund, der sich in der Weise des Göttinger Hainbundes gefiel. Was zuerst eine „Kinderposse" war und im engeren Kreise wenig Schaden bringen mochte, führte bald, als Wetteifer und Eitelkeit mit ins Spiel kamen, zu einer Vernachlässigung aller Dinge, die nicht Poesie waren. „Das ging so weit, daß die Knaben, 11—12 Jahre alt, eine Zeitschrift schreiben wollten, indem sie einen Frankfurter Buchhändler mit Briefen und Proben halb geneigt zum Verlage machten." Für Gervinus war es ein Glück, daß Romane und Taschenbücher, Theater und Musik, die er später die Strafengel unserer Zeit nannte, ihn nicht ganz in Anspruch nahmen, daß ein richtiger Sinn ihn doch zu mustergültigen Vorbildern für seine poetischen Versuche führte. „Meine fast einzige Lectüre war der Homer", schrieb er 1827, und „dem Alten danke ich's heute, daß er mir unter allen Verirrungen einen Sinn für's Große erhalten hat". Nun lag an und für sich in diesem „phantastischen" Treiben keine ernstliche Gefahr, es war ein allerdings früh erwachtes Bedürfniß nach geistiger Thätigkeit, das sich Luft suchte und wohl auch durch die Anregung, welche die kunstsinnige Stadt bot, Förderung finden mochte. Für Gervinus konnte es nur bedenklich werden, weil es ihn gleichgültig gegen jede Arbeit in der Schule machte, und ihn, der trotz aller Zerstreuung auf den ersten Bänken saß, schließlich das Classenwesen so verachten ließ, daß es ihm unmöglich schien, nach seiner Confirmation länger im Gymnasium zu bleiben. Wohl trug zu diesem Entschlusse die Abneigung des Vaters gegen jeden gelehrten Beruf das Ihrige

bei; dem Sohn aber, der sich 1819 nach eigener Wahl dem Buchhandel zuwendete und in Bonn in das Geschäft von Marcus trat, ward die erste bittere Enttäuschung zu Theil; er hatte gehofft, im Kaufmannsstand Muße zu finden für Poesie und Poeterei, und mußte nun erleben, wie hier „Muße und Muse mit Gewalt verjagt wurden". Schon nach wenigen Monaten kehrte er nach Darmstadt zurück. Dort fand sich in der Mode- und Schnittwaarenhandlung von Schwab eine Stelle, die ihm Zeit genug für seine geistigen Neigungen zu lassen versprach. Hier ist Gervinus fünf Jahre geblieben, zunächst (denn das Geschäft zog ihn wenig an, hätte ihn gewiß auch bei größeren Dimensionen auf die Dauer nicht fesseln können) mit den alten Freunden von der Schule in regem geistigen Verkehr, mit Eifer sich neueren Sprachen zuwendend, immer bedacht, aus den reichen Sammlungen der Vaterstadt seine Belesenheit in der deutschen Literatur zu mehren, dann aber, als nach und nach die Freunde schieden, in gänzlicher Vereinsamung „von einer Auflösung an Geist und Körper" bedroht. Vor ihr rettete ihn ein Freund, Hessemer, mit dem er durch's Leben verbunden blieb, und ein Dichter, Jean Paul, über den er später wohl anders geurtheilt hat als in diesen Jahren. „Der erste brachte seine Poesieen zu Ehren und zum Druck (in einem Mannheimer Blatt ist manche derselben erschienen), der andere hob den völlig gesunkenen Menschen in ihm völlig empor". Das führte freilich wieder zu jenen poetischen Träumen der Knabenjahre zurück — denn in diese Zeit fällt der lebendige Verkehr mit hervorragenden Schauspielern, der die Freunde dramaturgische Kritiken schreiben, Prologe verfassen und Gervinus sogar an den Schauspielerstand denken ließ — aber es hob auch mächtig den Drang nach wissenschaftlichem Leben, das trotz aller Freiheiten in der kaufmännischen Lehrzeit hatte leiden müssen. Auf die Dauer konnte allerdings diese Zwitterstellung nicht bestehen. Es war ein Glück, daß eine Differenz mit dem Prinzipal Gervinus endlich zwang, das Geschäft zu verlassen. Nun wendete er sich mit aller Entschiedenheit zu den Studien zurück. Eine halbjährige Vorbereitung genügte, ihm den Zugang zu der Landesuniversität zu eröffnen. Gegen den Willen des Vaters, der auch jetzt von einer Gelehrtenlaufbahn nichts hören wollte, begab er sich nach Gießen (Ostern 1825). Er hatte zwar die etwas unklare Absicht gehabt, Aesthetik zu studiren — die Beschäftigung und der Umgang der letzten Jahre mußten darauf leiten, — es war aber, zumal ihn die Rücksicht auf den Lebensunterhalt bestimmen mußte, natürlich, daß er sich zur Philologie bekannte. Die alte Liebe zum griechischen Alterthum erwachte von Neuem, aber die Art, wie die gewählte Wissenschaft, die ihm die reizendste von allen war, betrieben wurde, schreckte ihn bald wieder ab. Er fiel von Neuem in seine alten Zweifel zurück, oder vielmehr sie begannen erst jetzt, ihn tiefer zu fassen, wo er unsicher zwischen Philologie und Philosophie, Poesie und Geschichte umherschwankte. Da Osann, der die Philologie in Gießen vertrat, ihn nicht fesseln konnte, hoffte er Besseres in der Philosophie bei Hildebrand zu finden. Als auch das ihm nicht gelingen wollte, kam er auf die Poesie zurück und dachte sich in einer großen historischen Tragödie zu versuchen. Das führte ihn der Geschichte näher und auf Rathen der Freunde nach Heidelberg (Ostern 1826). Voß, an den er empfohlen war, und der ihn vielleicht der Philologie wiedergewonnen hätte, war zu derselben Zeit gestorben; so neigte er mehr dazu, unter Schlosser Geschichte zu studiren. Aber nicht sofort knüpfte sich jenes Verhältniß, das später die Männer so eng verband, wenn auch alsbald die Einwirkung Schlossers sich zeigte, denn schon hatte Gervinus erkannt, „daß das politische Treiben seiner Zeit verkehrt, daß in jeder Thätigkeit der praktische Sinn allein von Werth sei", und daß die Geschichte allein den Weg leite, diesen praktischen Sinn zu wecken; aber noch

kam er zu keinem festen Entschluß für sein Werden. Erst nach Wochen peinlicher, tief aufregender Zweifel brachte ihn sein unerbittliches Streben, dem Spruch des delphischen Gottes zu folgen, zur Klarheit über sich selbst. Nun fiel es ihm wie Schuppen von den Augen und rasch erkannte er, daß „sein phantastisches Treiben die Folge eines langen, grausamen Selbstbetruges gewesen, daß er so gar nicht zum Poeten gemacht sei, daß sein ganzes Wesen von Natur weit mehr zum Verstande als zur Phantasie sich neige". Jetzt ließ er in ganzer Stärke den Einfluß Schlosser's auf sich wirken, der ihm die Räthsel des Lebens öffnete, vor denen ihn bisher Geschäftsleben und Dichtung, Philologie und Philosophie rathlos gelassen hatten. „Er begriff, daß der Schlüssel zu diesen Räthseln nicht sowohl dem Lehrer als der Lehre eigen war, und er glaubte nun endlich in dem Geschichtsstudium den Beruf seines Lebens gefunden zu haben". In dem Manne aber, der ihm dazu geholfen, verehrte er fortan mit hingebender Pietät den Lehrer und Meister (vgl. den feinfühligen Nekrolog von 1861). — Mit dieser Wendung schließt die Jugendentwickelung von Gervinus ab. Sie war die eines Autodidakten gewesen, der manche Irrwege gehen mußte, bis er das Ziel, das ihm gesteckt war, vor sich erkannte, auf diesen Irrgängen aber Kenntnisse und Erfahrungen gesammelt hatte, die er in regelrechter Entwicklung schwerlich hätte finden können. Denn die Vertrautheit mit den neueren Sprachen, wie die Kenntniß des Alterthums, die Belesenheit in der vaterländischen Literatur, die ihm schon damals einen Gesammtüberblick über die deutsche Dichtung eröffnete, die Befähigung ästhetischer Betrachtung, im Umgang mit Kunst und Künstlern erprobt, sind in diesen nun abgeschlossenen Jahren erworben worden. In der vita nuova ging er in selbständiger Weiterbildung rasch vorwärts. Es folgten Jahre rastloser Arbeit, ausgedehntesten historischen Studiums, äußerlich bestimmt durch eine dreijährige pädagogische Praxis, die ihn nach Verlassen der Universität (von Herbst 1827 bis Anfang 1829) als Lehrer an ein von Dr. Gutermann geleitetes Erziehungsinstitut nach Frankfurt am Main, dann ein Jahr als Hauslehrer in einer englischen Familie nach Heidelberg führte. Als auch dieses „Dornenbad" genommen war, ließ sich Gervinus 1830 als Privatdocent der Geschichte in Heidelberg nieder, und trat damit erst in ein Geleise selbstbefriedigter Thätigkeit. — Die ersten Arbeiten von Gervinus, die nun erscheinen, sind noch rein auf gelehrte Forschung gerichtet: eine Ausgabe des Thukydides (1830), in welcher Morstadt den Text nach den besten Autoritäten, Gervinus und vom 5. Buche an Hertlein die Bemerkungen der besten Ausleger zusammenstellten, weist noch auf die alte Neigung zur Philologie zurück, von charakteristischer Bedeutung, weil gerade Thukydides dem jungen Autor nicht bloß ein Objekt philologischer Gelehrsamkeit war, sondern als Muster in Darstellung, historischem Urtheil und Selbständigkeit des Charakters galt; die zweite „die Geschichte der Angelsachsen im Ueberblick" (1830) zeigt, wie er selbst sagt, die Trockenheit eines ersten historischen Versuches und ist im Grunde nur „ein Fragment von Heften, die er sich als Erinnerungen bei seiner Lektüre niederschrieb". Die nächsten Schriften haben schon einen durchaus anderen Charakter. Die Stoffe scheinen fern zu liegen, abseits von dem Interesse der Gegenwart: „Geschichte der florentinischen Historiographie bis zum 16. Jahrhundert, nebst einer Charakteristik des Macchiavell" und „Versuch einer inneren Geschichte von Aragonien bis zum Ausgang des Barcelonischen Königsstammes" (1833), und man hat wohl gesagt, daß ihre Wahl dem Schlosser'schen Wesen entspreche, von der eigenen Geschichte sich ab- und fremder sich zuzuwenden. Aber es sind doch ganz besondere Verhältnisse gewesen, die Gervinus zu diesen Stoffen gezogen haben. Aeußerlich wurde er durch einen Aufenthalt in Italien (1832 auf 1833) dem Studium der Florentiner noch näher gebracht, wie ihn im

Allgemeinen der Gedanke, Spittler's Geschichte der europäischen Staaten durch ein Werk zu ersetzen, das der Zeit und dem Stand der Wissenschaft mehr entspreche, zu der Geschichte Aragoniens geführt haben mag. Aber schon wünscht er, so sehr er auch in der Beurtheilung Macchiavell's hie und da noch einen kosmopolitischen Standpunkt herauskehrt, von einem warmen Bestreben Zeugniß abzulegen, daß er nicht gerne um das ächte Wissen, noch um das wahre Leben betrogen werden möchte, eine Gefahr, die einem Schriftsteller so leicht drohe, wenn er seine Wissenschaft der Bewegung des äußeren Lebens entweder völlig Preis gebe, oder ganz verschließe; schon zeigen viele Seiten seiner Arbeit aus der italiänischen Geschichte, gerade bei der Beurtheilung des Politikers Macchiavelli, daß er tief über politische Dinge gedacht, wie er auch eingesteht, daß die Geschichte der Aragonesen darum ein besonderes Interesse verlangen dürfe, weil dieses Volk, das in seiner Abgeschlossenheit und so vielen Charakterzügen noch an die Staaten des Alterthums erinnere, sich in der repräsentativen Form der Verfassung bewege, die hier nun in der höchsten Einfachheit erscheine. Dabei ist, gegen die Habilitationsschrift gehalten, der große Fortschritt von der Forschung zur Darstellung unverkennbar. Das politische Moment, das in diesen Stoffen eine besondere Anziehungskraft auf Gervinus ausgeübt, tritt bald deutlicher hervor in direkter Beziehung zu dem Leben selbst; im Gegensatz gegen die Reaction, die, nachdem die Folgen der Julirevolution verschwunden, sich durch ganz Europa fühlbar machte, sucht Gervinus der Entfremdung von Wissenschaft und Leben zu steuern, „damit bestimmte Gedanken, die uns die Einsicht in unsere gegenwärtige Lage und unsere Bedürfnisse nahe legt, die das Leben bewegen und große Interessen unseres Volkes berühren, jedes Werk besonders historischer und publicistischer Art durchdringen und gestalten mögen". So bereitet sich deutlicher seine Wirkung auf den öffentlichen Geist Deutschlands vor, die dann seine wissenschaftliche Arbeit stets begleiten sollte. Am entschiedensten spricht jene Tendenz sich zuerst in dem Programme zu den „deutschen Jahrbüchern" 1835 aus, die er zu einem nationalen Werke zu machen hoffte, da die Ehre der Nation zu verlangen scheine, daß der wissenschaftlichen Cultur eine würdige Repräsentation zu Theil werde. Er verwünscht den charakterlosen Leichtsinn, der in das gelehrte Treiben eingerissen sei, und nimmt sehr entschieden Partei zwischen den auseinander gehenden Richtungen der Zeit: er will nichts zu thun haben mit der liederlichen Genialität unklarer Kräfte und haßt den literarischen Jakobinismus, wie das Kastenwesen und die Schuldespotie. Der Erfolg der Jahrbücher war zunächst ein großer nicht zu nennen, sie haben sich nur kurze Zeit gehalten und sind später von anderer Seite mit mehr Glück wieder aufgenommen worden. Denn noch war die Zeit für diese praktische Richtung wenig empfänglich. Aber die Aufsätze, die Gervinus in dieser Zeitschrift erscheinen ließ, und welche er später (1839) im 7. Bande seiner „historischen Schriften" sammelte, beweisen, daß er ihre Aufgabe mit allem Nachdrucke verfolgt hat. Wir erinnern nur an seinen „Plan zur Reform der deutschen Universitäten", der, in Form eines Ministerialberichtes, Eingeweihte wie Thiersch über seine Provenienz getäuscht hat, und an die Kritik, die er (ebenfalls 1835) über Börne's Briefe aus Paris geschrieben. — Neben diesen Arbeiten stehen andere, die theils in den Heidelberger Jahrbüchern, theils in dem Archiv von Schlosser und Bercht, theils in den Blättern für literarische Unterhaltung veröffentlicht worden sind. Sie umspannen kritisirend und selbständig darstellend einen weiten Kreis, berühren allgemeinere Fragen (über historische Größe, über Dahlmann's Politik u. a.), dann auch wieder weit auseinander liegende Specialitäten (das Mosaikgemälde der Alexanderschlacht, altnordische Geschichte, das Gildewesen des Mittel-

alters u. A. mehr), stehen wohl im Zusammenhang mit den Stoffen, die bisher behandelt worden sind, weisen aber auch schon auf dasjenige Werk hin, welches ein Jahrzehnt den Mittelpunkt seiner wissenschaftlichen Arbeit gebildet, ihn beschäftigt hat bis an das Ende seines Lebens. Schon seit der Rückkehr von Italien — er hat dieser ersten Reise einen ganz besonderen Einfluß auf seine Entwickelung zugeschrieben — drängt es ihn zu einer größeren literarischen Production; er war getheilt zwischen den alten literarisch-ästhetischen Neigungen und den mächtigen politischen Bewegungen der ersten dreißiger Jahre. Er überließ, da er mit der Zeit selbst schwankte, und dem Inhalt der Geschichtswissenschaft gegenüber sich in gleichem Interesse für dessen geistigen und politischen Theil hielt, es dem Zufalle, wohin er sich bestimmen sollte; er gab seinem Verleger, wie er selbst sagt, die Wahl zwischen einer Politik mit geschichtlicher Grundlage, einer Geschichte der europäischen Staaten in der neueren Zeit und einer Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen. Der Verleger entschied sich ohne Bedenken für das Letztere, und die Nation darf ihm Dank wissen, daß er damit das Richtige getroffen. In 5 Bänden erschien so von 1835—1842, einmal mit längerer Unterbrechung, „die Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", dann (seit 1853) „Geschichte der deutschen Dichtung" genannt, deren 5 Auflagen (die letzte 1870—1874) schon äußerlich beweisen, wie tief die Wirkung dieses Buches gewesen ist. Alle Beurtheiler, von Jakob Grimm an bis zu den Kritikern, die in neuerer Zeit das Andenken von Gervinus in pietätsloser, einseitiger Weise getrübt haben, sind darin einig, daß seine Literaturgeschichte Epoche gemacht. Schon 1833 hatte Gervinus, wie Richard Gosche mit Recht betont, das Programm einer Geschichte der Poesie klargestellt. „Der Historiker", schrieb er (Heidelb. Jahrb. 1833 S. 1196) „muß eines Gedichtes Entstehen zeigen aus der Zeit, aus deren Ideen, Bestrebungen und Schicksalen, sein inneres Verhältniß — Entsprechen oder Widerspruch — mit diesen, seinen Werth für die Nation, seine Wirkung in Mitwelt und Nachwelt; er muß es vergleichen zunächst bloß mit dem Höchsten, das diese Zeit, diese Nation in dieser Gattung geleistet hat; er muß das engere Verhältniß des Gedichtes zum Dichter, sein Entstehen aus diesem, sein historisches Verhältniß zu ihm und zu seinen übrigen Werken darstellen; er darf nicht bloß diesen Einen Dichter behandeln, er muß auch je nach seinem Gesichtskreis das Verhältniß von Dichter und Gedicht zu der Zeit, zu der Nation, zu der europäischen Kultur, zu der gesammten Menschheit erörtern". Schon damals war also die Idee, daß auch in der Literaturgeschichte der historische Zusammenhang festgehalten werden müsse, in ihm lebendig. Jetzt gewinnt sie feste Gestalt und Leben. In Vergleich zu den bisherigen Versuchen bibliographisch-mechanischer oder auch rhetorischer Art erscheint die Darstellung, die Gervinus von der deutschen Dichtung gibt, als „eine glänzende Entdeckung", die zuerst das geistige Leben der Nation in genetischem Zusammenhang als ein organisches Ganzes gefaßt wissen wollte. Ein neuer Weg war der Wissenschaft geöffnet, dem sie seitdem gefolgt ist; erst seit Gervinus' Werk war die Wissenschaft der modernen Literaturgeschichte möglich. Von den ältesten Zeiten, deren dürftige Bruchstücke er fast zuerst zu einem Ganzen zusammengedacht hat, schritt er in lebendiger Darstellung bis zu der großen Höhe der Göthe-Schillerschen Epoche vorwärts, mit strömender Gedankenfülle schreibend und aus voller Brust für die Ehre des Vaterlandes. Und diese patriotische Gesinnung, die Jakob Grimm so gern in seiner Anzeige des ersten Bandes betonte, zieht sich durch das ganze Werk hindurch, immer auf die unmittelbare Gegenwart leitend, den Zusammenhang wahrend mit dem praktischen Leben. Sie hat in der unpolitischen Zeit, in der Gervinus schrieb, das Volk auf das

öffentliche Leben gewiesen, und ihm wiederholt und in eindringlichstem Wort am Ende des Werkes an's Herz gelegt, daß es nun auf sich selbst, sich besinnen und politisch werden müsse, nachdem es lange genug nur literarisch gewesen. Aber noch bevor die Wirkung des Ganzen durch weite und immer weitere Kreise sich fortpflanzen konnte, eine der stärksten Wellen in der Bewegung des öffentlichen Geistes in Deutschland, hatte Gervinus' äußere Stellung manche Wendung erfahren. Schon 1835 war er in Heidelberg zum außerordentlichen Professor ernannt worden, seine Vorlesungen, gleichmäßig über Geschichte, Politik und Literaturgeschichte sich erstreckend, waren Hand in Hand mit seiner schriftstellerischen Thätigkeit gegangen. Nach dem Erscheinen des ersten Bandes seiner Literaturgeschichte wurde er dann auf das Betreiben Dahlmann's, mit dessen historischer Richtung die seine manche Berührungspunkte bot, nach Göttingen berufen. Ostern 1836 siedelte er nach dem Norden über, führte bald seine Braut Victorie Schelver nach und durfte im Verkehr mit den Gebrüdern Grimm und Dahlmann, die den jüngeren als ebenbürtig in ihren Kreis aufgenommen hatten, in erhobener Stimmung seinem großen Werke sich widmen. Noch blieb ihm neben dieser Arbeit und den mit größerem Eifer betriebenen Vorlesungen Zeit zu kleineren Publicationen: damals erschienen, ein Resultat vieljährigen Nachdenkens, seine „Grundzüge der Historik" (1837), die doch etwas mehr sind als Ausführungen Humboldt'scher Ideen, wie man neulich gemeint hat, damals das wenig beachtete, eigenthümliche, anonym erschienene Schriftchen „Gudrun", ein episches Gedicht, Programm und Probegesang (1836), noch ein Nachklang seiner Studien über die mittelalterliche Dichtung, und, als Vorstudie für die späteren Theile der Dichtungsgeschichte, die Brochüre „über den Göthe'schen Briefwechsel" (1836), damals wie ein frischer Gruß aus einem auch heiter bewegten Umgang die reizende Studie „Geschichte der Zechkunst", die ein Fragment geblieben. Es waren frohe, glückliche, vielversprechende Tage, die Gervinus in Göttingen verleben durfte, in die dann, den seltenen Kreis dieser hervorragenden Männer zu sprengen, der Verfassungsbruch des Königs Ernst August hereinbrach. Die Geschichte der Sieben ist bekannt. Ihr Protest war eine That unerschrockener Mannheit in den Jahren Alles niederdrückender Reaction, und wie man sie aufnahm in der Nation, zeigte, daß der Geist fügsamer Unterordnung anfing zu weichen. Wieder wandte sich Gervinus nach dem Süden, nach Darmstadt und Heidelberg; seine Stimmung, durch Familienschläge noch mehr getrübt, war eine bittere, wie er unverholen in der bekannten (damals vom Leipziger Censor gestrichenen) Vorrede zum dritten Band der Literaturgeschichte, den er in Göttingen hatte vollenden können, aussprach. Er suchte den Eindruck zu heben, und ging zum zweiten Male nach Italien, theils Kunststudien hingegeben, wie die „Venetianischen Briefe über neudeutsche und altitaliänische Malerei" beweisen, theils mit geschichtlichen Arbeiten, auch mit der Sammlung seiner „kleinen historischen Schriften" (1839) beschäftigt. Dann kehrte er nach Heidelberg zurück, in der Absicht, nun ganz der politischen Geschichte zu leben. Zunächst führte er seine Literaturgeschichte (bis 1842) zu Ende, mit größerem Nachdrucke als bisher die Nation an ihre politischen Aufgaben weisend. Auch die akademische Thätigkeit nimmt er, seit 1844 als Honorarprofessor, wieder auf und sammelt in diesen Jahren der steigenden politischen Bewegung (1844—1848) in seinen Vorträgen kritisch-politischer Natur einen weiten Kreis von Hörern um seinen Katheder. Bald zieht das heller erwachte politische Leben auch seine schriftstellerische Thätigkeit in seine Kreise. Schon in der Characteristik Georg Forster's, die er 1844 den gesammelten Werken desselben beigab, sind die politischen Bezüge mit Händen zu greifen; die „Mission der Deutschkatholiken" (1846) führt entschiedener auf

das Gebiet der Tagespolitik hinüber. Wenige Schriften von Gervinus haben so viele und so heftige Angriffe, und nicht immer mit genügendem Verständnisse, erfahren, wie er noch 1871 in der „Selbstkritik" betonen durfte. Denn nur darum hatte er diese Bewegung so warm begrüßt, weil er in ihr den Keim einer vaterländischen Reform zu erkennen glaubte, und nur dann hatte er sich Erfolg von diesem Keim versprochen, wenn die Nation und ihre besten Kräfte seine Pflege übernehmen wollten. Nicht mehr reellen Erfolg hatte „die preußische Verfassung und das Patent vom 3. Februar 1847" (1847); die ernste Mahnung dieser Schrift wurde ebenso sehr von der preußischen Regierung überhört, wie die, welche er eben an die deutsche Nation gerichtet hatte, von dieser. Ganz anders wirkte „die Adresse an die Schleswig-Holsteiner", die im Juli 1846 von Heidelberg ausging und Gervinus zum Verfasser hatte; sie gab den Anstoß zu jener Agitation, in welcher das deutsche Volk zum ersten Mal gemeinsames Handeln versuchte. Ueberhaupt durfte Heidelberg damals als ein Centrum politischer Ideen gelten, schon vor 1848 nahm manche Initiative zu für ganz Deutschland wichtigen Schritten hier ihren Ausgang. Auch der Gedanke, die hervorragendsten Politiker und Gelehrten an einem öffentlichen Blatte zusammenwirken zu lassen, ist hier entstanden und hat hier Leben gewonnen. Im Anfang 1847 erschien das Programm der „Deutschen Zeitung", von Gervinus verfaßt, vom 1. Juli an das Blatt selbst, von Gervinus, Häusser, Höfken, Mathy und Mittermaier herausgegeben, von Gervinus als Redacteur unterzeichnet. Der Erfolg dieser Zeitung, deren gebildeter Ton und höheres Wesen sonderbar auffiel, ist bekannt, ebenso, daß bis zum Juli 1848 fast alle Leitartikel aus der Feder von Gervinus flossen, daß er vom 21. November desselben Jahres bis zum 23. Mai 1849 die bedeutendsten Auslassungen derselben geschrieben. Gervinus' politische Ansicht und Haltung kann ohne diese Aufsätze nicht verstanden werden, aber es hieße die Geschichte der Nationalversammlung erzählen, wollte man darlegen, wie im Einzelnen seine häufig isolirte Meinung gelautet, wollte man erklären, wie er, der ein entschiedener Anhänger des constitutionellen Staats gewesen, dazu kam, das Heil der Zukunft mehr in der unausbleiblichen Entwickelung demokratischer Ideen zu finden. An der Gestaltung der politischen Dinge selbst hat er unmittelbar wenig Antheil genommen; es war freilich dem hohen Ansehen, das er genoß, entsprechend, daß ihn die Hansestädte im März 1848 als Vertrauensmann zum Bundestag sandten, daß er so an dem Verfassungsentwurf der 17 seinen Antheil nahm, daß ihn ein preußischer Wahlbezirk der Provinz Sachsen zum Mitglied der Nationalversammlung wählte. Aber in Frankfurt hielt er sich als stiller Beobachter zurück, er hat nie in der Paulskirche gesprochen und zog es bald vor, sein Mandat niederzulegen, als der praktische Weg verlassen schien; im Juli 1848 trat er aus der Versammlung aus und suchte in einem mehrmonatlichen Aufenthalt in Italien Erholung für seine stark geschwächte Gesundheit. Nach seiner Rückkehr wendete er von Neuem seine Wirksamkeit der „Deutschen Zeitung" zu, deren Redaction er mit seinem Austritt aus dem Parlamente aufgegeben hatte, stand aber den Ereignissen selbst ferner. Nur der schleswig-holsteinischen Sache, deren Förderung er seit 1846 für seine Ehrenpflicht hielt, blieb er unmittelbar nahe; aber vergebens waren die Staatsschriften, die er verfaßte, ohne Erfolg jene Reise nach England, die er im Auftrag der Statthalterschaft 1850 unternahm, ihr dort vielleicht die Hülfe zu verschaffen, die die deutschen Regierungen verweigerten, die das deutsche Volk nicht ersetzen konnte. — Dann kam von Neuem die Zeit, in der sich „der Einzelne mechanisch auf sein Ich zurückzieht"; wieder schien die Nation in die Literatur zurückgeworfen, die sie nach Gervinus' Meinung schon längst mit der

Politik hätte vertauschen sollen. Und nun galt es ihm als höchste Aufgabe, aus der Literatur selbst eine Schule der Politik zu machen. Im April 1849 erschien der erste Band seines Werkes über „Shakespeare", dem bis 1850 drei weitere Bände folgten; die Vorrede sagte klar, wie der Verfasser das Werk genommen wissen wollte: nicht als ästhetischen Genuß, sondern als sittliche Stärkung, „denn selbst die Genüsse des Geistes können der Art sein, daß sie ein Sporn unserer handelnden Thätigkeit und Wirksamkeit werden, daß sie neben Gemüth und Einbildungskraft auch den praktischen Verstand beschäftigen und die Willenskraft zu Entschlüssen bestimmen". So hatte er selbst im Dichter Erholung gefunden, so hoffte er, daß an seiner Hand die Nation durch den Dichter zu sich selbst zurückkehre. Und noch mehr dachte er in diesem Sinne zu wirken durch das große historische Werk, das, wie er sagt, am tiefsten mit seinem ganzen Lebensplane verwebt scheint, mit der Geschichte des 19. Jahrhunderts. Um sich über Idee und Aufbau dieses Werkes klar zu werden, sich mit der Meinung Anderer und der eigenen auseinander zu setzen, schickte er eine „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts" (1853) voraus, eines der merkwürdigsten Bücher, das die neueste Zeit gesehen, eine Geschichtsphilosophie und Zukunftshistorie, vielleicht auch eine Rechtfertigung seiner eigenen demokratischen Ueberzeugung. Nicht von den ernsten oder wohlfeilen Angriffen, die dieses Büchlein erfahren hat, kann hier die Rede sein, nur von dem einen Angriff, den die Reaction auf den Verfasser versuchte. Ein unbegreiflicher Schritt der damaligen Regierung Badens wird es immer bleiben, daß sie auf Grund der „Einleitung" die Anklage des Hochverrathes und der Gefährdung der öffentlichen Ruhe und Ordnung durch die Presse gegen Gervinus erhob, fast unbegreiflicher mag denen, die heute die Proceßakten durchgehen, erscheinen, wie das Mannheimer Hofgericht sich zu der Frage stellte, nur das Specialvotum Brauer's, die Reden des Angeklagten und seines Vertheidigers könnten ihn anziehen. Der Proceß, mit so viel Emphase von der Staatsanwaltschaft begonnen, führte zu einer partiellen Verurtheilung und schloß mit einer Cassation des Urtheils durch das Oberhofgericht, das die Incompetenz der bisher angerufenen Gerichte erklärte. Damit hielt es auch die badische Regierung für gerathen, von weiteren Schritten abzustehen, nur die Genugthuung, Gervinus zunächst die venia legendi zu entziehen, konnte sie sich nicht versagen. Auf diesen selbst machte die Sache wenigstens momentan einen verbitternden Eindruck, doch durfte er an der Theilnahme der ganzen Nation erkennen, wie tief er im Herzen des Volkes lebte. Von nun an widmete er sich fast ganz der wissenschaftlichen Arbeit, von der politischen Entwickelung nicht völlig abgewendet — wie er 1860 noch einmal daran gedacht hat, die Deutsche Zeitung zu erneuern — und bewältigte mit erstaunlicher Kraft und Ausdauer den ungeheuren Stoff, den die „Geschichte des 19. Jahrhunderts" ihm zuführte. In 11 Jahren (1855—1866) erschienen acht Bände derselben, die freilich nur bis zur Julirevolution herabgehen. Das großartig angelegte Werk sollte ein Torso bleiben; in tiefer Verstimmung über den Gang der politischen Dinge wendete er sich von ihm ab und suchte noch einmal Erholung für Gemüth und Körper im Süden. Unter der angestrengtesten Thätigkeit für sein Geschichtswerk war er in den letzten Jahren eifrig bedacht gewesen, die Tonwerke Händels in Deutschland „zurückzubürgern". Die Anregung zu der Statue, die dem Tondichter in seiner Vaterstadt Halle gesetzt wurde, zu der Gründung einer deutschen „Händelgesellschaft", zu der Herausgabe der Werke Händels durch diese Gesellschaft waren von ihm ausgegangen. Im Zusammenhang mit diesen Bestrebungen nahm er eine Idee hervor, die schon in seinem „Shakespeare" angedeutet worden, und schrieb seine „Parallele zwischen Händel

und Shakespeare" (1868), die bald zu einer Aesthetik der Tonkunst aufwuchs. Und gleichzeitig waren die Gedanken des rastlosen Mannes auf eine Umarbeitung seiner „Geschichte der deutschen Dichtung" gerichtet, der seine letzte Thätigkeit gewidmet sein sollte. Es ist noch in Aller Erinnerung, wie er dem ersten Band jene Vorrede mitgab, die mitten in dem nationalen Aufschwung des großen Krieges seine muthige Wahrheitsliebe ihm abrang. Daß sie tief verletzen mußte, ist natürlich. Daß sie nicht mit dem tactvollen Schweigen aufgenommen wurde, wie es diesem Manne gegenüber sich ziemte, ist wohl zu beklagen. Immer aber wird es ein dankbares Andenken schmerzen, daß er, der (wie Jakob Grimm von ihm sagt) so tapfer für die Herrlichkeit des Vaterlandes gestritten, in offenem Zwiespalt mit seinem Volke geschieden. Noch bevor die Erregung, die in den „hinterlassenen Schriften" so fühlbar nachklingt, sich mildern konnte, ist Gervinus am 18. März 1871 einem fast jähen Tod erlegen. — Niemand hat mit besserem Wort in wenigen Strichen das Bild dieses seltenen Mannes gezeichnet, als der Sohn Wilhelm Grimm's: „Gervinus war einer noch vom alten Adel der Literatur. Er stand für sich und auf sich allein. Für ihn gab es nur ein Interesse: geistige Arbeit höchster Art zum Besten des Vaterlandes. Ihm kam es niemals auf Gunst, Einfluß bei Mächtigen, Ehren und Titel an. Er war gewohnt, zur Nation zu reden und von ihr gehört zu werden. Mit den Besten seiner Zeit in innigem Verkehr, gekannt und geachtet überall, durfte er das volle Bewußtsein hegen, so viel als irgend Andere, die neben ihm arbeiteten, zur Erhebung Deutschlands zu eigener politischer Rangstellung beigetragen zu haben, durfte auch aus eigener Macht die Befugniß sich vorwegnehmen, bis an's Ende seiner Tage die eigene Meinung heilig zu halten, wie er früher und von Anfang an gethan." (Das Verzeichniß der Schriften von Gervinus findet sich am vollständigsten bei „Gervinus von Richard Gosche", Leipzig 1871. Die über ihn in der letzten Zeit erschienene Literatur ist am genauesten verzeichnet in „Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins", Band 25 und in der „Germania", Band 17.) Aug. Thorbecke.

Karl Freiherr von Geusau,

einem in Thüringen begüterten Geschlechte von altem Adel entsprossen, von welchem einzelne Glieder in Baden die höchsten Militair- und Hofchargen bekleideten, trat 1795 aus holländischen in die badischen Dienste als Generallieutenant, wirklicher Geheimerath und Oberstkammerherr. Er war am 8. Dezember 1741 in Karlsruhe, wo sein Vater als General des schwäbischen Kreises und badischer Oberjägermeister lebte, geboren, aber in holländische Dienste getreten, war dort bis zum Obersten aufgestiegen, als welcher er 1794 Commandant der Festung Breda geworden, und hatte diese in rühmlicher Weise gegen den französischen General Lemaire bis zu der von den Generalstaaten befohlenen Capitulation gehalten. Im badischen Dienste wurde er, mit dem persönlichen Vertrauen der Großherzoge Karl Friedrich, Karl und Ludwig beehrt, hauptsächlich in den innersten Familienangelegenheiten zu Missionen an auswärtige Höfe ꝛc. verwendet. Als im Frühjahr 1808 Markgraf Ludwig (s. d. A. H. v. Porbeck) seine Stellen als Leiter der militairischen Angelegenheiten niederlegte, wurde Geusau am 7. März, unter Ernennung zum General der Cavalerie, Kriegs-Minister, in welcher Eigenschaft er die Einführung der französischen Organisation des badischen Kriegswesens leitete. Er schied jedoch schon am 17. September 1808 aus dieser Stellung und wurde am 26. Oktober zum Chef und Inhaber des Husaren-Regiments, 1811 zum Großhofmeister ernannt und starb am 8. Februar 1829 zu Karlsruhe, 88 Jahre alt. Die durchgreifenden Veränderungen, welche während seiner Dienstführung als Kriegs-

Minister und bis zum Frühjahr 1810 perfect wurden, sind folgende: Die bisherigen preußischen Dienst- und Exercier-Reglements, die innere Gliederung und Formation der Truppenkörper, die Gradzeichen und die Ausrüstung wurden ganz in die französischen umgewandelt. Die Infanterie-Regimenter zu 2 Bataillonen à 6 Compagnieen (1 Grenadier-, 4 Füsilier-, 1 Voltigeur-Compagnie) erhielten Nummern nach der Rangfolge ihrer Inhaber; und zwar wurde das Leib-Infanterie-Regiment Großherzog jetzt No. 1, Erbgroßherzog No. 2, das Regiment Markgraf Ludwig wurde v. Harrant No. 3, das Regiment v. Harrant wurde vacant No. 4. Nachdem am 15. August 1808 ein aus dem 1. Bataillon des 3. und dem 2. Bataillon des 4. Regiments combinirtes Regiment nach Spanien abmarschirt und dort 1809 zu einem definitiven Regimentsverband vereinigt war, erhielten die zurückgebliebenen zwei Bataillone, gleichfalls vereinigt, die Benennung Infanterie-Regiment Graf Wilhelm v. Hochberg No. 3, das Regiment in Spanien wurde Regiment v. Porbeck, sodann v. Neuenstein No. 4. Die vier Garnisons-Regimenter unter Zutheilung der Mannschaften zu den Feld-Regimentern wurden aufgelöst und dafür für jedes der letzteren ein Depot zu 2 Compagnieen zur Einübung der Ersatzmannschaften für die ins Feld gerückten Regimenter errichtet. Die 1804 bei den Compagnieen errichteten Scharfschützen gingen wieder ein. Das Jäger-Bataillon erhielt 1810 die Benennung: leichtes Infanterie-Bataillon v. Lingg. Das leichte Dragoner-Regiment wurde leichtes Dragoner-Regiment v. Freystedt. Die Artillerie zählte 3 Fuß- und 1 reitende Compagnie, jede 1 Batterie zu 8 Geschützen bedienend. Das ganze badische Truppencorps, welches 1805 6500 Mann zählte, erreichte bis 1810 eine Stärke von 12,000 Mann (s. d. A. Schäffer.) Auch das Gesetz über die Militair-Pflichtigkeit wurde aufgehoben und 1808 das strengere Conscriptionsgesetz französischen Musters eingeführt.

Karl Freiherr von Geusau, der Sohn desselben, der, am 2. März 1775 in Karlsruhe geboren, in badischen Diensten bei der Garde du Corps die Feldzüge 1793—1796 mitgemacht hatte und 1797 in preußische Dienste getreten war, wurde 1808 als Reisecoberstallmeister in Karlsruhe angestellt, 1812 Oberst und Flügel-Adjutant der Cavalerie, 1813 Oberstallmeister und General-Adjutant, sodann General-Major und 1814 Commandeur der Garde du Corps. Er starb am 13. Februar 1826 in Karlsruhe. L. Löhlein.

August Friedrich Gfrörer.

Der Sohn strengkirchlicher protestantischer Eltern, ist Gfrörer am 5. März 1803 in der württembergischen Oberamtsstadt Calw geboren; er theilte mit manchem schwäbischen Theologen das Schicksal, daß er, dem elterlichen Wunsche gehorsam, ohne innere Neigung das Studium der Theologie ergriff, und er machte den in seiner Heimath dafür üblichen Bildungsgang durch. Von 1817—1821 Zögling eines sogenannten niederen Seminars (in Blaubeuren), 1821—1825 Studirender der Theologie im höheren evangelischen Seminar (Stift) zu Tübingen, brachte Gfrörer die Jahre 1825 (vom Herbst an) bis Ende 1827, zum Theil mit Staatsunterstützung, auf Reisen in der Schweiz und in Italien, zu seiner weiteren Ausbildung in den neueren Sprachen und in den geschichtlichen Fächern zu, deren Studium ihn mehr und mehr anzog. Die französische Sprache eignete er sich während eines anderthalbjährigen Aufenthaltes in Lausanne und Genf, die italienische während einjährigen Verweilens zu Rom und Neapel an. Von Bedeutung für seinen Entwickelungsgang war sein Verhältniß zu Herrn v. Bonstetten, mit dem er, als dessen Gesellschafter, im Jahr 1826 zu Genf an der Ordnung und Herausgabe seiner Schriften arbeitete, und dessen erfolgreichen Bemühungen Gfrörer

die Verwilligung der königlichen Unterstützung auf seiner Reise nach Italien zu verdanken hatte. Als einer der Ersten seiner Promotion wurde Gfrörer 1828 zum Repetenten am Tübinger Stift, 1829 zum Stadtvicar in Stuttgart berufen. Der Eintritt in die theologische Praxis brachte Ueberzeugung und Entschluß vollends zur Reife, daß er einer Laufbahn entsagen müsse, für die er, der mit dem Offenbarungsglauben völlig gebrochen hatte, nicht den geringsten inneren Beruf in sich fühlte. Ein Motiv, das er auch, neben der Hinweisung auf seine literarische und sprachliche Befähigung, mit Nachdruck bei seiner Bewerbung um die Stelle eines dritten Bibliothekars an der k. öffentlichen Bibliothek in Stuttgart, betonte. In dieser Stellung, die ihm 1830 übertragen wurde, war es Gfrörer möglich, sich mit seiner riesigen Arbeitskraft, ohne daß diese durch die, seiner Begabung weniger zusagende mechanische oder organisatorische Thätigkeit des bibliothekarischen Berufs sehr stark in Anspruch genommen worden wäre, der Literatur und dem Geschichtsstudium zu widmen. Unter dem Pseudonym Ernst Freymund mit einer Reihe von Aufsätzen über die Lage Europa's („Geschichte unserer Tage". 1830—1831) in die schriftstellerische Laufbahn eingetreten, stand Gfrörer in seiner ersten größeren Arbeit („Philo und die jüdisch-alexandrinische Theosophie". 1831) noch wesentlich auf dem Standpunkt des vulgären Rationalismus und gelangte, selbst nach dem abschwächenden und übertünchenden Urtheil seiner späteren Parteigenossen, zu „Resultaten, die mit der christlichen Lehre nicht immer im Einklang stehen". In der Vorrede zu der sieben Jahre später erschienenen „Geschichte des Urchristenthums" (1838. 3 Bde.) verwahrt sich zwar Gfrörer gegen Lob oder Tadel der Bundesgenossenschaft mit der kritischen Schule. Er will kein Vorläufer des modernen Vorkämpfers negativer Wahrheit sein, will für die beiderseitige Methode in der Beweisführung und für das Endergebniß himmelweite Verschiedenheit beanspruchen; wiewohl er das Bekenntniß hinzufügen muß, daß er in vielen Punkten mit Strauß zusammentrifft. Wie wenig aber dieser von Gfrörer gepredigte „durch klare Beweise gestützte historische Glaube an eine außerordentliche, wenn man will übernatürliche Erscheinung", den er als Ergebniß seiner wesentlich eklektischen Methode der Strauß'schen Verneinung entgegenhalten will, wirklich geeignet war, „den Empfindungen zu genügen, die von jeher eifrige, doch zugleich verständige Christen gegenüber dem Stifter der Kirche fühlten"; daß vielmehr Gfrörer sich in dem Bewußtsein nicht täuschte, es werde Manches darin vorkommen, was rechtgläubigen Ohren sehr wehe thun mußte, das spricht, mit seltsam prophetischem Scharfblick, eine der milden Richtung innerhalb des orthodoxen Protestantismus angehörende Stimme aus. „Christenthum und Kirche sind für Gfrörer, jenes nur eine Verklärung des Irdischen in der Seele seines Stifters, dieses nur eine Sammlung von Mißverständnissen seiner ersten Anhänger und ein historisches Moment in der politischen Entwicklung der Völker. Aber wenn trotzdem das Christliche nicht aufhören wird, eine Erlösung zu sein, so wird seine Wahrheit auch Gfrörer einst noch frei machen . . . In der That, wir glauben, wenn der Geschichtschreiber des Urchristenthums mehr Christ sein wird als Politiker, dann wird sich auch in seiner Geschichte eine große schädliche Lücke füllen, und eine andere heilsame bilden. Möge diese Hoffnung eine Prophezeiung sein". Wenn der allmähliche Uebergang Gfrörer's, dessen Bekenntniß von der Person Jesu in seiner Geschichte des Urchristenthums fast wörtlich wie die bekannte Formel des drei Jahrzehnte jüngeren französischen „Lebens Jesu" lautet, wenn sein Uebergang zu immer positiveren religiösen Anschauungen, von dem seine klerikalen Biographen sprechen, auch wesentlich auf eine äußerliche Anerkennung der Erfolge des Christenthums zurückgeführt werden muß, in welchem er „im

höchsten Grade einen Gegenstand des öffentlichen Wohles" erkannt wissen wollte, so ist allerdings um so unbestreitbarer eine mehr und mehr hervortretende blinde Achtung und Bewunderung vor den Institutionen der katholischen Kirche. Wie wenig aber bei einer so kräftigen und ehrlichen, in beständiger Opposition sich entwickelnden und sich gefallenden Natur, der Wechsel der religiösen Lebensanschauung gleichbedeutend war mit völliger Unterwerfung unter die neue Autorität mit allen ihren Ansprüchen und Consequenzen, zeigt unter Anderem sein Urtheil über den Jesuitenorden. Gfrörer selbst hat zwar in der 3. Auflage seines „Gustav Adolf" (1. Aufl. 1837; 3. Aufl. 1852; 4. Aufl., besorgt von Onno Klopp 1863), die noch ein Jahr vor seinem Uebertritt erschien, die bedenklichsten Stellen ausgemerzt; die frische Charakteristik der ersten Auflage ist zu einer farblosen, abgeblaßten abgeschwächt worden. Bei solchen Concessionen blieb es aber auch. Ein Freund und Vertheidiger der Jesuiten ist Gfrörer nicht geworden. Das Großartige und das Imponirende an dem Orden ist für ihn, neben seiner Organisation, eben nur die Klugheit in der Wahl und Berechnung der Mittel für seine Zwecke. In dem Vorschlag, den Gfrörer im Frankfurter Parlament zur Wiedervereinigung der beiden größeren Confessionen in Deutschland machte, verlangte er ausdrücklich die Zusicherung von Seiten des päpstlichen Stuhles, daß nie Jesuiten, Redemptoristen und Liguorianer sich auf deutschem Boden niederlassen dürfen. Und wenn ein Geschichtschreiber des Convertitenthums meint, auch Gfrörer dürfte seine frühere Ansicht über den Jesuitenorden nachmals geändert haben, so beweisen wenigstens die nach seinem Tode aus seinem Nachlaß von dem Grazer Professor J. B. Weiß herausgegebenen Vorlesungen über die „Geschichte des 18. Jahrhunderts" (1862—1873. 4 Bde.) das Gegentheil. Gfrörer bekennt sich in diesen Vorlesungen überhaupt zu einem freieren Standpunkt, so daß der Herausgeber ihn gegen manche Katholiken in Schutz nehmen muß, denen er nicht katholisch genug war. Allmählich mehr und mehr ein schlechter Protestant geworden, ist Gfrörer damit keineswegs ein correcter Katholik gewesen. Er war und blieb vom „protestantischen Sauerteig" stark durchdrungen, und das protestantische Bewußtsein bricht nicht selten auch in seinen späteren Schriften durch. Der Werth der Zugeständnisse, die Gfrörer später etwa gemacht hat oder noch hätte machen sollen, wird auch am meisten durch die autoritative Bedeutung beeinträchtigt, die er selbst für seine historische Methode und für deren Ergebnisse schon in seinen ersten Werken in Anspruch nimmt, welche noch vorherrschend destructiven Charakter an sich tragen. Fühlte sich doch Gfrörer fast wie im Alleinbesitz eines historischen Arcanums, als Meister in der „Kunst historischer Mathematik, auf welche sich nur sehr wenige Gelehrte verstehen", bewegte sich doch seine historische Forschung von Anfang an nur auf „sturmfestem Boden". Nur schade, daß Gfrörer selbst mitunter den sturmfesten Boden zu verlassen und die Resultate seiner historisch-mathematischen Untersuchungen aufzugeben für gut fand. In der That, man hat am wenigsten bei der Würdigung der Gfrörer'schen Geschichtsforschung ein Recht, vornehm absprechende Seitenblicke auf das „boshafte Zwergengeschlecht der modernen Schwätzer und auf die Generalpächter der exacten Geschichtswissenschaft" zu werfen. Die thatsächlichen Vorzüge der Gfrörer'schen Geschichtschreibung sind auch von seinen wissenschaftlichen Gegnern jederzeit anerkannt worden: Eine selbständige geniale Auffassung der Dinge in ihrem inneren Zusammenhang, eine treffende Charakteristik der Verhältnisse und Personen, Frische und Lebendigkeit der Sprache, sichere und kräftige Darstellung. Aber diese Selbständigkeit des Urtheils pflegt gewöhnlich aufzuhören, sobald der confessionell beschränkte Standpunkt Gfrörer's mit in Betracht kommt, und sie artet nicht selten in ein willkürliches Spiel mit den

einseitig benützten, zu den gewagtesten Combinationen über die innersten und geheimsten Absichten und Motive der handelnden Personen verwertheten Quellen aus. Der Mangel an der soliden Grundlage eines, den ganzen Stoff beherrschenden Quellenstudiums und die Einseitigkeiten einer von dem, dem eigenen Standpunkte homogenen Theil der Quellen fast gänzlich geleiteten Darstellung, machen sich vornehmlich da geltend, wo sich Gfrörer auf ein seinen Fähigkeiten und seiner individuellen Begabung ferner gelegenes Gebiet wagt. Besonders charakteristisch für die Gfrörer'sche Geschichtsauffassung ist die Neigung, überall in Trug und List, in Ränken und Tücken die innersten und letzten Triebfedern bei den Handelnden, in einer ewigen Verkettung von Intriguen und Machinationen die wahrsten und fast einzigen Factoren der Geschichte zu erkennen. Mit dieser Auffassung hängt ein sichtbares Wohlgefallen zusammen, mit dem seine Feder bei der Kennzeichnung des Schlechten, bei der Darstellung der Schwächen und Gebrechen verweilt, ohne daß diese, immer mit scharfem Blick erkannt, jederzeit auch die verdiente sittliche Verurtheilung finden. Die Sprache in Gfrörer's Schriften leidet nicht selten an überflüssigen Wiederholungen und breiter Wortfülle, die Darstellung an der Einflechtung des zu Grunde liegenden Materials in die Mittheilung der Ergebnisse. Manche Trivialitäten und Vulgaritäten in den nachgelassenen Schriften mögen wohl nicht für den Druck bestimmt, sondern auf den Effekt des Augenblicks beim mündlichen Vortrag berechnet gewesen sein. Mit einer an Unfehlbarkeitswahn streifenden Hartnäckigkeit und mit einem, bis zu den gehässigsten Angriffen auf den Gegner sich fortreißen lassenden, Eigensinn hielt Gfrörer an dem einmal ausgesprochenen Urtheil fest. Auch in den Schriftstücken, die aus seiner amtlichen Stellung und seinem collegialen Verhältniß vorhanden sind, gibt sich mitunter eine jeder Concession schlechthin unzugängliche Unbeugsamkeit zu erkennen, die sich von einer Position nach der anderen durch die Macht der Beweise sich zurückgedrängt sehend, lieber in einer rechthaberischen Wortklauberei und Silbenstecherei gefällt, als zum Nachgeben und zum Eingeständniß des Irrthums bewegen läßt. Ihren tieferen Grund hatte diese Erscheinung offenbar in der leicht reizbaren Empfindlichkeit eines krankhaft angelegten, durch die Unbehaglichkeiten einer engen, nicht sorgenlosen Existenz gesteigerten Ehrgefühls, und in einem, auch im Privatleben ihn begleitenden, Mißtrauen vor Intriguen, Beeinträchtigung und Bedrückung. Gfrörer zeichnete sich durch eine außerordentliche schriftstellerische Productivität aus. Seine bedeutendsten außer den schon genannten Schriften sind: seine Allgemeine Kirchengeschichte (1841—1846. 4 Bde.), die bis zu Heinrich IV. reicht; eine Untersuchung über Alter, Ursprung und Werth der Decretalen des falschen Isidorus (1848); Geschichte der ost- und westfränkischen Karolinger (1848. 2 Bde.); Urgeschichte des menschlichen Geschlechts (1855. 2 Bde.); Papst Gregor VII. und sein Zeitalter (1859—1861. 7 Bde.) Nach seinem Tode hat aus seinem Nachlaß der Grazer Professor Weiß, in Freiburg als Privatdocent neben Gfrörer thätig und mit ihm nahe befreundet, Gfrörer's Vorlesungen herauszugeben begonnen. Bis jetzt erschienen sind davon: Geschichte des 18. Jahrhunderts (s. oben); Zur Geschichte deutscher Volksrechte (1866. 2 Bde.); Byzantinische Geschichten (1872—1874. 2 Bde.) Im Herbste 1846 als Professor der Geschichte an die Universität Freiburg berufen, nahm Gfrörer als Abgeordneter des 6. Wahlbezirks des württembergischen Donaukreises Theil am Parlament, und kehrte erst im Herbst 1849 auf eine kategorische Weisung der Regierung nach Freiburg zurück. In Uebereinstimmung mit seiner kirchlichen Anschauung gehörte Gfrörer der großdeutschen Partei an und war ein fanatischer Gegner Preußens. Bekannt aus seiner parlamentarischen Thätigkeit ist nur jener verunglückte Antrag auf Wiedervereinigung der

Katholiken und Protestanten, dessen einzelne Artikel nach rein äußerlichen Opportunitätsrücksichten ausgewählt sind und wenig Sinn für die tieferen religiösen Unterschiede beider Confessionen verrathen. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen widersetzte sich Gfrörer der Verlegung des Parlamentes nach Stuttgart aus allen Kräften, da er sie für eine verderbliche Maßregel hielt. Ein Anfall von Gallenfieber, das ihm der Aerger über die Verlegung zugezogen hatte, veranlaßte ihn zu einer Badecur in Homburg im Sommer 1849. Die Vertreibung des Rumpfparlamentes aus Stuttgart suchte er zu befördern. Auch nach dessen Sprengung blieb Gfrörer in Stuttgart, weil er wegen der „immer noch dauernden Empörung" nicht ohne Lebensgefahr nach Freiburg zurückkehren zu können glaubte. Gfrörer's Familie hatte sich über die Revolutionszeit in Straßburg aufgehalten. Während dort seine Frau und seine Kinder zum Katholicismus übertraten, zögerte Gfrörer selbst mit diesem Schritt aus scheuer Rücksicht auf die öffentliche Meinung und wartete erst einen dramatisch feierlichen Augenblick dafür ab. Als er am 27. November 1853, dem Tage, an welchem in den katholischen Kirchen Badens der bekannte Hirtenbrief des Erzbischofs Hermann v. Vicari verlesen wurde, das katholische Glaubensbekenntniß ablegte, da konnte ja mit einigem Schein für einen solchen Schritt die Bedeutung selbstloser Hingebung an die heilige Sache der bedrängten Kirche in Anspruch genommen werden. An dem badischen Kirchenstreit nahm Gfrörer, der tägliche Gast Erzbischof v. Vicari's, hervorragenden Antheil mit der vollen Heftigkeit der dem Convertiten eigenen Intoleranz gegen Andersgläubige. In der publicistischen Thätigkeit fühlte sich Gfrörer dabei „wie zu Hause". Im Sommer 1861 wegen eines heftig auftretenden Leberleidens in Karlsbad Heilung suchend, starb er dort an hinzugetretener Wassersucht am 6. Juli 1861, mit Hinterlassung einer zahlreichen Familie. „Ein Mann, gebaut wie Herkules, mit einer prachtvollen Stimme", mit diesen Worten faßt ein College den Eindruck seiner äußeren Erscheinung bei seinem Amtsantritt in Freiburg zusammen; „eine Persönlichkeit von ungewöhnlichen Eigenschaften", lautet ein gewichtiges Urtheil über seine geistige Bedeutung: ein nicht geringes Talent werden auch seine entschiedensten Gegner ihm einräumen; daß er mit demselben argen Mißbrauch getrieben, werden die Meisten derer zugeben, die ihn loben. Mit der pietätsvollen Verehrung des Gesinnungsgenossen und Verwandten — das mag mit Rücksicht auf jene Leser, die auch eine solche Stimme hören wollen, bemerkt werden — ist ein Nekrolog in der Revue catholique de Louvain 1861 geschrieben, der Gfrörer's Schwiegersohn zum Verfasser hat, den Löwener Professor Paul Alberdingk Thijm.

M. Gmelin.

Karl Christian Gmelin.

Dem badischen Zweige der in der Gelehrtenwelt vielfach vertretenen, ursprünglich aus Weilheim stammenden (scherzweise sogar von dem Römer Urbanus Lentulus — „Gemächlin" — hergeleiteten) Familie Gmelin entstammen zwei in größeren Kreisen bekannt gewordene Männer, der Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin (s. d. folg. Art.) und der besonders als Verfasser der Flora Badensis-Alsatica gekannte Karl Christian Gmelin; beide waren Söhne des Pfarrers Isaak Gmelin zu Badenweiler, wo überhaupt während zwei Jahrhunderten Glieder dieser Familie als protestantische Geistliche ansässig waren. — Am 18. März 1762 daselbst geboren, brachte Karl Christian Gmelin auch die ersten 16 Jahre seines Lebens in der Heimath zu, da er bei seinem Vater und in der Lateinschule der nahe gelegenen Stadt Müllheim einen gründlichen wissenschaftlichen Unterricht erhalten konnte, welcher ihn befähigte, schon im Jahre 1778 die Universität Straßburg zu beziehen. Dort studirte er während der nächsten

vier Jahre und sodann in Erlangen weitere zwei Jahre lang Medicin, allerdings schon damals mit entschiedener Bevorzugung der Naturwissenschaften. Im Jahre 1784 erwarb er sich an letzterem Orte den Doctorgrad und in Karlsruhe die Licenz als practischer Arzt, fast gleichzeitig aber auch die Anstellung als Lehrer der Naturgeschichte an dem Gymnasium daselbst, ein Amt, welches er neben seinen anderen Verwendungen bis zum Jahre 1834, also volle 50 Jahre versah. — Im Jahre 1786 wurde ihm noch ein anderer Dienst übertragen, in welchem er unermüdlich bis zu seinem Lebensende thätig war, nämlich die Direction des fürstlichen Naturalien-Cabinets und die Aufsicht über die botanischen Gärten. Als die markgräfliche Regierung im Jahre 1789 von der Krone Spanien die damals nicht leicht zu erlangende Erlaubniß erhielt, eine Heerde Merinos-Schaafe ankaufen zu lassen, und zu diesem Zwecke der damalige Kammer-Auditor Volz abgesandt wurde, erbat sich Gmelin Urlaub und Geld-Unterstützung, um die Reise mitmachen und sie zu wissenschaftlichen Zwecken ausnützen zu können. Seine vorzugsweise botanischen Studien beschränkten sich dabei nicht auf die Gärten von Madrid, Aranjuez, Valencia und Montpellier, sondern erstreckten sich namentlich auch auf die spanische Flora und die der Pyrenäen; auch hätten sie wohl noch länger gewährt, wenn nicht die verhängnißvollen Ereignisse jenes Jahres den Rückweg durch Frankreich zu versperren gedroht hätten. Die Stürme der französischen Revolution ließen ihm auch nach der Rückkehr nur wenig Zeit zur stillen Berufsthätigkeit. Galt es ja doch die werthvollen markgräflichen Sammlungen vor der drohenden Plünderung zu schützen. Sorgsam unter Gmelin's Leitung verpackt, wurden sie (auch das physikalische und das Münzcabinet, die Gemälde- und Kupferstich-Sammlung, wie endlich der werthvollste Theil der Hofbibliothek waren dem Naturalien-Cabinet angeschlossen worden) von ihm 1794 nach Ansbach geleitet und blieben daselbst auf dem kurz nachher neutralisirten preußischen Gebiete bis zum Jahre 1797. Gmelin benützte diese $2^1/_2$ Jahre zur Wiederaufnahme seiner Studien in dem nahen Erlangen und zwar vorzugsweise bei dem dortigen bekannten Botaniker Schreber. Bald nach der Heimkehr wurde ihm die Visitation der Apotheken und die Theilnahme an der Prüfung der Aerzte und Pharmaceuten übertragen. Nachdem er schon 1797 zum Hofrath ernannt worden war, wurde er 1803 Mitglied der damals neu errichteten General-Sanitäts-Commission, 1808 Geheimer Hofrath und 1814 Mitglied der Bergwerks-Commission. Als nach dem Tode seines warmen Gönners, des Großherzogs Karl Friedrich, das Interesse für die Naturwissenschaften am Hofe etwas mehr in den Hintergrund trat, fühlte sich Gmelin in seiner Stellung beengt, später auch wirklich zurückgesetzt und beschränkte sich immer mehr auf stille Berufsarbeit. Erst in den letzten Lebensjahren fühlte er sich wieder neugestärkt, als mit dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold, welcher ihn auch alsbald zum Geheimen Rath II. Classe ernannte, seiner Thätigkeit wieder wärmere Theilnahme gewährt wurde. Als aber im Jahre 1834 seine treue Lebensgefährtin, eine geborene Herbst, der schon 1823 vorangegangenen einzigen Tochter (verheirathet an den späteren Generallieutenant Friedrich Hoffmann) nachfolgte, da ließ auch bei ihm die bisher rüstige Kraft nach, und am 26. Juni 1837 erlag er im 76. Jahre der Altersschwäche. In einem Maaße, wie es nur Wenigen zu Theil zu werden pflegt, hat Gmelin das Glück genossen, am Abend seines Lebens auf reiche und dauernde Erfolge seiner emsigen Arbeit zurückschauen zu können. Als Lehrer ward ihm die Freude, einen Alexander Braun aus der Zahl seiner Schüler hervorgehen und den Lieblingsschüler, welchem er schon 1824 in öffentlicher Prüfung seine große Zukunft vorausgesagt hatte, später zum vielbewährten Freunde werden zu sehen. In

dem wachsenden Reichthum des Naturalien-Cabinets, welcher schon damals die gegebenen Räume, besonders im mineralogischen Theile, zu überfüllen begann, lagen die Beweise seines überlegten Sammeleifers deutlich vor. Und wenn der botanische Garten damals in den Kreisen der Naturforscher in hohem Ansehen stand, so war dies einmal der unmittelbaren botanischen und schriftstellerischen Thätigkeit Gmelin's zu verdanken, dann aber auch ganz besonders dem glücklichen Griff, den Gmelin mit der Berufung des trefflichen Hofgärtners Johann Michael Schweyckert aus Pforzheim gethan hatte, dessen Andenken noch manche schöne Baumgruppe in der Umgebung Karlsruhes ehrt und dem er die Gattung Schweyckerta widmete. Dem Garten galten auch — abgesehen von der Inaugural-Dissertation über die Farrnkräuter (consideratio generalis filicum 1784) — Gmelin's erste Schriften: die beiden Auflagen des Catalogus plantarum horti Carlsruhani von den Jahren 1791 und 1800, welcher 1811 noch ein Hortus Magni Ducis Badarum Carlsruhanus von seiner Hand folgte. — Eine im Jahre 1805 begonnene und mit zahlreichen sorgfältig colorirten Kupfern versehene „Gemeinnützige systematische Naturgeschichte" hörte mit dem Jahre 1815 auf zu erscheinen, nachdem sie in fünf Bänden die vier Classen der Wirbelthiere in ausführlicher Darstellung gebracht hatte. Ebenfalls im Jahre 1805 erschien der erste Band seines Hauptwerkes, der Flora Badensis Alsatica et confinium regionum cis et transrhenana. Mit den 1806 und 1808 folgenden Bänden waren einschließlich des 1826 erschienenen Supplementbandes die phanerogamischen Pflanzen abgeschlossen. Das Werk war durch gute Speciesbeschreibung und sorgfältige Citation der älteren Literatur für seine Zeit mustergültig. Die Beschreibung der badischen Kryptogamen wollte er unter Mitwirkung Alexander Braun's folgen lassen, doch blieb die Arbeit unvollendet, da bei seinem Tode erst wenige Bogen gedruckt waren. — Einen ganz besonderen Werth legte Gmelin noch in späten Jahren auf sein im Jahre 1809 erschienenes Buch: „Ueber den Einfluß der Naturwissenschaften auf das gesammte Staatswohl", in welchem er mit dem Motto „sic non verbis et titulis sed rebus respublica regitur" allerlei für die damalige Zeit kühne Wahrheiten verkündete, aber auch manchen später bewährten Rath ertheilte, vor Allem den auf geologische und botanische Beobachtungen gegründeten, in der Pfalz, ferner bei Kandern und endlich in der Baar nach Steinsalz zu suchen. — Ebenso unmittelbar practische Zwecke verfolgte seine im Februar des Theurungsjahres 1817 veröffentlichte Schrift: „Nothhülfe gegen Mangel aus Mißwachs oder Beschreibung wildwachsender Pflanzen, welche bei Mangel der angebauten als ergiebige und gesunde Nahrung für Menschen und Thiere gebraucht werden können, nebst Vorschlägen, den Folgen des Mißwachses vorzubeugen und die Landes-Cultur zu verbessern". — Von kleineren Schriften bleiben dann noch zu erwähnen: eine Beschreibung der badischen Milchblätterschwämme aus dem Jahre 1825 und eine an interessanten Einzelheiten und heißblütigen Bemerkungen reiche Antikritik der Bei- und Nachträge zur Flora Badensis von Dr. Grießelich im Jahrgange 1829 des Geiger'schen Magazins für Pharmacie. Ueber Gmelin's Charakter sagt in dem im Lyceums-Programm von 1837 gegebenen Nekrologe der Historiker K. F. Vierordt: „Er gehörte nicht zu jenen schmiegsamen Männern, die man zumal in einer Residenz fleißig hinhorchen sieht, mit welcherlei Redensarten vornehmer Beifall zu verdienen sei; er hielt sich im Gegentheil zu jeder Zeit sein Urtheil frei und selbständig". — „Sein Lehrvortrag", fährt Vierordt fort, „war ernst und selbst bei den launigen Bemerkungen, die er gern einstreute, änderte sich seine Miene nicht, die dann einen seltsamen Contrast mit dem Sinn der Worte bilden mußte. Auch im Umgang des gewöhnlichen Lebens hatte er etwas Ernsthaftes; aber das hinderte ihn nicht, zur geselligen

Unterhaltung recht viel und meistens mit großer Lebhaftigkeit beizutragen, wozu seine reiche Erfahrung, insbesondere seine häufigen Reisen Stoff genug zu bieten pflegten. Doch darf ich nicht verschweigen, daß seine Erzählungen im Rufe poetischer Ausschmückung standen, besonders in früheren Jahren". — Hebel, sein inniger Freund und eifriger Excursions-Begleiter, hat diese humoristische Seite im Wesen Gmelin's in sehr launiger Weise in der Erzählung von den Maulthier-Barbieren gegeißelt, welche in den neueren Ausgaben seines Schatzkästleins fehlt, aber in der Cotta'schen von 1811 Seite 24 unter dem Titel „Zwei Gehülfen des Hausfreundes" eingereiht ist. An anderen Stellen kommt er als „Schlangenfänger" und als „Steindoctor" vor und in den allemannischen Gedichten erscheint er als „Chrüterma vo Badewiler", der beim Hypnum und Carex schwört. — Für seine Enkel aber zählen die allabendlich erbetenen Erzählungen aus dem reichen Füllhorn seiner humoristischen Phantasie zu den liebsten Kinder-Erinnerungen. Dr. Ad. Hoffmann.

Wilhelm Friedrich Gmelin.

Der ältere Bruder des vorigen ist der Kupferstecher Wilhelm Friedrich Gmelin, zu Badenweiler am 26. November 1760 (und nicht wie alle Conversationslexika behaupten 1745) geboren. Frühe Talent für landwirthschaftliche Darstellung verrathend, machte er eine zehnjährige Lehrzeit in der mehr werkstätteartigen Kunstschule Christian's von Mecheln in Basel durch, hatte aber seine Durchbildung mehr sich selber und fleißigem Studium der Natur und der Technik seines Faches zu verdanken, als der Leitung eines Mannes, der, selbst ein mittelmäßiger Zeichner und Kupferstecher, seinen Schülern keinen gründlichen Unterricht ertheilen konnte. Wie seine Mitschüler, widmete sich Gmelin heimlich dem von Christian v. Mecheln mit äußerster Strenge untersagten Studium einiger in seinem Atelier feilgebotenen trefflichen Gemälde und Kupferstiche. Daß Gmelin während seiner Lehrjahre bald Porträts, bald Landschaften, bald architektonische Gegenstände stechen mußte, war zwar seiner Bildung zum Künstler im Allgemeinen nicht förderlich, hatte aber den Gewinn großer Fertigkeit in der Handhabung seines Instrumentes für ihn; wie man denn schon in einem Theil seiner früheren Blätter den festen und reinen Grabstichel erkennen will, wodurch seine späteren Arbeiten sich auszeichnen. 1788 zu seiner weiteren Ausbildung nach Rom übergesiedelt, folgte er bald nach seiner Ankunft einer Einladung Phil. Hackert's nach Neapel, um dessen damals viel gekaufte, schnell vergessene Veduten zu stechen, kehrte jedoch schon 1790 wieder nach Rom zurück, um künftighin, ganz von dem eigenen Talente geleitet, sich blos an die Natur zu halten. Seine Zeichnungen, die poetisches Gefühl und glückliche Auffassungsgabe bekunden, arbeitete er gewöhnlich in Sepia aus; erst spät machte er, nicht ganz glückliche, Versuche im Coloriren. Während der Revolutionszeit verließ Gmelin Rom und verweilte in Deutschland, wo er besonders in der Dresdener Galerie arbeitete. Die letzten zwanzig Jahre verlebte er wieder in Rom, bis in sein hohes Alter außerordentlich fleißig; hier starb er am 22. September 1820. Unter seinen zahlreichen Stichen, nach eigenen Zeichnungen und besonders nach Claude Lorrain und Poussin, hat Gmelin selbst die Mühle des Claude Lorrain für sein Meisterstück erklärt, während Andere den Albanersee für bedeutender halten. Ein Verzeichniß seiner Stiche gibt Nagler's Künstlerlexikon, wo auch auf einige Literatur verwiesen ist. In manchen seiner späteren Werke wollte man eine harte und zu starke Betonung einzelner Stellen bemerken; um mehr Abdrücke zu gewinnen, schnitt er seine Platten tiefer. Gmelin hat mehrere Maschinen, besonders eine für Kupferstecher, erfunden; auch als Drechsler zeigte er große Fertigkeit. Einen geachteten Namen als

Maler erwarb sich sein einziger Sohn Johann Georg Gmelin, geboren am 3. Februar 1810, der meist in Rom lebte und am 24. Mai 1854 starb. Seine bedeutendsten Gemälde, von denen sich einige auf dem K. Landhause Rosenstein bei Stuttgart befinden, sind bei Müller-Klunzinger (die Künstler aller Zeiten und Völker, II, 254) verzeichnet. M. Gmelin.

Leopold Gmelin.

Als einer der bedeutendsten Naturforscher, welche die ganze Zeit ihrer Wirksamkeit dem Großherzogthum gewidmet haben, verdient Leopold Gmelin eine eingehende Darstellung seines Wesens und Wirkens. Kein Badener oder Pfälzer von Geburt, doch von Abstammung wenigstens aus dem benachbarten Schwaben, zeigte sich dieser hervorragende Gelehrte seit den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Thätigkeit durch gemüthliche Bande mit Heidelberg verknüpft, so daß er selbst die vortheilhaftesten und ehrenvollsten Gelegenheiten vorübergehen ließ, den heimisch gewordenen Wirkungskreis mit einem anderen zu vertauschen. Derselbe war weit mehr, als dies namentlich heute Universitätsprofessoren zu sein pflegen, ein fest eingefügtes Glied des ihn umgebenden engeren politischen Gemeinwesens. — Leopold Gmelin wurde am 2. August 1788 in Göttingen geboren, wo sein Vater, Johann Friedrich Gmelin, als Professor der Medicin wirkte. Dieser entstammte einer weitausgebreiteten, angesehenen schwäbischen Familie (vgl. die vorigen Artikel), und war erst, nachdem er schon in Tübingen seine akademische Lehrthätigkeit begonnenen hatte, einem Rufe nach Göttingen gefolgt, eine Gattin aus dem heimathlichen Lande mit sich führend. Gelehrsamkeit und namentlich der Trieb zur nüchternen Forschung waren in der Gmelin'schen Familie seit lange erblich. Auf dem weit zurückreichenden Stammbaum sind fast nur Aerzte und Juristen, zuletzt eine ganze Reihe von angesehenen oder gar ausgezeichneten Naturforschern zu entdecken. Nicht bloß der Vater von Johann Friedrich war Professor der Medicin, Chemie und Botanik in Tübingen, sondern auch noch zwei seiner Brüder zeigten sich mit rühmlichem Erfolge in den gleichen Richtungen thätig. Einer von den Vorfahren, nach Petersburg als Professor der Botanik berufen, starb auf einer wissenschaftlichen Reise, die er mit Pallas und Güldenstedt in das östliche Rußland unternommen hatte, in Gefangenschaft der Kaitaken. — Dieser wissenschaftliche Geist blieb auch dem jungen Geschlechte erhalten; denn nicht bloß Leopold, sondern auch einige seiner Vettern haben die Lehrstühle für Medicin und Chemie bestiegen. — Wenn auch die specifische Begabung selten mit solcher Treue Generationen hindurch vom Vater auf den Sohn sich vererben wird, so wirkt doch die Erziehung, die frühzeitige Lenkung des Geistes auf einen Gegenstand in ähnlicher Weise. Leopold Gmelin hatte Gelegenheit, schon als halberwachsener Knabe neben seinen etwas vernachlässigten Gymnasialstudien die mineralogischen Vorlesungen seines Vaters mit anzuhören. Obwohl er nicht gerade ein frühreifes Kind war, zeichneten ihn doch von Anfang an ein leichtes und namentlich ergründendes Fassungsvermögen und zugleich ein Gedächtniß von erstaunlicher Kraft und bewunderungswürdiger Correctheit aus. Diese hervorragende Eigenthümlichkeit sollte ihn nachmals so wesentlich bei der hauptsächlichsten und einzig dastehenden Leistung seines Lebens unterstützen. — Die geistigen Anlagen, denen schon früh die für eine fruchtbare Verwerthung in der Wissenschaft bestimmende Richtung gegeben ward, fanden sich in Gmelin mit einem kräftigen und widerstandsfähigen Körper vereinigt. Obwohl er als Knabe eher zart erschien, so war ihm doch ein durchaus gesunder Leib von der Natur mitgegeben worden, und körperliche Uebungen, sowie ein frisches und fröhliches, aber niemals ausschweifendes Studentenleben haben diesen dann zu einer gedrungenen und muskulösen Mannesstatur hartgeschmiedet. — Im

Mannesalter war auch Gmelin's äußere Erscheinung ein Bild von Lebenskraft und Leibesfreudigkeit. Der gelehrte Forscher verrieth sich nicht, wie so häufig, durch die negativen Merkmale einer Verkümmerung des natürlichen Menschen, sondern allein durch den bedeutungsvollen Blick, der das Innerste der Dinge ergründen zu wollen schien. Auf der kräftigen, nicht über mittelgroßen Statur und dem starken Nacken erhob sich ein Haupt, welches durch seinen edlen Knochenbau und die wohlgeformte Nase mehr plastisches als malerisches Interesse bot und auch wohl auf den Fremden einen bedeutsamen Eindruck machte. Mit dem schon in mittleren Jahren völlig gebleichten üppigen Haupthaare contrastirten in wohlthuender Weise die Frische der ganzen übrigen Erscheinung und der jugendlich feste Gang. — Schon mit 16 Jahren konnte er das Göttinger Gymnasium verlassen, um sich ganz den geliebten Naturwissenschaften zu widmen. Zunächst sandte ihn sein Vater in die Heimathstadt Tübingen zu seinem Onkel, Dr. Christian Gmelin, der dort die altberühmte Apotheke der Familie inne hatte. Die pharmaceutische Receptküche war zu jener Zeit bei der Unvollkommenheit der eigentlichen Universitätslaboratorien, wo solche überhaupt existirten, regelmäßig die praktische Schule des angehenden Chemikers, wie ja überhaupt damals die Theorie der Naturwissenschaften noch kaum selbständig betrieben wurde. Während sich Leopold Gmelin auf diese Weise, durch angeborenes Geschick unterstützt, rasch die unentbehrlichen Fertigkeiten des Chemikers erwarb, erhielt er gleichzeitig wissenschaftliche Anregung durch Besuch der chemischen Vorlesungen, welche in Tübingen durch Professor Kielmeyer gehalten wurden. — Im Herbste 1805 kehrte Gmelin nach Göttingen zurück, wo sein Vater unterdessen gestorben war. Dort wurden die Studien hauptsächlich der Medicin gewidmet, welche als Brodfach immer die Grundlage für die chemischen Liebhabereien bilden mußte. In der Chemie hatte er Gelegenheit, sich durch Stromeyer's Vorlesungen vorwärts zu bringen. Daneben verdient wohl unsere Aufmerksamkeit, daß er auch bei Thibaut mathematische Vorlesungen belegte; denn dieser berühmte Universitätslehrer bemerkte ihm selbst mit anerkennender Verwunderung, unter allen den vielen Zuhörern, die er gehabt, sei er erst der zweite Mediciner. Die Hinneigung zur Mathematik ist nicht bedeutungslos für Gmelin's spätere Wirksamkeit, denn obwohl es sich noch nicht um eine eigentliche Einführung der höheren Zweige jener abstracten Wissenschaft in die noch so rein empirische Chemie handeln konnte, so war doch die ihm gewordene, den meisten seiner Fachgenossen noch abgehende strenge Schulung des logischen Verstandes von entscheidender Wichtigkeit für seine Leistungen. Und allerdings, das einzige exacte Gebiet, das die Chemie in jener frühen Entwickelungsperiode besaß, und für welche eine Geübtheit in den Abstractionen der niederen Mathemathik gar sehr in Betracht kommt, die Stöchiometrie, wurde nachmals von dem Autor des umfassendsten chemischen Handbuchs aller Zeiten mit hervorragender Klarheit beherrscht. Ein gewisses freundschaftliches Verhältniß zu der nüchternen Wissenschaft der Größen, wie es sonst bei den Vertretern der beschreibenden Naturwissenschaften selten gefunden wird, war auch in späteren Jahren noch für Gmelin's Geistesrichtung charakteristisch. — Die medicinischen Studien wurden bis zum Abschluß durch ein rühmlich bestandenes Examen in Göttingen zu Ende geführt. Aber keineswegs überlieferte sich Gmelin nun der praktisch ärztlichen Thätigkeit, sondern, nachdem durch Vollendung des Brodstudiums der Rücken gesichert war, lebte er nun erst recht der freien Wissenschaft. Daneben suchte er nach einer löblichen, damals bei wohlhabenden jungen Männern weit verbreiteten Sitte durch ausgedehntere Reisen seinen Gesichtskreis zu erweitern, sowie seinen Geist zu erfrischen. Auch setzte er auf den Reisen die früh begonnenen mineralogischen Studien mit Eifer fort, den Geognosten-

hämmer als Wanderstab mit sich führend. Dann studirt er wieder drei Semester hindurch in Tübingen Chemie und daneben medicinische Wissenschaften. Im Sommer 1811 finden wir Gmelin in Wien, die dortigen Krankenhäuser besuchend und in Jacquin's Laboratorium seine erste selbständige experimentelle Arbeit unternehmend. Dieselbe hatte die Natur des schwarzen Pigmentes im Auge zum Gegenstande und diente nachmals als Doctor-Dissertation. — Im Frühling 1812 verließ Gmelin Wien, überstieg die Alpen und verweilte nun ein volles Jahr in Italien. Er beschäftigte sich bei Neapel mit sehr ausgedehnten geognostischen Untersuchungen der vulcanischen Producte, unterließ aber auch nicht, zu genießen, was Italien durch Natur und Kunst dem sinnigen Menschen bietet, wozu ihm durch das Haus eines Verwandten, des hervorragenden Kupferstechers Gmelin in Rom, ein Anhaltspunkt und reichliche Anregung wurde. Im nächsten Frühjahre kehrte er zurück und kam nun zum ersten Male in längere Berührung mit dem Lande, welches er bald seine Heimath nennen sollte. Durch einen traurigen Umstand wurde Gmelin zunächst in Baden-Baden festgehalten. Er widmete sich daselbst der Pflege seiner kranken Mutter. Als er sie dann in die Heimath zurückgeleitete, verweilte er einige Zeit in Heidelberg und fand bei den schon mit dem väterlichen Hause befreundeten Professoren Wilken und Paulus eine freundliche Aufnahme. Diese, sowie der Curator der Universität, von Reizenstein, erweckten in Gmelin den Gedanken, sich für sein Lieblingsfach, die Chemie, das gerade in Heidelberg nicht vertreten war, daselbst als Privatdocent zu habilitiren. Gmelin schlug ein, erlangte noch im Sommer 1813 mit Hülfe seiner italienischen Mineral-Untersuchungen die venia docendi und verwandte dann die bis zum Herbste des Jahres verbleibenden Monate zur ernsten Vorbereitung für seinen neuen Lebensberuf. Im Herbste begann er seine Vorlesungen und hat seitdem seine Lehrthätigkeit beinahe durch 40 Jahre hindurch bis kurz vor seinem Tode fortgesetzt. — Gmelin hat schon als akademischer Lehrer bedeutende Verdienste, obwohl der Schwerpunkt seiner Leistungen auf einem anderen Gebiete liegt. Sein Vortrag war schmucklos und vielleicht etwas eintönig, aber klar und, wo möglich, auf die Anschauung begründet. Und als in späteren Jahren neben den Vorträgen — nach der gesunden Richtung, welche die naturwissenschaftliche Lehrmethode zu nehmen begann — die praktischen Uebungen im Laboratorium mit in den Vordergrund traten, da offenbarte sich auch in diesem Berufe die ganze Liebenswürdigkeit seines Charakters, welche nothwendig zu einem reichen Wissen sich hinzugesellen muß, um unter solchen Umständen einen guten Lehrer zu machen. Während der praktischen Uebungen, durch die erst der Studirende der Chemie zum selbstthätigen Chemiker wird, gestaltet sich zwischen Lehrer und Schüler ein persönliches Verhältniß, und deßhalb kommt hierbei so viel auf die Persönlichkeit des Lehrers an. Ein barsches Wesen drängt den Fragenden zurück, ein hochfahrendes setzt Sprünge in der Entwickelung voraus und überweise Grämlichkeit begreift nicht die Bedürfnisse des jugendlichen Geistes. — Gmelin besaß von allen diesen häufigen Professorenuntugenden das Gegentheil. Er gebot über einen stets freundlichen, heiteren, anspruchslosen und kindlich offenen Sinn. Das Aeußere war ihm gegeben. Das Innere hat er sich selbst erschaffen. Von nahen Freunden ist Gmelin's Charakter mit folgenden Worten sinnig geschildert worden: „Als Grundzug in Gmelin's Wesen kann die höchste Gewissenhaftigkeit und die daraus entspringende gediegene Lauterkeit, Wahrheit und Treue des Sinnes bezeichnet werden. Er war recht eigentlich eine anima candida, ein Mann, dem es überall nicht um den Schein, sondern um das Wesen, nicht um Etwas, was für Wahrheit gelten konnte, sondern um die wirkliche Wahrheit zu thun war. Dieser Grundzug bestimmte seine wissenschaftliche Thätigkeit, sein Wirken als Lehrer

und insbesondere auch seinen menschlich-sittlichen Charakter. Bei seinem Forschen hatte er nur die Wissenschaft selbst im Auge, nicht irgend welche damit sich verknüpfenden äußeren Dinge. Frei von aller Ostentation, seine Person lieber zurückstellend als hervorhebend, suchte er nirgend einen Effect, einen vorübergehenden Glanz, sondern nur haltbare Ergebnisse und wirkliche Förderung der Wahrheitserkenntniß. In derselben Anspruchslosigkeit und Prunklosigkeit bewegte er sich auch als Lehrer, und wenn ihm hier eine besondere Gabe der Rede nicht verliehen war, so wirkte er um so mehr durch die Gründlichkeit seiner Behandlung, durch die höchste Gewissenhaftigkeit der eigenen Forschung und durch die väterliche Treue, mit welcher er strebende Jünglinge förderte. Die große Liebe, mit der er an fleißigen Schülern hing, wurde von diesen reichlich erwiedert. Wohl Mancher wird sich noch mit Freude der heiteren, im Laboratorium in seiner Nähe verbrachten Arbeitsstunden erinnern, in welchen er sich durch sein freundliches Wohlwollen und durch seinen harmlosen Humor die Herzen zu gewinnen verstand. — Im Verhältniß zu anderen Größen in der Wissenschaft war Gmelin durchaus neidlos, und erkannte jedes Verdienst nicht nur willig, sondern auch freudig und liebevoll an. — Besonders aber bethätigte sich sein gewissenhafter, treuer und lauterer Sinn in allen Lebensverhältnissen, in welchen er stand, und wiederum war es hier nicht bloß Gewissenhaftigkeit, was ihn leitete, sondern das aufrichtigste, herzlichste und wärmste Wohlwollen. Mit innigster Liebe war er den Seinigen, besonders seiner Gattin (Luise Maurer, der Schwester des berühmten Rechtsgelehrten und baierischen Staatsrathes Maurer) und seinen Kindern zugethan. Er war ein musterhafter Familienvater, und wie er die schönsten Freuden im Kreise der Seinigen fand, so verlieh ihm auch ein gütiger Gott, ein reines und bis zu seinem Lebensschlusse ununterbrochenes, durch keinen schmerzlichen Verlust getrübtes Familienglück zu genießen." — Gmelin war nicht bloß ein guter und treuer Lehrer, er erwies sich auch bald als ein hervorragender Forscher, und als chemischer Schriftsteller steht er einzig in seiner Art da. Von untergeordneten experimentellen Ergebnissen zu schweigen, deren er eine größere Anzahl auf dem Gebiete der Chemie (unter denen vor Allen die Untersuchung über Cyanverbindungen, die Entdeckung des Ferridcyankalium Beachtung verdient), der Mineralogie und Physiologie veröffentlichte, ist hier namentlich seine größere Arbeit über Verdauung, welche er mit dem berühmten, gleichzeitig mit ihm in Blüthe stehenden Professor der Medicin, Tiedemann unternahm, deren schwierigster Theil aber Gmelin zufiel, zu gedenken. Es ist dieß eine groß angelegte, an Gründlichkeit wahrhaft erstaunliche Untersuchung, deren Ausführung einen großen Theil der zwanziger Jahre in Anspruch nahm, und deren Ergebnisse bis in die neueste Zeit in der Wissenschaft Geltung besessen haben. Wenn auch bei dem Studium dieser Arbeit der ausdauernde Fleiß und die objective Treue in der Wiedergebung der Versuchsresultate am Meisten in's Gesicht fallen, so machen sich doch auch die übrigen Forschertalente bei Ableitung der Resultate, wie bei Wahl der Versuchsanstellung in hervorragender Weise geltend, und man muß im Auge behalten, wie sehr in damaliger Zeit eine möglichst erfahrungsgemäße Begründung der Naturwissenschaften Noth that. — Ueberhaupt war Gmelin eine durchaus empirische Natur und Speculationen auf irgend welchem Gebiete wenig zugeneigt. Gerne erkannte er mit Bescheidenheit die dem menschlichen Denken gezogenen Grenzen an und fand seine Befriedigung darin, das ihm anvertraute Feld mit Redlichkeit und Treue zu bearbeiten. Auch auf anderen Gebieten, als dem seiner Specialwissenschaft machte sich die gleiche Geistesrichtung geltend, so in der Politik, wo er, obgleich human und also auch in gewissem Sinne liberal gesinnt, das vor seinen Augen verkörperte Gute freudig ergriff und zeitlebens

allem demokratischen Doctrinarismus ferne blieb; so in religiösen Fragen, als deren Quintessenz er die praktische Menschenliebe achtete und übte, gegen deren dogmatische Spitzfindigkeiten er sich aber unempfindlich verhielt; so endlich auch in der Philosophie seiner Zeit, die der nüchterne Forscher auf als eine zu schmale Basis der Erfahrung fundirt, wohl durchschaute, und deren Lehrsätzen er, das Debattiren unter solchen Umständen für unersprießlich haltend, vielfach die einfache Negation entgegenzusetzen pflegte. — Diese sich auf so manchen Lebensgebieten manifestirende, durchaus solide Richtung seines Geistes kommt natürlich am Meisten für die wissenschaftlichen Leistungen in Betracht. Die äußerste Zuverlässigkeit der mitgetheilten Thatsachen macht immer den Hauptwerth der Gmelin'schen Abhandlungen aus. Mit eigentlichen Speculationen scheint er sich nur ein einziges Mal ernstlich befaßt zu haben, nämlich bei Gelegenheit der Zugrundlage der Laurent'schen Kerntheorie für die Ausarbeitung seines Handbuches. Da sah man ihn wohl, gleich den spätern Organikern, seine buntgefärbten Wachskügelchen, welche die Atome versinnbildlichen sollten, zusammenkleben und in mannigfachen Modificationen die Molecule construiren. Sonst ist für Gmelin vielmehr charakteristisch, daß er die ganze Theorie als nichts Weiteres ansah, als ein bequemes systematisches Hülfsmittel, die wirklichen Thatsachen sich geläufig zu machen. So gelangte er bei einigen Controversen über die Annahme der Atomgewichtszahlen an jenen merkwürdigen Endpunkt des nüchternsten chemischen Empirismus, daß er gleichsam die Atome halbirte — theoretisch natürlich eine Unmöglichkeit, woraus eben hervorleuchtet, daß die Atome für ihn nichts Anderes waren als durch die Erfahrung festgestellte Aequivalente. Auf die Erklärung wurde verzichtet, wenn nur die Brauchbarkeit gerettet war. — Der eigentliche Schwerpunkt von Gmelin's wissenschaftlicher Thätigkeit liegt indessen in der Abfassung eines durchaus vollständigen Lehr- und Handbuches der Chemie, welches in den ersten Auflagen schon im Anfang seiner Lehrthätigkeit erschien, dann aber mit jeder neuen Auflage zu einem immer umfassenderen Werke anwuchs und schließlich bei seinem Lebensende als das Buch der Bücher des Chemikers dastand — ein unvergängliches Monument der seltenen Leistungsfähigkeit des einzelnen Mannes. Man kann das Ansehen, welches das Werk genießt, am Besten daraus ermessen, daß jetzt eine ganze Reihe von Schriftstellern bemüht ist, den gegebenen Rahmen benützend, ganz selbständig verfaßte Abschnitte aus dem Lehrkörper der Chemie unter dem achtunggebietenden Titel als Fortsetzung der vergriffenen Auflagen zusammenzufassen, so daß z. B. jetzt wieder Gmelin's Handbuch der Chemie neu erscheint. — Gmelin war in der That für diese großartige Arbeit mit allen Gaben ausgerüstet, selbst mit jenen, die für eine solche auch nur in zweiter und dritter Linie in Betracht kommen. Sein erstaunliches Gedächtniß mußte ihm bei der Ansammlung so vieler zerstreuten Thatsachen vor Allem von Nutzen sein. Sodann war der Sinn für Systematik eine ganz hervorragende Geisteseigenthümlichkeit unseres Forschers, und es versteht sich leicht, daß diese Logik der Anordnung nicht bloß über die Brauchbarkeit, sondern überhaupt über den Werth der Darstellung eines inductiv zu bearbeitenden Materials entscheidet. Es ist deßhalb geboten, noch besonders auf diese Geistesrichtung unseres Gelehrten hinzuweisen. Es liegen vielfältige Arbeiten von Gmelin vor, aus denen sein streng systematischer Sinn ganz besonders hervorleuchtet. So ersann er im Jahre 1825 ein neues, nach streng chemischen Grundsätzen durchgeführtes Mineralsystem, indem ihm die Willkür einer Eintheilung der natürlichen unorganischen Körper nach äußerlichen oryktognostischen Merkmalen unerträglich erschien. Weit charakteristischer für diese nämliche Eigenthümlichkeit bleibt es — was Manchen barock erscheinen wollte — daß Gmelin eine ganz neue chemische Sprache sich ersonnen hat, in der

jeder einzelne Buchstabe — ein Element, ein Umlaut — eine Veränderung in den Verbindungsverhältnissen bedeuten sollte, so zwar, daß einem jeden chemischen Körper von mittlerer Zusammensetzung sein Name im Voraus gegeben war. Es ist dies ein kühner, umwälzender Gedanke, der mit der Einführung der neuen Maße und Gewichte in der französischen Revolution recht wohl zu vergleichen ist, und der mehr wie irgend etwas Anderes die unerbittliche Systematik in Gmelin's Geiste erkennen läßt. Daß Gmelin nicht durchdrang, ist für diese Charakterisirung gleichgültig. Zu einer partiellen Anwendung eines ähnlichen Princips hat sich die moderne Chemie indeß nachmals bequemen müssen und, wer weiß, ob eine radicale Reform der Nomenclatur nicht noch einmal nöthig werden wird? — So kamen die vollkommene Beherrschung eines großen Materials und die eminente Fähigkeit zu seiner logischen Anordnung in einer Person zusammen, dazu ein eiserner, selbstverleugnender Fleiß, die peinlichste Gewissenhaftigkeit und die getreue Achtung der vollen Objectivität. So erscheint es begreiflich, daß Autoritäten auf diesem Gebiete folgende Vorzüge des ausgeführten Werkes laut rühmen konnten: „Gmelin's größtes Verdienst, in welchem keiner seiner Vorgänger oder Zeitgenossen ihm gleich kam, war: alles in Hinsicht auf die Chemie Erforschte zu kennen und geordnet darzulegen. Ein Werk, wie sein Handbuch der Chemie, existirt nicht wieder. Wohl haben auch andere Nationen Schriftsteller in der Chemie aufzuweisen, die großes Material systematisch zu verarbeiten wußten; aber unerreicht ist die Vollständigkeit und Treue der Auffassung, die Klarheit und Consequenz der Darstellung, wie sie Gmelin's umfassendes Werk zieren. Der außerordentlichen Gediegenheit seines Wesens entspricht es, daß er hier, wie in allen seinen Schriften, jeden Schmuck der Darstellung verschmähend, einzig und allein auf die Wahrheit ausgeht, welche dem Leser überall, rein wie der Quell aus dem Felsen, entgegenspringt. In der Bestrebung, das fast nicht zu bewältigende Feld des chemischen Wissens genau zu schildern, drängt er das Erkannte möglichst zusammen und legt es dennoch vollständig dar. Die eigenen Urtheile drückt er, bei der ihm eigenthümlichen Kürze, manchmal schroff aus, obschon sie niemals der Begründung entbehren; seine bisweilen als scharfe und schneidende Fragen erscheinenden Bedenken treffen jedesmal den Kern der Sache. Die genaueste Kenntniß seiner Wissenschaft in ihrer ganzen Breite und Tiefe, umfassende Sprachkenntniß, rastloser Fleiß, eine Zähigkeit in der Durchführung des einmal vorgesteckten Planes, welche vor keiner Schwierigkeit zurückschreckte, befähigten ihn wie keinen Anderen, zu solcher Leistung. Die seltene Stärke seines Gedächtnisses, ein klares Anschauungs- und Vorstellungsvermögen gestatteten ihm, viel Material in Gedanken zu übersehen und nach großen Zügen einzutheilen; mit außerordentlicher Sorgfalt vertheilte er dann gleichmäßig in alle Unterabtheilungen jegliches ihm vorliegende Bruchstück des Materials. Gelegentlich mitgetheilte und längst wieder übersehene Beobachtungen Anderer erhielten oft erst durch Gmelin Werth für die Wissenschaft, indem er auf sie durch Aufstellung am rechten Orte aufmerksam machte, indem er sie mit anderen Beobachtungen combinirte. Während andere größere Lehrbücher der Chemie — das so nützlich gewordene von Berzelius z. B., dessen Vergleichung mit dem von Gmelin so oft sich aufdrängt — eigentlich nur die subjective Anschauung geben, welche der Verfasser von der Wissenschaft hatte, was er von den Beobachtungen Anderer für wichtig oder wahr hielt, und welche Folgerungen ihm daraus hervorzugehen scheinen, oft im Gegensatze zu dem, was die Bearbeiter der einzelnen Gegenstände selber gefunden zu haben glaubten: schlug Gmelin den Weg ein, rein objectiv alles in der Chemie überhaupt Beobachtete, auf die Autorität der einzelnen Chemiker hin, wohl geordnet zusammenzustellen und seine eigenen Bemerkungen zwar nicht zurückzuhalten, aber das,

was seine Ansicht war, stets neben dem durch Andere Behaupteten zu geben, und das Letztere nicht zu verschweigen. Nur so ließ sich erweisen, was sein Handbuch so unvergleichlich macht, daß es nämlich den Kern der einzelnen chemischen Untersuchungen mit einer solchen Treue und Vollständigkeit gibt, um in vielen Fällen für die Chemiker die Originalabhandlungen geradezu zu ersetzen". — Wir brauchen dieser eingehenden Schilderung von den Verdiensten des Hauptwerkes Gmelin's Nichts mehr hinzuzusetzen. Die Ausarbeitung desselben nahm in späteren Jahren auch seine ungewöhnliche Arbeitskraft ganz in Anspruch. Kaum gönnte er sich noch in der Dämmerungsstunde einen hastigen Spaziergang auf die naheliegende Höhe. Diese übermäßige Anspannung seiner geistigen Kräfte war auch die Ursache seines vorzeitigen Todes. In seinem 60. Lebensjahre, 1848, traf ihn ein erster Schlaganfall, von dem er sich aber bald, wenigstens dem äußeren Anscheine nach, erholte, und der ihn nicht am rüstigen Fortarbeiten hinderte. Ein zweiter Anfall zwang ihn zwei Jahre später, um seine Enthebung vom Lehramte einzukommen. Aber auch jetzt noch setzte er die Arbeit an seinem Handbuche fort, bis das sich stetig steigernde Gehirnleiden die Feder seiner Hand entrang. Er starb am 15. April 1853, beweint von der treuen Gattin, den Kindern und Schwiegerkindern, zahlreichen Enkeln und vielen Freunden. — Sein Grab liegt an einer der schönsten Stellen des schönen Heidelberger Friedhofs und gewährt eine liebliche Aussicht auf das nahegelegene Kirchheim, wo er sich einst die Liebe seiner Gattin errungen hatte. Auf seinem geschmackvollen aber anspruchslosen Grabstein steht eingemeißelt der Wahlspruch seines Lebens, den er mit treuester Hingabe verwirklicht hatte: „In's Innere dringen, Nach Wahrheit ringen!" — Die Anerkennung, die Gmelin von allen Sachverständigen und Wohldenkenden bis weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus zu Theil geworden ist, hat sich während seines Lebens wenig in äußeren Zeichen offenbart. Erst bei seiner Pensionirung wurde er als Geheimerath charakterisirt; auch hat ihm der Staat in Errichtung von brauchbaren Instituten nur wenig Entgegenkommen gezeigt. Daran trug Schuld die tiefe Bescheidenheit in Gmelin's Wesen, die sich selbst geltend zu machen überall verschmähte, und dann auch das Undiplomatische, psychologisch Ungewandte seiner Natur, das häufig seine Verdienste von Anderen mißbrauchen ließ und ihn daran verhinderte, einen Ruf nach Berlin oder nach Göttingen für seine persönlichen Vortheile auszubeuten. Einen besseren Anhaltspunkt für die Anerkennung, die ihm gezollt wurde, gibt die Thatsache an die Hand, daß Gmelin zum Mitglied von einigen dreißig wissenschaftlichen Gesellschaften erwählt worden ist, oder auch das folgende kleine Ereigniß: Als im letzten Kriege mit Frankreich ein Enkel Gmelin's, der den gleichen Vor- und Zunamen führt, als gemeiner Grenadier in einer Apotheke in Dijon einquartirt wurde, da konnte sich der Inhaber derselben nicht genug wundern, einen directen Abkömmling des von ihm hoch verehrten berühmten Chemikers im Rocke des einfachen Soldaten vor sich zu sehen. Dem Franzosen mochte diese Erfahrung wohl mancherlei zu denken geben; uns kann sie als ein Zeichen dafür gelten, daß der Name Leopold Gmelin im In- und Auslande seinen guten Klang bewahren wird, so lange man noch eine Wissenschaft der Chemie kennt.

Ad. M.

Christian Friedrich Gockel,

der älteste unter den pädagogischen Veteranen des Landes, ist zu Müllheim im Breisgau am 7. April 1798 als der Sohn des Diakonus Göckel geboren, welcher in der Folge die Pfarrei Ichenheim bei Lahr inne hatte und als Hofprediger zu Mannheim 1830 starb. Der erste, vom Vater ertheilte Unterricht fand seine Fortsetzung auf der lateinischen Schule zu Emmendingen, wo ein

Großvater wohnte, und auf dem Pädagogium in Lahr, seinen Abschluß aber seit 1812 auf dem Karlsruher Lyceum, von wo Gockel Ostern 1815 auf die Universität entlassen wurde. Nachdem er in Tübingen Theologie studirt hatte, wurde er im Herbst 1817 unter die evangelischen Landescandidaten recipirt und sofort an die lateinische Schule in Kork berufen, von wo er 1822 als Diakonus und erster Lehrer an das Pädagogium in Durlach befördert wurde. Aber auch in dieser Stellung wirkte er nur wenige Jahre; denn gegen Ende des Jahres 1824 erhielt er seine Ernennung zum Professor und Hauptlehrer der damaligen fünften Classe an dem Lyceum zu Karlsruhe, wo er nun in der langen Reihe von 43 Jahren ununterbrochen seine anregende Lehrthätigkeit entfalten konnte. Allmählich in der Classenführung bis zur obersten Classe emporsteigend, erhielt Gockel nach Vierordt's Rücktritt im Jahre 1860 die Leitung des Lyceums, die er bis zu seiner ehrenvollen unter Ernennug zum Geh. Rath ausgesprochenen Pensionirung im Herbst 1867 fortführte. Seine Unterrichtsfächer waren hauptsächlich: deutsche Sprache, deutsche Literatur, Psychologie und Logik, Gegenstände, denen er manche vielbenützte, durch Klarheit und Uebersichtlichkeit ausgezeichnete Schriften widmete. Unter diesen ist für Gelehrtenschulen bestimmt zunächst die „Propädeutische Logik und Hodegetik des akademischen Studiums und Lebens" (1839), welcher 1847 ein am Großh. Cadetten-Institut viele Jahre verwendeter „Grundriß der Denklehre zum Gebrauch an praktisch-wissenschaftlichen Anstalten" folgte; sodann das zweibändige mehrmals aufgelegte „Lehrbuch der teutschen Schriftsprache" (Stilistik und Poetik) und die 1855 erschienene „Encyklopädische Einleitung in die Philosophie. Lehrbuch der philosophischen Propädeutik". Die übrigen Lehrschriften Gockel's stehen dem unmittelbar praktischen Bedürfniß des Lebens näher. Die eine derselben enthält eine „Anleitung zu teutschen Aufsätzen für Gewerbeschulen", welche in der Zeit der Hebung unseres Gewerbeschulwesens durch Nebenius (1837) zum ersten Mal und 1845 wiederholt gedruckt wurde. Die andere Lehrschrift ist ein „Praktisches Handbuch für den schriftlichen Verkehr im bürgerlichen Leben" (1841 und 1845). Auch eine „Anleitung zum richtigen Schreiben" in den „Unterrichtsschriften für die Regimentsschulen der Großh. badischen Truppen" stammt aus Gockel's Feder. Außerdem verfaßte er vier Beilagen zu dem Programm des Karlsruher Lyceums und zwar: „Ueber den Unterricht in der Propädeutik der Philosophie auf Gelehrtenschulen" (1843), „Dr. E. Fr. Kärcher. Ein Lebensbild" (1855), die umfangreiche Abhandlung über „die Gelehrtenschulen gegenüber den Forderungen der Zeit" (1862), und „Dem Andenken an K. Fr. Vierordt" (1865). Indessen ließ Gockel's gewandter Geist sich auch in einer großen Zahl verschiedenartiger Aufsätze der Karlsruher Zeitung, der Freiburger Zeitung, in der Beilage zum Schwäbischen Merkur und in der zuerst unter dem Namen „Die Warte" erschienenen „Süddeutschen Reichspost", dem Organ der nationalconservativen Partei, unschwer erkennen. — Neben der bisher angedeuteten pädagogischen und literarischen Arbeit entwickelte Gockel mehrere Jahrzehnte hindurch eine ungemein fruchtbare Thätigkeit an dem Großh. Cadetten-Institut, an welches er zum Unterricht in der deutschen Sprache und in der Logik berufen worden war, sowie an der höheren Kriegsschule, an der er zwischen den Jahren 1831—1860 Vorträge über deutsche Literatur zu halten hatte. Durch die Uebernahme der Lyceumsdirection sah er sich genöthigt, aus seinem hochgeschätzten Wirken in militärischen Kreisen zu scheiden. In der ehrendsten Weise erhielt er seine Entlassung von der vorgesetzten Kriegsbehörde, und ein werthvolles Andenken von dem dankbaren Officierscorps. Großherzog Leopold bewies ihm sein Vertrauen, indem er ihm den Unterricht seiner Söhne übertrug. Die Universität Freiburg

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

endlich ehrte den durch Wort und Schrift ausgezeichneten Schulmann durch Ernennung zum Ehrendoctor. — Der Schilderung von Gockel's Wirkungskreis würde ein wesentlicher Bestandtheil fehlen, wenn nicht auch seiner lebendigen Theilnahme an dem Gedeihen der evangelischen Landeskirche und an den Werken der christlichen Liebesthätigkeit gedacht würde. In diese unter sich eng verwandten Gebiete, in deren einem Theil er heute noch voll regen Interesses mitarbeitet, gehört zunächst seine Leitung des Karlsruher Ortsvereins und des badischen Landesvereins für innere Mission bis zu dem Zeitpunkt, in dem dieser von der südwestdeutschen Conferenz übernommen wurde, deren Mitglied er ist. Außerdem war er Vorstand der Lesesäle für Handwerksgehülfen und Lehrlinge — ein Institut, das in den 1850er Jahren blühte —, ferner Bezirksarmenpfleger, Kirchengemeinderath, Mitbegründer und Vorstand der Herberge zur Heimath und der Mägde-Herberge (Martha-Haus), auch Mitglied des Verwaltungsrathes der Privatsparkasse, und einer still aber segensreich wirkenden Armensparkasse, sowie der badischen Landes-Bibelgesellschaft, und endlich des Verwaltungsrathes des Vereines zur Belohnung treuer Dienstboten. — Diese vielseitige Wirksamkeit zum Wohl seiner Mitmenschen hielt ihn nicht ab, im Jahr 1855 ein Mandat in die Generalsynode anzunehmen, in welche er durch eine glänzende Wahl der Diöcesen Bretten und Eppingen als weltliches Mitglied deputirt worden war. Zuletzt sei noch erwähnt, daß Gockel seit seiner Pensionirung die Stelle eines Inspectors der gemischten Privat-Institute von Karlsruhe bekleidet. — Mag dieses Bild von Gockel's Wirken noch so skizzenhaft sein, so wird es doch schon durch den Hinweis auf einen ungewöhnlich weiten Umfang langjähriger Thätigkeit eine hohe Anerkennung für Gockel erwecken. Wollte man aber neben seiner gesegneten, in der großen Welt weniger bekannt gewordenen Mitwirkung für das sittlich-religiöse und materielle Wohl der an Leib und Seele bedürftigen Mitmenschen diejenige Leistung bezeichnen, durch welche ihm im öffentlichen Dienstleben ein dauerndes Denkmal verbürgt ist, so wird in dieser Hinsicht am meisten seine gediegene Pflege des Studiums unserer Muttersprache und der vaterländischen Literatur zu betonen sein. Hierin hat er gegen ein halbes Jahrhundert hin zahllose strebsame Jünglinge zu einer mustergiltigen Wohlredenheit und correctem Stil mit großer Sicherheit angeleitet und manche auch zu eigener Production sichtlich gefördert.

Theodor Löhlein.

Ludwig Freiherr Göler von Ravensburg,

als langjähriger Commandant des Cadettenhauses und Recrutirungsofficier auch seines martialischen, durch Einfüßigkeit noch hervortretenden Aeußeren wegen weithin bekannt, wurde am 4. September 1787 zu Bunzlau in Schlesien geboren, und trat, nach genossener Vorbildung im Berliner Cadettencorps und Dienstleistung in einem preußischen Regiment, 1807 als Unterlieutenant im Leibregiment in den badischen Dienst. Von hervorragender Tapferkeit, zeichnete Göler sich im Feldzuge von 1809 (s. d. Art. Harrant), dann 1812 (s. d. Art. Grolman) aus, machte, obschon in der Schlacht an der Berezina durch einen Schuß in die rechte Hüfte verwundet, alle folgenden Gefechte des Rückzuges mit, erlitt aber, als Stabshauptmann der Leib-Grenadier-Garde in der Schlacht vor Paris im Feldzuge 1814 zwei so schwere Verwundungen (s. d. Art. Franken), daß sein rechter Fuß amputirt werden mußte. Nach seiner Pensionirung wurde Göler 1817 im Junker-Institut verwendet, 1820 zum Commandanten am neu errichteten Cadetten-Institut ernannt, nach dessen Aufhebung er 1832 als Oberstlieutenant zum Recrutirungsstabsofficier, 1841 als Oberst bei der drohenden Kriegsaussicht zum Commandanten sämmtlicher nicht streitbaren Reserven be-

stimmt wurde. Er wirkte in seiner ursprünglichen Function bis zum Jahre 1849, in letzter Zeit theilweise unter sehr gefährlichen Umständen und starb am 23. Juni dieses Jahres zu Karlsruhe. L. Löhlein.

Franz Wilhelm August Freiherr Göler von Ravensburg.

Einen den Namen Göler auch in der weiteren, namentlich der Gelehrten-Welt, zu schöner Geltung bringenden Träger hat die Familie in diesem Manne gehabt. Auf dem Stammgute zu Sulzfeld im Amte Eppingen am 28. April 1809 geboren, war August von Göler nach genossener Schulbildung am Lyceum zu Karlsruhe von seinem Vater, Großherzoglichem Major à la suite der Cavalerie, bestimmt gewesen, die Gutsverwaltung zu übernehmen. Seine Neigung führte ihn aber in den Militairstand, in welchem er statt des sorgloseren, unabhängigen Privatlebens zwar die Lasten einer dienstlichen Stellung, aber auch einen klangvollen Ruhm sich erwerben sollte. Nachdem er nach einjährigem Cursus im Cadetten-Institut am 2. Oktober 1827 zum Lieutenant in der Artillerie ernannt worden war, wurde er, seit 1833 Oberlieutenant, vom Jahre 1838 an im Generalstabe und als Lehrer der Waffenlehre und Fortification, später der Taktik und als erster Aufsichts-Officier an der Kriegsschule verwendet, bis ihn am 30. August 1847 als Hauptmann das Vertrauen des Großherzogs Leopold zum ständigen Begleiter des Erbgroßherzogs Ludwig in dessen unmittelbare Umgebung rief. In dieser Stellung bis zum Tode seines Herren verbleibend und die militairischen Grade als Major und Flügel-Adjutant der Infanterie, Oberstlieutenant und Oberst durchlaufend, fand Göler Anregung und Muße zu eingehenderen Studien auf dem Gebiete des classischen Alterthums, und zwar beschäftigten ihn hauptsächlich die Werke Cäsar's. Nachdem als erste Frucht dieser Arbeiten 1854 eine Beschreibung und Beleuchtung der „Kämpfe bei Dyrrhachium und Pharsalus im Jahre 48 v. Ch.", und als Nachtrag zu dieser im folgenden Jahre eine kleinere Schrift als Widerlegung gegen einige Theile von Rüstow's „Heerwesen und Kriegführung C. Julius Cäsar's" unter dem Titel: „das Treffen bei Ruspina" erschienen war, trat Göler 1858 mit seinem Hauptwerke vor die Welt: „Cäsar's gallischer Krieg in den Jahren 58 bis 53 v. Ch., eine kriegswissenschaftliche und philologische Forschung". Die Bedeutung dieser Werke hat in der Philologenversammlung zu Nürnberg im Jahre 1860 Professor Köchly in einem Vortrage über Göler's wissenschaftliches Wirken folgendermaßen bezeichnet: „von Göler hat allein mehr für die Aufklärung der Feldzüge Cäsar's gethan, als vor ihm Jahrhunderte". Es war ein großes Unternehmen, gegenüber den vielen und ausgezeichneten vorhandenen Schriften über Cäsar's Feldzüge neues und so großes Interesse für dieselben zu erwecken. Göler ist dieß dadurch gelungen, daß er zuerst eine Uebersetzung in die deutsche Militairsprache lieferte, durch sorgfältige Studien eine Menge topographischer Aufklärungen gab, und dadurch „nicht nur sich um die historische und militairische Wissenschaft Verdienst erwarb, sondern auch zur philologischen Kenntniß der lateinischen Sprache beizutragen" verstand. Auch die Anerkennung des Auslandes fehlte nicht, vor Allem hat Kaiser Napoleon III. Göler's Verdienste gewürdigt und ihn durch Ueberreichung der von dem französischen Generalstabe verfertigten Karte des alten Gallien geehrt. Nachdem Göler nach dem Ableben des Großherzogs Ludwig II. einige Zeit als Director der General-Administration der Großherzoglichen Kunstanstalten fungirt hatte, schied er am 29. Dezember 1858 aus dem Dienste, durch die Ernennung zum General-Major ausgezeichnet. Doch nicht lange sollte ihm Ruhe und Muße mehr vergönnt sein. Er starb am 10. Juni 1862, erst 53 Jahre alt.

L. Löhlein.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Theodor Friedrich Freiherr von Götz,

ein Mann von hohen Gaben, edlem Sinn und seltener Treue, wurde als Sohn des Hauptmanns im markgräflich durlachischen Kreisregiment, Wilhelm Götz, am 3. November 1750 in Karlsruhe geboren und nach dem frühen Tod des Vaters von einer trefflichen Mutter und dem Stiefvater, Stadtcommandant und General-Major v. Wiesel, gründlich erzogen. Aus holländischen Diensten, wo er seine Kriegsschule durchgemacht, 1776 als Lieutenant und Adjutant im badischen Leib-Regiment angestellt, wurde Götz als Hauptmann Leiter der neugegründeten Militairschule und 1787, als Prinz Louis in preußischen Kriegsdienst trat, zu dessen Begleiter ernannt, als welcher er an dessen bewegtem kriegerischen Leben, namentlich den Feldzügen am Rhein 1792—1795, sowie an dessen hervorragender organisatorischen Thätigkeit in der Heimath fördernd Theil nahm. 1803 zum Obersten, 1805 zum General-Major befördert, folgte Götz als treuer Freund dem fürstlichen Herren auch bei dessen Rücktritt von den Geschäften, zu welchem dieser, wie einige andere höhere Beamte, durch Napoleon's gewaltthätiges Eingreifen in die inneren Staatsverhältnisse Badens gezwungen wurde, bis der abermalige Wechsel den Prinzen (1830) auf den badischen Thron berief. Durch Ernennung zum Generallieutenant, Erhebung in den Freiherrenstand und andere äußere Ehren belohnt, starb Götz, tief betrauert von seinem Gebieter und Freund, am 15. März 1824 zu Karlsruhe, seiner mit so schönen Gaben und äußeren Ehren verbundenen hohen Rechtlichkeit wegen allgemein geachtet.

L. Löhlein.

Jacob Götzenberger,

zu Heidelberg im Jahre 1800 geboren, war einer der ältesten Schüler und ein ausgesprochener Liebling von Cornelius, mit welchem er von Düsseldorf nach München übersiedelte. Die Thätigkeit Götzenberger's war im Anfang seiner künstlerischen Laufbahn mit derjenigen seines Meisters auf's Engste verknüpft, der ihn an der Ausführung seiner Entwürfe für die Fresken der Aula in der Universität zu Bonn und der Glyptothek in München betheiligte, ihm sogar eine Bestellung des Fürsten Radziwill ganz überließ und ihn auf seinen Reisen nach Paris und London zum Begleiter nahm. Aus dieser Zeit (1825) existirt ein Madonnenbild von Götzenberger, welches lange Jahre Cornelius zugeschrieben war (der es als sein Werk (?) an einen kurländischen Adeligen verkauft hatte) und erst nach dem Tode beider Künstler als das, allerdings sehr hervorragende Werk des Schülers erkannt wurde (vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. 3 S. 59 und 207.) — Die früheste selbständige Arbeit Götzenberger's von größerer Bedeutung, welche seinen Ruf begründete, war ein Freskencyclus in einer Capelle zu Nierstein in Rheinhessen, dessen Hauptbild die Anbetung des neugebornen Christuskindes darstellt. 1844 schmückte er die von Hübsch erbaute Trinkhalle in Baden mit einer Reihe von Gemälden, deren Inhalt, der eigenen sinnreichen Intention des Künstlers gemäß, die hauptsächlichsten Sagen des Schwarzwaldes bilden und die wohl als die glücklichste Leistung des mit mehr technischer Geschicklichkeit als erfinderischer Kraft ausgerüsteten Künstlers betrachtet werden können. Zum Inspector der Mannheimer Galerie ernannt, wurde Götzenberger durch einen Fehltritt gezwungen, sein Vaterland zu verlassen. Er ging nach England, wo er außer einer Anzahl von Porträtbildern mehrere Freskomalereien ausführte, unter denen die Decorationen eines Prachtsaales in Bridgewaterhouse, der Residenz Lord Ellesmere's, die bemerkenswerthesten sind. Dieser Saal ward nach den Plänen Götzenberger's als zweistöckiges Atrium erbaut; doch hinderte der 1857 erfolgte Tod des Auftraggebers die Vollendung desselben.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Sodann mit der Ausschmückung eines Saales im Northumberlandpalaste am Trafalgar-Square zu London beauftragt, entwarf er vier große figurenreiche Compositionen, denen eine altenglische, den Lord Percy verherrlichende Ballade zu Grunde liegt. Die Cartons zu diesen Malereien führte Götzenberger in Luzern aus, wo er von 1863 bis 1865 sich aufhielt und vermachte dieselben bei seinem Tode seiner Vaterstadt Heidelberg. Er starb zu Darmstadt am 6. Oktober 1866. (Vgl. Zeitschrift für bildende Kunst, Bd. 2. Kunstchronik S. 7.) W.

Franz Karl Grieshaber,

den 12. Dezember 1798 zu Endingen geboren, widmete sich nach Absolvirung des Gymnasiums zu Freiburg und des damals üblichen zweijährigen philosophischen Cursus dem Studium der Theologie. Unter seinen Lehrern an der Universität Freiburg zog ihn besonders der geistvolle Hug an, in dessen Vorlesungen nicht nur sein Sinn für freie, selbständige Forschung im Allgemeinen geweckt, sondern seine Aufmerksamkeit auch besonders auf die classischen Studien hingelenkt wurde, welche in diesem Professor der Theologie damals an der Freiburger Hochschule ihren alleinigen Vertreter hatten. Letztere fesselten seinen dem Idealen zuneigenden Sinn so sehr, daß er nach Beendigung seiner akademischen Studien den Beruf des Gymnasiallehrers dem des Seelsorgers vorzog. Er trat 1821 in das Lehrercollegium des Gymnasiums zu Freiburg ein, wurde 1827 an das zu Rastatt versetzt und entwickelte hier eine so vielseitige und segensreiche Thätigkeit, daß diese damals mit Recht berühmte Anstalt ihn bald neben Loreye, Feldbausch u. a. zu ihren festesten Stützen und Zierden zugleich zu rechnen sich gewöhnte. Großherzog Leopold ehrte denn auch seine Leistungen und Verdienste u. a. durch Verleihung des Titels eines geistlichen Rathes (1847), die Universität Freiburg aber durch Ertheilung der philosophischen Doctorwürde (1856). Im Jahre 1857 trat er in den Ruhestand und starb zu Freiburg, wo er seine letzten Lebensjahre zubrachte, den 20. Dezember 1866. — Grieshaber war ein aufrichtiger, doch mehr die christliche Werkthätigkeit als die dogmatischen Satzungen betonender Theologe, ein tüchtiger berufstreuer Schulmann, ein geschmackvoller Philologe und ein nicht unbedeutender Schriftsteller. Die individuelle Färbung erhielt sein Wesen durch zwei charakteristische Züge, eine seltene Herzensgüte und eine gewisse idealistische Grundstimmung seiner Seele, der ein angeborener Formensinn als glückliche Beigabe diente. Erstere Eigenschaft machte ihn zum angenehmen Gesellschafter, freundlichen Collegen, wohlwollenden Lenker der Jugend und ließ ihn sein ziemlich beträchtliches Vermögen nur gleichsam als anvertrautes Gut betrachten, das er zum Besten Anderer zu verwalten und zu verwerthen habe; letzterer Zug aber bestimmte nicht nur seine wissenschaftliche Richtung im Allgemeinen und die Art und Weise seiner Lehrthätigkeit insbesondere, sondern auch das Gebiet seiner schriftstellerischen Wirksamkeit. Er war nämlich vorzugsweise Aesthetiker, sowohl in der Schule als in seiner wissenschaftlichen Forschung. Bei der Interpretation der alten Classiker, von denen ihm die der Oden des Horaz wohl am besten gelang, — versuchte er sich doch nicht ohne Erfolg in Nachahmungen desselben — ging Grieshaber lediglich von ästhetischen Gesichtspunkten aus; seine selbständigen Forschungen aber erstreckten sich hauptsächlich auf Kunstgeschichte und altdeutsche Literatur, in welch' letzterer er für seine Zeit seltene Kenntnisse besaß. Als Beweise dienen seine nachgelassenen Schriften, von denen die bedeutendsten sind: Vaterländisches aus dem Gebiete der Literatur, der Kunst und des Lebens. (1842.) Aeltere noch ungedruckte deutsche Sprachdenkmale religiösen Inhalts. (1842.) Deutsche Predigten des 13. Jahrhunderts,

zum erstenmale herausgegeben, 2 Bde. (1844 und 1846.) Oberrheinische Chronik, älteste bis jetzt bekannte, in deutscher Prosa (1850) u. a. m. Seine Liebe zu Kunst und Wissenschaft und seine Herzensgüte zugleich bewies zuletzt noch sein Testament. Er vermachte nämlich nicht nur sein beträchtliches Baarvermögen sammt dem Erlös aus seiner zu veräußernden Sammlung von Münzen und Gemälden ꝛc., sondern auch seine werthvolle Bibliothek der Universität zu Freiburg, die er stets als seine geistige Mutter verehrt hatte.

F. L. Dammert.

Ludwig Griesselich

wurde am 9. März 1804 zu Sinsheim geboren, wo sein Vater Amtsphysicus war. Mit 16 Jahren bezog er die Universität Heidelberg, mit 20 Jahren promovirte er und wurde als Regimentsarzt bei der Artilleriebrigade zu Karlsruhe angestellt. Schon als Knabe hatte er mit Eifer botanisirt und als Student diese Studien eifrig fortgesetzt. Seit 1828 machte er im „Magazin für Pharmacie" Arbeiten bekannt, welche die Flora von Baden betrafen, die er, mit manchen anderen einzeln erschienenen 1836 in dem ersten Bande seiner „kleinen botanischen Schriften" sammelte. Elf Jahre später (1847) gab er ein populäres Werk „Deutsches Pflanzenbuch" heraus, das eine Anleitung zum Studium der Pflanzenkunde und eine Darstellung der Pflanzenwelt in ihrer Beziehung auf Handel, Gewerbe und Landwirthschaft enthielt. Auf dem medicinischen Gebiete brachten ihn Studien über die Wirkung der Heilmittel in Berührung mit der homöopathischen Methode Hahnemann's, den er 1832 persönlich aufsuchte und zu dessen eifrigsten Anhängern er von da an gehörte. Er wurde Stifter des „Homöopathischen Vereines des Großherzogthums Baden", der sich am 1. Oktober 1833 aus 32 Mitgliedern in Baden-Baden bildete, nachdem schon am 1. Juni desselben Jahres 14 Aerzte in Durlach den Grundstein dazu gelegt hatten. Als Organ des Vereins erschien die Zeitschrift „Hygiea" in monatlichen Heften, deren Herausgabe Griesselich fast allein besorgte. Außer dieser Zeitschrift, die auf 23 Bände anwuchs, hat er noch eine ganze Reihe, theilweise scharf polemischer Schriften veröffentlicht. Der Hahnemann'schen Methode in ihrem einseitigen Entwickelungsgange folgte er indeß nicht blind durch Dick und Dünn, im Gegentheil ist eine ganze Reihe seiner Streitschriften gegen gedankenlose Nachbeter Hahnemann's gerichtet, während er später den Streit mit principiellen Gegnern des Systems aufgab. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten und einer nicht unbedeutenden Privatpraxis, war er mit großem Eifer in seiner amtlichen Stellung thätig, in welcher er im Beginne des Jahres 1848 zum Stabsarzt vorrückte. Im Frühling desselben Jahres wurde ihm die Oberaufsicht über die Spitäler der Truppen des 8. Armeecorps übertragen, im August erhielt er Befehl, mit der badisch-hessischen Brigade nach Holstein zu marschiren. Er kam nur bis Hamburg; auf einem Spazierritt nach Altona, am 23. August, scheute sein Pferd vor einer Windmühle und Griesselich stürzte herunter. Bewußtlos vom Platze getragen, starb er am 31. August Mittags. Er war ein Mann von reichen Gaben und großer Beweglichkeit des Geistes, mit entschiedener Fähigkeit zu gefälliger und leichtfaßlicher Darstellung, wovon außer anderen auch die Schrift, die er 1843 herausgab und die 1846 in zweiter Auflage erschien: „Gesundheitslehre oder leichtfaßliche Darstellung der Grundsätze zur Erhaltung und Befestigung der Gesundheit" einen Beweis liefert. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 26, 565, wo sich auch S. 568 und 571 ein Verzeichniß seiner Schriften findet.) W.

Albert Ludwig Grimm.

Den 19. Juli 1786 zu Schluchtern bei Heilbronn als Sohn eines Pfarrers geboren, studierte Grimm Theologie und Philologie in Tübingen und Heidelberg und wurde nach Vollendung seiner Studien Hauslehrer bei dem Kirchenrath Schwarz in Heidelberg. 1807 kam er als erster Lehrer an das Pädagogium zu Weinheim und wurde, nach dessen Erweiterung zur höheren Bürgerschule, Vorstand derselben, in welcher Stellung er bis zu seiner Pensionirung (1854) verblieb. Während dieser Zeit war er zweimal Bürgermeister in Weinheim und wiederholt Abgeordneter der zweiten Kammer. Während der Landtage von 1825 und 1828 bildete er mit Duttlinger und Föhrenbach die Opposition. In den dreißiger Jahren war er Secretair der Kammer und schloß sich der gemäßigten Fortschrittspartei an. Im April 1854 zog er nach Baden, wo er bis zu seinem Tode (am 1. Dezember 1872) in stiller Zurückgezogenheit seine Tage verlebte. Literarisch war Grimm eifrig und erfolgreich auf dem Gebiete der Jugendschriften thätig. Seine Bearbeitungen von Tausend und Eine Nacht (1819 zuerst und seither in 4 Auflagen erschienen), von den Sagen der Griechen und Römer (3. Auflage 1865), von deutschen Sagen und Märchen (1866), von den persischen Märchen, von Tausend und Einem Tag (1869), von Hauff's Märchen (1870) sind vielgelesene Schriften. Er hat außerdem auch selbst Märchen und Fabeln geschrieben. Ebenso stammt eine „Beschreibung der Bergstraße, des Odenwaldes und der Neckargegenden" aus seiner Feder. — Hofrath Grimm entwickelte eine anerkennenswerthe Thätigkeit als Mitglied des Kirchengemeinderathes in Baden und als Ausschußmitglied der Diöcese Karlsruhe. Eine seltene geistige Frische blieb ihm bis in sein hohes Alter gegönnt. (Vgl. K. Z. 1872, No. 293.) W.

Ludwig von Grolman,

am 20. Dezember 1775 in Gießen geboren, wo sein Vater Oberappellationsgerichtsrath war, trat sorgsam erzogen, nach gründlicher, durch schneidigen Lerneifer erweiterter wissenschaftlichen Vorbildung, in holländische, dann in landgräflich hessische Militairdienste und 1803 als Premierlieutenant in badischen Dienst, wurde 1804 zum Generalstab versetzt und Adjutant des Erbprinzen, 1805 zum Stabscapitaine, 1808 zum Major im Regiment v. Harrant befördert, im gleichen Jahre Flügel-Adjutant, 1810 Oberstlieutenant und General-Adjutant der Infanterie. Er machte die Feldzüge 1805 (s. d. A. v. Harrant) 1806 und 1807 gegen Preußen und Schweden (vgl. d. A. v. Cloßmann), 1808 und 1809 gegen Spanien (vgl. d. A. v. Neuenstein) mit und wurde 1812 Chef des Generalstabs der zum Kriege gegen Rußland mobil gemachten badischen Brigade. Es war eine schöne fast ganz aus kriegsgeübten Soldaten und Officieren bestehende, gleichberechtigt in die französischen Reihen eintretende Truppe, gegen 7000 Mann, den feurigen 19jährigen Grafen Wilhelm von Hochberg an der Spitze. Das Infanterie-Regiment Erbgroßherzog war mit 2 Geschützen schon im März 1811 ausmarschirt und nach längerem Aufenthalt in Magdeburg und Stettin am 4. November in Danzig eingetroffen. Die übrigen Truppen folgten vom 4. resp. 12. Februar 1812 ab, und wurden nach längerer Cantonirung in Mecklenburg und Pommern zu Besatzungen in den Weichselfestungen verwendet. Beim Vorrücken der großen Armee über den Niemen folgte das 1. Bataillon des Regiments No. 2 mit 2 Geschützen dem Kaiserlichen Hauptquartier bis Moskau (Einzug daselbst am 14. September), die übrigen Truppen (6 Bat. 4 Esc. 8 Gesch.), mit bergischen Abtheilungen die 1. Division Dändels des IX. (Reserve) Armee-Corps unter Marschall Victor bildend, in dessen leichter

Cavalerie-Division Fournier das Husaren-Regiment mit dem sächsischen Dragoner-Regiment Prinz Johann eine (2.) Brigade unter Oberst v. La Roche (vgl. d. Art.) formite, rückten, am 30. August den Niemen überschreitend, am 28. September in Smolensk ein, wo sie bis 11. Oktober verblieben. Am 19. erfolgte der Abmarsch der großen Armee aus Moskau; das IX. Corps zur Unterstützung des II. (Oudinot) an die Düna gezogen, bewerkstelligte am 29. bei Beszenkowicz seine Vereinigung mit letzterem, traf bei Czasniki am 31. zum ersten Male auf den Feind, und deckte in dieser Gegend bis 14. November die linke Flanke der Armee. Nach dem 2. Gefechte bei Czasnecki oder Smoliany am 14. begann auch hier der Rückzug; schon aber waren die Abtheilungen, deren Leute auf Vorposten bei der steigenden Kälte vielfach erfroren, so zusammengeschmolzen, daß die Infanterie am 18. in 2 Regimenter combinirt werden mußte. Am 24. schlug die badische Brigade als Arrieregarde die Russen in den Gefechten bei Batury, Chatowiczi, Czerenicza und Tula, das IX. Corps übernahm andern Tags die Nachhut der großen Armee auf der großen Straße Smolensk-Wilna. Am 27. November passirte Graf Wilhelm von Hochberg die Beresina bei Borisow, während das Gros des IX. Corps am linken Flußufer zurückblieb. Da aber Napoleon eine Schlacht annehmen mußte, wurde dem IX. Corps der Befehl, den Feind am linken Ufer aufzuhalten; die badische Brigade marschirte deßhalb, mit ungeheuren Anstrengungen sich dem Strome der Flüchtlinge entgegen arbeitend, am 28. früh morgens wieder über den Fluß zurück und rückte, noch 2240 Mann stark, auf dem rechten Flügel des Armee-Corps, dessen Totalstärke 5000 Mann betrug, in Stellung. Das Husaren-Regiment stand hinter dem linken Flügel mit dem hessischen Chevaurlegers-Regiment. Nachdem die ersten russischen Angriffe abgeschlagen waren, ergriff Graf Hochberg, der das Commando der gesammten Infanterie übernommen hatte, die Offensive und drängte den Feind zurück; am linken Flügel brachten die Angriffe der Cavalerie-Brigade unter La Roche, der an Stelle des gefallenen Generals Fournier das Divisions-Commando übernommen hatte, das Gefecht zum Stehen. Es war Abend geworden, die Kameraden waren gerettet das Husaren-Regiment war aufgerieben. Der Rückzug während der Nacht mußte theilweise mit dem Bajonett durch die Nachzügler durchgekämpft werden; am Morgen zählte die Brigade noch 1300 Mann. Am 19. ging der Rückzug weiter; vom 3. Dezember ab bis zur gänzlichen Auflösung der Armee führte das IX. Corps wiederum die Arrieregarde, fast ohne Nahrung bei grimmiger Kälte täglich marschirend, täglich kämpfend, täglich schwächer. Am 4. Dezember führte die große Nähe der Russen nochmals zum Ausmarsche des Corps. Die badische Brigade hielt als rechter Flügel das Schloß von Malodeczno und warf mit einem Bajonettangriff des Leibregiments die eingedrungenen Russen zurück — die letzte active That. Was folgte, war nur noch Strapaze, Hunger, Kälte bis zu 27 Grad, forcirte Nachtmärsche. Die Brigade zählte noch 180 Streitbare, das Corps kaum 1000 Mann. Am 8. Ankunft in Wilna, wo, außer 50 Grenadieren des Leibregiments, die dem Tode durch Erfrieren als Wache des Marschalls Victor nur dadurch entgangen waren, daß das Haus, in welchem dieser Quartier genommen, in der Nacht abbrannte, die übrigen, mit Geld versehen, zurückgelassen wurden. Am 20. Dezember wurde über Kowno und Königsberg Marienwerder erreicht; am 10. Januar 1813 Stangendorf; am 12. von Kosaken angegriffen, wurde hinter die Weichsel nach Neuendorf zurückgegangen., von wo ein Rest Bewaffneter, 7 Unterofficiere 36 Mann unter Capitaine Pfnor nach Posen weiter marschirten. Sie wurden von da nach Glogau instradirt (s. d. A. Frhr. v. Brandt). Graf v. Hochberg, dessen persönliche Gegenwart die Soldaten zu so heroischer Ausdauer fort-

gerissen hatte, kehrte nunmehr nach Karlsruhe zurück. Sämmtliche Fahnen waren gerettet worden. Mit diesen trafen am 18. Februar in der Heimath 336 an der Weichsel gesammelte Versprengte ein, darunter noch 20 Bewaffnete. Von der Gesammtausrückstärke kamen im Laufe mehrerer Jahre zurück höchstens 1500 Mann, die meistens so krank und elend waren, daß sie zum Dienste nicht mehr eingestellt werden konnten; der Officiersverlust betrug an Todten, Verwundeten und Vermißten 126. Unter den vielen Opfern, welche dieser Feldzug Baden gekostet, befand sich auch der durch hohe geistige Eigenschaften ausgezeichnete Chef des Generalstabes. Er starb am 9. Januar 1813 zu Wilna in russischer Gefangenschaft nach namenlosen Erduldungen, 37 Jahre alt (s. K. Z., 1840, No. 67—73). Von seinen im Manuscript hinterlassenen Schriften ist sein „Tagebuch über den Feldzug in Spanien" von Hofrath Rehfues 1814 veröffentlicht worden, sein „Tagebuch über den Feldzug Sr. Hoheit des Erbgroßherzogs von Baden von Anfang Oktober 1806 bis Ende Juli 1807", das „weniger eine präcise und detaillirte Geschichtsbeschreibung des Feldzugs, aber sehr interessante Schilderungen der Verhältnisse und der handelnden Personen enthält" und dadurch eine fast unentbehrliche Quelle für den Forscher bleiben wird, befand sich bis 1871 in den Acten des badischen Kriegsministeriums.

L. Löhlein.

Daniel Gulat von Wellenburg.

Daniel Gulat wurde im Jahre 1762 zu Herbolzheim, in der damals zu Vorderösterreich gehörigen Landschaft Breisgau, als der Sohn des dortigen Schultheißen geboren. Ein tüchtiger Volksschullehrer, Namens Wehinger, dessen sein Zögling bis zu seinem Lebensende stets dankbar gedachte, erkannte die Talente des Knaben und überwand die Bedenken des Vaters gegen ein gelehrtes Studium. 1787 trat Gulat zu Freiburg in die Advocatur, wurde aber schon 1789 mit der Verwaltung des Oberamtes Tettnang betraut und 1790 als Oberamtsrath zu der kaiserlichen Landvogtei der Ortenau in Offenburg berufen. 1793 verehelichte er sich dort mit der Tochter des Landvogts von Wellenburg. Bald darauf ergossen sich wiederholt die Invasionen der französischen Conventsheere in die, der Grenze damals zunächst gelegene Ortenauische Landschaft. Hierbei war es ihm beschieden, seinen rastlosen, treuen Eifer im Dienste des Vaterlands, und seine unerschütterliche, muthige Entschlossenheit in hervorragender Weise an den Tag zu legen. Die bewaffneten Aufgebote der Ortenauer organisirte er in mobile Landsturmbataillone und führte sie dem General Grafen Meerfeldt zu. Hierfür wurde ihm die von Kaiser Franz II. gestiftete silberne Kriegsdenkmünze verliehen. Nach der Schlacht von Hohenlinden gelang es ihm, nach einer gefahrvollen Reise sich bei General Moreau in München Eingang zu verschaffen, und von diesem Heerführer durch sein ebenso kluges als festes Auftreten den Nachlaß einer, der Ortenau auferlegten Contribution von 150,000 Francs zu erwirken. Schon früher hatte er mehrfache Erleichterungen der Kriegslasten für die Bevölkerung von den französischen Generalen erreicht. 1799 von Kaiser Franz II. in den Adelstand erhoben, wurde er, als durch den Frieden von Luneville der Breisgau von Oesterreich getrennt ward, 1802 als Regierungsrath der vorderösterreichischen Regierung zu Günzburg zugetheilt. Nach der Capitulation des Generals Mack in Ulm, in deren Folge fast ganz Baiern und Schwaben von den Franzosen besetzt wurde, rettete er die Summe von 60,000 fl. Staatsgelder aus deren Händen und brachte sie nach Wien. In Günzburg wurde er von Napoleon persönlich und mit gutem Erfolg über die Beschwerden der Bevölkerung gegen die übermäßigen Bedrückungen durch die französischen Generale gehört. Als durch den Preß-

burger Frieden alle vorderösterreichischen Lande abgetreten wurden und das damalige Deutsche Reich aufgelöst war, trat Gulat in den Dienst seines angeborenen Vaterlands Baden unter Karl Friedrich's milder und weiser Regierung, und wurde 1806 in der Eigenschaft als Geheimer Referendair in die damals unter dem Namen eines Geheimen-Rathscollegiums bestehende oberste Staatsbehörde berufen. 1810 wurde er zum Kreisdirector in Villingen ernannt, und noch erinnern sich die ältesten Bewohner jener, damals vom Verkehr fast abgeschnittenen Schwarzwaldgegend seiner und des Obervogts Huber in Tryberg gemeinsamen und erfolggekrönten Bemühungen für Erstellung von Zufahrt- und Verkehrsstraßen. 1813 erfolgte seine Berufung in das Justizministerium in der Eigenschaft als Staatsrath; 1819 wurde er Mitglied des Staatsministeriums, leitete 1820—1822 das Ministerium des Innern und wurde 1830 zum Präsidenten des Justizministeriums ernannt. Nach 49 Jahren, dem Vaterland und vier Großherzogen treu geleisteter Dienste trat er 1835 in den Ruhestand und beschloß am 30. April 1839 sein thatenreiches Leben. Seine hohen Verdienste im ordentlichen Dienste und bei außerordentlichen Gelegenheiten hatten stets die warme Anerkennung seiner Fürsten gefunden; seit 1808 war er Ehrenbürger der Stadt Freiburg. Im Jahre 1816 war, unter Bestätigung durch Großherzog Karl, seine Erhebung in den österreichischen Ritterstand erfolgt, unter Verleihung des weiteren Namens „von Wellenburg", dessen letzter Träger sein Schwiegervater gewesen war. Das betreffende Diplom hebt noch besonders hervor, daß „er auch in den Jahren 1813—1815 sich als eifriger Anhänger der allgemeinen deutschen Angelegenheit in dem großen Streite gegen Frankreich gezeigt und sie nach allen seinen Kräften unterstützt habe". Seine politische Richtung war eine praktisch-conservative, entbehrte aber des idealen Ziels nicht, ohne welches auch die politische Thätigkeit unfruchtbar ist. Ein warmer Verehrer der josefinischen Reformideen, drängte sich diese praktische Richtung bei ihm in die oft wiederholten Worte zusammen: „Ewig schade, daß Kaiser Josef 50 Jahre zu frühe gekommen ist, und dadurch sein Werk um 100 Jahre hinausgeschoben hat". Besonnenem Fortschritt immer zugethan, wie seine ganze, vielverzweigte, unmittelbar praktische und gesetzgeberische Thätigkeit zeigt, war er jeder Ueberstürzung abhold. Wenn er für die Begriffe unserer Tage die Grenzen hierin etwas strenge zog, so kann es doch für das spätere Geschlecht nur lehrreich und zugleich erhebend sein, sich von Zeit zu Zeit Anschauungen und Bestrebungen von Männern zu vergegenwärtigen, die „den Besten ihrer Zeit genug gethan", weil ihr, mit klarem, erfahrungsgeübtem Blick verfolgtes, unveränderliches Ziel stets nur Wahrheit und Recht gewesen ist.

E. v. G.

Salomon von Haber,

geboren am 3. November 1760 zu Breslau, war der Sohn armer Eltern, aber von der Natur mit Intelligenz und Unternehmungsgeist ausgestattet, gelang es ihm, sich großes Vermögen und eine hochangesehene Lebensstellung zu erringen. In den stürmischen Zeiten am Ende des vorigen Jahrhunderts ergriff er den Wanderstab und ließ sich, nach seiner Verheirathung, in Karlsruhe häuslich nieder. Hier gewann er bald durch rührige und umsichtige Geschäftsthätigkeit das allgemeine Zutrauen. Die meisten Geldgeschäfte der Regierung wurden durch seine Vermittelung besorgt und alle späteren großen Anlehen des Landes mit ihm und einigen Frankfurter Häusern abgeschlossen. Er blieb stets auf der Höhe seiner Zeit und war für alle großartigen Unternehmungen stets zugänglich. Dieser Charactereigenschaft Haber's verdankt das Großherzogthum seine bedeutendsten Fabriken. Die Ettlinger Spinnerei und Weberei,

die Karlsruher Maschinenfabrik, die Waghäusler Zuckerfabrik konnten nur dadurch ins Leben gerufen werden, daß Haber mit seinem commerciellen Einfluß und seinen bedeutenden Mitteln sich an die Spitze stellte. Es geschah mit Aufopferung eines Theiles seines Vermögens, denn die Fabriken mußten erst durch schwere Opfer zu der Höhe gebracht werden, auf welcher sie heute noch glänzend gedeihen. Nachdem Haber vom Großherzog Karl zum Hofbanquier ernannt worden war, verlieh ihm Großherzog Ludwig 1829 den erblichen Adel. In dem Adelsdiplom wird ausdrücklich anerkannt, daß die Dienste des also „durch ein Denkmal der Ehre, das über die Schätzung gewöhnlicher Glücksgüter sich erhebt" Geehrten „zum öftesten unter schwierigen Verhältnissen ohne Voraussicht entfernter Erfolge" geleistet wurden. Salomon von Haber starb zu Karlsruhe am 20. Februar 1840. Von seinen Söhnen widmete sich

Louis von Haber,

geboren zu Karlsruhe am 15. Juli 1804, dem Bergbau und den technischen Wissenschaften und studirte mit angestrengtem Fleiß und Eifer zu Göttingen und auf der Bergakademie zu Freiberg. Er war die eigentliche Seele des industriellen Lebens und Treibens in Baden. Neben seiner Theilnahme an vielen andern Etablissements leitete er speciell die Waghäusler Zuckerfabrik, und durch ihn und seine rastlose Thätigkeit erhielt sie die Ausdehnung, welche wir heute noch anstaunen. Durch den Tod seines Schwiegervaters fiel ihm dessen große Zuckerfabrik in Böhmen als Eigenthum zu und veranlaßte ihn zur Auswanderung nach Oesterreich. Nachdem er seine eigene Fabrik nach dem neuesten System hergestellt und ausgedehnt hatte, so daß sie unter die besten der österreichischen Monarchie zählt, schlug er seinen Wohnsitz in Wien auf und wurde, im Vereine mit den ersten Mitgliedern der hohen Aristokratie Oesterreichs, der Schöpfer der österreichischen Creditanstalt und mehrerer anderen ähnlichen Institute. Unterstützt von diesen kolossalen Geldmitteln und seinem eigenen Vermögen, rief er mehrere großartige montanistische Unternehmungen in's Leben und stand gleichzeitig als Concessionair an der Spitze mehrerer bedeutenden Eisenbahnen, z. B. der böhmischen Westbahn, der Nordwest-, der Elbthalbahn u. a. In Anerkennung seiner Verdienste um die Monarchie erhob ihn der Kaiser von Oesterreich in den erblichen Freiherrenstand und berief ihn 1872 zum Mitglied des Herrenhauses. Wenn auch körperlich geschwächt, wirkt er noch in voller Geistesfrische für die gedeihliche Entwickelung der vielen von ihm in's Leben gerufenen Schöpfungen. *

Johann Baptist Ignaz Häberlin

wurde am 27. Juli 1760 zu Horb geboren, erhielt 1784 die Priesterweihe und wurde 1788 zum bischöflich Konstanzischen Commissair im Breisgau und zugleich zum Stadtpfarrer von St. Martin in Freiburg ernannt. Dieß blieb er bis 1810, in welchem Jahre er den Ruf als geistlicher Ministerialrath nach Karlsruhe erhielt. Dort starb er am 15. März 1827. Er war ein Mann von wissenschaftlicher Bildung, tüchtiger Geschäftskenntniß und milder Gesinnung. Er galt für den Verfasser der 1812 in Karlsruhe bei Macklot erschienenen Schrift: „An die Souveraine der rheinischen Conföderation über das Recht, ihren Staaten eigene Landesbischöfe und eine bischöfliche Diöcesaneinrichtung nach Gutfinden zu geben. Ein patriotisches Wort zu seiner Zeit, von Dr. H., einem katholisch-geistlichen Canonisten" (vgl. Felder's Lexikon 1, 289). W.

Karl Freiherr von Hacke

gehört zu den beim Anfall der Pfalz an Baden in Dienste dieses Staates übergegangenen Beamten. Wir haben das Datum seiner Geburt nicht ermitteln können. In badische Dienste trat er 1803 als Hofrichter zu Mannheim und Geheimer Rath. Als 1808 die französisch gesinnte Partei unter der Leitung des Freiherren von Dalberg überwiegenden Einfluß erhielt, wurde Hacke an Stelle des Freiherren von Marschall (s. diesen Artikel) zum Minister des Innern ernannt, mußte aber demselben Staatsmann schon ein Jahr darauf wieder weichen und wurde nun Gesandter in Wien. Von dort kam er 1815 als Minister der auswärtigen Angelegenheiten nach Karlsruhe zurück, nahm auch an den Friedensverhandlungen zu Paris Antheil und gab sich dort große Mühe, einen, hauptsächlich gegen Preußen gerichteten und in echt rheinbündischer Gesinnung erdachten Plan einer engeren Verbindung der süddeutschen Staaten zu Stande zu bringen. Der schwierigen Lage, in welcher sich Baden bei der Bedrohung seines Territorialbestandes und der Erbfolge im regierenden Hause befand (s. den Art. v. Berstett) war Hacke in keiner Weise gewachsen. Ein frivoler Lebemann, ohne sittlichen Ernst, ohne ausdauernde Arbeitskraft, ohne rechte Anhänglichkeit an Land und Dynastie, wäre er durch sein längeres Verbleiben in dieser Stellung geradezu eine Calamität für die Zukunft Badens geworden (vgl. Varnhagen, Denkwürdigkeiten, Bd. 9., S. 30, 70 und 86 ff.). Dem Einflusse Reizenstein's und Tettenborn's auf den Großherzog Karl gelang es 1817, ihn aus dem Ministerium zu entfernen, in welchem der Freiherr v. Berstett sein Nachfolger wurde. Er ging wieder als Gesandter nach Wien, wo er wenigstens unschädlicher war. Nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Ludwig wurde Hacke von Wien abgerufen und pensionirt. Er zog nach Bamberg, wo er am 3. April 1834 starb. Während er Minister der auswärtigen Angelegenheiten war, ließ er eine Uebersetzung der Maximen von la Rochefoucauld (1817), als Gesandter in Wien eine Uebersetzung der Germania und des Agricola von Tacitus (1818) drucken, Arbeiten ohne literarischen Werth, ohne genügende sprachliche und geschichtliche Kenntnisse unternommen und nach Verdienst längst verschollen, wie der Autor selbst, der, ohne die allerdings wenig schmeichelhafte, aber im Ganzen doch wohl richtige Charakteristik, die Varnhagen von ihm entwirft, völlig der Vergessenheit anheimgefallen wäre. W.

Karl August Hahn.

Unter den deutschen Philologen nimmt Karl August Hahn, wenn er auch nicht durch selbstschöpferische Kraft an die Häupter seiner Wissenschaft reicht, als Hüter und Pfleger deutscher Grammatik und Textkritik im Geiste Grimm's und Lachmann's, eine bedeutende Stelle ein. — Am 14. Juli 1807 zu Heidelberg geboren, mußte er sich nach dem frühen Tode des Vaters, eines Postbeamten, mühselig forthelfen. Er studirte am Gymnasium seiner Vaterstadt und hörte auf der dortigen Universität und später in Halle philologische und theologische Vorlesungen. 1830 begab er sich nach St. Aubin in der französischen Schweiz, wo er eine Erzieherstelle annahm. Da er seine Zöglinge auch in der deutschen Sprache unterrichten mußte, wurde er auf das Lückenhafte der deutschen Sprachlehren aufmerksam und griff, um sich selbst zu belehren, nach J. Grimm's deutscher Grammatik. Damit war seine Zukunft entschieden. Mit rastlosem Eifer wandte er sich nun dem Studium der altdeutschen Sprache zu und habilitirte sich, nach einem längeren Aufenthalte zu Wien und Berlin, wo er mit Karajan und Bergmann, mit den Brüdern Grimm und Lachmann in nahe Verbindung trat, 1839 als Privatdocent in Heidelberg. Seine Schülerzahl war klein,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

aber anhänglich; seine literarische Thätigkeit war sehr ausgedehnt. Er gab u. a. heraus: Otte mit dem Barte von Kuonrat von Würzburg (1838), kleinere Gedichte von dem Stricker (1839), Gedichte des 12. und 13. Jahrhunderts (1840), den „jüngeren Titurel" (1842), das alte Passional (1845), Arbeiten, die, an sich verdienstvoll, der deutschen Literaturgeschichte zu gute gekommen sind. Die Reihe seiner grammatischen Schriften begann er mit der Mittelhochdeutschen Grammatik (1842 und 1847), an welche sich anschließen: Mittelhochdeutsches Lesebuch (1847), Neuhochdeutsche Grammatik (1848) und Auswahl aus Ulphilas Bibelübersetzung (1849). — Nachdem Hahn 1827 den Titel eines außerordentlichen Professors erhalten hatte, wurde er 1849 als ordentlicher Professor an die Universität Prag berufen, einer der ersten, die Oesterreich seit dem Umschwung des Universitätswesens aus Deutschland an sich gezogen. Von da an begann für ihn ein freieres, sorgenloses Leben. Mit ganzer Seele gab er sich dem neuen Wirkungskreise hin und genoß, obwohl ihm, als dem Vertreter der deutschen Alterthumskunde, der nationale Zwiespalt Schwierigkeiten bereitete, Dank seiner besonnenen Mäßigung, die Achtung und Neigung aller Kreise, die mit ihm in Berührung kamen. 1851 nach Wien versetzt, fand Hahn ein zahlreicheres Auditorium und eine einflußreichere Stellung, und arbeitete unermüdet zu Nutz und Frommen wahrer Wissenschaft, bis ihn nach kurzem Leiden am 20. Februar 1857 im besten Mannesalter der Tod hinraffte. — In der Interpretation mittelhochdeutscher Literatur-Denkmale legte er ebenso exacte Kenntniß der Sprache, als Feinheit des Verständnisses an den Tag. Mit der althochdeutschen Grammatik (1852) schließt die Reihe seiner grammatischen Arbeiten, zu denen noch mehrere Schulausgaben von Meisterwerken der mittelhochdeutschen Literatur kommen, wie er denn dem wissenschaftlichen Unterricht besondere Aufmerksamkeit zuwendete. Die Vollendung eines eingehenden Werkes über die deutsche Rechtschreibung von streng historischem Standpunkt mit Rücksicht auf die Fortbildung der Sprache zu Stande zu bringen, war ihm nicht mehr vergönnt. (Vgl. Allgem. Zeitung 1857 No. 101 Beilage und v. Wurzbach, Biograph. Lexikon 7, 201). W.

Fidelis Haiz

wurde geboren zu Waldshut den 16. Oktober 1801, besuchte das Klostergymnasium zu Rheinau und das Lyceum zu Konstanz, studirte 1821—1824 Theologie an der Universität Freiburg und erhielt 1825—1826 die praktische Ausbildung für die Seelsorge im bischöflichen Seminar zu Meersburg. Diese Anstalt, eingerichtet und geleitet unter der Aegide des damaligen Bisthumsverwesers war vorzugsweise die Schule, in welcher die vielgepriesene und vielgeschmähte Wessenbergische Richtung des badischen Klerus gepflanzt und gepflegt wurde. Es möge deßwegen hier eine Stelle finden, was Haiz selbst, einer der treuesten Anhänger und Freunde Wessenberg's, in der unten anzuführenden Schrift darüber sagt: „Nach dem Vorbilde der besten und eifrigsten Oberhirten erschien unserem Generalvicar eine zweckmäßigere Einrichtung des Klericalseminars eine seiner ersten und wichtigsten Angelegenheiten, die auch zufolge einer uns vorliegenden Schilderung über dessen Zustand vor der Regierungszeit von Wessenberg's wirklich dringend Noth that. Durch eigene Anschauung hievon überzeugt, legte v. Wessenberg noch im Jahre 1801 dem Fürstbischof den Entwurf einer zweckmäßigen Einrichtung des Seminars vor und dieser entschied darüber, nachdem er Gutachten von dem Seminarsvorstand und von den meisten Decanaten eingeholt und mit dem Domcapitel wiederholte Berathungen über den hochwichtigen Gegenstand gepflogen hatte. Das neue Statut hatte nicht nur den Unterricht in allen Zweigen der praktischen Seelsorge, sondern auch und ganz vor-

züglich die moralische Vorbereitung der Candidaten des geistlichen Standes zu den heiligen Weihen im Auge, wozu tägliche Andachten und schriftliche Betrachtungen, wöchentliche Exhortationen, wiederholte Geistesübungen, erbauliche Tischvorlesungen und andere ascetische Uebungen zu Weckung und Unterhaltung der Frömmigkeit angeordnet waren. Dem berufseifrigen Generalvicar genügte aber nicht, ein zweckmäßiges Statut nur gegeben zu haben: die geistliche Erziehungsanstalt wie seinen Augapfel liebend, überwachte er auch die Befolgung des Statuts mit väterlicher Sorgfalt. Er inspicirte deßwegen, wenn möglich, die Anstalt jährlich und hielt bei diesen Besuchen auch sogenannte Cirkel, d. h. Prüfungen über Gegenstände der theoretischen und praktischen Theologie, von denen er, als gründlich unterrichteter Gottesgelehrter, die tiefste Bewunderung, und ungetheilte Hochachtung der Seminaristen jeweils mit sich nahm. Gewiß erinnern sich noch viele der älteren Geistlichen mit Liebe, Freude und Dank der in seinem belehrenden Verkehr zu schnell enteilten Tage und Stunden. Wie sehr dem Verewigten am Herzen lag, ebenso fromme als wohlunterrichtete Geistliche zu bilden, dafür legen seine Anreden an die Ordinanden lautes, ihn selbst ehrendes Zeugniß ab." — Nachdem Haiz, 21. September 1826, zum Priester geweiht war, wirkte er längere Zeit als Vicar in Luttingen und als Pfarrverweser in Hochsal, zwei Hauptsitzen der sogenannten Salpeterer und verstand es, durch eifriges, umsichtiges Entgegenkommen nicht wenig zur sittlich-religiösen Hebung dieser Gemeinden beizutragen. Ende 1831 erhielt er die Pfarrei Denkingen im Linzgau und 1840 jene zu Waltershofen am Kaiserstuhl; in beiden Orten steht er noch heute bei seinen ehemaligen Pfarrkindern in dankbarem Andenken. Diese in der Pastoration verbrachten Jahre waren für Haiz die glücklichsten seines Wirkens und oft sehnte er sich später nach dem Berufskreise zurück, für welchen seine Individualität in vollem Maaße geeignet war. Das Jahr 1842 wurde ein Wendepunkt in seinem Leben; die Errichtung des theologischen Convictoriums war das letzte Werk des verdienten Erzbischofs Demeter; die Anstalt, vom Staat nicht bloß genehmigt, sondern unter seine Oberleitung und in Verbindung mit der Universität gestellt, war die erste dieser Art in Baden; schwierig und wichtig mußte die für dieselbe zu treffende Wahl eines Vorstehers erscheinen, nach Hug's Vorschlag wurde Pfarrer Haiz als solcher berufen. Er rechtfertigte das in ihn gesetzte Vertrauen; die freundlich ernste Art, mit der er die Hausordnung handhabte, Fleiß und Betragen der Alumnen überwachte, erwarb ihm in kurzer Zeit die Achtung der Studirenden wie der zunächst für das Gedeihen der neuen Anstalt sich interessirenden höheren geistlichen Kreise. Kaum hatte Haiz die Direction zwei Jahre geführt, so wurde er vom Domcapitel, in welchem damals die Namen Hug, Hirscher, Staudenmaier, Buchegger glänzten, einstimmig zu seinem Mitgliede erwählt. Auch in dieser Stellung bewegte er sich in kurzer Zeit mit Tact und Geschick; das Collegium hatte an ihm einen sehr gewandten und rastlos thätigen Arbeiter gewonnen, insbesondere wußte er als Referent für ökonomische Fragen die in der Pastoration gesammelten Erfahrungen nutzbar zu machen. Mehrere Jahre war er zugleich Pfarrrector am Münster, mit welcher Stelle gewöhnlich noch weitere Ehrenämter verbunden sind. — Diese rege und ersprießliche Thätigkeit fand ihren plötzlichen Abschluß, als gegen Ende 1853 der bekannte Conflict zwischen der Großherzoglichen Regierung und dem Erzbischof v. Vicari ausbrach. Die damals für und wider viel besprochene Angelegenheit nahm nach den darüber von den betheiligten Parteien veröffentlichten Erklärungen (A. Allg. Ztg. vom 4. und 11. Januar 1854) folgenden Verlauf: Haiz hatte (am 2. December 1853) mit den übrigen Mitgliedern des Domcapitels eine Ergebenheitsadresse an den Erzbischof mitberathen und unterzeichnet. Nach seiner Angabe wurde gleichzeitig beschlossen, es solle bei der

Uebergabe dieses Schriftstückes der Adressat mündlich ersucht werden, seine Geneigtheit zu gütlicher Ausgleichung des Streites an das Großherzogliche Staatsministerium zu erklären. In diesem Sinne (erklärt er ferner) habe er sich schon in einer Sitzung vom 11. November geäußert, ausdrücklich vor weiterem faktischen Vorgehen, unter Hinweisung auf mögliche Folgen, gewarnt, und hiervon dem als landesherrlichem Specialcommissair bestellten Stadtdirector Burger, jedoch ausschließlich für seine Person und aus freien Stücken, Mittheilung gemacht, indem er gleichzeitig unbedingte Solidarität für alle Maßnahmen des Domcapitels übernahm und beanspruchte. Nachdem die Mitglieder des Domcapitels von diesem Schritte Kenntniß erhalten, wurde Haiz in einer Sitzung darüber zur Rede gestellt und aufgefordert, die an den landesherrlichen Commissair abgegebene Erklärung vorzulegen, und ihm ferner das Befremden ausgesprochen, daß er hinter dem Rücken des Collegiums gehandelt habe.. Hiergegen machte Haiz geltend, daß er ein Mitglied von der abgegebenen Erklärung in Kenntniß gesetzt habe, ohne ihm weitere Mittheilung zu verbieten. Von Seite des Erzbischofs wurde nun an Haiz das Verlangen gestellt, das von ihm (gegenüber dem Specialcommissair) eingehaltene Verfahren vor der großherzoglichen Staatsregierung selbst zu mißbilligen. Da er sich dessen weigerte, enthob ihn (am 15. December) der Erzbischof aller Rechte eines Ordinariatsmitgliedes, ebenso mehrerer Ehrenämter und untersagte ihm die Ausübung gottesdienstlicher Functionen in der Domkirche und später auch in auswärtigen Kirchen, nur die Celebrirung einer stillen Messe blieb ihm gestattet. Ein lithographirtes Circular (vom 3. Januar 1854) hatte allen Decanaten diese Maßnahmen zur sofortigen Zustellung an die Capitelsgeistlichen eröffnet. Die Strafe war für den Betroffenen eine schwere und sollte lange dauern. Mehrfache Versuche zur Rehabilitirung, zur Uebernahme einer Pfarrei blieben ohne Erfolg; auch die Hoffnung, bei der 1859 erfolgten Ausgleichung des Conflicts Wiedereinsetzung zu erlangen, blieb unerfüllt. Erst nach dem Tode des Erzbischofs konnte Haiz wieder am Domgottesdienst in officieller Weise Theil nehmen; bei den Sitzungen des Capitels hatte er immer mitgewirkt, auch war das collegiale Verhältniß zu den übrigen Mitgliedern im Privatverkehr in keiner Weise alterirt worden. Die unfreiwillig ihm gewordene Muße suchte Haiz mit bestem Willen zu verwerthen; es erschienen von ihm folgende Schriften: 1860 das Leben Wessenberg's; 1865 Christlicher Glaube und Leben, eine Sammlung von Vorträgen; 1871 Katholische Lehre vom Abendmahl. Früher hatte er in der Freiburger Zeitschrift für Theologie zwei größere Abhandlungen veröffentlicht über das Verhältniß von Kirche und Staat und über das kirchliche Synodalinstitut, letztere erschien 1849 als besondere Schrift. Einen regen Eifer und hingebende Sorgfalt widmete er der Blindenversorgungsanstalt und der Pflege für sittlich verwahrloste Kinder; eine Reihe von Jahren bekleidete er bei der ersteren die Vorstandsstelle. Haiz erfreute sich einer zwar nicht starken, aber zähen Gesundheit, welche auch bei den bitteren Erlebnissen Stand gehalten und eine längere Lebensdauer zu verbürgen schien, nachdem in den letzten Jahren seine Stellung wieder eine erträgliche geworden war; diese Hoffnung erfüllte sich nicht, eine starke, im Herbste 1871 zugezogene Erkältung, welche während des folgenden Winters sich steigerte, erschöpfte rasch die wenigen Kräfte, er starb am 9. Juni 1872. Die edle, christlich-werkthätige Gesinnung, welche der Verstorbene überall zu bethätigen bestrebt war, bekunden auch die von ihm getroffenen letztwilligen Verfügungen. Das Collegium theologicum, dessen erster Director er gewesen, erhielt den theologischen Theil seiner Bibliothek; aus dem übrigen Nachlaß waren ansehnliche Vermächtnisse bestimmt den genannten Wohlthätigkeitsanstalten in Freiburg und dem Spital seiner Vaterstadt Waldshut. Rh.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Anton Haizinger.

Unter den Tenoristen ersten Ranges, welche in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts die Welt mit ihrem Ruhme erfüllten und Alles in Entzücken versetzten, glänzt in den Annalen der Tonkunst für alle Zeiten Anton Haizinger's gefeierter Name. Geboren den 14. März 1796 zu Wilfersdorf, einer fürstlich Liechtenstein'schen Herrschaft im Erzherzogthum Oesterreich, empfing Haizinger von seinem Vater, dem Schullehrer des Ortes, den ersten Unterricht im Gesang und Clavierspiel. Frühzeitig entschiedenes Talent zur Musik offenbarend, sang er schon als Knabe bei den kirchlich-musikalischen Aufführungen seines Geburtsortes mit und wurde wegen seiner immer mehr sich entwickelnden schönen Stimme sogar zur Mitwirkung bei derartigen Festlichkeiten der benachbarten Orte eingeladen, bei welchen Anlässen er stets vielfachen Beifall erntete. Trotz dieser Erfolge und seiner ansehnlichen Fortschritte in musikalischer Beziehung, nicht zum Berufe eines Tonkünstlers, sondern zum Lehrfach bestimmt, verließ er zu solchem Zweck im 14. Jahre Wilfersdorf, um die Schule in Kornneuburg zu besuchen. Nach Vollendung seiner Studien unterstützte er sodann als Lehramtscandidat einige Zeit seinen Vater in dessen Wirksamkeit, bis er als Lehrer an einer öffentlichen Schule in Wien angestellt wurde. Hier die Erholungsstunden emsig der Beschäftigung mit Musik widmend, nahm er behufs weiterer Ausbildung in derselben theoretischen Unterricht bei dem Organisten Völkert, und ebenso, durch seine die allgemeine Aufmerksamkeit erregenden gesanglichen Leistungen in mehreren Gesangvereinen aufgemuntert, bei Schwarzböck (s. d. Art. Beatrix Fischer) und Mozatti, dem Lehrer der berühmten Schröder-Devrient, Singstunden. Dadurch, sowie in Folge des häufiger sich wiederholenden Auftretens in Concerten selbst der größten Künstler, welches ihm stets reiche Anerkennung erwarb, wurde jedoch die Leidenschaft zur Tonkunst zusehends stärker entflammt und unmerklich der Entschluß, ihr künftig ausschließlich anzugehören, herbeigeführt. Diese Entscheidung fand statt, als Graf Palffy, der Director der Oper des Theaters an der Wien, nachdem er Haizinger mit Bewunderung in einem Concert hatte singen hören, ihm 1821 eine vortheilhafte Anstellung an derselben anbot. Dem Wink des Schicksals folgend, nahm Haizinger den Antrag an und begann von da an seine Laufbahn als dramatischer Sänger, auf welcher er schnell eine so große Berühmtheit erlangen sollte. Gleich die ersten Versuche, nämlich sein Auftreten in der „Diebischen Elster", im „Don Juan" und in der „Italiänerin", waren vom besten Erfolg begleitet; an sie reihten sich weitere Darstellungen an, welche sämmtlich die lauteste Anerkennung fanden und für die Verbreitung seines Künstlerrufes auch nach Außen günstig wirkten, so daß bald Tonsetzer in ihren neuen Opern eigene Tenorpartieen für ihn schrieben, wie z. B. Kreutzer in der „Libussa" und im „Taucher", Weber in der „Euryanthe" und Weigl in der „Eisernen Pforte". Mit dieser eifrig verfolgten praktischen Thätigkeit gingen die bei Salieri, als Fortsetzung seiner früheren Studien, genommenen Unterrichtsstunden Hand in Hand, um seine Ausbildung als Sänger und Musiker zu vervollständigen. Doch nicht lange dauerten die eben geschilderten Verhältnisse für des jungen Künstlers Streben in Wien. Die durch Rossini plötzlich zur Herrschaft gelangte italiänische Oper verdrängte auch in Wien auf längere Zeit das Interesse für die deutsche; Haizinger, der schon früher in Prag und Preßburg mit besonderem Beifall gastirt hatte, gab deshalb seine Stellung in der Kaiserstadt auf und trat eine größere Kunstreise an, in deren Verlauf er auf den Theatern zu Frankfurt, Stuttgart, Mannheim und Karlsruhe sich hören ließ und überall die ausgezeichnetste Würdigung fand. Die Annahme des ihm in letzterer Stadt

unter den vortheilhaftesten Bedingungen angebotenen lebenslänglichen Engagements fesselte ihn vom 1. Mai 1825 an dauernd an die Karlsruher Hofbühne, wo man eben mit einer Neubildung der Oper sich beschäftigte. An diesem Werke nahm Haizinger den lebhaftesten Antheil, sowie er auch durch seine Leistungen zu dem aus demselben hervorgegangenen nachmaligen großen Glanz der Karlsruher Oper wesentlich beitrug. Von nun an wirkte er an ihr rastlos und verdienstvoll, und unterbrach diese Thätigkeit nur zeitweilig durch kurze und lange Kunstreisen, welche ihm außerordentliche Ehren eintrugen und seinen Namen in der ganzen Kunstwelt immer berühmter machten. So war er z. B. mit der deutschen Oper 1829 und 1830 in Paris, 1831 und 1832 in London, indem er an beiden Orten in Gemeinschaft mit der gefeierten Schröder-Devrient, Beatrix Fischer u. s. w. (s. d. Art. Fischer) dieser Unternehmung die glänzendste Aufnahme bereitete und zugleich dem Ruhme deutscher Tonkunst zu neuer Verherrlichung verhalf. Nicht minder bedeutend waren seine auf ähnlichen Ausflügen erzielten Erfolge in Wien, Berlin und anderen deutschen Städten, sowie in Petersburg, wo er 1835 gastirte. Deßhalb wurde sein Wirken an den Ufern des Rheins, am Gestade der Seine und der Themse mit dem gleichen Enthusiasmus wie am Strande der Donau oder Newa anerkannt. Unzählige Opernvorstellungen, zahllose Concerte bezeichneten im Laufe der Jahre den unermüdlichen Eifer, mit dem Haizinger seiner Kunst oblag, als ebenso viele Anstrengungen, deren Ueberwindung nur seiner gewissenhaften Ausdauer und musterhaften Lebensweise gelang. Daneben war Haizinger in seiner zweiten Heimath Karlsruhe auch als Gesanglehrer thätig, und allezeit ein ebenso energischer als uneigennütziger Beförderer ihrer musikalischen Bestrebungen in Kirche, Vereinen und Schule, die er mit Rath und That unterstützte. Die 1837 durch den dortigen Cäcilienverein stattgefundene Gründung einer der musikalischen und gesanglichen Bildung der Jugend gewidmeten Musikschule, welche jetzt noch besteht, ist vorzugsweise sein verdienstliches Werk, und während einer Reihe von Jahren widmete er diesem Institute seine künstlerischen Kräfte. Nach so langer, ehrenvoller Berufsthätigkeit der Ruhe bedürftig, erbat Haizinger im Jahr 1850 seine Pensionirung, welche ihm in den anerkennendsten Ausdrücken gewährt wurde, und nahm von der Bühne in der Oper „Stradella" am 23. Mai 1850 Abschied. Seitdem beschäftigte er sich noch mit Gesangunterricht, sang hie und da in Concerten und genoß ein geistig behagliches Leben, zu welchem ihm früher die Zeit nicht vergönnt war. — Sein Tod erfolgte nach längeren Leiden am 31. December 1869. Mit der seit December 1845 am Hofburgtheater zu Wien angestellten berühmten Schauspielerin Amalie Haizinger (s. d. folgenden Artikel) war er seit 1827 verheirathet. Ihr hat er jedenfalls Vieles in Bezug auf seine dramatischen Leistungen zu verdanken, und wegen des Zusammenseins mit ihr in Karlsruhe hat er mehrfache verlockende Anträge nach auswärts beharrlich abgelehnt. — Haizinger's glänzende Erfolge als Sänger gründeten sich hauptsächlich auf seine wunderschöne Tenorstimme, ein Phänomen der Natur, wie es zum Nachtheil der Tonkunst wohl nicht so bald wiederkehren wird. Das Organ besaß einen enormen Umfang, indem es in leichter Ansprache und unmerklichem Uebergang der Register vom B bis zum $\overline{es}$ und sogar $\overline{e}$ sich ausdehnte, so daß Haizinger selbst oft den eigentlichen Beginn der Kopfstimme verschieden angab. Mit der metallischen Kraft der gleichmäßig ausgebildeten Töne verband sich eine wunderbare, sympathische Weichheit derselben, Vorzüge, welche ein sorgsames Studium in Tonbildung und Vortrag zu vollständigster Geltung brachte. Auf diese Weise mußten die Haizinger's Kehle entströmenden Melodieen jederzeit in Entzücken versetzen, selbst noch in den fünfziger Jahren, da ein beneidenswerthes Geschick der Stimme die geschilderte

Elasticität lange bewahrte. Freilich gab es zur Blüthezeit unseres Künstlers noch keine sogenannten großen, stimmverderbenden Opern Wagner's und Anderer, welche mit ihrer Mißhandlung des Singorgans und übermäßigen Instrumentation den Sänger vor der Zeit ruiniren. Da herrschte noch die „patriarchalische Cantilene". Der nicht genug hervorzuhebenden musterhaft soliden Lebensweise Haizinger's, eines außerordentlich wesentlichen Erklärungsgrundes seiner unverwüstlichen Stimmfrische, haben wir schon gedacht. Als interessantes Curiosum führen wir in dieser Beziehung an, daß er erst nach seiner Pensionirung wieder zu rauchen anfing und von der bisherigen strengen Diät im Essen abließ. — Haizinger war vorzugsweise lyrischer Sänger, da zum dramatischen Darsteller seine Individualität sich wenig eignete, mehr Naturalist, als Idealist. Wo jedoch seinen künstlerischen Gebilden die poetische Durchgeistigung und dramatische Gestaltung fehlte, da ersetzte diesen Mangel die ergreifende physische Klanginnigkeit der Töne und das denselben eine gewisse leidenschaftliche Gluth verleihende feurige Naturell des Vortragenden in reichlichem Maße. Ueberdieß war die Wirksamkeit eine vielseitige, wie sie eben nur einem deutschen Sänger zugemuthet wird; denn sie erstreckte sich auf Rossini und die Italiäner, Mozart, Beethoven, Weber, Spohr, Meyerbeer und die übrigen Deutschen, sowie Auber und die Franzosen. Demnach umfaßte sein Repertoire die komische wie die ernste, die classische wie romantische, die lyrische wie die große Oper. Haizinger's ausgezeichnete Leistungen werden allen Zuhörern unvergeßlich bleiben, und die Gesammtheit seines unermüdlichen Wirkens bildet ein stets nachahmenswerthes Muster für die strebenden Nachfolger.

H. Giehne.

Amalie Haizinger.

Unter allen dramatischen Talenten, welche das badische Land der Oper wie dem Schauspiele gestellt hat, haben die weiblichen den Vorrang behauptet, und unter diesen tritt Amalie Haizinger durch ihr reich begabtes Naturell leuchtend hervor. Am 6. Mai 1800 zu Karlsruhe geboren, Tochter des großherzoglichen Kammerfouriers Morstadt, wurde das ausgezeichnet schöne Kind wiederholt auf das Theater gebracht, 1815 aber schon beim Hoftheater förmlich als Schauspielerin und Sängerin angestellt und heirathete bereits im nächsten Jahre den Schauspieler Neumann, der das gewinnende Rollenfach der ersten Liebhaber bekleidete. Die Geburt zweier Töchter: Luise und Adolfine, hielt die Entwickelung ihres Talentes, wie ihrer körperlichen Schönheit nicht auf, und sie zog schon im Beginne der zwanziger Jahre, ein blendendes Meteor üppiger Schönheit und heiterer, bezaubernder Talente, als überall willkommener Gast an dem Theaterhimmel hin. Sie war blond, mit ausdrucksvollen blauen Augen, sprechenden Zügen, von vollen Körperformen, mit einem einschmeichelnden Organe begabt, dessen Gesang auch im jugendlichen Fache mäßigen Ansprüchen genügte und nur durch ihre heimische Mundart benachtheiligt wurde. Ihr Talent war erfindungsreich, von natürlicher Wärme der Empfindung, blühendem Humor, Verstand und Eleganz. Daher war das Lustspiel ihr, natürlich angewiesenes Gebiet; empfindsame und tragische Rollen kleideten sie nicht, sie hatte nur eine gesangartige Declamation und outrirte Effecte dafür. Naiven Rollen mangelte eine richtige Auffassung keineswegs, aber die in ihrem Spiele überall hervorstechende Gefallsucht that unbefangener Natur viel Schaden, selbst die Kokette des Lustspiels, offenbar ihre gelungenste Rollengattung, wurde von dieser Manier über die Grenze des Erlaubten hinausgerissen. 1823 wurde sie verwittwet, ihr Trost waren ihre triumphreichen Wanderzüge, die sie zugleich 1827 in die zweite Ehe mit dem berühmten Tenoristen Haizinger führten. Noch

19 Jahre gehörte sie dem Hoftheater in Karlsruhe an und führte ihre beiden Töchter der Bühne zu, von denen die ältere, Luise, sich zu einer überaus anmuthigen Schauspielerin entwickelte und 1838 an das Wiener Hofburgtheater berufen wurde, die jüngere, Adolfine, aber (1844) frühem Tode verfiel. Im Jahre 1845 wurde Amalie ebenfalls an das Burgtheater gezogen, wo sie in den älteren, characteristischen Rollenfächern, durch unverwelklich frischen Humor, der Liebling des Wiener Publicums verblieb. (Vgl. v. Wurzbach, Biograph. Lexicon 7, 222.)

Christian Haldenwang,

geboren zu Durlach den 14. Mai 1770, kam in das Atelier des Christian von Mecheln zu Basel, in welchem er eine beinahe zehnjährige Lehrzeit durchmachte. Er bildete sich zum Stecher landschaftlicher Ansichten aus und wurde endlich durch den Anblick Woollet'scher Kupferstiche in seiner Richtung bestimmt. Im Jahre 1796 wurde er nach Dessau, 1804 vom Großherzoge Karl Friedrich als Hofkupferstecher nach Karlsruhe berufen. Seine Hauptwerke sind vier Landschaften nach Claude Lorrain aus der Kasseler Galerie, jetzt in St. Petersburg, und zwei Landschaften nach Claude und Ruisdael im Musée Napoléon. Ohne große Kraft des Vortrags, zeichnet er sich in diesen Arbeiten durch gute Tonwirkung, Durchsichtigkeit und feine Lichtwirkung aus. Er hat zahlreiche Aquatinta-Blätter und Radirungen, namentlich auch Ansichten aus der Schweiz, aus Dessau, Wörlitz, Karlsruhe, Schwetzingen u. s. w. verfertigt. — Am 27. Juni 1831 starb er während eines Badeaufenthaltes zu Rippoldsau. Einer seiner Söhne, Friedrich Haldenwang, betrat mit Talent die Bahn des Vaters, starb aber schon 1820 im Alter von zwanzig Jahren. A. W.

Valentin von Harrant,

Commandirender der badischen Truppen in den Feldzügen der Jahre 1805 und 1809 gegen Oesterreich wurde am 8. December 1761 in Rastatt geboren und trat 1774 als Cadet bei dem Füsilier-Bataillon Rastatt in den Dienst, wo er, 1777 Lieutenant geworden, bis 1792 zum Major und Bataillons-Commandeur vorrückte, und im Jahre 1799 als Commandant von Rastatt die traurige Episode des Mordes der französischen Gesandten durch Szekler-Husaren vor dem Badener Thore erlebte. (Quellenmäßiges Material über dieses Verbrechen und eine treffliche Illustration zu dem Grade von Achtung und Rücksicht, welche von großstaatlichen Organen dem Gebiete und den Behörden der Kleinstaaten entgegengebracht wurde und werden konnte, ist u. a. zu finden in dem badischen Militair-Almanach von 1861, Seite 42 u. ff.) 1803 zum Obersten und im gleichen Jahre zum Commandeur des Infanterie-Regiments Prinz Ludwig ernannt, wurde Harrant die Ehre zu Theil, im Jahre 1805, als „zum ersten Male seit mehreren Jahrhunderten wieder ein selbständiges badisches Corps ins Feld rückte", dieses zu führen, und die an gewaltiger Anstrengung des Landes, wie an bedeutenden kriegerischen Leistungen seiner Truppen reiche, fast ununterbrochene Reihe von Feldzügen zu eröffnen, in denen Baden durch das Verhängniß der zerrütteten deutschen Staatsverhältnisse gezwungen war, zahlreiche Opfer fast gänzlich dem Willen und den Interessen der Franzosen darzubringen. Eine Alternative gab es hier nicht. Die kleinen Staaten waren dem in der Fülle seiner Macht stehenden französischen Kaiser tributair, wie sie umgekehrt nach dessen Niederwerfung den alliirten Großstaaten zufielen, sobald die Entfernung der französischen Heere dies zulässig erscheinen ließ. Nur die Entscheidung über die Wahl des richtigen Momentes wurde

manchmal schwer. So war Baden, als 1805 Frankreich und Oesterreich-Rußland den Kampf gegen einander aufnahmen, von beiden Seiten im Falle der Verweigerung des Anschlusses schwer bedroht. Als aber die nach Westen vorgerückte österreichische Armee Anfangs September an der Iller Halt machte, während Baiern von Frankreich schon gewonnen war und die französischen Heere sich dem Rheine genähert hatten, mußte Baden den von Frankreich gewünschten Allianzvertrag mit diesem schließen, durch welchen es zur Stellung eines Hilfscorps von 3000 Mann verpflichtet wurde, sobald der Schutz des Landes durch ein französisches Corps bewirkt wäre. Demgemäß wurde Anfangs Oktober, unter Harrant's Commando, eine Brigade um Pforzheim zusammengezogen, kam jedoch nicht zu ernster Gefechtsthätigkeit. Nach dem Schlage bei Ulm, als die französische Hauptarmee den Vormarsch auf Wien ausführte, zum Dienst auf der Etappe über Heilbronn und Nördlingen nach Donauwörth und vom 8. November ab über Augsburg. wo ein Theil desselben einige Wochen blieb, mit dem Gros nach Braunau am Inn gezogen, wurde es auch zur Besetzung der festen Plätze Braunau, Schärding und Passau verwendet, bis der Friedensschluß zu Preßburg ihm am 26. December den Befehl zum Rückmarsch in die Heimath brachte. Für die badischen Truppen wurde diese Thätigkeit in der Fremde der Kitt, der die so verschiedenen Theile zusammenhielt; der ursprünglich zu vielen Desertionen führende Widerwille gegen den Militairdienst überhaupt fiel; der übermäßige Troß der Officiere — jeder war beritten und führte eine Menge der unnöthigsten Dinge mit sich — verschwand; die Truppe lernte an dem französischen Requisitionssystem selbständig leben. Ein großer Theil des Verdienstes um diese Fortschritte darf Harrant zugeschrieben werden, der durch strenge Disciplin und präcise Befehle die Liebe seiner Untergebenen und durch selbständiges sicheres Auftreten die Achtung der französischen Befehlshaber zu erwerben verstand. 1806 durch Ernennung zum Chef des, bei Erhebung Badens zum Großherzogthum neu errichteten Infanterie-Regiments v. Harrant No. 4. (s. d. A. H. v. Porbeck) geehrt, erwarb er sich im Feldzuge 1806 und 1807 (s. d. A. J. v. Cloßmann) als Begleiter des Erbgroßherzogs Karl im französischen Hauptquartier durch seine Geschäftskenntniß und Geradsinnigkeit wie durch treue Anhänglichkeit die Zuneigung des Fürsten und wurde, 1808 zum Chef des Infanterie-Regiments v. Harrant (bisher Prinz Ludwig) No. 3 ernannt, im folgenden Jahre wiederum mit dem Oberbefehl des zum Kriege gegen Oesterreich aufgebotenen Haupt-Truppencorps (in der Stärke von 6850 Mann) betraut. (Ueber das außerdem in das Feld gerückte kleinere badische Corps s. d. A. K. Frhr. Stockhorner v. Starein). General Harrant rückte Anfangs April 1809 bei dem IV. Armee-Corps des Marschalls Massena um Augsburg ein, wo die Infanterie nebst der Fußbatterie der 1. Division Legrand, die Cavalerie nebst der reitenden Batterie der leichten Cavalerie-Division Marulaz zugetheilt wurde und mit dem hessischen Chevaurlegers-Regiment eine Brigade bildete. Die Infanterie-Brigade nahm hierauf Theil an den Gefechten bei Schärding am Inn, 26. April, und bei Ebersberg an der Traun, durch den berühmten Brückensturm bekannt, am 3. Mai; das Dragoner-Regiment trat in Action bei Riedau, 1., Efferding, 2., und Ebersberg 3. Mai. Die zweitägige Schlacht bei Aspern-Eßlingen, 21. und 22. Mai, kämpften mit hohem Ruhme durch: das Infanterie-Regiment No. 3, die Fuß-Batterie, deren Chef fiel (s. d. A. W. L. Frhr. v. Fischer), und das DragonerRegiment. Letzteres, durch glänzende Tapferkeit ausgezeichnet (s. d. A. Heimrodt), führte der Streifzug der Cavalerie-Division hierauf von Wien über Wieselburg bis Raab. Die übrigen Theile der badischen Brigade waren unterdessen am 15. Mai unter Oberst Freiherren v. Neuenstein, mit dem Armee-Corps des Generals Lauriston, zur Herstellung der Verbindung

mit der Armee von Italien, nach Steiermark detachirt worden, wohin sie sich den Weg durch mehrere Gefechte, so am Sömmering, 17. Mai, eröffnen mußten, traten nach geschehener Aufnahme der Verbindung, als Avantgarde der Armee des Vicekönigs von Italien, den Marsch nach Raab in Ungarn an, wo sie bei Stein am Anger, 5. Juni, Papa, 12. Juni, und in der Schlacht vor Raab (Sabadhegi), 14. Juni, ruhmvoll kämpften, und Theil nahmen an der Berennung und Belagerung von Raab, das am 22. Juni eingenommen wurde. Vor Raab verlor Baden einen seiner ausgezeichnetsten, durch kriegerische Anlagen und wissenschaftliche Bildung hervorragenden Officiere, den Major im Generalstab, August Ferdinand Frhrn. v. Killinger, der, von einer nächtlichen Recognoscirung gegen die Festung zu den Vorposten zurückkehrend, das Anrufen einer Vedette nicht beantwortete, weil er den Posten für den von seiner Rückkunft avertirten hielt, und sofort niedergeschossen wurde. Auf Wien zurückmarschirt, wurde die badische Brigade, welche, wegen Erkrankung des Generals v. Harrant, jetzt Oberst Frhr. v. Neuenstein führte, auf der Insel Lobau vereinigt und nahm, mit Ausnahme des 3. Infanterie-Regiments, in ihren alten Verbänden rühmenswerthen Antheil an der Schlacht bei Wagram, 5. und 6. Juli, wo namentlich am zweiten Tage dem Corps Massena der denkwürdige Flankenmarsch im heftigsten Geschützfeuer von Adlerklaa nach dem geschlagenen linken Flügel bei Eßlingen zufiel; focht sodann in der Avantgarde bei der Verfolgung der österreichischen Armee bei Kornneuburg, das mit Sturm genommen wurde, am 7., Stockerau am 8., Hollabrunn am 9., Guntersdorf am 10., und endlich in der Schlußschlacht bei Znaim am 11. Juli. Das Infanterie-Regiment No. 3, im Brückenkopf an der Lobau zurückgeblieben, kam am 30. August als Garnison nach Raab, während die Brigade, nach Abschluß des Waffenstillstandes, vom 14. Juli bis 11. Oktober Lager bei Hosterlitz in Mähren bezog, sodann cantonirte. Vom 19. Dezember ab erfolgte der Rückmarsch in die Heimath. Die badischen Truppen, jetzt durchaus nach französischem Muster organisirt, hatten sich rühmenswerth gehalten; in anerkennendster Weise wird in allen Berichten der Cavalerie gedacht. Die Verluste des Corps betrugen 56 Officiere und 1050 Mann an Todten, Verwundeten und Vermißten. Harrant trat als Generallieutenant 1810 aus dem activen Dienste aus, blieb aber, 1812 als Abgesandter im französischen Hauptquartier, sodann bei verschiedenen Missionen nach Wien und Paris, und von 1817 an mehrere Jahre als Gesandter am württembergischen Hofe im Dienste des Landes thätig, worauf er in das Privatleben sich zurückzog und am 12. Februar 1834 zu Rastatt starb. Er war unverheirathet gewesen und der Letzte seines alten, aus Böhmen stammenden Geschlechtes, das zur Zeit der böhmischen Unruhen nach Deutschland ausgewandert war. Von Harrant's bürgerlichen Tugenden rühmen die Zeitgenossen den hochherzigen, menschenfreundlichen Sinn, durch den er ein Beförderer gemeinnütziger Anstalten und ein wahrer väterlicher Wohlthäter der Armen war.

L. Löhlein.

Theodor Conrad Hartleben

wurde am 24. Juni 1770 in Mainz geboren, trat in bischöflich Speier'sche Dienste, wurde 1795 Professor der Jurisprudenz an der Universität Salzburg, 1803 in Würzburg, später Director der Landesregierung in Koburg, 1808 Professor an der Universität Freiburg, hierauf Regierungsrath in Durlach, 1818 Bevollmächtigter Badens bei der Centralcommission für Schifffahrtsangelegenheiten in Mannheim, 1819 Geheimer Legationsrath in Karlsruhe. Er starb am 15. Juni 1827, ein äußerst thätiger und umsichtiger Beamter und fruchtbarer Schriftsteller. Außer anderen Schriften, die im N. Nekrolog d. Deutschen

5, 610 verzeichnet sind, schrieb er ein „Statistisches Gemälde der Residenzstadt Karlsruhe und ihrer Umgebungen" 1815. W.

Karl Theodor Hartweg.

Am 18. Juni 1812 zu Karlsruhe geboren, ein Sohn des um den dortigen botanischen Garten und die Gärtnerei im Allgemeinen hochverdienten großherzoglichen Garteninspectors Andreas Hartweg, ging Karl Theodor Hartweg, nachdem er die polytechnische Schule besucht, als Gartengehülfe nach Paris und London. In London trat er in die Dienste der k. Gartenbaugesellschaft (Horticultural Society) und wurde von dieser als Reisender und Sammler nach dem tropischen Amerika gesendet. In dieser Eigenschaft bereiste er 1836—1842 Mexico, Centralamerika, Peru (Ecuador) und Neugranada und kehrte über Westindien nach Europa zurück. Die Ausbeute an Sämereien und lebenden Pflanzen, namentlich von mexicanischen Coniferen und tropischen Orchideen war eine außerordentlich reiche. Hierdurch sah sich die Gesellschaft veranlaßt, Hartweg 1845 nochmals zu gleichem Zweck auszusenden und zwar nach Mexico und Californien, von wo derselbe 1848 über Westindien zurückkehrte, nachdem er auch diesmal reiche Einsendungen, namentlich von Coniferen und den sich in Europa leicht acclimatisirenden californischen krautartigen Pflanzen gemacht. Auch sammelte er umfangreiche Herbarien, die von Professor Bentham unter dem Titel Plantae Hartwegianae bearbeitet wurden. Nach $9^1/_2$jährigen Reisen in sein Vaterland zurückgekehrt, wurde Hartweg 1849 zum Garteninspector in Schwetzingen ernannt und starb als solcher am 1. Februar 1871. Seine hinterlassenen Sammlungen wurden für den Hamburger botanischen Garten acquirirt. M. Seubert.

August Hausrath.

Unter den Büsten, die in der Halle des Karlsruher Friedhofs an verdiente Persönlichkeiten des badischen Landes und der Stadt Karlsruhe insbesondere erinnern, findet sich zur rechten Hand die eines jungen Predigers, die mit milden Zügen auf die Gräberreihen vor ihr hernieder schaut. Es ist das von „Freunden und Verehrern" gesetzte Denkmal des Hofdiakonus August Hausrath in Karlsruhe, der in der Blüthe seiner Jahre ein Opfer seiner aufreibenden geistlichen Thätigkeit wurde, aber trotz seines frühen Todes ein warmes Andenken in seiner Gemeinde hinterlassen hat. Die Familie Hausrath stammt aus Tübingen, wo kurz nach dem Westphälischen Frieden ein Zimmermann Hans Hausrath vorkommt. — Sein Enkel, Johann Jakob, Sohn des 1675 geborenen Zimmermanns Nikolaus Hausrath, war Stiftszimmermann. So kam die Theologie in die Familie. Sein Sohn Christof Jakob, geboren 1738, stand fünfundvierzig Jahre auf der badischen Pfarrei Gölshausen, dessen Sohn, Christof Friedrich, geboren 1770, war Pfarrer zu Hochstetten, Ersingen, Königsbach und Stein und starb im Jahre 1841. Ihm wurde zu Hochstetten am 24. Juli 1806 ein Sohn geboren, den er August nannte. Seit 1817 Zögling des Karlsruher Lyceums ward August Hausrath bald ein Lieblingsschüler Hebel's, der namentlich die philologische und poetische Begabung des frühreifen Knaben in eine erfolgreiche Pflege nahm. Unter den Mitstrebenden befanden sich nachmals namhafte Persönlichkeiten: Alexander Braun, der Botaniker, Ferdinand Hitzig, der Theologe, Robert Volz, der Mediciner, Adolf von Marschall, der nachmalige Minister des Innern. Sie alle verband ein früher Freundschaftsbund, der dem gemeinsamen Genuß der alten und neuen Literatur und der Musik galt und im Hause der verwittweten Frau von Marschall eine freundliche Aufnahme fand. Im Jahr 1824 ging Hausrath

zum Studium der Theologie nach Göttingen ab, beschäftigte sich aber vorwiegend unter Heeren's Leitung mit Geschichte, Literatur und selbständigen poetischen Versuchen. Die beiden Plank, in deren Händen wesentlich die theologischen Anfangsfächer lagen, ließen ihn kalt, dagegen schloß er sich enger an den jungen Dr. Ewald an, der sich damals eben habilitirt hatte. Reichere theologische Anregung fand er seit 1825 in Halle, durch Gesenius und Thilo, und namentlich das alte Testament blieb von da ab ein Lieblingsgegenstand seiner Studien. Während der verschiedenen Universitätsferien durchwanderte er zu Fuß, den Ranzen auf dem Rücken, ganz Norddeutschland, Oesterreich und Baiern, und legte darauf 1827 sein theologisches Examen mit gutem Erfolg ab. Zunächst wurde er nun Hauslehrer in einer deutsch-russischen Familie und leitete durch einige Zeit die Erziehung des nachmals als Professor der Chemie bekannt gewordenen Karl Weltzien. Nachdem er sich 1830 mit einer Nichte dieses Hauses verheirathet hatte, finden wir ihn in Stein bei seinem Vater, dessen Pfarrei er versehen half. Der bedeutendste Theil seiner Wirksamkeit beginnt mit dem Jahre 1833, in dem er nach Karlsruhe berufen ward. Er bekleidete daselbst die Stelle eines Hof- und Stadtvicars, dann eines Hofdiakonus und wirkte später auch als Mitglied der theologischen Prüfungscommission bei dem Examen der Pfarrcandidaten mit. Was rasch die Aufmerksamkeit der Gemeinde und insbesondere auch der großherzoglichen Familie an ihn fesselte, war seine warme, classisch geschulte Beredtsamkeit, verbunden mit einer seltenen Gabe, mit Menschen umzugehn, die auf seinem einfachen, herzlichen und liebevollen Gemüth beruhte. In einer Zeit, in der das kirchliche Leben fast allerwärts in Baden tief darniederlag, gelang es seiner hinreißenden Beredtsamkeit und dem Zauber seiner Liebenswürdigkeit eine große und treue Gemeinde um sich zu sammeln, die bei ihm ihre religiösen Anregungen suchte und fand. Welcher Art diese waren, das liegt in drei Predigtsammlungen von 1834, 1838 und 1843 vor, die ein treuer Ausdruck seiner eigenthümlichen Begabung sind. Die erste Sammlung erschien unter dem Titel „der Sonntagabend", in der Form einer Wochenschrift. Sie enthält Predigten, Abhandlungen, Gedichte, philosophisch-religiöse Erzählungen, zumeist von ihm selbst, zum Theil von seinen jüngeren Freunden Max Sachs und E. Brauer. Was er von dem Publicum sagt, auf das er für seine Wochenschrift rechne, gilt wohl ebenso von seiner Gemeinde. Er wünscht sich Leser: „die mit den Verwickelungen und Widersprüchen unseres gegenwärtigen Lebens vertraut genug sind, um die Nothwendigkeit der daraus hergeleiteten Folgerungen einzusehen; Leser, in deren Herzen schon manche Zweifel aufgetaucht sind, die sie sich ungern eingestanden, und doch nicht lösen konnten; Leser, die eine Wahrheit gern von mehr als einer Seite betrachten, und daher auch gerne auf Umwegen suchen, was ihnen eine göttliche Offenbarung vielleicht auf dem kürzesten Wege geben konnte; insbesondere solche Leser, die auch einem Prediger des Christenthums nicht zumuthen, daß er darum seine Persönlichkeit aufgebe, weil er Diener irgend einer besonderen Kirche ist; sondern denen jederzeit auch der irrende und gebrechliche Mensch lieber ist als der infallible, der unfehlbare Theologe oder Priester". So beruhte das Band zu seiner Gemeinde nicht auf einer gemeinsamen Formel, sondern war ein rein persönliches. Es war das bei den Predigern der zwanziger Jahre nicht selten. Sie wollten nicht Vertreter einer bestimmten Confession sein, sondern nannten sich „Religionsdiener", wie Andere Staatsdiener und Schuldiener waren. In solchem allgemein menschlichen Sinne wollte auch Hausrath für die Kirche wirken. „Nämlich für die allgemeine Kirche, die in der Gemeinschaft des Geistes, des Glaubens und der Liebe besteht". „Was aber die verschiedenen Kirchen betrifft, sagt er, die auf allerlei

alleinseligmachende menschliche Satzungen gegründet worden sind, so fühle ich mich keineswegs dazu berufen, in ihrem besonderen Interesse zu arbeiten. Sind Andere der Meinung, die Menschheit werde am sichersten an dem Gängelbande eines blinden Glaubens geleitet und die Vernunft sei ein Grundübel, das nie genug verdächtigt und befehdet werden könne, so mögen sie selbst zusehn, wie sie sich rechtfertigen. Nur sollen sie uns mit der Anmuthung verschonen, das alte durchlöcherte Kleid mit neuen Flittern zu umhängen, oder mit Worten und Redensarten schön zu thun, die immer vorher in die Sprache des gesunden Menschenverstands herüber übersetzt werden müssen, ehe man begreifen kann, was sie ausdrücken sollen". (Sonntagabend p. 7.) Eine solche freie Religiosität, die ebenso an den griechischen Tragikern und Plato sich gebildet hatte, wie an Jesaja und Paulus und die eine durchaus individuelle Färbung trug, hatte damals ihr gutes Recht im Dienst der Staatskirche, und weil ihr noch das Leben nicht so wie heute erschwert ward, vermochte sie auch erbauend und versöhnend zu wirken. Trotz der scharfen Präcisirung seines Standpunktes gegenüber den Pietisten, wie man die Altgläubigen damals nannte, sind die Predigten, die sich mit solchem Vorwort einführen, dennoch durchaus irenisch und positiv religiös, ohne sich viel auf Zeit- und Streitfragen einzulassen. Es sind vielmehr rein menschliche Probleme des inneren Lebens, denen sich die Betrachtung mit Vorliebe zuwendet. „Gedachte Sünden sind begangene Sünden", „Innerliches und äußerliches Wissen", „die Grenzlinie unserer Pflichten", „die Vereinigung des Menschen mit Gott", „Verirrungen eines guten Herzens", „der Glaube an die stete Vervollkommnung des Menschengeschlechts", das sind die Themata, die die religiöse Betrachtung sich vorlegt und für die der Verfasser das Interesse zu wecken weiß, weil es Resultate eines reichen inneren Lebens sind, die sich dem Leser darlegen, und nicht theoretisch erörterte Schulfragen. Zuweilen greifen die Abhandlungen bereits in das Gebiet der biblischen Kritik hinüber, so die in Herders Geist abgefaßten Aufsätze „über die Schöpfungsgeschichte", „über die Urkunde Jehova und den Sündenfall", während eine durch mehrere Nummern hindurchlaufende philosophische Reisebeschreibung, „der Schiffbruch" in äußerst anziehender Weise die Gründe und Einwürfe für und wider den Glauben an eine specielle Vorsehung erörtert. Das Erbauungsbuch des achtundzwanzigjährigen Geistlichen hat den Weg über den engen Kreis der Gemeinde hinaus, für die es bestimmt war, weder gesucht noch gefunden, aber es blieb ein Lieblingsbuch in den Familien, für die es geschrieben wurde und zeichnet sich durch reichen geistigen Inhalt und edle Form vor vielen anderen, bekannter gewordenen aus. Bei der Ueberhäufung mit Amtsgeschäften und der übergroßen Zahl von Unterrichtsstunden, die Hausrath zur Versorgung seiner zahlreichen Familie sich meinte aufladen zu müssen, konnte er seine literarische Thätigkeit in dieser Weise nicht fortsetzen, was bei seiner hervorragenden stilistischen Begabung doppelt zu beklagen ist. Vielmehr beschränkte er sich forthin darauf, Predigten über ihm besonders am Herzen liegende Themata sorgfältiger auszuarbeiten. So sind die 1838 und 1843 herausgekommenen Sammlungen entstanden. In den letzten Jahren schickte er dagegen seine Manuscripte an die homiletische Zeitschrift des Prälaten Zimmermann in Darmstadt oder ließ auch zahlreiche Predigten einzeln drucken. Standpunkt und Behandlungsweise sind in diesen reiferen Arbeiten dieselben, aber der Ausdruck ist voller und sicherer geworden, es ist als ob der Schleier hinweggezogen wäre, der zuvor noch zuweilen auf seiner Darstellung lag. Die volle Befriedigung einer harmonischen, ihrer selbst gewissen Weltanschauung spricht jetzt aus jeder Rede. Schon die Themata sind präciser. „Unser Herz ist unser Schicksal", „Gott züchtigt unsere Vergehungen um so schwerer an uns, je

entwickelter wir an Einsichten und geistiger Bildung sind", „das Weltüberwindende im Christenthum", „die Bedeutung des Schmerzes im Christenthum", „Wie wenig der rührigste Weltgeist die Wirkungen des Gottesgeistes zu ersetzen im Stande sei", „Worauf gründet sich des Apostels Paulus weltüberwindende Kraft?" — das sind Fragen, wie sie Hausrath in seinen Predigten aufwarf und die er mit aller Klarheit eines reich gebildeten Geistes und Gemüthes und aller Kraft einer mächtigen Beredtsamkeit zu lösen wußte. Gegenüber dem täglich gefährlicher sich gestaltenden Genußleben, wie es der materielle Aufschwung der dreißiger Jahre mit sich brachte, war er unermüdlich, auf die geistigen Güter hinzuweisen. Ebenso die Gewalt der Sprache, wie der Ausdruck der innigsten persönlichen Durchdrungenheit wirkte hinreißend auch auf die der Kirche sonst ganz abgewendeten Kreise. Neben dieser Thätigkeit auf der Kanzel widmete Hausrath seine Kraft namentlich dem Unterricht in den höheren Lehranstalten, zumal dem Polytechnicum und den Mädcheninstituten der Residenz. Er selbst sagt, er habe bei seinen Predigten namentlich die theuern Schüler und Schülerinnen im Auge gehabt, denen er seit Jahren seine beste Zeit und Kraft zugewendet. Durch diesen, vierzehn Jahre anhaltenden, Verkehr mit der Jugend war er mit der Zeit in den meisten Häusern heimisch geworden und seine große persönliche Liebenswürdigkeit, mit ihrer offenen, von jedem theologischen Beigeschmack freien Freundlichkeit gewann ihm alle Herzen. Wenige Menschen hatten so viele persönliche Beziehungen wie er, weil wenige von solcher geistigen Vielseitigkeit waren. Ein eifriger Freund der Musik und Virtuos des Claviers, hatte er daneben einen regelmäßigen Kranz zum Studium Kant's und der damals in den Zenith ihrer Herrschaft tretenden Hegel'schen Philosophie. Alles Bedeutende der neuern Dichterschulen wurde von ihm excerpirt, da ihm zur Anschaffung das Geld fehlte, daneben trieb er mit gelehrten Freunden lateinische, griechische und hebräische Lectüre und mit begabteren Schülerinnen Italiänisch, Englisch und Französisch. Aus allen diesen Literaturen hat er viel übersetzt und nachgedichtet, wie auch seine eigene Muse nie ganz verstummte. Seine Erholung suchte er dann ein Mal im Jahr auf großen Fußmärschen, die sich bis Oberitalien und Oesterreich erstreckten und von denen er, reich an Eindrücken und originellen Erlebnissen, doppelt fröhlich nach der badischen Residenz heimzukehren pflegte. Den kirchlichen Händeln, an denen Baden auch damals reich war, hielt er sich grundsätzlich fern. Ein einziges Mal als junger Mann, in den Streitigkeiten über den im Jahre 1830 eingeführten Unionskatechismus, war er in einer Streitschrift: „Stimme aus den Bergen", für das neue Lehrbuch eingetreten. Zehn Jahre später hatte das Haupt des badischen Pietismus, Seminardirector Stern in Karlsruhe, ihn in öffentliche Händel verwickelt, indem er ihn wegen seiner „unchristlichen" Vorträge in der Kinderlehre bei dem Oberkirchenrath belangte. Auch in Sachen der Kleinkinderschulen, deren Gegner er war, hatte er um jene Zeit eine Zeitungspolemik durchzufechten. Im Jahre 1844 trat er mit seinen Freunden als Begründer des badischen Gustav-Adolfsvereins hervor (vgl. Vierordt, Geschichte der ev. Kirche Badens II, 441), im Uebrigen aber beschränkte sich sein Wirken auf Kanzel und Schule, und nur, wo sein Amt es mit sich brachte, wurde er öffentlich genannt. So sind seine Reden bei Beerdigung des allbeliebten Ministers Winter, beim Jubiläum der Buchdruckerkunst, am Grabe des in dem berüchtigten Duell gegen den Russen Wereffkin gefallenen Lieutenants von Göler zu ihrer Zeit Gegenstand eifriger Discussionen gewesen, da er der Aufforderung, auch seine politische Meinung zu bekennen, keineswegs aus dem Wege ging und den höheren Ständen um so ungeschminkter die Wahrheit sagen konnte, als er allen ihren besten Repräsentanten persönlich befreundet war.

Fast ängstlich wich er dagegen jeder Versuchung aus, sich in das öffentliche Leben hereinziehen zu lassen. Nach seinen Vorstellungen von einer intensiven und bleibenden Wirksamkeit legte er auf ein Gehörtwerden und Besprochenwerden in der Tagespresse nicht den geringsten Werth und empfand es keineswegs als eine Beschränkung, seine Gaben ausschließlich in seinem nächsten Beruf aufwenden zu müssen. Vielleicht, daß ein längeres Leben ihn in Stellungen geführt hätte, die auch mehr ein Hervortreten mit sich gebracht. Aber kaum vierzig Jahre alt, erlag er seiner rastlosen Thätigkeit. Am 17. Januar 1847 bestieg er zum letzten Mal die Kanzel. Bei einer Beerdigung an einem rauhen Wintertag holte er sich eine tödtliche Erkältung, die ihn am 2. Februar 1847 wegraffte. Die rührende Theilnahme und das nachhaltige Andenken, das die Gemeinde Karlsruhe ihm bis zur Stunde erhalten hat, zeugen nicht nur für den Werth des Mannes, sondern geben auch davon Zeugniß, daß der Beruf, dem er lebte, die tiefgehendsten und dankbarsten Wirkungen auszuüben vermag, wenn nur anders der Mann danach ist. Auch ist er ein Beweis, daß es heute so wenig als vormals in Sachen der Religion nöthig ist, durch weit verbreitete Schriften oder in's Auge fallende Thaten zu glänzen, um eine tiefgehende Wirksamkeit zu üben; die Kirche ist vielmehr der Platz, wo die ganze Persönlichkeit einzusetzen ist, und auf diese führt sich auch hier der große Erfolg zurück, der August Hausrath in seinem Kreise beschieden war. ✲

Ludwig Häusser.

Dieser als historischer Forscher, akademischer Lehrer und freigesinnter, hingebend thätiger Patriot gleich ausgezeichnete Mann wurde am 26. Oktober 1818 zu Cleeburg im Elsaß geboren, wo sein Vater reformirter Pfarrer war. Als dieser frühzeitig starb, zog die Mutter mit ihrem zweijährigen Knaben nach ihrer Vaterstadt Mannheim. Hier genoß er seine erste Ausbildung. Mit der Absicht, Philologie zu studieren, bezog er 1835 die Universität Heidelberg, wo Schlosser seinen Studien bald eine historische Richtung gab, Ostern 1838 die Universität Jena, wo Göttling besonders auf ihn einwirkte; im Herbste desselben Jahres bestand er die philologische Staatsprüfung und habilitirte sich 1840 an der Universität Heidelberg als Privatdocent der Geschichte und Philologie, nachdem er in Paris fünf Monate hindurch historisch-philologischen Studien obgelegen hatte. Mit zwei kleineren Schriften („Ueber die teutschen Geschichtschreiber vom Anfang des Frankenreichs bis auf die Hohenstaufen" 1839 und „Die Sage vom Tell auf's Neue kritisch untersucht" 1840), begann er seine literarische, mit Vorlesungen über Geschichte der französischen Revolution, deutsche Cultur und Literatur, über römische und deutsche Geschichte seine Lehrerthätigkeit. Seine Erfolge auf dem Katheder waren Anfangs bescheiden, seine Befähigung, einen historischen Stoff großen Umfangs zu bewältigen, bekundete zuerst die zweibändige „Geschichte der rheinischen Pfalz in ihren politischen, kirchlichen und literarischen Verhältnissen" (1845), die ihm die Ernennung zum außerordentlichen Professor eintrug. Den Vorlesungen und selbständigen wissenschaftlichen Forschungen zur Seite ging eine eifrige Mitarbeit an der Allgemeinen Zeitung, die seit 1841 in ihrer Beilage regelmäßig eingehende Besprechungen neuer Werke geschichtlichen Inhalts, und mit dem Beginne regerer politischer Bewegung auch politische Artikel aus seiner Feder brachte. — Der „offene Brief" König Christian VII. vom 8. Juli 1846 rief den Patrioten heraus auf den Kampfplatz, auf dem ihm eine so glanzvolle Laufbahn vorbehalten war. Seine feurige Flugschrift: „Schleswig-Holstein, Dänemark und Deutschland, kurze Darstellung ihres geschichtlichen Verhältnisses" (1846) ließ er ausgehen mit einem Motto aus Uhland: „Und wie man aus versunknen

Städten erhabene Götterbilder gräbt, So ist manch' heilig Recht zu retten, das unter wüsten Trümmern lebt". Mit Gervinus, Mathy, Mittermaier begründete er 1847 die „Deutsche Zeitung", die eben vor dem Ausbruch der nationalen Revolution die Fahne des deutschen Bundesstaates unter Preußens Führung aufpflanzte, trat im November 1848 für kurze Zeit in die badische Kammer und hatte April 1850 als Abgeordneter für Heidelberg Gelegenheit, im Unionsparlament zu Erfurt das nationalpolitische Glaubensbekenntniß abzulegen, dem er ohne Wanken treu geblieben ist bis zum Tode. Auf eine großdeutsche Ergießung des Abgeordneten Reichensperger (Köln) antwortete der 32jährige Häusser mit einer wahrhaft glänzenden Improvisation, die fast nach jedem Satze von lautem Beifall unterbrochen wurde. Der jugendliche Redner bekannte sich als Einen, der aus der deutschen Geschichte gelernt hat, „daß Preußen der Kern ist, an den der Krystall des deutschen Staates anschießen soll"; den Drohungen mit der Ungnade Oesterreichs erwiderte er: „Wenn Oesterreich im Widerspruch mit seiner eigenen Erklärung, mit seinem Programm von Kremsier Deutschland an seiner Verjüngung hindern will, dann ist die große Streitfrage über das Verhältniß von Deutschland zu Oesterreich entschieden, dann hat Oesterreich über seinen deutschen Beruf den Stab selbst gebrochen". Unter stürmischen Zurufen der Linken schloß er mit den Worten: „Es war der große Beruf Preußens, aus der großen Verwirrung, der Deutschland verfallen war, die verlorene Einheit wieder herzustellen. Preußen hat die Mission empfangen, die Wunden zu heilen, die das Mittelalter, die das Reichsfürstenthum Deutschland geschlagen hatte. Ich finde darin eine gerechte Nemesis der Dinge und ich würde es für ein Verbrechen an der Nation halten, wenn wir Preußen in diesem großen Berufe hindern wollten. Es ist noch kein Staat gegründet worden, wo nicht sich Eifersucht und andere Interessen dagegen geregt hätten, aber meine Zuversicht ist, daß was auch eine undeutsche, hemmende und lähmende Politik unternehmen möge, unser Werk zu hindern, das Ziel nicht verrückt werden wird; meine Zuversicht auf unseren endlichen Sieg steht unzweifelhaft fest. Es liegt noch in der Hand Derer, die das Ruder führen, daß diese Form eine Frieden und Sieg bringende, eine den deutschen Individualitäten entsprechende sei. Sorgen wir dafür, daß die Vollführung dieser Aufgabe nicht anderen Händen, die nicht so sorglich damit umgehen werden, anheimfallen möge. Wie an der Wiege der antiken Heroen die Schlangen sich regten, so wollen wir dem Beispiel des jungen Hercules folgen, der die Schlangen an der Wiege zerdrückt hat". Mit solchen Gesinnungen ist Ludwig Häusser in die Arena der deutschen Politik eingetreten, unmittelbar bevor sie sich ihm und seinen Gesinnungsgenossen auf ein Jahrzehnt verschloß. Im Erfurter Volkshaus hatten sich zum ersten Mal auf norddeutschem Boden zwei Gegensätze feindlich gemessen, aus deren Versöhnung zwanzig Jahre später die Neugründung des deutschen Reichs erwachsen sollte: das alte Preußen, das seinem eigenen Berufe widerstrebte, vertreten durch die Stahl, Gerlach und v. Bismarck-Schönhausen und das junge Deutschland, das seine beste Kraft daran setzte, dies Preußen zu seiner geschichtlichen Sendung zu bekehren. Die eine Rede vom 18. April stellte Häusser in's Vordertreffen dieser Schaar. — Die Reaction, die nun begann, gewährte Häusser zehn Jahre ungestörter Arbeit als Forscher und Lehrer. Mit rastlosem Fleiß und blendendem Erfolg hat er diese Muße benutzt. In diesen Jahren ist sein bedeutendstes Werk, die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" vollendet worden und in denselben Jahren hat seine Wirksamkeit als Lehrer eine wahrhaft national-politische Bedeutung erlangt. Am Anfang dieses Zeitraums zog er in den „Denkwürdigkeiten zur Geschichte der badischen Revolution" (1851) die Summe der

Erfahrungen, welche das Land Baden als Schauplatz revolutionärer Putsche in den Jahren 1848 und 1849 gemacht. Dies Buch hatte einmal den wissenschaftlichen Zweck, aus gedruckten und ungedruckten Quellen ein der objectiven Wahrheit möglichst nahe kommendes Bild von den Ereignissen jener Epoche zu entwerfen und sodann den politischen, die Lehren der beiden Parteien, durch deren unwillkürliches Zusammenwirken diese Ereignisse allein möglich geworden waren, an ihren Thaten und ihren Schicksalen zu messen. Die „Denkwürdigkeiten" enthalten denn auch ein sehr werthvolles zeitgeschichtliches Material, das sonst ohne Zweifel zum größten Theil verweht und vergessen worden wäre und bieten zugleich zur Charakteristik der kleinstaatlichen Bureaukratie alten, wie des kleinstaatlichen Radicalismus neuen Stils einen überaus belehrenden Beitrag. Dem Verfasser haben sie viel Haß und Anfeindung eingetragen, nicht bloß bei denen, die den Blick in diesen Spiegel persönlich zu scheuen hatten, auch bei denen, die mit seinen Gesinnungen im Wesentlichen einverstanden, diese politische Todtenschau strenger fanden, als wir sie heute finden können. Der politische Standpunkt des Buches ist derselbe, den Häusser zeitlebens vertreten hat. In der ehrlichen Durchführung des verfassungsmäßigen Rechtsstaates erblickt er das einzige Heil für sein engeres wie für sein weiteres Vaterland und in der vormärzlichen Politik des Bundestags die Ursache jener tiefen Erkrankung des Rechts- und Staatsgefühls, die die Regierenden lähmte, die Regierten zur Beute gewissenloser Verschwörer machte. Die unerschrockene und beredte Entwickelung dieses Gesichtspunktes war durchaus nicht empfehlend in den Augen der Gewalthaber, welche inzwischen in Frankfurt wieder eingezogen waren und daher kein Vorwurf ungerechter als der, den die Radicalen dem Verfasser machten, daß er unter dem Schutz und im Interesse der „rothen Reaction" geschrieben habe. — Häusser hatte mit seinem Lehrer Schlosser gemein die umfassende Vielseitigkeit des Studiums und den kulturgeschichtlichen Blick, den sittlichen Ernst der Gesinnung, die mannhafte Unerschrockenheit ihres Bekenntnisses und die feste Ueberzeugung, daß die einzige „Objectivität", die dem Historiker ziemt, aus Wahrheitsliebe und Wahrheitsmuth bestehe. Er hatte vor seinem Lehrer voraus die kritische Methode, zu der ihn philologische Studien geschult und das Bedürfniß wie die Befähigung, durch Schrift und Wort auf das Leben der Nation einzuwirken. Die Methode ging Schlosser ab und das Heraustreten auf den Markt widerstrebte seiner Natur. — Gleich die Erstlingsschriften Häusser's über die deutschen Geschichtschreiber und die Tellsage zeugten von umsichtiger Quellenforschung und durchdringendem kritischen Blick, während die Darstellung, ob zwar lebendig und fesselnd, immerhin die Ungelenkheit des Anfängers verrieth. Die Geschichte der Pfalz bekundete in jeder Weise, wie erfolgreich der jugendliche Forscher an seiner eigenen Fortbildung gearbeitet; der zweite Theil dieses Buches ist insbesondere um seiner kulturgeschichtlichen Bestandtheile willen von ganz hervorragendem Werthe. Sein bedeutendstes Werk aber sollte auf einem ganz anderen Felde gezeitigt werden; die Vorarbeiten zu diesem sind enthalten in den zahlreichen Aufsätzen, welche Häusser seit 1841 für die Beilage der Allgemeinen Zeitung lieferte und die jetzt in seinen „Gesammelten Schriften" (2 Bde. 1869—1870) wieder abgedruckt sind. Seine Thätigkeit als kritischer Berichterstatter über die historische Literatur eröffnete er mit einem Programm, das wir in seinen eigenen Worten wieder geben wollen: „So hätten wir denn Historiker der Stube und Historiker des Salons — die Historiker des Lebens, scheint es, fehlen uns noch immer oder sind dünn gesät. Wenn die Geschichtschreibung der Nation näher treten soll als bisher, so muß es anders, ganz anders werden. Laßt uns nicht bloß Geschichte forschen, wir wollen sie auch schreiben und wenn wir sie schreiben, so geschehe es aus dem Leben, nicht bloß

aus dem todten Buchstaben der bestaubten Folianten. Euch, ihr Männer der Geschichte kann es dann gelingen, die Nation zu emancipiren von der bisherigen Despotie ausschließlicher Speculation und Contemplation, die uns dem Kreise des Lebens entrückt; euch wird es möglich werden, uns zu retten vor dem Abgrund jenes schauerlichen Materialismus, dem unser geistiges Leben seit zehn Jahren und länger immer näher und näher treibt. Aber daß man euch verstehe, müßt ihr vor Allem menschlich reden". Unter dem Eindruck der ganz verunglückten deutschen Geschichte von Pfister hatte Häusser diese Worte niedergeschrieben. Ihn leitete das Gefühl, daß die Zeit gekommen sei, wo sich entscheiden müsse, ob wir eine Geschichtschreibung erlangen würden, die der Wissenschaft und der Nation gleichmäßig Genüge leiste, oder nicht. Der Proceß, der uns die nationale Geschichtschreibung reifen ließ, ihre Forschung zur streng methodischen Wissenschaft, ihre Darstellung zur Kunst heranbildete, war im vollen Gange, als Häusser jene Aufsätze schrieb und einer seiner fleißigsten, begabtesten Förderer war er selbst. Bei der Besprechung der Werke von Dahlmann, Wachsmuth, Rommel, Stenzel, Schlosser, Ranke, Droysen und Sybel finden wir überall dieselben Fragen gestellt und beantwortet: erstens: was hat die Forschung an Aufschluß neuer Quellen, die Ermittelung der sachlichen Wahrheit an methodischer Sicherheit, an ausgemachten Ergebnissen gewonnen? und zweitens: was hat die Nation dabei heimgebracht an Bildung ihres historischen Sinnes und ihrer Einsicht in den Geist der Geschichte, an Mitteln zur Lösung der Probleme der eigenen Zeit, in der ja die Vergangenheit fortlebt unter tausend Gestalten, was hat die Literatur gewonnen an Förderung der Kunst und des Geschmacks historischer Darstellung? — So gewähren diese Aufsätze ein Bild von den Lehr- und Wanderjahren unserer Geschichtswissenschaft. Der Aufschwung unserer historischen Studien seit den vierziger Jahren widerholt im Kleinen das Schauspiel, das der Befreiungskampf unserer Dichtung im 18. Jahrhundert im Großen aufgeführt. Er bethätigt sich einerseits in einer energischen Auflehnung gegen die Herrschaft französischer Geschichtsklitterung und andererseits durch ein erfolgreiches Streben nach Verbindung streng wissenschaftlicher Methode mit dem Adel künstlerischer Gestaltung. An dem Kampf gegen die französische Nationallegende hat Häusser als einer der Ersten höchst entschiedenen Antheil genommen. Als er seit April 1845 seine geharnischten Artikel gegen Thiers' Geschichte des Consulates und des Kaiserreiches drucken ließ, da war der deutsche Büchermarkt noch beherrscht von der französischen Waare, die napoleonische Zeit ward im ganzen ehemals rheinbündischen Deutschland noch beurtheilt im Sinne jener bonapartistischen Memoiren, die das Strahlheim'sche Sammelwerk, „herausgegeben von einem ehemals kaiserlich französischen Officier" im bequemsten Taschenformat unter der Masse verbreitete; die Jugend wußte aus den Gesprächen der Väter nicht anders, als daß die Sonne aller Freiheit und Gloire im Westen aufgegangen und daß der größte Mann aus dem Volke, der, wenn ihn die Höflinge nicht verdorben, und die Eifersucht der alten Höfe nicht immer wieder zum Kriege gezwungen, ganz gewiß der Stifter des ewigen Friedens geworden wäre, nur gestürzt worden sei durch den Verrath des Generals York und durch die Fahnenflucht undankbarer Vasallen. Durch das großartige Werk von Thiers erhielt diese Auffassung einen Classiker von wuchtiger Autorität. Dagegen that ein nationaler Anti-Göze noth. Der ist Häusser geworden durch seine deutsche Geschichte. Wie er sich dazu gerüstet, wie er seine Vorstudien gemacht, das zeigen diese Aufsätze, denen kein irgend nennenswerther literarischer Beitrag zu seinem Zwecke entgangen ist. „Was Napoleon bei Zeitgeschichten als mißlich bezeichnet hat", sagt Häusser, „die Nähe der Zeiten" mit allen Verkehrtheiten und leidenschaftlichen Stimmungen, mit ihrer vollen reichen Aussaat von Lüge und Irrthum, das

ist bei seiner eigenen Geschichte in einem ungewöhnlichen Maße eingetroffen und es gehört eine mit dem dreifachen Erz der unbefangenen Wahrheitsliebe umpanzerte Brust, ein unbestechlicher Stoicismus der historischen Kritik dazu, aus dem Wust der bewußten und unbewußten Verdrehung bis zum festen Kern der geschichtlichen Wirklichkeit vorzudringen." Wie sehr das damals richtig war, ist uns heute kaum mehr bewußt. Man braucht nur die gründliche Verschiedenheit der Auffassung sich zu vergegenwärtigen, die Schlosser und Häusser von Napoleon haben, und man schaut Häusser's kritisches Verdienst im vortheilhaftesten Lichte. — Mit derselben Entschiedenheit, mit der er den Napoleonscultus als Forscher und als Patriot bekämpfte, bezeichnete er von Anfang an Preußen als den Staat, der sich im Kampfe gegen die Fremdherrschaft das Recht auf die Führung der Nation erobert habe. Die Aufsätze über das Leben von Nostiz, Perthes und Stein, über Höpfner's Krieg von 1806 und 1807, Droysen's, Graf York, die Memoiren von Wolzogen, v. Müller, v. Marwitz und Krauseneck, Varnhagen's Bülow v. Dennewitz und Beitzke's Geschichte der Freiheitskriege bezeugen den Geist, in dem er die Zeit der Fremdherrschaft und der Erhebung durchforscht, als er das Material zu seinem eigenen Werke sammelte. Aus den Quellenwerken, die insbesondere seit 1840 in überraschender Fülle erschienen waren, und später auch aus den Acten des Geheimen Staatsarchivs zu Berlin, war die „Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes" geschöpft, deren erste Auflage in 4 starken Bänden 1854 erschien, und die seitdem noch zwei Mal durch ihn selbst, zum vierten Mal nach seinem Tode (1869) herausgegeben worden ist. — Der Untergang des heiligen römischen Reichs deutscher Nation und die Neugründung der deutschen Staatenwelt war in diesem Buch zum ersten Mal gründlichst erforscht und so erschöpfend dargestellt, als das mit den damals erreichbaren Mitteln möglich war. Allgemeines Aufsehen erregte die Vielseitigkeit des Schilderungstalentes, das mit gleichem Geschick den Gang verwickelter diplomatischen Verhandlungen, wie den schwieriger militairischen Operationen darlegte, um bei der Charakteristik der leitenden Persönlichkeiten und der herrschenden Stimmungen sich dem ganzen Behagen einer echten Künstlerseele zu überlassen. Die historisch-politischen Ergebnisse des Buches haben im großdeutschen Lager lebhafte Angriffe hervorgerufen; um Häusser, dem die Forschungen Sybel's machtvoll zur Seite getreten waren, zu widerlegen, wurden aus den Wiener Archiven in immer wachsender Zahl Urkunden veröffentlicht, die sonst vielleicht nie bekannt geworden wären; in allen principiell wichtigen Fragen haben diese Veröffentlichungen bestätigt, was sie widerlegen sollten, bloß in Einzelheiten berichtigt und vervollständigt, was ohne Kenntniß derselben nur unzulänglich darzustellen war. Heute werden auch politische Gegner ihm den Ruhm aufrichtiger Wahrheitsliebe und strengen Rechtssinnes nicht mehr streitig machen; die Wissenschaft aber ist ihm das Zeugniß schuldig, daß er sehr häufig ohne Urkunden richtig errathen, was später erwiesen ward, niemals aber mehr behauptet hat, als er beweisen konnte. — Das Buch war bedeutend durch das, was es wissenschaftlich leistete, noch bedeutender durch die Zeit, in der es erschien, durch den Geist, den es athmete. — Auf den Vorwurf, daß es seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts an Enthusiasmus für „Deutschheit und deutsches Heldenthum" gebreche, hat der alte Schlosser in einer Vorrede vom Juni 1859 erwidert, „dies zu ändern habe ich nicht für gut befunden, denn ich habe diesen Enthusiasmus nie empfunden". Sein Schüler Häusser war erfüllt von warmer Begeisterung für sein Volk; jede Seite auch dieses Buches legt davon beredtes Zeugniß ab und dadurch wurde es zu einer nationalen That, deren Segen gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Das Deutschland der fünfziger Jahre bedurfte einer

geistigen Wiedergeburt, die ihm hinweghalf über die Verlogenheit seiner öffentlichen Zustände und über den Kleinmuth, den der entsetzliche Schiffbruch seiner Revolution hinterlassen. Solch eine heilende Einkehr in's eigene Innere dankte die Nation dem Darsteller einer Epoche ihrer Geschichte, da der Anfang zur Gründung ihres modernen Daseins gemacht ward, da die Stein und Hardenberg, Scharnhorst und Gneisenau, Fichte und Wilhelm v. Humboldt das alte Preußen aus dem deutschen Geist heraus verjüngten und da eine Volksthat ohne Gleichen den unwiderstehlichen Anstoß gab zu einem Kriege, der das Joch der Fremdherrschaft mit heldenmüthiger Tapferkeit zerbrach. An diesen großartigen Bildern ward einem entmuthigten Geschlecht die Seele erquickt und ein Glaube an bessere Tage wiedergegeben, der sich an der Vergangenheit stärken mußte, da ihm die Gegenwart keine Nahrung bot. Und hier berührt sich das Verdienst dieses Werkes mit dem, was seinen Vorträgen über denselben Gegenstand ihre außerordentliche Bedeutung verlieh. — Ueber Häusser's Vortragweise verlieren wir hier kein Wort. Zwei seiner Vorlesungen, „Geschichte der französischen Revolution" 1867, „Geschichte des Reformationszeitalters" 1868, sind nach stenographischer Niederschrift im Druck erschienen und in dem Vorwort zu der ersteren derselben hat der Herausgeber alles Nöthige bemerkt. Wohl aber darf von ihrer geistigen Wirkung auf die Jugend der fünfziger Jahre gesprochen werden. In dieser Zeit allgemeiner politischen Abspannung, wo Interessen, die jenseits der vier Wände des persönlichen Daseins lagen, gleich feuergefährlichen Dingen gemieden wurden, wo der ruhige Bürger eifrigst beflissen war, zu vergessen und vergessen zu machen, was auch ihm einst die Seele durchglüht und das junge Geschlecht absichtlich in einem Gedankenleben festgehalten ward, dem jeder Schwung, jeder freie Aufblick zu großen nationalen Zielen ferne blieb: in dieser Zeit gab es für die Jugend nur eine Schule politischen Denkens und vaterländischen Empfindens, das war der Hörsal eines beredten, begeisterten Erzählers der deutschen Geschichte. Und solch eine Schule hatte Häusser der studirenden Welt Heidelbergs aufgethan. Diese Jugend galt es zu erziehen für den Staat und für die Nation, ihr besseres Selbst zu schützen gegen die vergiftenden Einwirkungen der Politik des Tages, in der Vergangenheit unseres Volkes das Gesetz seiner Entwickelung aufzuzeigen und bei den Brennpunkten dieser die Seelen der Hörer festzuhalten, an plastischen Bildern echter Größe ihre Begeisterung zu entzünden, ihnen Glauben an das Vaterland und herzhafte Staatsgesinnung einzuflößen. Das hat Häusser verstanden, wie kaum je ein akademischer Lehrer, und das Eigenthümliche an der Meisterschaft seiner Vorträge bestand darin, daß der Darsteller mit seinem Stoff nur ein Leben zu haben schien, weil Alles überwunden war, was an den Unterschied von subjectiv und objectiv erinnert hätte. — Im Jahre 1859 ging das Stillleben des gelehrten Fleißes und der ungestörten akademischen Thätigkeit für immer zu Ende; in dem Kampfe gegen das Concordat stand Häusser in erster Reihe, seinem persönlichen Einfluß auf den Großherzog, der einst in Heidelberg sein Hörer gewesen war, haben die Ultramontanen vornehmlich den Sturz ihres ganzen, fein angelegten Operationsplanes zugeschrieben; gewiß ist, daß er der schneidigste Wortführer unter Denen war, die die Annahme der Convention unmöglich gemacht haben. Mit seinem Wiedereintritt in die Kammer, 1860, begann jene aufreibende Doppelthätigkeit, die die riesige Leistungskraft des Mannes in blendender Weise entfaltete, aber gleichzeitig seinen Körper zerrütten, seine Gesundheit unheilbar treffen sollte. Häusser war die Seele der Kammer, der leitende Geist der neuen Aera, der unermüdet arbeitsame Berichterstatter, der allezeit schlagfertige, hinreißend beredte Tribun. Die Semester vergingen unter Kammerreden in Karlsruhe und Vorlesungen in Heidelberg; wie oft kam Häusser direct von Karlsruhe auf's

Katheder und direct vom Katheder in die Kammer — und die Ferien verbrachte er im Geheimen Staatsarchiv zu Berlin. Das ging schon über gewöhnliche Menschenkräfte hinaus. Da kam im Herbst 1863 mit dem Wiedererwachen der deutschen Frage, dem Ausbruch der schleswig-holstein'schen Wirren, eine Häufung der Arbeit, eine Hetze maßloser Anstrengung über ihn, der keine Kraft auf die Dauer gewachsen war. Im Oktober 1864 machten sich die Symptome eines Herzleidens empfindlich bemerkbar, das der Arzt alsbald als hoffnungslos erkannte. Häusser schied aus der Kammer. Mit gewaltsamer Anstrengung hielt er den wankenden Körper aufrecht, um als Forscher und Lehrer nach wie vor seine Schuldigkeit zu thun. Bis zum letzten Athemzuge ist er der rastlos thätige Mann geblieben, der über der Arbeit jedes Leiden vergaß. Unter den Studien seiner letzten Jahre nehmen die Vorarbeiten zu einer Geschichte Friedrichs des Großen den ersten Platz ein. Zwei Mal hatte er für den großen Monarchen seine Lanze eingelegt, 1859 gegen Macaulay (in Sybel's Zeitschrift), 1862 gegen Onno Klopp (Zur Beurtheilung Friedrichs des Großen). Diese Studien gehörten zu den vielen angefangenen Arbeiten, die ihm erst der Sturm und Drang der Politik, nachher sein körperliches Leiden unterbrach. Seinen letzten öffentlichen Vortrag hielt er im Museum zu Heidelberg (April 1865) über Elisabeth Charlotte, mit dem er an ein Lieblingsthema seiner Jugend anknüpfte. Sein letztes Colleg behandelte die „Deutsche Geschichte", die er im Hause lesen mußte, und deren Schluß er nur um drei Tage überlebte. Am späten Abend des 14. März 1867 dankte er seinen tieferschütterten Hörern für ihre Ausdauer: „So schwer mir körperlich diese Vorlesungen geworden sind, kaum je habe ich in einem Semester so viel Trost und innere Befriedigung aus ihnen hinweggenommen, als in diesem: sie haben mich wieder in engere Verbindung mit meiner Wissenschaft gebracht, das ist mit meiner Welt. Und so sage ich Ihnen ein herzliches Lebewohl". Am Abend darauf hat er zum letzten Mal die philosophische Facultät als Decan um sich versammelt und am Morgen des 17. fand ihn die Gattin sanft entschlafen. — So ist Häusser hinübergegangen, mitten in der Arbeit abberufen durch ein mitleidloses Geschick, drei Jahre, ehe der Traum seines Lebens in Erfüllung ging. Als der Staatsminister Jolly am 22. December 1870 der badischen Kammer den Bündnißvertrag von Versailles vorlegte, gab er einem Gefühle Ausdruck, das sich unwillkürlich in Tausenden regte; er gedachte in warmen Worten Ludwig Häusser's. „Unser Volk, sagte er, feiert nach Jahrhunderte langer Vorarbeit seine politische Auferstehung, würdig einer großen Nation von 40 Millionen gebildeter, gesitteter Menschen. Nicht der glänzende Schimmer eines geistreichen Gedankens, einer durch ihre Neuheit überraschenden und blendenden Idee hat unser Volk in Bewegung gesetzt; wir dürfen die herrlichen Thaten dieser Tage als die reife Frucht einer langen, mit treuem Fleiße gepflegten Entwickelung betrachten: wir dürfen darauf das Vertrauen stützen, daß das Errungene von Dauer sein werde. Deßhalb müssen wir auch heute dankbar all der Männer gedenken, die in langen, trüben Zeiten treu aushielten, die mit köstlichem Muthe die geistige Kraft, den nationalen Sinn unseres Volkes groß zogen und nährten. Unter den Vielen, die ich in dieser Beziehung erwähnen könnte, liegt mir an dieser Stelle Einer am Nächsten, der Mann, der wie kein anderer, zumal in Süddeutschland, die Herzen der Jugend patriotisch erwärmte, der viele Jahre hindurch eine Zierde dieses hohen Hauses war, wir können diese Tage nicht vorübergehen lassen, ohne Ludwig Häusser's zu gedenken". In der That, das Geschlecht, das im Jahr 1870 den deutschen Staat erstritten und begründet hat, kam aus einer geistigen Waffenschmiede, deren Arbeit nicht von gestern war. Inmitten des neuen Lebens, das uns seitdem aufgegangen, war unmöglich, des Mannes zu vergessen, der an

dieser Arbeit so hingebend und so mächtig Theil genommen. Sein Andenken wird in Ehren bleiben, als das Andenken eines der tapfersten und edelsten Kämpfer, die dem Gedanken der Einheit unseres Volkes beschieden gewesen sind.

Wilhelm Oncken.

Johann Friedrich Hautz

hat sich um die Geschichte des Heidelberger Bildungswesens Verdienste erworben, die seinem Namen ein bleibendes Andenken sichern werden. In Meckesheim am 13. September 1797 geboren, seit 1809 auf dem reformirten Gymnasium und in den Jahren 1815—1819 auf der Universität zu Heidelberg als Philologe und Theologe gebildet, ist er, unmittelbar nach rühmlich bestandenem Landesexamen, an der Schule, die ihn erzogen, Lehrer geworden (1819, 1820 fest angestellt) und über 40 Jahre (bis 1861) thätig gewesen, seit 1833 abwechselnd mit einem katholischen Collegen die Anstalt leitend. So, zwei Menschenalter hindurch fest verwachsen mit dem Geschicke Heidelbergs, durfte er für „engere" und weitere Kreise der Stadt Jahrzehnte lang als ein beinahe nothwendiges Bindeglied gelten. War es zu verwundern, daß der rührige Mann, was er an Zeit von der über die Grenzen der Schule ausgedehnten Arbeit des Unterrichtens erübrigen konnte, der Erforschung der Geschichte Heidelbergs zuwendete, das er eigentlich seine Vaterstadt nennen durfte; war es nicht natürlich, wenn seine Privatstudien diesen Weg gingen, daß er, der Schulmann von Fach, sich die Geschichte des geistigen Lebens in der alten Neckarstadt znm Gegenstand wählte. Von der ersten Arbeit an, die er im Jahre 1825 als Beilage zum Schulberichte drucken ließ, und die in kurzem Abriß die Geschichte des reformirten Gymnasiums enthielt, bis zu der letzten, der Geschichte der Universität Heidelberg, die nach seinem Tode sein Freund Reichlin-Meldegg (1862 und 1864, in 2 Bänden) herausgab, ist es die Gelehrtengeschichte seiner Stadt, für die er von allen Seiten her sammelte und arbeitete. Eine stattliche Reihe von Schulprogrammen verwandten Inhaltes kann dafür zeugen. Man könnte nicht sagen, daß Hautz in diesen Arbeiten eine eigentliche Geschichte des geistigen Lebens von Heidelberg gegeben, aber als nöthige Vorstudien, als wegweisende Sammlungen dürfen sie wohl gelten. Sie werden einer kundigen Hand manchen Baustein zu größerem Werke bieten. — Hautz ist nach über 40jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzt worden (1861) und nicht lange nach seiner Pensionirung am 11. Januar 1862 gestorben.

A. Thorbecke.

Johann Peter Hebel.

Hebel's Lebensgang ist einfach und fast schmucklos. Nachdem einmal der mittellose Knabe durch ein gütiges Geschick in glückliche Hände gekommen war, stieg er, fast ohne es zu wollen, von Stufe zu Stufe, trieb, ihm selbst fast unbewußt, sein Geist jene schönen Blüthen der Dichtkunst und der Meisterschaft in volksthümlicher Darstellung, die seinen Namen weit über die engen Grenzen seines Vaterlandes hinaustrugen und ihn zu einem der beliebtesten Dichter des deutschen Volkes machten. Johann Peter Hebel wurde am 10. Mai 1760 in Basel geboren und am 13. Mai in der Kirche zu St. Peter getauft. Sein Vater, Johann Jacob Hebel, stammte aus dem damals pfälzischen, nunmehr preußischen Städtchen Simmern auf dem Hunsrück, wo der Name Hebel seit dem Mittelalter, wie weiter abwärts am Mittelrhein, in der Gegend von Speyer bis Bingen viel verbreitet war. Er war ein Weber, welches Handwerk sich in der Familie vererbt zu haben scheint, und verließ schon als junger Mensch seine Heimath, um in der weiten Welt sein Glück zu versuchen. Er trat zu Basel in Kriegsdienste und begleitete als Diener den damaligen Major Iselin

nach Flandern, an den Niederrhein und später nach Corsika. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich mit Ursula Oertlin, die er gleichfalls in dem Hause des Majors hatte kennen lernen, und zog mit ihr in ihren Heimathort Hausen. Dort arbeitete er den Winter über auf seinem Gewerbe; zur Frühlings- und Sommerszeit aber suchten sie den alten, liebgewordenen Aufenthalt bei der Familie Iselin in Basel wieder auf, wo sie, gerne aufgenommen, reichlichen Erwerb hatten. Bei einem solchen Aufenthalte wurde Johann Peter Hebel in Basel geboren. Leider starb schon im folgenden Jahre, am 25. Juli 1761, der Vater im 41. Jahre seines Lebens. Dieser frühe Tod des Vaters darf nicht blos als ein Verlust für das äußere Fortkommen der Familie, sondern auch insofern für die Erziehung des Knaben betrachtet werden, als Johann Jacob Hebel ein Mann war, der sich auf seinen Reisen allerlei Erfahrungen gesammelt und auch sonst einige Bildung erworben hatte. Die Mutter wohnte wie bisher den Winter über in Hausen und brach mit Beginn des Frühlings nach Basel auf. Selbstverständlich, daß der Knabe, je mehr er heranwuchs, der Mutter an die Hand gehen und auch seinen Beitrag zum Unterhalt der Familie liefern mußte, in Arbeiten wie Kohlentragen, Steineklopfen, Schlackenfahren, wie sie damals der Schmelzofen in Hausen reichlich darbot. Fröhlichere Tage erwarteten ihn dann zu Basel im Iselin'schen Hause, wo man auch der Entwickelung des Knaben alle Sorge angedeihen ließ. Vom sechsten bis zwölften Jahre besuchte Hebel die Schule in Hausen und bald auch die lateinische Schule in Schopfheim. In Schopfheim erhielt er den ersten Unterricht in der lateinischen und später auch in der griechischen Sprache von Karl Friedrich Obermüller, der 1810 als Pfarrer in Weitenau im Wiesenthal starb. Seit Anfang des Jahres 1773 übergab ihn seine Mutter ganz den Händen dieses Lehrers, so daß er bei demselben in Schopfheim Kost und Wohnung hatte, ein Verhältniß, in dem der Knabe bis zur Confirmation und zu seiner Verbringung nach Karlsruhe verblieb. Ein großes Leid traf Hebel im Jahre 1773. Seine Mutter wurde während ihres Aufenthaltes in Basel von einer schweren Krankheit befallen. Ungeachtet der menschenfreundlichen Pflege, die sie in dem Iselin'schen Hause genoß, wünschte sie doch in ihre Heimath verbracht zu werden. Ein Bürger von Hausen holte sie in Basel ab, Hebel war mit dabei. Allein noch ehe sie in der Heimath ankam, auf dem Wege zwischen den Dörfern Brombach und Steinen, starb sie, den 16. Oktober 1773, in einem Alter von erst 43 Jahren, und wurde dann in Hausen beerdigt. Ostern 1774 wurde Hebel in das Gymnasium illustre nach Karlsruhe verbracht. Hier fand der mittellose Knabe seinen Unterhalt durch die Unterstützung einiger trefflichen Männer, an die er empfohlen war. So beschenkte ihn der Ephorus des Gymnasiums, Geheimer Hofrath Hummel, regelmäßig mit Gaben an Geld; Kirchenrath und Professor Mauritii gab ihm unentgeltlich einen Tag in der Woche Kost. Vor Allem aber nahm sich seiner der Hofdiakonus August Gottlieb Preuschen an. Er nahm den jungen Hebel in sein Haus auf, gab ihm unentgeltlich Logis und zwei Tage Kost und führte die Aufsicht über ihn. Ostern 1778 bezog Hebel die Universität Erlangen, wo unter den Theologen damals der auch durch pädagogische Schriften bekannte Georg Seiler und Georg Rosenmüller hervorragten. Am 24. November 1780 wurde er unter die Candidaten des geistlichen Amtes aufgenommen. In der nächsten Zeit taucht Hebel als Hauslehrer bei Philipp Jacob Schlotterbeck, Pfarrer in dem Markgräfler Dorfe Hertingen, auf, wo er bis zum März 1783 verblieb. Um diese Zeit wurde ihm die Stelle eines „Präceptorats-Vicars" in Lörrach übertragen, in der er volle neun Jahre verbleiben mußte. Seine Aufgabe war zunächst Ertheilung von Unterricht am dortigen Pädagogium, doch besorgte er zuweilen

auch kirchliche Geschäfte und predigte manchmal in der Umgegend. In Lörrach fand sein Sinn für Natur und ländliche Sitte im reichsten Maße Befriedigung. Hier waren die Stätten, die er in seinen Gedichten besang, hier die Menschen mit den damals einfachen Sitten und dem gemüthvollen, zutraulichen Wesen, das er in seinen Liedern verewigte. Hier schloß er die Freundschaftsbündnisse, die ihn durch sein ganzes Leben begleiteten und denen er vielfach die Anregung zu seinen dichterischen und schriftstellerischen Arbeiten verdankte. Zunächst mit Tobias Güntert, dem damaligen Prorector des Pädagogiums, der 1821 als Pfarrer in Weil, in der Nähe von Lörrach, starb; bei ihm ging Hebel in die Kost und in seinem Hause genoß er viele frohe Stunden. Güntert führte im Freundeskreis den Namen „Vetter Vogt". Dann mit Wilhelm Friedrich Hitzig, der seit 1787 Pfarrvicar bei seinem Vater im nahen Rötteln war; später (1796) wurde er Prorektor an Güntert's Stelle, dann Pfarrer in Rötteln, Schopfheim und Auggen, hernach seit 1828 abermals Pfarrer und Decan in Lörrach, wo er unter dem Titel „Kirchenrath" hochgeehrt und geliebt, Hebel fast um ein Vierteljahrhundert überlebend, am 31. August 1849, 82 Jahre alt, starb. In dem Freundeskreise führte er den Namen „Zenoides". In Lörrach lernte Hebel Gustave Fecht, die treue Freundin seines Herzens kennen, die schöne Schwester der Frau seines Freundes Güntert. Das Freundschaftsbündniß mit ihr knüpfte sich in den 80er Jahren und begleitete Hebel auch nach seiner Uebersiedelung nach Karlsruhe bis zu seinem Tode. Gustave starb den 23. April 1828 in Weil bei Basel, überlebte also Hebel um anderthalb Jahre. Die Briefe Hebel's an sie gehören zum lieblichsten und zartesten, was in dieser Art vorhanden ist und sind dabei von seltener Frische und einfacher Herzlichkeit, ein reizendes Idyll für sich; von den Briefen Gustave's hingegen fand sich im Nachlasse Hebel's nichts vor; er scheint sie bald vernichtet zu haben. Von entscheidender Wichtigkeit für das Schicksal Hebel's war die Berufung an das Gymnasium illustre zu Karlsruhe (1791.) Er hatte theils im Lateinischen und Griechischen und in den Anfangsgründen des Hebräischen, theils in Realien, wie Naturgeschichte, Unterricht zu ertheilen. Auch war ihm zur Pflicht gemacht, von Zeit zu Zeit in der fürstlichen Hofkirche zu predigen. Die nämlichen Geschäfte blieben ihm, als er im folgenden Jahre zum wirklichen Hofdiakonus ernannt wurde. So wenig Hebel, als er in Karlsruhe ankam, noch bekannt war, man erlangte doch bald die Ueberzeugung, daß die Anstalt einen vortrefflichen Lehrer gewonnen habe. Sein Vortrag war lichtvoll und deutlich; durch die ihm eigene Art, Ernst und Humor in inniger Verbindung auch im Schulzimmer walten zu lassen, gewann er sich die Herzen der Schüler. Sein Wesen war stets freundlich und wohlwollend und wenn er auch zeitweise nicht ohne Heftigkeit war, so kann man doch sagen: er stand wie ein Vater unter seinen Schülern, ihnen zu gleicher Zeit Achtung und Liebe einflößend. Auch als Prediger gewann er großen Beifall. Obwohl seine Predigten in Bezug auf Naturwahrheit und Frische der Schilderung nicht den genialen Stempel des allemannischen Dichters und Verfassers des Hausfreundes an sich tragen, so sind sie doch reich an Gedanken und practischen Anregungen. Der damaligen theologischen Richtung des Rationalismus entsprechend, fällt der Schwerpunkt der Betrachtung auf die ethische Seite des Christenthums und wird das Wunder lehrhaft umgedeutet. Hebel sprach mit Ruhe und tiefem Gefühl; er bewegte nur selten seine Hände; aber um so bedeutungsvoller war der Ausdruck seiner Augen. Auch der gesellschaftliche Umgang trug, wie einst in Lörrach, dazu bei, ihm Achtung und Liebe zu erwerben. Unter den Männern, die Hebel's Werth bald zu schätzen wußten, war der später um das badische Schul- und Kirchenwesen hochverdiente Geheimerath Dr. Brauer, der seit 1793

an der Spitze des Consistoriums stand. Er ertheilte Hebel den Auftrag, zu der beabsichtigten neuen Agende Gebete zu verfassen; er veranlaßte ihn zu der Abfassung eines Katechismus für die badischen Schulen. Hebel hielt damals für das Beste, Luther's Katechismus neu zu bearbeiten und dabei den Herderschen zu Grunde zu legen. Die Arbeit, von der Oberkirchenbehörde mit Beifall aufgenommen, fand weniger günstige Aufnahme bei den Geistlichen des Landes, denen sie in Abschrift zugestellt wurde, und liegt unbenützt in den Acten begraben. 1798 wurde Hebel zum Professor der Dogmatik und der hebräischen Sprache an der oberen Abtheilung des Gymnasiums ernannt. Er sollte besonders diejenigen Schüler unterrichten, welche Theologie studiren wollten, doch ertheilte er auch noch Unterricht in den alten Sprachen und in der Naturgeschichte. Dagegen wurde ihm die Verpflichtung zum Predigen abgenommen. Nichtsdestoweniger trat er in den nächsten Jahren noch öfter als Prediger auf; später beschränkte er sich auf wenige Festtage. Eine andere Auszeichnung wurde seinen Gaben und Kenntnissen, die er sich insbesondere in den naturwissenschaftlichen Fächern im Umgang mit seinem Freunde Gmelin, dem Verfasser der Flora Badensis, erworben hatte, dadurch zu Theil, daß er den 1. März 1797 von der mineralogischen Gesellschaft zu Jena zum Ehrenmitgliede und den 9. Mai 1802 von der Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens zum correspondirenden Mitgliede ernannt wurde. Mehr aber als alle Ehrenbezeugungen für Hebel, den gelehrten und wohlunterrichteten Erzieher und Bildner der Jugend, machten seinen Namen die allemannischen Gedichte bekannt; an sie denken wir in erster Linie, wenn wir von Johann Peter Hebel reden. Zunächst gab wohl der Verkehr mit seinen Oberländer Freunden durch Scherz und Witz in Versen, durch gereimte Episteln nach der Sitte jener Zeit, bei Hebel die Anregung zu poetischen Versuchen. So sind Ende der neunziger Jahre seine sechs Epigramme entstanden, die gewöhnlich in seine Werke aufgenommen sind; an Werth sehr gering, zum Theil trivial, liefern sie in keiner Weise einen Beweis von Hebel's dichterischer Anlage. Gehaltvolleres schließen die etwas später entstandenen Räthsel ein, die eben so sehr dem Verkehr mit den Oberländer Freunden wie der Theilnahme an dem Karlsruher Freundeskreis ihr Dasein verdanken. Die besten sind diejenigen, in welchen Hebel Veranlassung hatte, Schilderungen von Naturgegenständen einzuflechten. Auch zu dichterischen Versuchen in allemannischer Mundart scheint der Verkehr mit dem Oberländer Freundeskreis den äußeren Anstoß gegeben zu haben. Als inneres Moment kommt dann freilich noch Hebel's Liebe zum schönen Oberlande hinzu und eine Sehnsucht, die ihn durch sein ganzes Leben begleitete, nach diesen Stätten, wo er seine Jugend und seine glücklichste Zeit zugebracht. In diesem Sinne kann man allerdings sagen, daß das Heimweh die allemannischen Gedichte erzeugt habe, wie er denn selbst eine Aeußerung dieser Art gethan haben soll. Im August 1802 erschien die Ankündigung der „Allemannischen Gedichte für Freunde ländlicher Natur und Sitten" und die Einladung zur Subscription auf dieselben. Sie weist zum Eingang das Vorurtheil zurück, als handle es sich in diesen Gedichten um niedrige Possen, schildert ihren Werth für den Gebildeten, für den Ungebildeten und insbesondere für den Sprachforscher, verbreitet sich in einigen Worten über die Ausdehnung des allemanischen Dialectes und gibt als Probe das Gedicht „der Sommerabend". Im Anfang des Jahres 1803 erschien das Büchlein selbst ohne Nennung des Namens. Während Hebel in Sorge war, es möchten ihm die 500 Exemplare, die er über die Subscription drucken ließ, theilweise am Halse hängen bleiben, war die Aufnahme eine über Erwarten günstige. Schon 1804 war eine zweite Ausgabe nöthig; 1806 erschien eine dritte. Auch diese enthielt nur die 32 Gedichte

der ersten Ausgabe, doch waren, wie die Vorrede sagt, „auf Grund öffentlicher und stiller Belehrungen und Winke“ manchfaltige sprachliche Verbesserungen vorgenommen und auch das Wörterbuch vermehrt worden. Auf die Bitten seiner Freunde, bei einer neuen Ausgabe die Lesarten der ersten wieder herzustellen, ließ er sich nicht ein, rechtfertigte vielmehr die Veränderungen in der vierten Auflage und ließ sie auch in der fünften, der letzten, die von ihm besorgt wurde (1820), stehen. Im Ganzen kann man nicht sagen, daß die Gedichte durch diese Veränderungen verloren haben; die Ausdrücke waren wirklich Anfangs öfter zu derb und zu plump, das Versmaß hart und die verschiedenen örtlichen Beziehungen verständnißerschwerend. Obwohl Hebel durch seine allemannischen Gedichte sich rasch die Anerkennung der hervorragendsten Männer der deutschen Literatur errungen hatte, so bildete er dieses ihm eigene Dichtergebiet dennoch nur in spärlicher Weise weiter. Offenbar wollte er sich keinen Zwang anthun; wie die erste Sammlung fast wie von selbst entstanden war, so wollte er auch nachher nichts geben, was aus bewußter Absicht hervorgegangen schien, obwohl es ihm an Aufforderungen dazu nicht fehlte. Nur einige wenige Gedichte entstanden seit 1803 und erschienen theils in der von Johann Georg Jacobi herausgegebenen Iris, theils im Freiburger Wochenblatt und im Alsatischen Taschenbuch. Es sind deren zwölf, von denen „der Abendstern“, „die Ueberraschung im Garten“ und „das Gewitter“ das volle reiche Dichtergemüth Hebels abspiegeln. Einige andere Gedichte in allemannischer Mundart, sowie Briefe an seine Freunde kamen erst nach seinem Tode heraus. Mit dem Wunsche einiger Freunde, die allemannischen Gedichte in's Hochdeutsche übertragen zu sehen, konnte er, obwohl er selbst einen Versuch mit dem „Abendstern“ gemacht hatte, sich nicht befreunden. Doch erschienen schon zu seinen Lebzeiten mehrere Uebertragungen. Die günstige Aufnahme auch der neuesten hochdeutschen Bearbeitungen zeigt deutlich, wie Hebel's Gedichte poetische Schönheiten in sich schließen, die auch nach der Abstreifung des feinsten Duftes durch die Entfernung des allemanischen Gewandes übrig bleiben. Nicht minder großen Ruhm erwarb sich Hebel als Volksschriftsteller; ja seine „Erzählungen des rheinländischen Hausfreundes“ trugen seinen Namen noch weiter; sie schlossen ihm die Herzen der Jugend auf und machten ihn zu einem Lieblingsschriftsteller des deutschen Volkes. Auch in diese neue Thätigkeit wurde er, fast ohne es zu wissen und zu wollen, hineingezogen. Sein Freund und Gönner, Friedrich Brauer, damals Präsident der Oberkirchenbehörde, veranlaßte ihn, sich des „Badischen Landkalenders“, der unter diesem Titel damals im Verlage des Gymnasiums erschien, anzunehmen. Mit dem Jahrgang 1807 übernahm er dessen Bearbeitung. Mit dem Jahre 1808 wuchs der Kalender nicht nur an Umfang, sondern es wurden ihm auch Holzschnitte beigegeben und er erschien von nun an unter dem neuen Titel „Der Rheinländische Hausfreund oder Neuer Kalender auf das Jahr 1808 mit lehrreichen Nachrichten und lustigen Erzählungen.“ Der Kalender fand rasch die weiteste Verbreitung; es wurden auf der Höhe seines Ruhmes jährlich gegen 40,000 Exemplare abgesetzt. Einige Exemplare wanderten selbst nach Amerika. Auch Göthe war unter den Abnehmern. Die günstige Aufnahme des Rheinländischen Hausfreundes veranlaßte Hebel, die aus den Jahrgängen 1808—1811, sowie was er früher in den badischen Landeskalender geschrieben, zu sammeln und unter dem Titel „Schatzkästlein“ bei Cotta in Stuttgart (1811) herauszugeben. Diese Sammlung trug nicht wenig zur Verbreitung des Kalenders bei und machte eigentlich erst das gebildete Publikum auf ihn aufmerksam. Seit 1811 trat häufig im „Hausfreund“ als Mithelfer der Adjunkt und dessen Schwiegermutter auf. Der Adjunkt war der württembergische Gesandtschaftssecretair

Kölle, der seit 1809 in Karlsruhe sich aufhielt, bald mit Hebel näher bekannt wurde und ihm häufig Anekdoten für den „Hausfreund" mittheilte. Schwiegermutter des Adjunkten wurde von Hebel die berühmte dramatische Künstlerin Händel-Schütz genannt, im Hinblick auf ihre schöne Tochter, die, wie Hebel scherzend äußerte, des Adjunkten Frau werden müsse. Hebel war von den declamatorischen Darstellungen der Händel und ihrem geistreichen Wesen sehr eingenommen und gab sich alle Mühe, ihr die richtige Aussprache des Allemannischen einzustudiren. Hebel schrieb den „rheinländischen Hausfreund" unangefochten bis zum Jahre 1815. Er wußte auch in jenen traurigen Rheinbundszeiten, da Angeberei und Spionage an der Tagesordnung war, sich glücklich durchzuwinden. Da trat eine plötzliche Störung dieses schönen Werkes ein. Schon war im Herbst 1814 der Kalender für 1815 gedruckt und eine Anzahl Exemplare ausgegeben, als der Verkauf plötzlich untersagt wurde. Die Erzählung: „der fromme Rath" hatte Anstoß erregt. Hebel ließ darin einen Jüngling, der auf einer Brücke zwei Geistlichen mit dem „Allerheiligsten" begegnete und nicht wußte, vor welchem er, als frommer Katholik, niederknieen sollte, durch einen der Geistlichen die Anweisung geben, gegen den hohen sonnenreichen Himmel aufzublicken und vor diesem anzubeten. Eine Abbildung versinnlichte die schöne Mahnung des frommen Paters, der Hand und Zeigefinger still zum Himmel erhob, und Hebel pries außerdem das Verhalten als eine lobenswerthe Handlung. Es mochte sein, daß die Regierung, die wenige Jahre vorher durch Landestheile mit katholischer Bevölkerung sich vergrößert hatte, meinte, vorsichtig sein zu müssen und es mußte in der That die Tendenz der Erzählung unter den damaligen Verhältnissen, da das Landvolk in religiösen Dingen sehr empfindlich war, Anstoß erregen; doch ist nicht zu vergessen, daß damals unter den Gebildeten und auch in der katholischen Geistlichkeit die in der Erzählung ausgesprochene Tendenz mehr Billigung fand als heute. Kurz, der Kalender durfte in dieser Form nicht herausgegeben werden. Das Blatt mußte herausgenommen und in Folge dessen mußten auch einige andere umgedruckt werden. Hebel war über ein solches Verfahren sehr verstimmt, da ja der Kalender vor dem Druck die Censur passirt hatte. Obwohl der erste Eindruck bei Hebel über die ihm widerfahrene Unbill sich bald verloren hatte und er über den geordneten Prozeß nur gelegentlich scherzte, so faßte er doch in Folge des Vorgangs den Gedanken, von der Herausgabe des Kalenders sich zurückzuziehen. In der That sind denn auch die Jahrgänge 1816, 1817 und 1818 nicht mehr von ihm bearbeitet; doch enthält der Jahrgang 1816 zwei Mittheilungen von ihm: „Bequeme Schifffahrt, wer's dafür halten will", und „Zwei Spracherinnerungen"; und im Jahrgang 1818 nimmt er seinen früheren Lehrer Andreas Grether in Schutz gegen die plumpen Angriffe, die in einer Erzählung der „Hausfreund" 1817 gegen ihn erhoben hatte. Auf Zureden seiner Freunde übernahm er noch einmal die Herausgabe des Jahrgangs 1819, dann aber zog er sich für immer vom Kalender zurück. Die Lust und Freude daran war ihm verdorben. Die neue Würde eines obersten Geistlichen der Landeskirche, zu der er im Jahre 1819 erhoben worden war, mochte auch dazu mitwirken, da sie ihm allerlei Rücksichten auferlegte und ihm eine neue ungewohnte Thätigkeit im öffentlichen Leben durch Berufung in die erste Kammer aufbürdete. So schloß Hebel eine Wirksamkeit ab, die ihm mehr als seine neue Würde Gelegenheit gab, ungemeinen Segen und Genuß zu stiften, und die ihm zu dem Ruhm des echten Volksdichters den nicht minder großen des vortrefflichen, kaum erreichten Volksschriftstellers hinzufügte, obwohl man zugeben muß, daß Erzählungen wie Andreas Hofer unser menschliches, und Parteinahme gegen Norddeutschland in Erzählungen wie „der Husar in

Reisse unser heutiges nationales und politisches Gefühl verletzen. Wenn Hebel als Volksschriftsteller gewürdigt wird, darf der Bearbeitung der Biblischen Geschichte nicht vergessen werden, über welche er selbst sagt: „Aufrichtig gesprochen, ich habe das Büchlein mit Liebe für mein Vaterland geschrieben, ich habe fast bei jeder Zeile im Geist oberländische Kinder belauscht". Das Buch blieb in den evangelischen Schulen, nachdem im Jahr 1834 durch die Generalsynode der evangelischen Kirche einige Veränderungen vorgenommen worden, bis zum Jahr 1855 eingeführt, in dem es der orthodox-kirchlichen Zeitströmung zum Opfer fiel. Kürzlich wurde dasselbe mit einigen dem pädagogischen und religiösen Bedürfniß entsprechenden Veränderungen neu aufgelegt. (Hebel's Biblische Geschichte, für Schule und Haus bearbeitet von Georg Längin 1873, 2. Auflage 1874.) Während dieser Arbeiten waren die zwanziger Jahre unseres Jahrhunderts herangekommen. Sie sahen Hebel auf dem Gipfelpunkt seiner amtlichen Stellung. Nachdem einmal sein Name durch die allemannischen Gedichte und den Hausfreund über sein Heimathland hinausgetragen worden, waren sich äußere Anerkennungen Schlag auf Schlag gefolgt. Ende des Jahres 1805 erhielt er den Titel Kirchenrath; 1808 wurde er Director des Lyceums und im folgenden Jahre Mitglied der evangelischen Kirchen- und Schulprüfungscommission. Um dieselbe Zeit verewigte sein Freund Gmelin Hebel's Andenken, indem er in seiner Flora Badensis einer Anthericum-Art den Namen Alemannia Hebelia ertheilte. Seine Freunde sahen die Häufung dieser Würden nicht gerne und auch er klagt gelegentlich, daß sich seine poetische Proteuscapelle in eine düstere Canzleistube verwandelt habe. 1814 legte er die Direction des Lyceums nieder, doch behielt er noch neun Unterrichtsstunden: vier fürs Hebräische, zwei für Theokrit und Plutarch, zwei für Rhetorik und eine für Latein. Allein bald kam neue Arbeit hinzu; er trat 1814 in die evangelische Ministerialsection ein, wurde dadurch Mitglied der obersten Kirchen- und Schulbehörde und blieb zugleich Mitglied der Kirchen- und Prüfungscommission. Außerdem wurde ihm 1816 die Direction des Schulwittwenfiscus übertragen. Ein neues Amt und neue ihm bis dahin ungewohnte Wirksamkeit wartete sein im Jahre 1819. In Folge der neu eingeführten landständischen Verfassung sollte die evangelische Kirche einen Prälaten erhalten und dieser Sitz und Stimme in der ersten Kammer der Landstände haben. Großherzog Ludwig wünschte Hebel mit dieser Würde auszuzeichnen. Nach längeren Bedenken nahm Hebel dieselbe an; er wohnte den Landtagen von 1819—1825 bei und betheiligte sich vielfach an den Debatten in der ersten Kammer, besonders soweit sie auf die ihm vertrauten Gebiete der Kirche und Schule Bezug hatten. Indeß war er kein eigentlich politischer Kopf, konnte auch wohl eine ihm anerzogene Scheu vor den Vornehmen nicht hinlänglich überwinden, um sich in kritischen Momenten die volle Unabhängigkeit der Gesinnung zu wahren. Eine ersprießlichere, seinen Neigungen angemessenere Thätigkeit ergab sich für Hebel aus seiner neuen Stellung bei dem Werk der Kirchenvereinigung zwischen der reformirten und lutherischen Confession in Baden. Hebel war auf der Synode, welche diese Union 1824 abschloß, mit seinem Freunde Sander als Vertreter der lutherischen Richtung von Seiten des obersten Kirchencollegiums anwesend und förderte das schöne Werk nach Kräften. Als Anerkennung dafür wurde ihm von der theologischen Facultät zu Heidelberg die Würde eines Doctors der Theologie zuerkannt. Sonst behielt er auch als Prälat den Unterricht im Lyceum mit wöchentlich acht Stunden bei und erst im Jahre 1824 bat er, ermüdet von Geschäften und vielfach die Leiden und Mißstimmungen des Alters fühlend, um Enthebung von dieser Thätigkeit, in der er über 40 Jahre mit reichem Segen gewirkt hatte. Allein auch nach Niederlegung dieser Unterrichtsstunden hörten

seine Beziehungen zur Schule nicht ganz auf. Zu den Arbeiten, die ihm als Mitglied der Kirchen- und Schulbehörde des Landes zufielen, gehörte auch die Beaufsichtigung und Berichterstattung über die höheren Lehranstalten des Landes, deren Jahresprüfungen er öfter anzuwohnen hatte. Auf einer solchen Prüfungsreise im September 1826 ereilte ihn der Tod. Nachdem er die Prüfung des Lyceums in Mannheim, obwohl bereits sehr leidend, abgehalten hatte, besuchte er, auf dem Wege nach Heidelberg, seinen Freund, den Gartendirector Zeyher in Schwetzingen. In dessen Hause erkrankte er schwer und starb am Morgen des 22. September 1826. Am Tage darauf, Morgens 11 Uhr, wurde er bestattet. Einige Schritte von der östlichen Mauer gegen Heidelberg ist das Grab des allemannischen Sängers, auf das später eine Trauerweide gesetzt wurde. Das Aussehen Hebel's schildert ein Freund von ihm also: „Sein Aeußeres war sehr ansprechend; sein Gesicht heiter, edel und geistreich, seine Augen braun, seine Stirne hoch, seine Nase etwas gebogen, sein Haar kraus, früher dunkelbraun, später silbergrau. Um seinen Mund spielte ein sanftes Lächeln. Sein Körper war wohlgebaut, nicht ausgezeichnet groß, doch etwas mehr als mittelmäßig, seine Haltung aufrecht und würdig, sein Gang etwas mit der Brust vorwärts gekehrt und gleichgiltig hinschlendernd". Von äußeren Dankeszeichen, die dem allemannischen Dichter gewidmet wurden, sei neben der Hebelinsel unweit Straßburg, der Hebelhöhe bei Schopfheim, den Hebelstiftungen in Karlsruhe, das Denkmal im Schloßgarten zu Karlsruhe genannt, das im Jahre 1835, hauptsächlich durch die Freigebigkeit des Großherzogs Leopold errichtet wurde; im Jahre 1859 erhielt auch sein Grab eine würdige Ausschmückung. Eine freudige Bewegung brachte 1860 in die Kreise der Verehrer und Freunde Hebel's seine hundertjährige Geburtsfeier, die besonders im Wiesenthal unter großer Theilnahme der Bevölkerung begangen wurde. Mehr als alle diese Ehren- und Dankesbezeugungen hat die Aufhebung des Verlagsprivilegiums seiner Werke zur Verbreitung von Hebel's Namen und Ruhm beigetragen. In den verschiedensten Ausgaben und zu kaum nennenswerthen Preisen wurden seine allemannischen Gedichte und seine Hausfreunderzählungen hingetragen, soweit die deutsche Zunge klingt. Wo die Kenntniß des Allemannischen nicht verbreitet ist, hielt die treffliche Uebertragung von Robert Reinicke mit poesievollen Bildern von L. Richter das Interesse am Dichter aufrecht. Seine Gedichte sind in's Französische und Russische übersetzt; Proben aus seinen Erzählungen, wie aus seinen Gedichten, sind zahlreich in die Lehrbücher der Volksschulen und der höheren Lehranstalten übergegangen und man darf wohl sagen: der herrliche allemannische Dichter und gemüthvolle, heitere Schriftsteller ist zu einem Liebling des deutschen Volkes geworden, den Erwachsenen gleich angenehm, wie eine Freude der Jugend. (Vgl. Johann Peter Hebel, ein Lebensbild von G. Längin. Karlsruhe 1875.) G. Längin.

Friedrich Freiherr von Heimrodt,

eine interessante Erscheinung unter den Cavalerie-Officieren Badens wegen seiner äußeren, glänzenden Eigenschaften, seiner frischen Thatkraft und kriegerischen Bravour, seines gewandten und biederen Charakters und seines plötzlich abgerissenen Lebensganges, wurde als Sohn des späteren Kurfürsten Wilhelm I. von Hessen, im April 1778 zu Hanau geboren. 1796 in preußischen Militairdienst getreten, wurde Heimrodt 1804 als Rittmeister im badischen leichten Dragoner-Regiment (später v. Freystedt No. 1, 1830—1849 No. 2) angestellt. „Mit militairischen Kenntnissen", sagt das badische Universallexikon von 1843, „zierten ihn Kriegserfahrung und Entschlossenheit. In der Gewandt-

heit und geselligen Bildung, womit er in den höheren Lebenskreisen sich bewegte, ging seine militairische Freimüthigkeit nicht unter. Solche gewann im Kreise der Untergebenen eine eigenthümliche biedere Art; mit persönlichem Muth und angeborener Tapferkeit paarten sich fester Wille, rasches Handeln und eine imponirende äußere Erscheinung. Bei schlankem Wuchse, der über die gewöhnliche Mannesgröße sich erhob, hatte sein Körper eine edle Haltung; der tiefe Ernst, welcher die hohe Stirne umzog, der sinnige Ausdruck des geistreichen Mundes gaben den scharfgezeichneten Gesichtszügen ein interessantes Gepräge. Dabei besaß er die Gabe, mit wenigen Worten den Muth seiner Untergebenen anzufeuern". Während er im Feldzuge 1805 keine Gelegenheit zu Thaten fand, (s. d. A. Harrant) nahm er um so mehr als Oberstlieutenant Theil an dem Ruhmeszug, dem das Regiment 1809 (s. d. A. Harrant) in der Avantgarde des IV. Corps Massena, mit dem hessischen Chevaurlegers-Regiment zu einer Brigade in der leichten Cavalerie-Division Marulaz vereinigt, unverwelkliche Lorbeeren verdankt. Die Gefechte bei Straubing, 23. April, bei Riedau, 1. Mai, wo bei einer Recognoscirung ein österreichisches Carrée gesprengt, der überlegene Feind gefangen und eine Fahne erbeutet, Heimrodt am Arm verwundet, sein Pferd durch einen Bajonettstich getödtet wurde, bei Efferding am folgenden Tage, wo Heimrodt mit dem Stabsrittmeister Schimmelpennink v. d. Oye, der am selben Tage fiel, und einigen Dragonern 2 feindliche Geschütze eroberte, bei Ebersberg, 3. Mai, vor Allem die Schlacht bei Aspern 21. und 22. Mai, wo Angriff um Angriff der Oesterreicher auf Aspern standhaft vom Corps Massena abgewiesen wurden — diese Tage brachten dem Regiment solche Anerkennung, daß dasselbe nach einem Ehrenbivouac beim Kaiser 12 Ehrenlegionskreuze erhielt. Heimrodt hatte dasselbe schon am 5. Mai aus der Hand des Kaisers Napoleon erhalten. Als interimistischer Führer des Regiments — Oberst v. Freystedt (s. d. A.) führte das Commando der Brigade — machte er mit der Division Marulaz einen Streifzug von Wien über Wieselburg nach Raab in Ungarn mit, und focht, am 4. Juli auf die Insel Lobau zurückgekehrt, mit gleicher Anerkennung in der Entscheidungsschlacht bei Wagram, 5. und 6. Juli, wo er abermals verwundet wurde. Dieser Feldzug brachte Heimrodt außer mehreren äußern Anerkennungen von Seiten Napoleon's das Versprechen einer Dotation, die auch, 4000 Francs jährlich, 1812 an ihn auf Hannover angewiesen wurde. Am 22. November, 32 Jahre alt, zum Obersten und Commandeur des Regiments ernannt, das jetzt den Namen v. Freystedt erhielt, führte er dasselbe in die Heimath zurück, um an seiner Spitze am 29. März 1813 wieder in das Feld zu rücken (s. d. A. Seutter), wo es am 10. April bei Gotha im IV. Corps Ney mit dem 10. französischen Husaren-Regiment zu einer Brigade unter General Labossière vereinigt wurde. Der große Mangel an Cavalerie in Napoleon's rasch zusammen gebrachtem Heere führte eine fast ununterbrochene Verwendung des Regiments herbei, das in dem einen Feldzuge in 4 Schlachten und 18 Gefechten kämpfte. Es focht u. a. in den Avantgardegefechten bei Weimar und Weißenfels, sprengte (2. Mai) bei Lützen, unter sehr schwierigen Umständen, persönlich von Marschall Ney vorgeführt, dessen Pferd getödtet und der selbst verwundet wurde, mit einem Verlust von 4 Officieren und 106 Mann, ein preußisches Carrée, in welches Heimrodt mit den Lieutenants Lemaistre und Constantin v. Roggenbach (s. d. A.) zuerst eingeritten war, und folgte dem Zuge der Armee nach Schlesien. Nach der Schlacht bei Bautzen, 21. und 22. Mai, am 23. General-Major geworden erhielt Heimrodt — vielleicht der einzige Fall — als deutscher General das Commando einer französischen Cavallerie-Brigade im I. Corps Vandamme (s. d. A. Degenfeld) an deren Spitze er in der Schlacht bei Kulm am 30. August

schwer verwundet wurde. Er starb, nach Teplitz verbracht, schon am 3. September, 35 Jahre alt. L. Löhlein.

Lorenz Helmle,

der Wiedererwecker der vergessenen Glasmalerkunst, wurde im Jahre 1783 zu Breitnau auf dem Schwarzwalde geboren. Sein Vater war an der Uhrenindustrie seiner Heimath dadurch betheiligt, daß er die Zifferblätter der Uhren fertigte, d. h. die Ziffern der Stunden darauf malte und Verzierungen auftrug und einbrannte. Während der Knabe Ziegen hütete, erwachte in ihm der Trieb, Gesehenes nachzubilden und als ihn der Vater in die Werkstätte nahm, ward er bald in der freilich sehr beschränkten Kunst — wenn man so sagen darf —, welche dieser betrieb, der gewandteste Arbeiter. So wurde er 30 Jahre alt, als ihn der Besuch, den er einer in Freiburg verheiratheten Schwester abstattete, mit den Meisterwerken des Münsters bekannt machte. Bald zog er mit einem Bruder ganz nach Freiburg und indem die beiden einen Kunstzweig zu pflegen suchten, der ihrem bisherigen Gewerbe am nächsten stehe, wurden sie auf die alten Glasgemälde aufmerksam und es erwachte in ihnen der Wunsch, ähnliches hervorzubringen. Ein eifriger Kunstfreund und Sammler, Graf Reinach (s. d. Art.) nahm sich der strebsamen Landsleute an, ließ sie in seinen Sammlungen studieren und munterte sie bei ihren Versuchen, die verschollene Kunst wieder aufzufinden, mit Rath und That auf. Bald gelang es Lorenz und Andreas Helmle, Farben in Glas gebrannt, herzustellen, durch einen Landsmann, Hermann aus Neustadt, vielfach gefördert, der in verschiedenen Glashütten thätig gewesen war und alle Arten der Glasbereitung kannte. Inzwischen hatten sie sich in der Auffassungs- und Zeichnungsweise der alten Meister fleißig geübt und ihr Gönner, Graf Reinach, bestellte bald bei ihnen mehrere Fenster für die südliche Abseite des Freiburger Münsters. Nun folgte Bestellung auf Bestellung und volle Anerkennung lohnte ihre Bestrebungen. Bald sah man in Basel und Mainz, in Kirchen und Schlössern Frankreichs und Englands Werke der fleißigen Brüder. Wie sie ihre neuerweckte Kunst nach und nach entdeckt hatten, war ihnen nicht eingefallen, sich dafür ein Privilegium zu erwerben; das von Andreas und Lorenz Helmle erfundene Verfahren war bald überall bekannt geworden und an den Hauptorten deutscher Kunstpflege in München und Berlin, wie in Brüssel und Paris entstanden Schulen der Glasmalerei, welche die Werke und Namen der Erfinder in Schatten stellten. Schon 1845 war Andreas gestorben, ihm folgte am 15. Februar 1849 Lorenz Helmle, ohne die materiellen Erfolge errungen zu haben, zu denen ihn seine Erfindung wohl berechtigt hätte. Indeß der Ruhm bleibt ihm unbestritten, daß er der erste war, welcher die verloren gegangene Kunst wieder in's Leben rief. Von seinen Kindern folgten die zwei älteren Söhne, Ferdinand und Heinrich, mit schönem Erfolge, der Laufbahn des Vaters und es sind aus ihrem Atelier zahlreiche, vortreffliche Glasgemälde hervorgegangen. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 27, 172.) W.

Aloys Henhöfer.

Mächtige geistige Strömungen haben das Eigenthümliche an sich, daß sie, ehe sie in die Weite und Breite des öffentlichen Lebens hervortreten, zuerst in einzelnen leuchtenden Persönlichkeiten sich Bahn brechen und in deren Wirkungskreisen sich vorbereiten, um dann mittelst solcher neuschaffenden Naturen ein fruchtbares, weiter sich ausbreitendes Dasein zu erkämpfen und zu gewinnen. Solche Männer haben in der Geschichte ihres Volkes ihre besondere Mission und eine dieser entsprechende Ausrüstung. Was die nächste Zukunft in größeren

Dimensionen auszuführen hat, davon sind diese Geister, die von einer unsichtbaren Meisterhand voraus angelegten, weissagenden Skizzen. Unter diese streitbaren Naturen gehört A. Henhöfer, ein Mann, geübt, erfahren und siegend in den Geistesschlachten einerseits wider das Papstthum, andererseits wider den Unglauben unserer Tage, — ein Kämpfer, dessen Siegeskraft dieser doppelte Feind dadurch inne werden mußte, daß er den Einen wie den Anderen nicht bloß mit dem Wort der Wahrheit schlug, sondern daß er dem papistischen Rom wie auch dem modernen Unglauben das Gebiet schmälerte, beiden Gegnern Land abnahm in den ihm angewiesenen verschiedenen Arbeitsfeldern der katholischen wie der evangelischen Kirche. — Aloys Henhöfer, geboren den 11. Juli 1789, stammt aus einer katholischen Bauernfamilie von Völkersbach, einem Pfarrdorf des ehemaligen Benedictiner-Nonnenklosters Frauenalb bei Ettlingen. Alle Spuren evangelischen Lebens, die sich in jener Gegend schon im 16. Jahrhundert fanden, waren später bis auf die letzte Wurzelfaser durch die Energie der Jesuiten ausgerottet worden, welche noch während der Jugendzeit von Henhöfer's Mutter durch ihre Missionen der dortigen Frömmigkeit die papistische Ausgestaltung gaben. Noch als Schülerin war seine Mutter um ihres frommen Sinnes und der guten Antworten willen von den Jesuiten mit dem Namen „Königin" beehrt worden. In der Schule erregte der begabte Knabe Aloys, der auch zu Hause am liebsten an Büchern saß, die Aufmerksamkeit des kräftigen jungen Geistlichen Beyerle, welcher ihn im Lateinischen unterrichtete und behufs des geistlichen Studiums 1802 zunächst in der Piaristen-Schule in Rastatt unterbrachte, aus der er sodann in das von Baden dorthin versetzte Lyceum überging und die Mittel für seine Existenz sich hauptsächlich durch eine Hauslehrerstelle gewann: denn selbst voll Lerneifer, war schon der Jüngling Henhöfer voll Anlagen zum Lehren Anderer und später ein Meister in der Kunst des Unterrichtens. Im November 1811 finden wir ihn als angehenden Studiosus der katholischen Theologie in Freiburg, welcher 1814 sein Examen besteht, am Ende dieses Jahres in Meersburg die vier niederen, und im Mai 1815 in Konstanz die drei oberen Weihen erhält. So steht der 26jährige Geistliche Henhöfer als ein echter Sohn seiner katholischen Kirche da, ausgestattet mit allen in ihr vorhandenen Mitteln zu persönlicher christlicher Gründung und amtlicher Dienstführung. Nachdem er von Juli 1815 an während drei Jahren in dem Frhr. von Gemmingen'schen Hause in Steineck bei Pforzheim Hofmeister gewesen, wird er im März 1818 durch Ernennung dieses seines Patrons Pfarrer des ganz benachbarten Mühlhausen, welches damals für eine verwahrloste Gemeinde im grundherrlichen Gebiete galt. Bei dem sehnlichsten Verlangen, seine Gemeinde zu heben, predigte er Moral über Moral, Gesetz über Gesetz, immer strenger von Sonntag zu Sonntag. Zwar zeigte sich nach und nach mehr äußerliche Ordnung in der Gemeinde, manche bis dahin öffentlich gewesene Verletzung der christlichen Sitte hörte auf oder zog sich wenigstens in die Stille zurück. Freilich war damit der Grund der Herzen kein anderer geworden. Der Mühlhäuser Sittenprediger sagt selbst von den ersten drei Vierteljahren seiner Wirksamkeit: „Auch die strengen Moralpredigten wollten allmählig keine Wirkung mehr thun. Es ging wie in einer Mühle, wo man Anfangs zwar durch das Geräusch erschreckt und am Schlaf verhindert wird, bald aber so sanft schläft wie im stillsten Zimmer." Wir sehen hier Henhöfer zwar erfüllt von der Heiligkeit des göttlichen Gesetzes mit seinen Geboten und Verboten; was ihm aber fehlt, ist der Einblick in die Grenzen der Wirksamkeit des Gesetzes, welches bei aller Macht dennoch darin ohnmächtig ist, daß es den unter das Gesetz gestellten Menschen nicht mit den Kräften auszurüsten vermag, welche zur Erfüllung des Gebots und Verbots

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

nöthig sind. Daher das edle weitere Forschen Henhöfer's nach einer Kraft, die stärker sei als das Gesetz, — daher sein heißes Verlangen nach Auffindung einer Quelle, welche die mangelnden Menschenkräfte erneuere, sein Streben nach Erlangung von Waffen, welche den gefesselten Menschenwillen entfesseln und den freigemachten mit göttlichen Kräften anthun und stärken. Auf diesem Wege fand Henhöfer die Quelle und die Waffenkammer für sich und für seine Gemeinde endlich in dem wahrheitsmäßig erkannten Evangelium von Christo. Hören wir auch hierüber ihn selbst, wie er über den Unterschied zwischen dem, was Gesetz, und dem, was Evangelium ist, nach seiner drastischen Weise in einem Gleichniß — wie er denn in Gleichnißreden unübertrefflich war und dadurch so überzeugend auf das Volk zu wirken verstand — auf's deutlichste und Handgreiflichste sich also ausgesprochen: „Welches ist der Unterschied zwischen Gesetz und Evangelium? Was vermag das Gesetz? Und was vermag das Evangelium von Christo? — Der strenge Meister des Hauses ruft Morgens um ein Uhr in die Schlafstube: „„Ihr Buben, heraus! es ist Zeit zum Mähen!““ Sie hören's, wenden sich im Bett, aber keiner steht auf. Der Treiber macht sich ein zweites und drittes Mal auf, doch die Schläfer bringt er nicht heraus. Das ist das Gesetz: es ist gut, es weckt, es treibt, es spornt; aber es hat nicht die Macht, die Menschen zu ändern. Da kommt hinter dem strengen Meister die liebe Mutter daher und ruft unter die Schlafenden und Unbeweglichen: „„Ihr Kinder, die Milchsuppe ist fertig. Steht auf und kommt!““ Das zündet, das belebt, das macht andere Menschen. Jetzt stehen sie auf und stehen freudig auf. So ist das Evangelium von Christo, die frohe, göttliche Botschaft von dem für uns vorhandenen Heil. Das schafft neue Menschen mit neuen Kräften, mit Gotteskräften". Zu dieser Anschauung hatte sich unser katholischer Pfarrer von Mühlhausen nach seinem ersten dortigen Arbeitsjahr bereits hindurchgerungen. Welche sind aber die Stationen, auf denen er zu diesem Ziel gelangte? — Vorerst die ihm vor Augen liegende Resultatlosigkeit seiner bisherigen nur gesetzlichen außer-evangelischen Arbeit, sodann sein beginnendes fleißiges Forschen in der heiligen Schrift, und schließlich die persönliche Bekanntschaft mit einem Schüler des berühmten katholischen Professors M. Sailer, damals in Landshut († 1832 als Bischof in Regensburg), welchen man den deutschen Fenelon nennen könnte. Dieser selbst noch im Suchen nach göttlicher Wahrheit begriffene Sailer'sche Jünger, Namens Fink, Henhöfer's Nachfolger als Erzieher im von Gemmingen'schen Hause, theilte, was er von seinem Lehrer Sailer empfangen, dem gleicherweise im Suchen begriffenen Mühlhäuser Priester mit, bei welchem diese Saat aus dem göttlichen Wort bereiteten Boden fand und tiefe Wurzeln schlug. Nun fing die Bibel für Henhöfer an, ein zweischneidiges Schwert zu werden, das ihm durch Seele und Geist drang. Die Bibel wurde jetzt seine tägliche Lectüre, bald auch durch das van Eß'sche Neue Testament die Lectüre seiner Gemeinde. Hatte die bisherige Religion meist nur in Messehören, Rosenkranzbeten, Heiligen-Anrufung, Kapellen- und Wallfahrten-Gehen und in äußerlich ehrbarem Leben bestanden, so ließ nun der selbst wach gewordene Pfarrer durch seine tief eingehenden Bußpredigten den Pflug des göttlichen Gesetzes in Herz und Geist der Gemeinde einschneiden, und verstand es zugleich, in die durchfurchten Gewissen die kostbare Saat des Evangeliums von Christo, dem gnadenreichen Versöhner, einzustreuen und so einen wahren Glauben, eine persönliche innige Hingabe an den Erlöser zu pflanzen. Nicht fruchtlos blieb diese neue und doch uralte Lehre, wie schon Paulus und Augustin, Huß und Luther, Spener, Franke und Sailer sie gehandhabt. Manche Mühlhäuser Familien, die in jahrelangem Unfrieden gelebt, wurden friedlich; Feindschaften hörten auf;

Entzweiungen vom Morgen waren am Abend geschlichtet; Ehestreitigkeiten, deren es Anfangs nicht wenige gab, verschwanden; vom Stehlen, dessen man die Gemeinde so sehr beschuldigte, hörte man nichts mehr. Der Ruf von dem mächtigen Buß- und Gnaden-Prediger drang weithin. Katholiken und Protestanten strömten des Sonntags von allen Seiten nach Mühlhausen. Bereits wurde die Predigt des lauteren Evangeliums in Mühlhausen ein Gegenstand der Verdächtigung von vielen Seiten, namentlich auch von Seiten der Geistlichkeit. Das bischöfliche Vicariat in Bruchsal hatte überdieß Henhöfer schon den Auftrag ertheilt, den Zulauf auswärtiger Hörer möglichst zu verhindern, und als dieser Befehl sich unausführbar erwies, ihn in die Nähe von Bruchsal zu versetzen beschlossen, was jedoch in Folge einer von der Gemeinde Mühlhausen bei Großherzog Ludwig eingelegten Fürsprache unterblieb. Als aber die Klagen gegen ihn und die Bezweifelungen seiner katholischen Orthodoxie sich bald wiederholten, wurde Henhöfer am 7. März 1822 nach Bruchsal einberufen, vor der Oberbehörde sich zu verantworten. Im dortigen Seminar wies man ihm seine Wohnung an, legte ihm nach und nach 80 Klagen gegen seine Dienstführung vor, lehnte jedoch das von dem Angeschuldigten verlangte nähere Eingehen auf die Sache beharrlich ab. Nachdem er als Halbgefangener zwölf Wochen vergeblich auf eine Entscheidung gewartet und seine Gesundheit unter dieser Behandlung zu leiden angefangen hatte, ihm überdieß eine Bitte, sich in das von Gemmingen'sche Haus nach Steineck begeben zu dürfen, abgeschlagen war, rettete er seine Freiheit dadurch, daß er sich an die landesherrliche Obrigkeit wandte. Von Steineck aus legte er der Bruchsaler Behörde eine Abhandlung vor, worin er Zweifel in Betreff der Brodverwandlung im Abendmahl, sowie der Messe äußerte und entweder um Widerlegung aus Gottes Wort oder um Ausschließung aus der römischen Kirche bat. Hierauf erfolgte am 16. Oktober 1822 von Seiten des bischöflichen Vicariats seine Ausschließung. Allein die Wirkung hiervon war eine ganz andere, als die Ausschließenden dachten. Denn die beträchtliche Zahl derer, welche die gleiche Ueberzeugung aus dem göttlichen Wort hatten, hielten sich für zugleich mit Henhöfer ausgeschlossen und erkannten klar die Unvereinbarkeit der aus dem Evangelium gewonnenen Wahrheit mit einem längeren Verbleiben innerhalb der katholischen Kirche. Unter dem 23. Januar 1823 bat daher die neue Gemeinde um Aufnahme in die evangelische Kirche, eine Bitte, an die ihr Grundherr Julius von Gemmingen-Steineck, und unter dem 7. März auch Henhöfer selbst sich anschloß, welcher bei der Ausführung dieses bedeutenden Schrittes die junge Gemeinde mit solcher inneren Freiheit und Selbständigkeit handeln sah, daß nicht etwa sie *ihm* nachging, sondern daß vielmehr er *ihr* nachfolgte. Am 6. April 1823 geschah in der Schloßcapelle zu Steineck der Uebertritt in die evangelische Kirche. Nachdem Henhöfer am 22. März 1823 unter die evangelischen Pfarrcandidaten aufgenommen und am 11. April in Pforzheim ordinirt war, wurde er am 1. Juli 1823 durch Großherzog Ludwig zum Pfarrer der evangelischen Gemeinde Graben bei Karlsruhe ernannt. Henhöfer's Schritt in die evangelische Kirche war und konnte für ihn nichts Anderes sein als eine Posto-Fassung auf dem Gebiet, welchem er durch seine ganze innerliche Entwickelung in Wahrheit angehörte. Entsprach der evangelische Kirchenkreis, in den er eintrat, wirklich seinem Namen und Wesen, so mußte der Eintritt eines so bewährten Zeugen der lauteren apostolischen Wahrheit, wie Henhöfer war, ein Gegenstand allgemeiner Freude werden. Vielmehr war aber die auf den muthigen Bekenner des Evangeliums wartende Aufnahme im Kreis „der Seinen" eine gar kühle: er war in den ersten Jahren seiner evangelischen Amtsführung ein Gemiedener und Gefürchteter, denn die damals

durch die evangelische Kirche gehende Strömung war die des Rationalismus. Wie früher gegen den römischen Satzungsglauben, so führte er nun gegen den Rationalismus mit Tapferkeit und Erfolg den heftigsten Kampf. Nach einem Jahrsiebent seiner Arbeit in der evangelischen Kirche Badens, im Jahr 1830, hatte sich um den, Anfangs einsam dagestandenen, Fremdling, der nun zu einem lebendigen, productiven Centrum geworden, bereits eine Schaar von sechs selbständigen Amtsbrüdern gesammelt, deren gemeinsame That in dem genannten Jahr ein gründlicher Angriff auf den rationalistischen Landes-Katechismus war, dessen Unhaltbarkeit Angesichts der Bibel durch mehrere Schriften in dem Maaße dargethan wurde, daß im Jahr 1834 vorläufig einige Aenderungen daran erfolgten, bis er später ganz fiel. Bei aller Kampftüchtigkeit aber wußte der schon von Natur äußerst friedliche milde Mann auch die Kelle in die Hand zu nehmen und mit Weisheit, mit großer Umsicht und Einsicht zu bauen. Das erfuhren in einer nahezu 40jährigen Arbeit zunächst seine drei Gemeinden in der Hardt-Gegend, — Graben, wo er 4 Jahre, und Spöck und Staffort, wo er 35 Jahre das Amt am Wort führte; das erfuhr nicht minder unsere Kirche im Ganzen durch seine Wirksamkeit als Schriftsteller und als Mitglied größerer Versammlungen und Conferenzen. Mit welcher, die Geister bewältigenden, Macht Henhöfer predigte, mögen wir aus der Mittheilung eines Mannes ersehen, der mehrere Jahre lang sein Zuhörer war und der sich dahin äußert: „Seine Worte rollen daher wie Donner, sie haben einen Nachdruck vor dem jeder Widerstand weichen muß; Schlag folgt auf Schlag, bis das Wetter ausgezürnt hat und man spürt, daß die Herzen gebrochen sind: dann kommt es sanft und lieblich". Der Baum des christlichen Gemeindelebens trieb neue Schößlinge und Blüthen, und trug reelle solide Früchte, deren Aechtheit auch für Gegner ein Beweis sein konnte von der Gesundheit der Wurzel. Henhöfer's tiefes Verlangen, in aller Demuth zu dienen mit der Gabe die er empfangen, machte ihn auch zu einem fruchtbaren Schriftsteller. Nicht nur gab er im Verein mit Freunden eine Reihenfolge von 12 Jahrgängen „christlicher Mittheilungen", Predigten und Schriftauslegung enthaltend, heraus, die in vielen Tausenden von Exemplaren von unserem Volk mit Begierde und Segen gelesen wurden, sondern fort und fort benützte er die neu auftauchenden Zeit-Erscheinungen zu Veröffentlichungen, in welchen er bald durch fortgesetzte Bekämpfung des Papstthums, durch Beleuchtung papistischer Auswüchse z. B. der bekannten Trierer Rockfahrt im Jahr 1844, durch Warnung vor Concordaten mit Rom, bald durch einzelne Abhandlungen über christliche Lehrstücke sowohl dem katholischen als auch dem protestantischen Volk mit seiner plastischen Gabe der Darstellung und Unterrichtung einen Liebesdienst zu thun, und die alleinige Heilskräftigkeit des Evangeliums Gottes für alle Schichten der Gesellschaft nachzuweisen beflissen war. Am Abend seines Lebens, in seinem 67. Jahr, war es eine dem Vielangefochtenen gebührende Würdigung seiner Person und seiner Arbeit, daß die evangelisch-theologische Facultät zu Heidelberg ihm im Jahr 1856 den Ehrengrad eines Doctors der Theologie zuerkannte und ihn ausdrücklich als „muthigen Bekenner und Prediger des lauteren Evangeliums" so wie als „ehrwürdigen Begründer des zu unserer Zeit aufblühenden christlichen Lebens in der Kirche unseres Vaterlandes" bezeichnete. Henhöfer starb am 5. December 1862.

C. Peter.

Johann Heinrich David von Hennenhofer.

Während der 70 Jahre, seit das Großherzogthum Baden besteht, hat vielleicht kein badischer Staatsdiener eine eigenthümlichere Stellung eingenommen als

dieser Emporkömmling. Geschmeidiger Hofmann, intelligenter Diplomat, einflußreicher und gewandter Geschäftsmann in Uniform, ohne je im activen Heere gedient zu haben, war Hennenhofer jedenfalls eine einzig dastehende Erscheinung, seine Persönlichkeit von einem fast romanhaften Nimbus umgeben. — Zu Gernsbach am 12. März 1793 als Sohn des Schiffers Matthias Hennenhofer geboren, fand er noch jung als Commis in der Buchhandlung von Schwan und Götz zu Mannheim eine Stellung. Seine ausgezeichnet schöne Handschrift machte ihn zuerst in weiteren Kreisen bekannt. Am 25. April 1812 wurde er als Feldjäger nach Karlsruhe berufen und vorzugsweise als Cabinetscourier verwendet. 1813 zum Feldjägerlieutenant, 1815 zum Premierlieutenant, 1816 zum Stabsrittmeister von der Suite der Cavalerie, 1817 zum Inspectionsadjutanten des Großherzogs Karl ernannt, bewegte er sich größtentheils in der Umgebung dieses Fürsten, den er u. a. zum Congresse nach Wien begleitete. Er war eine der wenigen Persönlichkeiten am Hofe, die nach dem Regierungsantritte des Großherzogs Ludwig in ihrer Stellung verblieben; 1814 wurde er zum Flügeladjutanten befördert. Inzwischen hatte ihn der Staatsminister von Berstett auch in die diplomatische Section des auswärtigen Ministeriums herübergezogen, und er war von diesem Staatsmann zu mehreren vertraulichen Sendungen verwendet worden, wie er denn auch mit seinem Chef zur Zeit der Ministerialconferenzen von 1819—1820 in Wien anwesend war. In dieser doppelten Eigenschaft, im Cabinete des Fürsten und des Ministers, entwickelte Hennenhofer eine vielseitige, ganz ungewöhnliche Thätigkeit. Entschiedener Günstling des Großherzogs, den er nie verließ, und dem er mit unbedingter Treue ergeben war, unentbehrlich in politischen Verhandlungen, in beständigem Verkehr mit dem diplomatischen Corps und den höheren Gesellschaftskreisen der Residenz, immer vermittelnd, ausgleichend, schien er oft sich selbst zu vervielfältigen, so häufig wurde er überall gesehen. Ohne wissenschaftliche Vorbildung, selbst ohne gründliche Kenntniß fremder Sprachen, wußte Hennenhofer durch natürlichen, klaren Verstand, eine seltene Auffassungsgabe und einen gewissen Tact den Mangel einer gehörigen Erziehung zu ersetzen. Er arbeitete unermüdlich mit der Feder wie mit der Zunge und schreckte vor der Behandlung keiner, noch so verwickelten Frage zurück. Er redigirte diplomatische Denkschriften und Noten und besorgte die ganze Privatcorrespondenz des Großherzogs Ludwig, dessen unbedingtes Vertrauen er besaß. Sein Stil entsprach nicht immer den zierlichen Schriftzügen. Seine Schreibart hatte allerdings einen gewissen, einst viel bewunderten Schwung; frische Gedanken, neue Wendungen mit passenden Citationen entströmten in Fülle seiner Feder, dagegen findet man in seinen Noten und Briefen gar viele Gemeinplätze oder gesuchte, hochtrabende, selbst poetische Phrasen, welche die gewöhnliche Amtssprache der Cabinete in ihrer Glätte und Abrundung nicht kennt. Ein gründliches, nachhaltiges Wirken war aber wohl bei dem Strudel von Geschäften aller Art, in dem er fortgerissen wurde, von Hennenhofer nicht zu erwarten. Mehr durch die Gunst des Zufalls als durch eigenes Zuthun war er zu einer verhältnißmäßig schwindelnden Höhe emporgestiegen und während jener Jahre gewissermaßen der Mittelpunkt der Hof- und officiellen Welt. 1828 war er zum Director der diplomatischen Section im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten ernannt und in den Adelstand erhoben worden. Diese seine Ausnahmsstellung machte ihm selbstverständlich nur wenige Freunde; um so mehr Neider und erbittere Gegner schuf sie ihm. Er ertrug ihre Angriffe mit Gleichgiltigkeit oder mit einer Bonhomie, die nicht ohne feine Ironie und Schlauheit war. Wohl nur in seltenen Fällen mißbrauchte er seinen so schwer wiegenden Einfluß, und dem gewiß berechtigten Tadel, den viele seiner

Handlungen fanden, den Anfeindungen und Vorwürfen, die ihn nicht unverdient trafen, müssen billiger Weise auch wieder ehrenhafte Züge gegenübergestellt werden. Er trug seinen Feinden nur selten etwas nach, war nicht eigennützig, gab vielmehr mit vollen Händen, und war gerne bereit, seine natürlich oft genug angerufene Verwendung in Personalfragen eintreten zu lassen. Nach Art schwacher Charaktere versprach er freilich oft mehr als er halten konnte und nahm wohl auch keinen Anstand, mehreren Personen, die nach demselben Ziele strebten, gleichzeitig seine Protection zuzusagen. Hennenhofer wurde von zwei Eigenschaften völlig beherrscht, von einem ungemessenen Ehrgeiz und einer maßlosen Eitelkeit. — Auf die inneren Landesangelegenheiten übte er, außer in Personalfragen, kaum einen nennenswerthen Einfluß. Doch hat er, nach dem Kammerconflict von 1822, da auch bezüglich der inneren Politik der Schwerpunkt im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten lag, die von der Regierung geübte Beeinflussung der Wahlen zum Landtage von 1825 hauptsächlich geleitet, und man wird kaum irren, wenn man ihn als den Erfinder und Beförderer der Idee bezeichnet, Adressen um Aufhebung der Verfassung in's Leben zu rufen (s. d. Art. von Berstett.) Dagegen halten wir es für eine völlig grundlose Beschuldigung, wenn man seinen Namen mit dem angeblichen Mordanfall auf Kaspar Hauser in Verbindung gebracht hat. Wir unsererseits sind auf das Bestimmteste von der absoluten Haltlosigkeit des albernen Ammenmärchens, daß Kaspar Hauser ein badischer Prinz gewesen sei, überzeugt. Was als angeblicher Beweis für dessen Richtigkeit beigebracht worden ist, beschränkt sich auf willkürliche Vermuthungen und abgeschmackten Klatsch. Aber auch Alles, was uns von dem Charakter Hennenhofer's bekannt geworden, läßt uns unglaublich erscheinen, daß er die Rolle hätte spielen können, welche ihm in diesem Drama, das wohl für immer ein räthselhafter Vorgang bleiben wird, zugeschrieben worden ist. Personen, welche Hennenhofer genau gekannt haben, halten ihn zwar leichtfertiger und frivoler Handlungen, keineswegs aber eines gemeinen Verbrechens fähig, wie es hier nothwendig unterstellt werden müßte. — Nach dem Regierungsantritt des Großherzogs Leopold dachte Hennenhofer nicht daran, seine einflußreiche und vielseitig in die Verhältnisse eingreifende Stellung aufzugeben. In seinem Bestreben, sich zu halten, wurde er von den Vertretern der fremden Staaten unterstützt, welche seiner Schwatzhaftigkeit und Eitelkeit gar manche Information verdankten, die ihnen auf anderem Wege vorenthalten geblieben wäre. Die badischen Diplomaten haben sich wohl gelegentlich darüber beklagt, wie sie in der Abfassung ihrer Meldungen durch den Umstand beschränkt seien, daß sie befürchten müßten, ihre Berichte über die fremden Höfe durch Hennenhofer den Gesandten derselben in Karlsruhe mitgetheilt zu sehen. Mit den persönlichen Verhältnissen, Schwächen und Leidenschaften der Hohen und Niederen, der Gelehrten, Beamten und Hofleute, mit allen labyrinthischen Gängen der Hofintriguen vertraut, durch eine unglaublich ausgebreitete Correspondenz immer orientirt, rastlos geschäftig, diese Dinge zu seinen Zwecken zu benützen, hielt er sich für unentbehrlich. Aber er sollte bald erfahren, daß er nicht nur entbehrlich, sondern unmöglich geworden sei. Der Minister Freiherr von Berstett, ein Ehrenmann von unantastbarer Integrität des Charakters, hatte sich an Hennenhofer, als einen bequemen und vielfach brauchbaren Arbeiter gewöhnt; nach Berstett's Abgang fiel diese persönliche Rücksicht weg, und da sich von Seiten der in Folge der Julirevolution zu freierer Bewegung gekommenen Presse die Angriffe auf den langjährigen Günstling mehrten, den die öffentliche Meinung längst verurtheilt hatte, so wurde Hennenhofer veranlaßt, seine Pensionirung nachzusuchen, die er, nachdem er zuerst seiner Eigenschaft als Director der diplomatischen Section

des auswärtigen Ministeriums enthoben worden war, am 15. Juni 1831 auch in seiner Stellung als Major und Flügeladjutant, mit der Erlaubniß, die Uniform von der Suite der Cavalerie zu tragen, erhielt. In dem einsamen Schlosse zu Mahlberg, wo er seinen Wohnsitz aufschlug, fand er Muße genug, über des Geschickes Wechsel und Launen nachzudenken. Dennoch verließ ihn weder der gute Humor, noch der Thätigkeitstrieb, der ihm zur zweiten Natur geworden war. Er unterhielt nach allen Seiten hin einen lebhaften Briefwechsel, unternahm öfter längere Reisen, und entsagte nicht einem regen Verkehr mit Bekannten und Freunden. Als ihn ein Schlaganfall betroffen hatte, in Folge dessen seine rechte Seite gelähmt war, lernte er mit der linken Hand schreiben und brachte es bald dahin, geläufig, wenn auch nicht mit der früheren Schönheit die Feder führen zu können. Von Mahlberg siedelte er später in das geselligere Freiburg über, wo ihn ein Kreis von Freunden umgab, welche sein wohlwollendes Wesen, wie seine geistvolle, durch viele Lebenserfahrungen lehrreiche und stets durch heitere Scherze und Anekdoten gewürzte Conversation anzog. Dort starb er am 12. Januar 1850. Nach seinem Tode wurden seine Papiere mit Beschlag belegt, was ganz selbstverständlich bei einem Manne ist, von dem man wußte, daß er mit den wichtigsten Staatsangelegenheiten vertraut gewesen und daß die bedeutendsten Documente durch seine Hand gegangen waren. Die Memoiren, welche er, der Sage nach, geschrieben oder dictirt haben sollte, fanden sich dabei nicht vor, und was seither von Auszügen aus angeblichen Memoiren Hennenhofer's in die Oeffentlichkeit gedrungen ist, muß auf den ersten Blick als plumpe Erfindung erkannt werden. W.

Heinrich Wilhelm Hennig,

1811—1819 Commandeur des Linien-Infanterie-Regiments v. Neuenstein No. IV wurde als Sohn eines markgräflich badischen Auditors am 30. Oktober 1772 zu Karlsruhe geboren, trat 1788 in Militairdienst und wurde, in Subalternchargen die Feldzüge 1793 und 1794, 1805, 1806 und 1807, wo er bei der Erstürmung von Dirschau verwundet wurde (s. d. A. Cloßmann), mitmachend, im letzteren Jahre Major im genannten Regiment, mit dem er 1808 nach Spanien ausmarschirte, und dessen hohen Ruhm in 5 Feldzügen er, selbst zweimal verwundet, während der drei letzten Jahre als Regimentscommandeur, redlich mit erwerben half (s. d. A. v. Neuenstein). Eine besondere Auszeichnung erhielt er in dieser Eigenschaft durch die Verleihung der großen goldenen, zur Feier der Vermählung Napoleon's mit Marie Louise von Oesterreich geprägten Medaille. Nachdem Hennig im Feldzuge 1815 die 2. Infanterie-Brigade geführt (s. d. A. Schäffer), trat er 1819 in Ruhestand, und starb am 21. August 1844 zu Baden. L. Löhlein.

Franz Hergt,

geboren am 12. April 1801 zu Zaisenhausen bei Bretten, verlebte seine Jugend zu Tauberbischofsheim, wo sein Vater eine Apotheke übernommen hatte, studirte in Würzburg und Heidelberg, ward 1827 zum Bade- und Assistenzarzt in Langenbrücken, 1832 zum Physicus in Ettenheim ernannt und 1839 zur Direction der Strafanstalten in Bruchsal berufen; 1841 erhielt er das Physicat zu Ueberlingen und 1849 wurde ihm dieselbe Stelle beim Landamt Karlsruhe, unter gleichzeitiger Ernennung zum ordentlichen Mitglied der Sanitätscommission, übertragen. Als die Cholera 1831 zuerst im Osten Europas auftrat und panischer Schrecken die Bevölkerung Süddeutschlands erfüllte, eilte Hergt, auf Wunsch der Staatsbehörden, an Ort und Stelle, um die Krankheit zu studieren

und veröffentlichte die Resultate seiner Beobachtungen in einer Schrift, welche sich gegen Quarantaine und für eine zweckmäßige Prophylaxis ausspricht. Seine ärztlichen Kollegen wählten ihn in der ersten Generalversammlung des 1835 gegründeten Vereines zur Förderung der Staatsarzneikunde zum Secretair und 1836 zum Mitredacteur der „Annalen der Staatsarzneikunde", welches Amt er bis zu seinem Tode mit größter Auszeichnung besorgte. Während seiner Thätigkeit in Ueberlingen erwarb er sich in so hohem Grade das Vertrauen der Amtsangehörigen, daß sie ihn 1848 zu ihrem Vertreter in der zweiten Kammer wählten, der er bis 1850 angehörte. Neben seiner Praxis und seinen Amtsgeschäften fand Hergt noch Zeit zu zahlreichen literarischen Arbeiten, unter denen eine Abhandlung über die Wirksamkeit des salzsauern Eisens gegen Magenerweichung von besonderem Werthe ist. Seine amtlichen Stellungen gaben ihm auch direct Anlaß zu wissenschaftlicher Bearbeitung von Stoffen, die mit denselben in Zusammenhang stehen. So gab er als Badearzt in Langenbrücken eine Schrift über die dortigen Schwefelquellen heraus (1832), so schrieb er während seiner Thätigkeit in Bruchsal über das Isolirungssystem, gegen welches er sich mit großer Entschiedenheit aussprach. Andere Abhandlungen sind aus Anlaß seiner gerichtsärztlichen Thätigkeit, und auf die durch dieselbe gemachten Erfahrungen basirend, entstanden. Auch in den obengenannten Annalen und in Canstatt's Jahrbüchern sind viele treffliche Arbeiten von Hergt. Als Mensch, Arzt, Medicinalbeamter und Bürger gleich hoch geachtet, zeichnete Hergt sich durch eine glückliche Mischung ächter Wissenschaftlichkeit, praktischen Talentes und unbeugsamer Charakterfestigkeit aus. Sein Familienleben war das glücklichste. Ueberanstrengung in seinem Dienst ließ frühzeitig ein Leiden zur Entwickelung kommen, welches ihm einen frühen Tod bereitete. Er erkrankte schwer im Oktober 1850 und starb nach langen und qualvollen Leiden am 28. August 1851 in Illenau, wohin er sich vierzehn Tage vorher zu seinem dort als Anstaltsarzt noch heute segensreich wirkenden Bruder begeben hatte. (Vgl. „Vereinte deutsche Zeitschrift für Staatsarzneikunde 1851. 10. Bd. 1. Heft.) W.

Raimund Hermanuz.

Als Sohn eines Rentbeamten in der damals württembergischen Stadt Stockach im Jahr 1800 geboren, erhielt Hermanuz seine wissenschaftliche Vorbildung an dem Lyceum in Konstanz und Freiburg und seine theologische Bildung an der Universität Freiburg. Im Jahre 1824 Priester geworden, pastorirte er zuerst als Vicar und dann als Verweser an der Pfarrei St. Martin in Freiburg und endlich als Pfarrer zu Horben. Als Director Nabholz im Jahre 1839 von Ettlingen an das neu errichtete Schullehrerseminar zu Meersburg übersiedelte, wurde Hermanuz als provisorischer Seminardirector nach Ettlingen berufen, in welcher Stellung er ein Jahr darauf definitiv bestätigt wurde. In welchem Geiste er sein Amt auffaßte und verwaltete, zeigen seine gemüthvollen Schlußreden, welche den Jahresberichten des Ettlinger Seminars von 1842—1848 beigegeben sind. Er ermahnt darin seine Zöglinge: „Wenn Ihr nun hinaustretet in die Welt und Eueres Lehrberufes wartet, so stehet nicht stille, so erweiset Euch in all' Euerem Thun und Lassen fromm!" „Seid wachsam, stehet fest im Glauben, handelt männlich und seid stark; Alles, was Ihr thut, geschehe in Liebe!" „Seid pflichtgetreue und gewissenhafte Arbeiter an der Bildung unserer Jugend, auf daß Ihr als tüchtige Bauleute am Baue des Reiches Gottes erfunden werdet". „Sehet auf das Amt, das Ihr empfangen habt im Herrn, daß Ihr es vollkommen verwaltet!" „Für alle Lehrer gelte als die höchste Summe ihres Wirkens die Erhaltung und Stärkung des

häuslichen Sinnes und seines Lebens im Glauben und in der Liebe, im Beten und Arbeiten, im täglichen Anstrengen seiner Leibes- und Seelenkräfte für Zeit und Ewigkeit — im kindlichen, liebevollen, sich aufopfernden Hingeben für seine Pflichten, im stillen, die Welt und Alles, was darin ist, vergessenden Einschließen seiner selbst in seinem Kämmerlein". „Der Geist der treuen Pflichterfüllung, der Geist der Liebe und der Geist reiner Selbstverleugnung muß den Lehrer erfüllen." — Aber schon am 4. September 1848 wurde Hermanuz ein Opfer seiner Fürsorglichkeit für die Zöglinge, indem er im Krankenzimmer der Anstalt den Typhus erbte, dem er erlag. „Das Schmerzlichste, was die Anstalt traf", sagt der Jahresbericht 1849, „war der Tod des Directors Raimund Hermanuz, der seit 9 Jahren mit rastlosem Eifer und gesegnetem Erfolge der Anstalt vorstand. Sowohl seinen Mitarbeitern, als auch seinen vielen Schülern wird er stets in gesegnetem Andenken bleiben." Außer den schon genannten Schlußreden sind uns noch folgende Schriften von Hermanuz bekannt: Der Brief des Apostels Paulus an die Philipper, übersetzt und erklärt im Geiste des Urchristenthums für denkende Christen aller Confessionen (1839). Die Zucht in der Volksschule (1843). Ein Lesebuch für Volksschulen, von Director Hermanuz und Oberlehrer Schach (1842).

J. Merz.

Franz Josef Wilhelm August Herr,

geboren zu Karlsruhe den 20. März 1778, kam nach dem Tode seines Vaters nach Rastatt, wo er bei den Piaristen seine wissenschaftliche Bildung erhielt; er setzte die Studien in Würzburg fort, wurde 1803 zum Priester geweiht und darauf am Gymnasium in Baden angestellt. Im Januar 1809 erhielt er die Pfarrei Kuppenheim, die er bis zu seinem Tode behielt; er wurde von seinen Standesgenossen zum Capitelskammerer gewählt, von der kirchlichen Behörde zum apostolischen Protonotar ernannt u. s. w. Seine vielseitigen Kenntnisse und seine Geschäftsgewandtheit fanden in den weitesten Kreisen Anerkennung. Die Stadt Baden erwählte ihn zu ihrem Abgeordneten für die Landtage von 1831—1836, auf welchen er zu den hervorragenden Rednern gehörte; im Jahre 1833 begründete er eine Motion in Betreff des theoretischen und praktischen Unterrichts auf den inländischen Hochschulen über das homöopathische Heilverfahren (39. öffentliche Sitzung v. 12. August 1833). Er verließ in den späteren Jahren Kuppenheim und nahm seinen Aufenthalt in Lichtenthal bei Baden, wo er historischen Studien oblag; Früchte derselben waren seine „Biographieen badischer Regenten", von denen jedoch nur wenige Exemplare in das Publicum kamen, und „das Kloster Lichtenthal, dessen Kirche und Kapelle" (1833). Die Motion über Homöopathie erschien in besonderem Abdrucke und auch in einer französischen Uebersetzung. Herr starb den 2. Juli 1837.

F. Kössing.

Ernst Sigmund Herzog

wurde am 8. April 1747 in Durlach geboren, wo sein Vater Postmeister war. Er erhielt seine erste wissenschaftliche Bildung auf dem Gymnasium zu Karlsruhe und studirte auf den Universitäten Straßburg und Göttingen die Rechte. Nach bestandener Staatsprüfung arbeitete er als Advocatus ordinarius, bis er 1774 die Stelle eines Rentkammer-Assessors erhielt. Schon 1775 rückte er zum Kammerconsulenten mit Rathscharakter vor. 1790 ward er Hofrath und Kammerprocurator, mit welchem Amte die Stellvertretung des Kammerpräsidenten im Vortrag und Directorium verbunden war, 1792 Geheimer Hofrath und Director des Hofrathscollegiums. 1796 wurde Herzog als General-Landes-

commissair der Moreau'schen Armee beigegeben, die er auf allen ihren Zügen in Schwaben und Baiern bis zu dem bekannten Rückzuge derselben ununterbrochen begleitete, bei welcher Gelegenheit er die redendsten Beweise von seiner großen, unbestechlichen Redlichkeit, sowie nicht minder von seiner persönlichen Hingebung in gewissenhafter Erfüllung seiner Pflichten ablegte. 1802 wurde er zum Commissair bei der Besitznahme des Bisthums Speier, 1803 zum wirklichen Geheimen Rath mit Sitz und Stimme im Geheimenrathscollegium, 1806 zum Gesandten bei dem Rheinischen Bundestag zu Frankfurt ernannt. Im Jahre 1808 trat der Freiherrr v. Dalberg als Director des Cabinets an die Spitze der Geschäfte und die französisch gesinnte Partei ließ, wie es scheint, unter Connivenz des zum Mitregenten ernannten Erbgroßherzogs Karl, einschneidende Organisationsveränderungen und einen weitgreifenden Personenwechsel in den höheren Stellen eintreten, durch welchen namentlich der Einfluß der altbaden-durlachischen Staatsdiener möglichst beschränkt werden sollte. Damals wurde Herzog zuerst im Juli 1808, unter Beibehaltung des Gesandtschaftspostens, zum Geheimen Referendair im Departement der auswärtigen Angelegenheiten ernannt, im November desselben Jahres wurde er aber auch noch dieser Gesandtenstelle enthoben und auf längere Zeit nach Bruchsal, gleichsam in's Exil, verwiesen. Indeß, die Dalberg'sche Schöpfung war nicht von langer Dauer und machte schon Ende 1809 einer neuen Organisation der Staatsverwaltung Platz, bei deren Einführung Herzog mit dem Titel eines Staatsrathes in die Reihe derjenigen Diener trat, welche zunächst keinem besonderen Geschäftskreise zugewiesen wurden, bezüglich deren sich der Großherzog vorbehielt, sich so lange ihrer bei Ministerial- und anderen Staatsgeschäften zu bedienen, als ihr Eintritt in eines der Ministerialdepartements nicht erfolgt sein werde. 1813 wurde Herzog zum Mitglied des Justizministeriums ernannt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Tode, der am 10. Februar 1820 erfolgte. Während er in späterer Zeit literarisch nur mit einer historischen Abhandlung über den Ursprung der Stadt Durlach (Vaterländ. Blätter 1812 No. 8) vor die Oeffentlichkeit trat, entstammt seiner Feder in den früheren Jahren seines Lebens ein das höchste Aufsehen erregendes Buch, die „Briefe über die Markgrafschaft Baden", 1788 anonym erschienen, welche in scharfer und für die damalige Zeit unerhört kühner Sprache die Schwächen und Schattenseiten der Regierung darlegten. Die hohen Stellungen, welche Herzog später einnahm, beweisen, daß Karl Friedrich zu groß dachte, um sich für diese literarische Sünde an ihm zu rächen. An Feinden hat es indeß Herzog, besonders unter den adeligen Würdenträgern, nicht gefehlt, obwohl er sich hütete, den Schleier der Anonymität zu lüften und seine Autorschaft, die indeß allgemein bekannt war, zuzugestehen. (Vgl. Gehres, kleine Chronik von Durlach 2, 208 und Schöchlin, Geschichte Badens unter Großherzog Leopold S. 39). W.

Ludwig Otto Hesse,

geboren am 22. April 1811 zu Königsberg in Preußen, erhielt seine mathematische Ausbildung auf der Universität seiner Vaterstadt, an welcher damals in Mathematik Jacobi, in Astronomie Bessel thätig waren. Nachdem er eine Zeit lang als Privatdocent daselbst gewirkt hatte, wurde er 1840 außerordentlicher Professor. Erst 1856 gelang es ihm, ordentlicher Professor zu werden, als er nach Halle berufen wurde. Dort blieb er nur kurze Zeit; schon 1857 siedelte er nach Heidelberg über, wo er bis 1868 blieb. In diesem Jahre folgte er einer Berufung an das neuorganisirte Polytechnicum zu München, an dem er bis zu seinem Tode thätig war, der am 4. August 1874 erfolgte. Von 1838 an hat Hesse eine Reihe von Arbeiten publicirt, in welchen er fast

nur analytisch-geometrische Fragen über Flächen zweiter Ordnung und Curven dritter und vierter Ordnung behandelt. Er war der erste, der das Studium der letzteren Gebilde begann, von welchen er eine Reihe interessanter Eigenschaften nachwies. Als Hilfsmittel diente ihm dabei neben den homogenen Coordinaten hauptsächlich die Determinantentheorie. Eine Determinantenform insbesondere kehrt immer wieder und hat deßhalb zur Anerkennung dessen, was Hesse mit diesem Hilfsmittel leistete, den Namen Hesse'sche Determinante erhalten. Aus seinen Arbeiten erwuchsen sowohl die weitergehenden Untersuchungen Clebsch's (der Hesse's Schüler war), als auch die neue Disciplin der Invariantentheorie. Außer diesen analytisch-geometrischen Untersuchungen veröffentlichte Hesse noch einige Aufsätze, die rein analytische Fragen behandeln, auf die er bei jenen gekommen war. Allen seinen Arbeiten gemein ist die formale Vollendung und Eleganz der Behandlung, die stets mit einem Minimum von Rechnung das Ziel zu erreichen versteht. — In derselben Richtung meisterhaft durchgeführt waren seine Vorlesungen über analytische Geometrie der Ebene und des Raumes. Die über Raumgeometrie veröffentlichte er 1861 (zweite Auflage 1869); 1865 ließ er einen Abriß der „analytischen Geometrie des Punktes, der Geraden und des Kreises in der Ebene" folgen (zweite Auflage 1874). Beide Bücher haben viel dazu beigetragen, den Sinn für Eleganz der Behandlungsweise in Deutschland zu fördern. — Außer den obigen publicirte er noch kleinere Schriften über die Homographie, über Determinanten und über die vier Species. — In seinen Vorlesungen gab Hesse nicht viel, aber was er gab, war gut durchgearbeitet und anregend, so daß es ein Vergnügen war, ihm zuzuhören.

J. Lüroth.

Ludwig Hetsch.

Das Gedenkbuch der badischen Biographieen ist reich an glänzenden, die Welt mit ihrem Ruhme erfüllenden Namen; auf dem Ludwig Hetsch's Andenken gewidmeten Blatt führen wir dagegen den Leser in die Arbeitsstätte eines Mannes ein, welcher ohne den Ehrgeiz nach hohem Ansehen mehr in schlichter Anspruchslosigkeit und kleinerem Kreise für die Kunst gewirkt hat, wegen seines gewissenhaften, erfolgreichen Strebens darum aber nicht minder unserer Achtung werth ist. Ein vermehrtes Interesse gewinnt das wohlthuende Bild eines solchen künstlerischen Stilllebens noch dadurch, daß der Gegenstand desselben zu der Zahl der wissenschaftlich gebildeten, erst später aus Neigung zur Tonkunst übergetretenen Persönlichkeiten gehört. — Hetsch wurde am 26. April 1806 zu Stuttgart geboren, und erhielt von seinem Vater, damals Mitglied des Hoforchesters und 1813 Stadtmusikus in Tübingen, die erste Anleitung auf der Violine und im Clavier, an welche sich für letzteres sodann der Unterricht bei Concertmeister Abeille anschloß. Einer seit Menschengedenken musikalischen Familie angehörend, zeigte er frühzeitig das ererbte Talent für die Musik, zu dessen Entwickelung auch die vielseitige ausübende Thätigkeit des mehrere Instrumente spielenden Vaters nicht wenig beitrug. — Nach dem Willen desselben sich dem Berufe der Theologie widmend, besuchte er zu diesem Behufe vom 10. Jahre an das Lyceum in Tübingen, nahm theils bei Organist Weiß in Clavier und Orgel, theils bei Silcher im Clavierspiel und in der Harmonielehre Stunden, und bestand das gefürchtete „Landexamen", wodurch ihm 1820 der Eintritt in das Seminar zu Schönthal, 1824 in das Tübinger Stift ermöglicht war. Während des Aufenthaltes in beiden Lehranstalten setzte er seine Bestrebungen in der Kunst eifrig fort, und bildete namentlich im Stift, wo er hauptsächlich die Werke von Haydn und Mozart kennen lernte, den Mittelpunkt für die von dem musikalischen Theil der Studirenden veranstalteten Uebungen. Gleichwie solche Beschäftigung für

seine Weiterentwickelung in der Tonkunst sehr förderlich war, ebenso nützlich und geistbildend wirkte auf ihn der Verkehr mit begabten Altersgenossen, welche später, wie z. B. Bauer, Mörike, David Strauß, Vischer ꝛc. bedeutende Männer geworden sind. — Mit großem Widerstreben seines, dem Musikberufe abholden Vaters 1828 aus dem Stift getreten, um unbezwinglicher Neigung gemäß ganz der Musik zu leben, blieb Hetsch vorerst in Tübingen, ernährte sich durch Privatunterricht und studirte einer Singgesellschaft Mozart'sche Opern ein, wurde jedoch noch im gleichen Jahre auf Empfehlung als Musiklehrer der Prinzessin Elisabeth, nachmaligen Markgräfin von Baden, von ihrer Mutter, der Herzogin Henriette von Württemberg, nach Kirchheim u. T. berufen. Im Frühjahr 1829 nach Tübingen zurückgekehrt, begann er die Composition einer Oper „Ryno" und siedelte hierauf 1830 nach Stuttgart über. Hier ertheilte er Musikunterricht, leitete den Liederkranz, ein Dilettantenorchester sowie eine mit dem Einüben klassischer Opern sich beschäftigende Privatgesellschaft. — Nachdem 1833 seine Oper „Ryno" unter der Leitung Lindpaintner's, welcher ihn mit Rath und That unterstützte, beifällig aufgeführt worden war, erhielt Hetsch in Folge dessen durch die Großmuth des Königs Wilhelm von Württemberg einen namhaften Beitrag zu den Kosten der von ihm Ende desselben Jahres nach Wien angetretenen Reise. Nachdem er den dortigen Aufenthalt zur Vervollständigung seiner Ausbildung recht ausgenützt, kam er nach Verfluß von mehr als einem Jahr wieder nach Stuttgart, nahm jedoch schon 1836 die Stelle eines akademischen Musikdirectors in Heidelberg an, zu dessen Obliegenheiten der Gesangunterricht und das Orgelspiel im theologischen Seminar gehörte. Daneben dirigirte er den Musikverein, hielt Vorlesungen über Musik an der Universität, gab viele Stunden und war überhaupt in dem neuen, anregenden Wirkungskreis erfolgreich für Hebung des Heidelberger Musiklebens thätig. Bekannt sind die von ihm in der Schloßruine während einer Reihe von Jahren gegebenen großen Aufführungen. für welchen Zweck er die 1841 günstig aufgenommene Cantate „das Heidelberger Schloß" componirte. — Seit Oktober 1846 Musik- und Chordirector am Hoftheater zu Mannheim, wirkte Hetsch daselbst mit gleicher Emsigkeit als Dirigent, Lehrer und Componist, und leitete von 1863 an auch den Männerchor „Mannheimer Liedertafel". Wie sehr man seine Verdienste zu schätzen wußte, beweisen die von der Universität Tübingen 1867 ihm gewordene auszeichnende Ernennung zum Doctor philosophiae, die herzliche Feier seines fünfundzwanzigjährigen Dienstjubiläums 1871, sowie die Hochachtung und Anhänglichkeit, deren er sich allgemein erfreute. In den letzten Lebensjahren von einem Unterleibsleiden heimgesucht, unterlag er demselben am 28. Juni 1872 durch einen sanften Tod. — Hetsch war ein hervorragender Künstler und Gelehrter, durch seine wissenschaftlichen Kenntnisse viele Kunstgenossen überflügelnd, ein Charakter voll Wohlwollen, Herzensgüte und Bescheidenheit; in der That ein Musterbild deutscher Rechtschaffenheit und Arbeitstreue. „Er leistete, aber brüstete sich nicht", und kam bei solchem entsagenden Stillleben, wie unsere Einleitung sein Wirken bezeichnet, manchmal zu kurz. Von jeher Zögling und Anhänger der classischen Richtung, namentlich Mozart's, an dem er sich in glücklicher Selbstentwickelung herangebildet, machte er wegen dieser gediegenen Grundsätzen dem Modegeschmack keine Concessionen und eignete sich darum weniger für das Theater, als für das oratorische oder kirchliche Gebiet der Tonkunst. Gegen das Wagner'sche Treiben und Musikschaffen sprach er sich entschieden in theilweise ergötzlichen Schilderungen aus. — Als Tonsetzer hat Hetsch eine fruchtbare Thätigkeit entfaltet, da die Zahl seiner Werke sehr groß ist. Sie umfassen viele Lieder für eine Singstimme, für gemischten und Männerchor mit und ohne Begleitung, Psalmen (den 23., 24. und 130.) und Cantaten theils mit, theils ohne Orchester,

mehrere Messen und sonstige kirchliche Tonstücke für gemischte und Männerstimmen, Compositionen für Clavier mit und ohne Begleitung, ebenso für Viola, Oboe, Horn ꝛc., für Orchester: 1 Symphonie, 16 Ouverturen, 1 großes Quodlibet als Ouverture zum „Capellmeister von Venedig", verschiedene Harmoniemusiken, die Musiken zu Waiblinger's „Anna Boleyn", „Coriolan", zum Kinderstück „die Haubenmännchen", zu „Heinrich von Schwerin", zur „Jungfrau von Orleans", zu „Käthchen von Heilbronn", zu lebenden Bildern aus Mozart's Opern, deßgleichen aus „Faust", zu O. Ludwig's „Makkabäern", „Richard III.", „Rothkäppchen", „Schneewittchen und die Zwerge", zum Schauspiel „Weihnachten", Märsche und endlich 1 Oper „Rhino". Außerdem noch zahllose andere Zwischenactmusiken, Gelegenheitssachen und Einlagen zu den verschiedensten Stücken. — Hiervon sind als preisgekrönt zu erwähnen die Symphonie, ein Duo für Clavier und Violine, der 130. Psalm, das „Volkslied der Württemberger" zum Jubiläum König Wilhelm's und die Musik zur „Jungfrau von Orleans". Unter den größeren Tondichtungen hat man ferner die beiden Cantaten „das Heidelberger Schloß" und „die Tageszeiten" hervorzuheben. — Hetsch's Compositionen, deren erste Versuche in das 9. Lebensjahr fallen, zeichnen sich durch Melodieenfrische, reinen Satz und gewandte Instrumentation aus, in welch letzterer er durch seines Vaters Capelle früh praktische Anregung und Kenntniß erhielt. Für seine poetisch musikalische Entwickelung war der Verkehr im Stift mit dichterischen Talenten wie Mörike von entscheidendem Einfluß. Desselben Liedertexten wandte er vorzugsweise seine Muse zu, und bekundete damit ebenso das Interesse für den Jugendfreund, als einen gewissen schwäbischen Patriotismus. Hetsch componirte fleißig und mühelos; leider raubte die Bewältigung einer außerordentlichen Berufslast ihm die meiste Zeit, sonst hätte sein schönes Talent aus vorwaltender Neigung sicherlich noch mehrere große Erzeugnisse ernster Richtung geschaffen, statt sich an gewissermaßen aufgenöthigten dramatischen Arbeiten von vorübergehendem Werth zu zersplittern. Vieles Treffliche, namentlich Claviermusik, ist noch ungedruckt. Dem vorzüglichen Musiker, dem treuen Freunde und biederen Mann bleibt ein dauerndes Andenken gesichert.

H. Giehne.

Adam Ignaz Heunisch,

dessen Name durch seine statistischen Arbeiten über Baden rühmlich bekannt geworden ist, wurde zu Ettlingen am 16. Oktober 1786 geboren. Nachdem er das Lyceum zu Baden besucht hatte, verhinderte ihn Mittellosigkeit seine auf der Universität Heidelberg begonnenen Studien zu vollenden. Er mußte sich als Musiker und durch Copiren von Musikalien seinen Lebensunterhalt verdienen, wurde hierauf Secretair bei einem Theater, endlich dessen Director. In dieser Eigenschaft suchte er in Bamberg und Würzburg seine allgemeine Bildung zu vervollständigen und kehrte nach der Belagerung von Würzburg (1813) wieder in seine Heimath zurück. Da fand er Verwendung beim Kriegsministerium, erst als Diurnist, dann als Canzlist, 1819 wurde er zum Revisor, 1833 zum Oberrevisor, 1841 zum Canzleirath und Kriegscommissair ernannt. Nachdem er in den Ruhestand getreten war, zog er nach Baden, wo er am 4. März 1863 starb. Neben seinen zahlreichen Dienstgeschäften arbeitete Heunisch rastlos auf dem Gebiete der Geographie und Statistik. Seine Bücher sind zwar jetzt meist veraltet, aber sie verrathen einen guten Ueberblick über das behandelte Material und einen unermüdlichen Sammelfleiß, der um so höher zu taxiren ist, als er bei seinen Arbeiten ausschließlich auf die eigene Kraft hingewiesen war. Außer verschiedenen Tabellen und geographisch-statistischen Handbüchern, besonders über Baden, und mehreren Atlanten (verzeichnet im Universallexikon

vom Großherzogthum Baden, S. 552) erwähnen wir noch von seinen Schriften: „Handbuch für Reisende im Großherzogthum Baden" (1837) und „Das Großherzogthum Baden, historisch, geographisch, statistisch, topographisch beschrieben von Heunisch, mit Beigaben von Dr. J. Bader" (1857). Die von Heunisch hinterlassenen Manuscripte hat das großherzogliche General-Landesarchiv zu Karlsruhe erworben. W.

Karl Hierholzer,

am 2. Oktober 1840 zu Freiburg geboren, studirte auf dem Polytechnikum zu Karlsruhe und später auf den Universitäten Heidelberg, Berlin und Göttingen mit einzelnen, durch Kränklichkeit bedingten, Pausen. Er habilitirte sich 1870 am Polytechnikum zu Karlsruhe für Mathematik. Er schrieb: „Ueber Kegelschnitte im Raume", Habilitationsschrift (zugleich Math. Ann. II. 563) und „Ueber eine Fläche der vierten Ordnung". (Math. Ann. IV. 173.) Ein früher Tod entriß ihn der Wissenschaft und seiner jungen Familie am 13. September 1871. J. Lüroth.

Justin Heinrich von Hillern

war am 5. Juli 1771 in der ansehnlichen freien Reichsstadt Biberach in Oberschwaben geboren, wo die Familie zu den regierenden Geschlechtern gehörte und sein Vater Senator und Kirchenpfleger, später Bürgermeister und Präses des Ehegerichts, auch des Schul- und Kirchenraths war. Er absolvirte das dortige Gymnasium, bezog Ostern 1788 die Universität Tübingen, an welcher damals der berühmte Lehrer des römischen Rechts Hoffacker glänzte, und verließ dieselbe nach vollendetem Studium der Rechtswissenschaft im Herbste 1791, nachdem ihn der Magistrat seiner Vaterstadt schon am 1. August 1791 zum zweiten adeligen Stadtgerichtsassessor einstimmig erwählt hatte. 1792 wurde er, nach dem im gleichen Jahre erfolgten Tode seines Vaters, zum Senator und Kriegscassier und der hiermit verbundenen Stadthauptmannschaft, 1795 zu der namentlich in einer gemischten Reichsstadt wichtigen und einträglichen Stelle eines Canzleiverwalters, welche früher auch der ihm verwandte Dichter Wieland bekleidet hatte, befördert. In dieser Stelle verblieb er bis zum Reichsdeputationshauptschluß (1803). In diese Zeit fielen die für Biberach furchtbaren Kriegsjahre von 1796 und 1800, in welchen zwei bedeutende Gefechte in unmittelbarer Nähe der Stadt zwischen den französischen und österreichischen Armeen geliefert wurden und Justin Heinrich von Hillern, welchem die Leitung der Erledigung der Requisitionen, der Verpflegung der Truppen und der unmittelbare Verkehr mit den militairischen Behörden übertragen war, sich um seine Vaterstadt in hohem Grade verdient machte. Zu den Städtetagen der schwäbischen Reichsstädte öfter als Abgeordneter verwendet, wohnte er noch dem letzten zu Ulm nach dem Lüneviller Frieden bei, auf welchem dieselben den vergeblichen Versuch machten, ihre Reichsunmittelbarkeit zu retten. Sie wurden im Deputationsschlusse vom 23. November 1802 zu Entschädigungsobjecten für die Verluste bestimmt, welche Fürsten und Grafen jenseits des Rheines erlitten; Biberach wurde dem Kurfürstenthum Baden einverleibt und durch Geheimen Rath Reinhardt und Geheimen Referendair Maler in Civilbesitz genommen, Hillern aber als zweiter Beamter dem Generallandesarchiv in Karlsruhe zugetheilt. Nach dem Preßburger Frieden von 1806 wurde Biberach von Baden an Württemberg umgetauscht, und die von Justin Heinrich von Hillern in Anregung gebrachte Rückversetzung in seine Heimath durch Geheimerathsprotokoll vom 21. August 1806 mit dem Anfügen abgelehnt, daß man alle Ursache habe, mit seiner guten Dienstversehung zufrieden zu sein. 1807 erweiterte sich sein Wirkungs-

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

kreis im Generallandesarchiv durch Austritt zweier Beamten und 1808 wurde ihm Rang und Character eines Hofraths zu Theil. Seine amtliche Thätigkeit am Generallandesarchiv war von großer Wichtigkeit durch die Einverleibung der aus den secularisirten Klöstern und anderen von Baden neu gewonnenen Landestheilen gekommenen Archivalienmassen. Er war rastlos thätig, diese neuen Bestandtheile, der vorgeschriebenen Archivordnung gemäß, dem bisherigen Bestande des Archivs anzugliedern. Neben seinen speciellen und in das Einzelne einer sorgfältigen, wissenschaftlich präcisen und zuverlässigen Repertorisirung eingehenden Arbeiten, begann er die Ausscheidung der, das großherzogliche Haus betreffenden Urkunden und Acten aus dem Gesammtcompler der Archivalien des General-Landesarchivs und demnächst die Bildung einer besonderen Section: des sogenannten großherzoglichen Haus- und Familienarchivs. Der hierauf bezügliche Auftrag galt wohl als ein Zeichen besonderen Vertrauens und konnte nur einem sowohl hinsichtlich seiner wissenschaftlichen Befähigung, als seiner praktischen Thätigkeit und unbedingten Verschwiegenheit erprobten Beamten ertheilt werden. In dieser Eigenschaft wurden Hillern auch die Vorarbeiten zum Behufe des Entwurfs eines Hausgesetzes für die großherzogliche Familie übertragen. Mit großer Energie widersetzte er sich der planlos in Angriff genommenen Actenvertilgung und rettete, indem er eine gründliche und systematische Durchsicht aller zur Vertilgung bestimmten Acten veranlaßte, manches für Wissenschaft und Praxis wichtige Actenstück. 1826 wurde von Hillern zum Geheimen Archivrath ernannt und 1835 erfolgte seine Zuruhesetzung. Er starb am 18. Januar 1851 im achtzigsten Jahre, geistig noch frisch, an Altersschwäche. Sein Leben war fast ausschließlich seiner amtlichen Stellung gewidmet, der Rest gehörte seiner Familie. Unerschütterliche Pflichttreue, warme Anhänglichkeit an Fürst und Land, ein eiserner, sich stets gleich bleibender Fleiß, tüchtige allgemeine Fachkenntnisse und ein klarer praktischer Verstand waren die Vorzüge dieses anspruchlosen Mannes. W.

Theodor Hilpert,

am 19. Februar 1794 zu Landstuhl im Zweibrücken'schen als Sohn eines Gräflich Sickingischen Beamten geboren, wurde, nach gründlicher wissenschaftlicher Vorbildung auf dem Lyceum zu Mannheim, dem Carolinum zu Braunschweig und einer Schule in Hamburg, 1811 durch die persönliche Bekanntschaft mit Oberst von Heimrodt zum Eintritt in das Dragoner-Regiment von Freystedt No. 1 veranlaßt, wo er 1812 Unterlieutenant und bald darauf, 18 Jahre alt, Regiments-Adjutant wurde. Schon das folgende Jahr rechtfertigte diese Wahl des jungen Mannes auf das Glänzendste. Durch persönliche Bravour wie durch geschicktes Eingreifen zeichnete sich Hilpert bei dem Ruhmeszuge des Regiments im Feldzuge 1813 (s. d. Art. v. Seutter, und v. Heimrodt) bei vielen Gelegenheiten besonders aus, so daß er, außer der Anerkennung durch Orden, einer solchen durch Verleihung einer Dotation, für welche er in Vorschlag kam, würdig erachtet wurde. Ueber einzelne seiner Thaten berichtet ein ausführlicher Nekrolog im badischen Militair-Almanach von 1856. Nachdem Hilpert, 1814 bei Organisation des freiwilligen Jägerregiments zu Pferde, dem Commandeur desselben (s. d. A. L. v. Holzing) zur Dienstleistung beigegeben gewesen, machte er den Feldzug 1814 (s. d. A. K. v. Franken) wieder in seinem Regimente mit, und erwarb auf einem 21tägigen Streifzug gegen den Insurgentenführer Wolff durch die Vogesen, wobei er einen bei Nancy eingeschlossenen russischen Obersten befreite, seinem Namen abermals besondere Anerkennung. Im Feldzuge des folgenden Jahres (s. d. A. Frh. W. v. Schäffer) fungirte Hilpert als Ordonnanz-Officier des Commandeurs der Cavalerie-

Brigade (s. d. A. Ph. Frhr. v. Laroche-Starkenfels), wiederum für sein Verhalten im Gefechte am 9. Juli vor Straßburg durch eine Decoration geehrt. Das nun folgende Stillsitzen der Friedensjahre paßte aber sehr wenig zu dem regsamen Charakter Hilpert's. Er nahm deßhalb 1820, mit der Absicht, in fremde Dienste zu treten, seinen Abschied als Stabsrittmeister, wurde aber schon 1821 dem Militair-Commissair am Bundestag (s. d. A. E. v. Freydorf) zur Dienstleistung beigegeben und so dem badischen Dienste erhalten. 1832 dieser Stellung entbunden, wurde Hilpert, seit 1830 reactivirt, Adjutant des commandirenden Generals in Mannheim und 1836 Rittmeister im Dragoner-Regiment Großherzog. Die Revolution von 1849 fand Hilpert als Oberstlieutenant im Regiment von Freystedt No. 2, das Niederwerfen des Aufstandes machte er im Stabe des Prinzen von Preußen mit (s. d. A. Fr. Hoffmann), wurde sodann bei der Reorganisation des Armeecorps (s. d. A. A. Frhr. v. Roggenbach) 1850 Oberst und Commandeur des 2. Reiterregiments, 1854 General-Major und Commandant von Rastatt, und trat 1855, gleichzeitig in der Function des Commandanten der Residenz, an die Spitze der Reiterbrigade. Durch das persönliche Vertrauen seines Fürsten mehrere Male als Mitglied der ersten Kammer berufen, 1855 durch eine Mission an den Hof Napoleons III. geehrt, schien der rüstige General zu einer langen Wirksamkeit in seiner wichtigen Stellung bestimmt, als ihn ein heftiges Leiden im Frühjahr 1856 erfaßte, das ihm am 27. Mai 1856 den Tod brachte. Von seinen literarischen Arbeiten ist die „Geschichte des Dragoner-Regiments von Freystedt No. 1 im Feldzuge 1813" erwähnenswerth.

L. Löhlein.

Johann Baptist von Hirscher

gehört zu der Zahl jener Männer, welche seit den ersten Decennien dieses Jahrhunderts an dem Wiederaufbau der verfallenen theologischen Wissenschaft, an der Neubelebung des christlichen Geistes und an der Beförderung des kirchlichen Lebens im katholischen Deutschland mit glücklichem Erfolge gearbeitet haben. Johann Baptist Hirscher wurde den 20. Januar 1788 zu Alt-Ergarten, einem zur Pfarrei Bodnegg gehörigen Hofe im Ober-Amt Ravensburg geboren; seine Studien machte er in der Klosterschule zu Weissenau, an dem Lyceum zu Konstanz und auf der Universität Freiburg. Nachdem er im September 1810 die Priesterweihe erhalten, trat er in die Seelsorge (als Vicar bei Pfarrer Bestlin in Röhlingen), wurde 1812 zur Uebernahme einer Stelle als Repetent an der theologischen Fakultät und dem Seminar nach Ellwangen berufen und 1814 als Verweser der philosophischen Professur an dem dortigen Lyceum angestellt; 1817 übernahm er eine Lehrstelle an dem oberen Gymnasium zu Rottweil, von wo er noch in demselben Jahre in die theologische Facultät in Tübingen berufen wurde, um die Lehrkanzel für Moral und Pastoraltheologie zu versehen. Als der Lehrstuhl für Moraltheologie in Freiburg (durch Versetzung Schreiber's in die philosophische Facultät) im Jahre 1836 erledigt wurde, erging an Hirscher der Ruf zur Uebernahme desselben; unter Ernennung zum Geistlichen Rathe wurde er im Spätjahr 1837 als ordentlicher Professor der Moral und Religionslehre angestellt. Hier wirkte er über ein Vierteljahrhundert mit glänzendstem Erfolge. Der allgemeinen Verehrung, deren sich Hirscher als öffentlicher Lehrer zu erfreuen hatte, verlieh die Großherzogliche Regierung einen Ausdruck, indem sie zu dem Ritterkreuze des Württembergischen Kronenordens, mit dem er 1835 den Personaladel erhalten hatte, verschiedene neue Auszeichnungen hinzufügte. Durch Ernennung von Seiten des Großherzogs, wie auch durch die Wahl der Universität wurde Hirscher seit 1847 öfter Mitglied der ersten Kammer der Landstände, an deren Verhandlungen er regen Antheil nahm. Die kirchliche Behörde

ehrte seine Verdienste dadurch, daß sie ihn bald nach seiner Anstellung an der Universität unter die Mitglieder des Domcapitels aufnahm (Ende 1839), wodurch sein amtlicher Wirkungskreis bedeutend erweitert wurde. — Seine schriftstellerische Thätigkeit begann Hirscher mit der Veröffentlichung einiger kleineren Arbeiten, theils Abhandlungen in der Tübinger Theologischen Quartalschrift, deren Mitbegründer (1819) er war, theils besonders herausgegebene Schriften, in welchen seine Gesammtanschauung über alle wesentlichen Lebensfragen der Kirche in Beziehung auf Lehre und Wissenschaft, Cultus und Disciplin, sowie in den Beziehungen zum Staate und zu anderen christlichen Religionsgemeinschaften niedergelegt ist. Seine bedeutendsten Schriften sind die Moral, die Katechetik und die homiletischen Betrachtungen über die Evangelien und die Episteln. — Die christliche Moral als „Lehre von der Verwirklichung des göttlichen Reiches in der Menschheit" erschien in fünf Auflagen, von 1835 an, von welchen die nachfolgenden im Verhältnisse zu den früheren immer die verbessernde Hand des Verfassers erkennen ließen, dessen Streben darauf gerichtet war, ebenso den Forderungen der wissenschaftlichen Darstellung als der praktischen Brauchbarkeit zu genügen. Sein Standpunkt ist der positiv-christliche; die Offenbarungswahrheit ist die Grundlage des sittlichen Lebens, und dieses, das sittliche Leben, nichts Anderes als die in dem Menschen wirksame Offenbarungswahrheit. Die Idee des Reiches Gottes ist die höchste und allbegreifende Idee für die subjective Verwirklichung der göttlichen Offenbarungen im Leben und deren Beschreibung in der Moral; die sittlichen Anlagen und Kräfte des Menschen sind für ihn nicht der Ausgangspunkt, sondern dieselben sind aus jener gegebenen höchsten Idee zu verstehen und in ihrer Bedeutung und objectiven Realität zu begreifen; die Kräfte und Gesetze werden von ihm als Ableger einer höheren Welt, als Kräfte und Gesetze des Himmels dargestellt und damit objectiv begründet. Die Darstellung ist originell, voll Geist und Leben, im strengsten Gegensatze zu der Geist und Leben tödtenden Behandlungsweise bei den Scholastikern. Unverkennbar leidet aber das Ganze unter der zu starken Hervorhebung und Geltendmachung des praktischen und pastoralen Gesichtspunktes. Hirscher setzt aber das Praktische einer Moral nicht in das, was der Klerus in seiner Handtierung z. B. im Beichtstuhl unmittelbar in Anwendung bringen kann, sondern sucht es weit mehr in dem, was den Leser sittlich bildet, d. h. geeignet ist, ihn für ein frommes, gottseliges und tugendtreues Leben zu erwecken und darin zu kräftigen; darin erkennt er die erste und größte Aufgabe einer christlichen Moral und legt demgemäß darauf den höchsten Nachdruck, Solches aufzunehmen und auszuführen, was dem Leser zur eigenen sittlichen Förderung, besonders aber was dem Seelsorger zur gedeihlichen Verwaltung seines Amtes dienlich sein könnte. — In der Katechetik (4. Aufl., 1840) will er den Geistlichen als Lehrern und Erziehern bei ihrer Aufgabe zum Führer dienen; er ließ derselben bald auch einen Katechismus folgen (1842), welcher in der Freiburger Diöcese eingeführt wurde. Die Herausgabe desselben führte zu vielen Erörterungen über diese für die Volksbildung wichtige Angelegenheit. Hirscher selbst veröffentlichte ein Schriftchen: „Zur Verständigung über den von mir bearbeiteten und demnächst erscheinenden Katechismus", (1842) und „Nachtrag zur Verständigung", (1843); noch in den letzten Jahren seines Lebens erschien von ihm ein Schriftchen: „Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit unseres Religionsunterrichtes, der gesammten Geistlichkeit mitgetheilt", (1863). — Nicht minder bedeutend waren seine homiletischen Arbeiten; es gehören hierher mehrere Abhandlungen in der Tübinger Quartalschrift, ferner die „Beiträge zur Homiletik und Katechetik", (1852). Für Geistliche und für gebildete Laien waren seine homiletischen Betrachtungen bestimmt, zuerst die „Betrachtungen über die Evangelien

der Fasten mit Einschluß der Leidensgeschichte. Für Homileten und Bibelleser, zugleich als Beitrag zur praktischen Schrifterklärung" seit 1829 in 8 Auflagen. Hieran schließen sich die „Betrachtungen über die sonntäglichen Evangelien des Kirchenjahres", in 5 Auflagen (von 1837 an) und die „Betrachtungen über sämmtliche sonntägliche Episteln des Kirchenjahres", (1860—1862) an. Es gehören diese Arbeiten zu den ausgezeichnetsten Erscheinungen auf dem Gebiete der praktischen Theologie; die ihm eigenthümliche praktische Virtuosität hat Hirscher in diesen Schriften, welche den Werken der alten Kirchenväter, den Vorbildern für die christliche Betrachtungsweise, an die Seite gestellt werden, in der glänzendsten Weise geoffenbart; Kenntniß des menschlichen Herzens, Gewandtheit, auf dasselbe zu wirken, Fülle geistigen Lebens und geistiger Kraft, Tiefe der Auffassung, hoher männlicher Ernst sind Eigenschaften, die diese Werke vor allen ähnlichen, welche die theologische Literatur aus der mittleren und neueren Zeit aufweist, auszeichnen. Es sind in Verbindung mit denselben noch zu nennen: „Die Hauptstücke des christlichen Glaubens", 1857, „Die Geschichte Jesu", 1839 zum ersten Male ausgegeben, „das Leben Mariä", 1854, 5. Aufl. 1865. Indem Hirscher's Bestrebungen auf Belebung des christlichen Geistes und allseitige Förderung des kirchlich-religiösen Lebens gerichtet waren, stellte er sich vielfach in Gegensatz zu den in kirchlichen Kreisen beliebten Auffassungen und gangbaren Vorstellungen über Wesen und Aufgabe der Kirche und die Mittel, welche von der Kirchenregierung in Anwendung gebracht werden können, um zur Erbauung des christlichen Volkes beizutragen; Hirscher drang darauf, daß Vieles mit Rücksicht auf die Forderungen der Zeit umgestaltet, daß neue, entsprechende Formen an die Stelle der alten gesetzt, daß überall mit Rücksicht auf den höheren Zweck in der Uebung gottesdienstlicher Gebräuche und Handhabung kirchlicher Vorschriften verfahren werde; mit äußerlicher Handhabung der Kirchendisciplin und des Formenwesens, meinte er, könne dem Katholicismus nicht aufgeholfen werden. Verschiedene Forderungen, welche in der ersten Hälfte des Jahrhunderts von der katholischen Geistlichkeit Deutschlands, besonders Süddeutschlands, erhoben wurden, hatten seine Billigung und erhielten durch die Ausführungen voll Geist und Kraft, welche in seinen Schriften geboten wurden, eine bedeutende Unterstützung. Heftige Angriffe blieben nicht aus; Hirscher veröffentlichte, veranlaßt durch einen gegen ihn gerichteten Artikel der Schweizerischen Kirchenzeitung, eine Erklärung in der Beilage No. 154 der „Sion" unter dem 25. Dezember 1842; besonders abgedruckt, 1842 (auf Kosten einiger seiner Freunde; vgl. auch „Zeitschrift für Theologie", herausgegeben von Hug, Werk und A. 1843. 9. Bd. S. 384 ff.) Hirscher gehörte nicht zu den negirenden Liberalen der extremen Reformpartei; er hielt manche Formen und Einrichtungen für veraltet und den Bedürfnissen der Zeit nicht mehr angemessen, aber wenn er auch verschiedene Aenderungen und Umgestaltungen im Kirchenwesen als nothwendig oder mindestens sehr wünschenswerth erkannte, so unterwarf er doch sein Urtheil überall dem höheren der kirchlichen Autorität. Den entschiedeneren Reformbestrebungen gegenüber machte er geltend, daß das Bestehende, wenn es auch durch Besseres ersetzt werden könnte, doch immerhin noch gut sei und von dem Seelsorger, welcher mit der richtigen Einsicht guten Willen verbinde, in vortheilhafter Weise für das christliche Volksleben benützt werden könne; äußere Formen und Einrichtungen seien nicht das Wesentliche und nicht das Wichtigste, hob er ebensowohl denen gegenüber hervor, welche von ihrer Beibehaltung alles Heil erwarteten, als gegenüber den Anderen, welche in der Abschaffung derselben die einzige oder erste Bedingung der Verbesserung der kirchlichen Zustände erblickten. So kam es, daß, indem er im letzteren Sinne sich über die Reformbestrebungen äußerte, ein gewisses Schwanken im Urtheile, Unbestimmtheit und Mangel an

Entschiedenheit in den Ansichten und Grundsätzen ihm zum Vorwurfe gemacht werden konnte; die liberale Geistlichkeit sah sich in den Erwartungen, die sie auf ihn gesetzt, getäuscht, während anderer Seits die streng römische Partei ihm ihr Vertrauen ebenfalls nicht zu schenken vermochte, wie sich bald zeigte, als die Württembergische Regierung ihn zum Coadjutor des Bischofs v. Keller zu Rottenburg zu erhalten wünschte. Rom verweigerte die Zustimmung. — Die nächste Schrift, die Erwähnung verdient, sind die aus Anlaß der religiösen Wirren, welche den Revolutionsjahren vorausgingen, veröffentlichten „Erörterungen über die großen religiösen Fragen der Gegenwart", 1846, mit einem (auch besonders abgedruckten) Anhange: „Beleuchtung der Motion des Abgeordneten Zittel in der zweiten Kammer der badischen Abgeordneten, Religionsfreiheit, insbesondere staatsbürgerrechtliche Gleichstellung der katholischen Dissidenten mit den Bekennern der beiden im Lande anerkannten Confessionen betreffend". Hirscher ließ dieser Schrift 1847 ein zweites und 1855 ein drittes Heft folgen. Es sind populäre Auseinandersetzungen über die Hauptfragen der Religion, apologetische Abhandlungen über die christlichen und katholischen Lehren und Institutionen, über welche, wie er in der Vorrede hervorhebt, mannigfache völlig irrthümliche Ansichten und Meinungen verbreitet waren; Unglaube, Indifferentismus und Larismus seien die Feinde, von denen für Viele Gefahren drohen; diese zu belehren und im Glauben zu befestigen, ist die Aufgabe der Schrift. Als Mitglied der ersten Kammer der badischen Landstände vertrat Hirscher die Interessen der Kirche und der Schule mit Nachdruck. Im Jahre 1848 stellte er eine Motion, dahin lautend, „Se. kön. Hoheit den Großherzog in einer Adresse zu bitten, mit allen in Höchst Ihre Hand gelegten Mitteln dahin wirken zu wollen, daß das positive Christenthum in allen Classen der Gesellschaft — zunächst in der Jugend — lebendig und wirksam gepflegt werde"; er weist in der Ausführung darauf hin, daß jeder wahre Fortschritt im Staatsleben und in der öffentlichen Wohlfahrt seine Wurzel stets in den Ideen und Motiven des Christenthums haben werde. (Vgl. Beilage No. 66 zum Protokoll der 15. Sitzung der ersten Kammer vom 24. Februar 1848. Ferner: „Die Nothwendigkeit einer lebendigen Pflege des positiven Christenthums in allen Klassen der Gesellschaft. Den deutschen Regierungen, zunächst dem deutschen Parlamente zur Würdigung vorgelegt", 1848). Auf einem späteren Landtage stellte er eine Motion des Inhaltes: Se. köngl. Hoheit wollen geruhen, „die dringenden Bitten, welche die katholische Kirche des Großherzogthums im Interesse ihrer Selbständigkeit und gesegneten Wirksamkeit stellt, schon jetzt — sei es im Wege der Verordnung oder durch ein provisorisches Gesetz — zu bewilligen, namentlich die unverzügliche Herstellung von drei bis vier Seminarien im Sinne des allgemeinen Kirchenraths von Trient, worin Jünglinge, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, während ihres Studiums an den Mittelschulen berufsgemäß erzogen werden". (In der 25. Sitzung der ersten Kammer vom 18. November 1850, vgl. „Anfrage in Betreff des gegenwärtigen Standes der Kirchenfrage und Antwort des Präsidenten des Großh. Ministeriums des Innern, Freiherren v. Marschall, sodann Motion desselben Abgeordneten in demselben Betreffe", 1850). Es ist bekannt, wie von ultramontan-kirchlicher Seite die Forderung der Freiheit der Kirche allen anderen vorangestellt oder vielmehr in derselben die Gesammtheit aller Forderungen, mit welchen man vor die Regierungen und die Volksvertretungen trat, zusammen begriffen war. Es geschah dies seit dem Ausbruche der Märzrevolution im Jahre 1848; die Reichsversammlung in Frankfurt nahm den Grundsatz der Selbständigkeit und Freiheit der Religionsgesellschaften in die Grundrechte des deutschen Volkes auf. Darauf schrieb Hirscher über „die kirchlichen Zustände der Gegenwart", 1849 (vorher

hatte er ein Schriftchen erscheinen lassen: „Die socialen Zustände der Gegenwart und die Kirche", 1849); er legt darin dar, wie die veränderte Stellung für die Kirche große Gefahren mit sich bringen werde, wie Alles darauf ankomme, daß die Kirche einen großen Aufschwung nehme und alle in ihr selbst liegende Kraft aufbiete; das Mittel, den Bischöfen den nöthigen Anhalt im Volke zu geben, die kirchliche Kraft schwunghaft zu machen, die Gefahren der Gegenwart zu überwinden, und die Bedürfnisse derselben zu decken, sieht er in der Berufung von Diöcesan-Synoden. Er handelt von den Rechten, welche diesen zukommen, von der Betheiligung der Laien an denselben, von den verschiedenen Gegenständen, die zur Berathung und beziehungsweise Entscheidung vorgelegt werden sollen. Es erfolgte heftiger Widerspruch aus dem Lager der Ultramontanen; in verschiedenen Schriften wurden seine Vorschläge feindlich kritisirt und den kirchlichen Behörden denuncirt. Das Büchlein wurde in Folge dessen auf den römischen Index gesetzt; Hirscher unterwarf sich dem päpstlichen Urtheilsspruche, unternahm aber gleichwohl eine Rechtfertigung in der „Antwort an die Gegner meiner Schrift: Die kirchlichen Zustände der Gegenwart", 1850; er wies die ungerechten Beschuldigungen und Verdächtigungen mit Entschiedenheit zurück und gab über seine Ansichten und Absichten Erklärungen ab, welche über sein Verhältniß zur Kirche auch den strengsten Richter zu beruhigen im Stande waren. In der erwähnten Motion vom Jahre 1850 trat er für den Grundsatz der Kirchenfreiheit ein, dessen Durchführung in der Reactionszeit mit dem Aufgebote aller Kräfte angestrebt wurde. Hirscher hielt die staatliche Bevormundung in vieler Beziehung für verderblich; er glaubte, daß die Kirche, wenn ihr die freie Bewegung zurückgegeben wäre, einen viel mächtigeren Einfluß auf die religiöse und sittliche Hebung des Volkes ausüben würde, als bisher der Fall war. Er gibt die Möglichkeit zu, daß die Kirche bei Uebung der ihr zugestehenden Rechte Mißgriffe machen könne; allein er glaubt, daß Prohibitivmaßregeln es doch nicht hindern können, wenn die Kirche Uebergriffe machen wollte. „Immerhin aber behalte der Staat der Kirche gegenüber eine Stellung, daß er jedes verwerfliche Thun derselben (wenn sie sich je Solches zu Schulden kommen ließe) sogleich nachdrucksam zurückweisen kann; aber ihre gesunde Wirksamkeit lasse er frei. Man fürchte Nichts für den confessionellen Frieden, wenn der Geist des Evangeliums unter den Katholiken allgemeiner wird. Gehässigen Streit führt, auf Uebervortheilung sinnt und Verfolgung übt der Pharisäismus, die Selbstsucht und die Leidenschaft, aber nicht der Geist des Herrn". Hirscher, der herrschenden Strömung zu widerstehen nicht mächtig, nahm die neue Wendung als unabweisbare Thatsache hin; die Forderungen der Bischöfe schienen ihm in dem Wesen der Kirche gegründet und mit Nothwendigkeit erfolgt zu sein, um, von den äußeren Banden befreit, mit erhöhter Kraftentfaltung für die höchsten Zwecke zu wirken. So stellte er sich auch bei dem Ausbruche des Kirchenstreites die Seite des Erzbischofs und trat für die Forderungen desselben ein in dem auf Schriftchen: „Zur Orientirung über den derzeitigen Kirchenstreit", 1854. Er übernahm die Vertheidigung einer schwierigen Sache, im aufrichtigen Glauben an ihre Rechtmäßigkeit; er hatte dasselbe Ziel im Auge, für welches er immer gearbeitet hatte, und glaubte, mit der Gewinnung der Freiheit werde eine neue, bessere Zeit für die Kirche und durch sie für die Gesellschaft aufgehen. Bei seiner idealen Betrachtungsweise geschah es häufig, daß er die Wirklichkeit und die concreten Verhältnisse nicht richtig beurtheilte; so erging es in diesem Falle. Hirscher beklagte später schmerzlich die durch den Kampf um die Kirchenfreiheit herbeigeführten Zustände. — Seine besondere Sorge wandte Hirscher der Pflege sittlich verwahrloster Kinder zu; er brachte große Opfer zum Zwecke der Errichtung von Rettungsanstalten und suchte zur Theilnahme an diesem Werke

christlicher Nächstenliebe in weiteren Kreisen Anregung zu geben. (Vgl. dessen Schriftchen: „Die Sorge für die sittlich verwahrlosten Kinder", 1856.) Im Sommersemester 1863 sah er sich durch anhaltende Kränklichkeit genöthigt, um die Pensionirung als akademischer Lehrer nachzusuchen, die ihm unter Anerkennung seiner Verdienste bewilligt wurde. Als Mitglied und Vorstand des Domcapitels (seit 1850 war er Domdecan) konnte er von dieser Zeit an nur noch selten den Sitzungen des Ordinariats anwohnen; er nahm aber immer noch regen Antheil an Allem, was auf dem kirchlichen Gebiete vorging. Er setzte auch seine schriftstellerische Thätigkeit noch fort; es fällt in diese Zeit die Herausgabe der schon erwähnten „Besorgnisse hinsichtlich der Zweckmäßigkeit unseres Religionsunterrichtes", und der „Selbsttäuschungen, aufgezeichnet und zur Beförderung der Selbsterkenntniß ans Licht gestellt", 1865, — eine Reihe von Fällen oder Bildern, worin die gewöhnlichsten Selbsttäuschungen geschildert und anschaulich gemacht werden. Die Vorrede ist datirt vom 20. Januar 1865, seinem 78. Geburtstage. In demselben Jahre, am 4. September wurde er aus dem Leben abgerufen.

F. Kössing.

Ferdinand Hitzig,

einer der ausgezeichnetsten Vertreter deutscher Wissenschaft in den letzten 40 Jahren, war geboren am 23. Juni 1807 zu Hauingen bei Lörrach im badischen Oberlande, in einer Pfarrfamilie, in welcher ein gesunder Rationalismus als Erbe vom vorigen Jahrhundert her treu gepflegt wurde, und auch der ganzen Denkweise des späteren Gelehrten seinen charakteristischen Stempel aufprägte. Außerdem sind zwei ähnlich gerichtete, von ihm stets mit Liebe und Verehrung genannten Männer: sein geistvoller Oheim, Kirchenrath Friedrich Wilhelm Hitzig zu Lörrach, als dessen Lehrer am Pädagogium daselbst, und der Prälat Johann Peter Hebel, als Lehrer am Gymnasium zu Karlsruhe, welches Hitzig seit Herbst 1822 besuchte, in besonderem Grade von Einfluß auf diesen ihren begabtesten Schüler gewesen. Um Theologie zu studiren, bezog Hitzig im Herbst 1824 zuerst die Universität Heidelberg, dann 1825 die zu Halle, wo er bis Ostern 1827 blieb. Hier, in Halle, erhielt er durch Gesenius die bestimmte Richtung auf das Alte Testament. Nachdem der 20jährige Candidat im Spätjahr 1827 sein Staatsexamen als Erster bestanden, ging er an Ostern 1828 nach Göttingen, promovirte daselbst 1829 und habilitirte sich hierauf zu Heidelberg, wo er als Privatdocent der Theologie wirkte, bis ihn ein Ruf nach Zürich führte. Als ordentlicher Professor der Theologie förderte er hier seit 1833 die noch ganz junge Stiftung der Hochschule aufs Wirksamste und Erfolgreichste. Diese seine Verdienste um die neue Universität wurden später aber auch, als dieselbe 1857 das 25jährige Jubiläum ihres Bestehens feierte, aufs Wärmste anerkannt, in einer Weise, daß Hitzig, den die Universität in jenem Jahre zu ihrem Rector gewählt hatte, der Mittelpunkt der ganzen Jubiläumsfeier wurde und diese sich zu einer großartigen Ovation für seine Person gestaltete. — Er hatte diese Anerkennung verdient, und sie mußte ihm Ersatz bieten für so manche anderen Wünsche und Hoffnungen, die er im Stillen gehegt, deren Erfüllung aber sich von Jahr zu Jahr hinausschob. Obwohl die Hälfte der schweizerischen Geistlichkeit diesem ihrem Lehrer noch heute ein dankbares Andenken und warme Verehrung widmet, so hätte er doch, als ein gutes Badener Kind, gar gerne seine Kraft der badischen Landesuniversität gewidmet, — aber er mußte lange warten. Inzwischen (1835) war das berühmte „Leben Jesu" von D. F. Strauß erschienen und die Berufung dieses Mannes auf einen theologischen Lehrstuhl zu Zürich hatte einen Aufstand im Canton veranlaßt (1839). Hatte sich nun auch Hitzig bei diesem Handel,

ganz seiner Natur entsprechend, ziemlich reservirt gehalten, jedenfalls war für den „Rationalisten“ von Haus aus, der zudem seine kühnen und weit reichenden exegetisch-kritischen Grundsätze in seinen mittlerweile erschienenen Schriften frei und unverhohlen der Welt dargelegt hatte, jetzt in seiner deutschen Heimath keine Aussicht auf einen Lehrstuhl vorhanden. Hier hatten ja die Wellen zuerst, seit Erscheinen des Strauß'schen Buches, einer theologischen, dann auch — nach 1848 — einer politischen Reaction den Boden völlig überschwemmt, so daß ein so selbständiger und freier Geist wie Hitzig, der die Kunst, mit dem großen Strome zu schwimmen, nicht gelernt hatte und auch nicht lernen wollte, keinen Platz finden konnte. Volle 28 Jahre lebte Hitzig in der Schweiz. Erst als mit dem Jahre 1860 ein neuer Geist der Freiheit sich in Baden Bahn brach, ebneten sich auch für ihn die Wege. Er wurde als Nachfolger seines am 26. April 1860 verstorbenen Freundes Umbreit auf Ostern 1861 in die theologische Facultät zu Heidelberg berufen und gehörte seitdem dieser Universität an mit der vollen Kraft seines hervorragenden Geistes, dem reichen Erfolge seiner wissenschaftlichen Thätigkeit und — was das Köstlichste an dem Manne war — mit dem lautersten Charakter seines ganzen ehrwürdigen Wesens. Dieser sein biederer Charakter hatte ihm auch das Vertrauen seines Fürsten in vollem Maaße gewonnen, so daß er dreimal von Großherzog Friedrich zum Mitglied der evangelischen Generalsynode Badens ernannt und mit dem Titel eines „Kirchenraths“, zuletzt „Geheimen Kirchenraths“ geehrt ward. Er starb in Folge einer Hirnentzündung am 22. Januar 1875. — Hitzig gehörte zu den ersten Autoritäten, nicht blos in der biblisch-alttestamentlichen, sondern in der orientalischen Wissenschaft überhaupt. Er verband mit einem penetranten Scharfsinn zugleich einen für das Historische aufgeschlossensten Sinn, und aus dieser Vereinigung erwuchs bei ihm jene ins Großartige gehende Combinationsgabe, welche Alle, mochten sie seinen Resultaten zustimmen oder nicht, zur Bewunderung hinriß; jener geniale Blick, welcher scheinbar weit auseinander Liegendes und Heterogenes zusammenschaute zu einer neuen geschichtlichen Anschauung eine sichere, oft kühne, in ihren Resultaten immer glänzende Handhabung historischer Probleme, die einerseits nicht selten die quellenmäßig überlieferte Geschichte ergänzte und bereicherte, anderseits für viele bis dahin — historisch angesehen — in der Luft schwebende Schriftstücke und „Abschnitte des Alten Testamentes erst einen historischen Hintergrund schuf, ihnen einen historischen Rahmen gab, und dadurch ihr volles concretes Verständniß im Einzelnen wie im Ganzen oft erst anbahnte“. In welch hohem Grade Hitzig den Beruf hatte, in Sachen der höheren, und zwar positiven Kritik, hauptsächlich in Gegensatz zu de Wette's negativer Kritik, der theologischen Wissenschaft des Alten Testamentes neue Wege zu weisen, hat er schon in seiner Erstlingsschrift gezeigt, die er als Privatdocent in Heidelberg schrieb „Begriff der Kritik, am Alten Testament practisch erörtert“ (1831) ein Büchlein, in welchem er an zahlreichen alttestamentischen Problemen Ziel und Methode der positiven Kritik aufzeigte und dabei insbesondere den Kampf aufnahm für Psalmen aus der jüngsten hebräischen Heldenperiode, der Makkabäerzeit: eine These, welche durch eine andere, mit ihr zusammenhängende Frage — nach der Zeit der Schließung des alttestamentischen Canon — unnöthigerweise schwierig gemacht werden wollte, daher immer auf's Neue wieder von Hitzig aufgenommen und im Interesse makkabäischer Psalmen immer tiefer und intensiver begründet wurde. So in seinem „historischen und kritischen Commentar zu den Psalmen“ (1836); in der „Monatsschrift des wissenschaftlichen Vereins in Zürich“ (1856. Heft 9 und 10); und zuletzt nochmals mit dem eingehendsten kritisch-exegetischen Beweis in seinem neuen Commentar: „Die

Psalmen übersetzt und ausgelegt". 2 Bände (1863. 1865.) In gleicher Weise, das Schwert der destructiven Kritik in der einen Hand, die Kelle der positiv aufbauenden (constructiven) in der anderen, verfuhr Hitzig in der nächstfolgenden Schrift: „Des Propheten Jonas Orakel über Moab" (1831), welche indeß nur einen Vorläufer bildete zu seinem Commentar über den Propheten Jesaja (1833), durch den Hitzig eigentlich erst seinen literarischen Ruf begründete. Dieses Buch ist geradezu ein wissenschaftliches Meisterwerk zu nennen, mag man die Methode der Exegese oder die sichere Handhabung der Kritik ins Auge fassen. „Die Kritik, die rein nach inneren Merkmalen der Schriften selbst deren Platz bestimmt, ist niemals stolzer gehandhabt worden als in diesem großen Jugendwerke des 26jährigen Verfassers". Die Abschnitte des prophetischen Buches werden, jeder für sich, abgegrenzt, herausgehoben, ihr Zusammenhang, ihre Aechtheit oder Unächtheit nebst Zeitalter und historischer Veranlassung nachgewiesen. Der Commentar ist Heinrich Ewald, als „dem Neubegründer einer Wissenschaft hebräischer Sprache," gewidmet, und will dem entsprechend die Grundsätze der fortgeschrittenen hebräischen Grammatik in der Exegese in Anwendung bringen. Veraltete und falsche Erklärungen — so spricht sich der Verfasser in seinem Vorwort aus — werden „cassirt, wie man alte Briefe zerreißt". Auch das herkömmliche hebräische Lexikon kann nicht mehr als ausreichend gelten; es muß vielmehr für einen Exegeten, der auf der Höhe seiner Wissenschaft steht, das ultra lexica sapere als Gesetz gelten. Nach diesen Grundsätzen, die er jeweils in seinen Vorreden aussprach und vertheidigte, handhabte Hitzig jederzeit Kritik und Exegese in allen seinen späteren Schriften, wie in seinen Vorlesungen, die über alle, das Alte Testament betreffenden Disciplinen, und bald auch über das Neue Testament, sich erstreckten. Nach den beiden Sendschreiben Hitzig's, die der Zeit nach auf seinen „Jesaja" folgten: „Ostern und Pfingsten" (1837 und 1838) erschienen — als Theile des „Kurzgefaßten exegetischen Handbuchs zum Alten Testament", an welchem noch Knobel, Bertheau, Thenius, Hirzel, Olshausen, Dillmann, Fritzsche und Grimm mitarbeiteten — von Hitzig die Commentare zu den „12 kleinen Propheten" (1838; 2. Auflage 1852; 3. Auflage 1863), zu „Jeremia" (1861; 2. Auflage 1866), zu „Ezechiel" (1847), zu „Daniel" (1850), zum „Prediger" (1847), zum „Hohenliede" (1855); auch wurde als freie Beigabe eine Uebersetzung der prophetischen Bücher (1854) hinzugefügt, wogegen Hitzig seinen übrigen Commentaren außerhalb des exegetischen Handbuchs, den bereits erwähnten über Jesaja und über die Psalmen, sowie dem über „die Sprüche" (1858) und dem über „das Buch Hiob" (1874), die Uebersetzung unmittelbar beigab. In allen diesen Commentaren treten Hitzig's exegetische und kritische Principien klar zu Tage, nur daß diese je länger, desto schärfer und sorgfältiger ausgeübt wurden. Von denselben Principien machte Hitzig auch Anwendung bei Erforschung des Neuen Testaments. Wie er nämlich seine Studien nie blos auf das Alte Testament beschränkte, sondern sie auf den ganzen Orient, soweit dieser einigermaßen durch Sprachen und Geschichte mit dem Alte Testament in Zusammenhang steht, ausdehnte (hierher gehören, außer seiner Promotionsschrift: „De Cadyti urbe Herodotea" (1829), das inhaltreiche Buch über die „Urgeschichte und Mythologie der Philistäer" (1845), sowie seine zahlreichen epigraphischen Arbeiten und die stark widersprochene Schrift über „Sprache und Sprachen Assyriens" (1871): so hat er, getreu seinem eigenen, oft wiederholten Satze: das Neue Testament ist nicht zu verstehen ohne das Alte — allmählich, vom Alten Testament her, zugleich im Neuen sich angesiedelt, theils um über einzelne Schriften desselben regelmäßig wiederkehrende Vorlesungen zu halten, theils auch um die Resultate dieser seiner Studien der

Oeffentlichkeit zu übergeben. So reclamirte Hitzig schon 1836, als von Berlin her die Lösung der apokalyptischen Zahl 666 publicirt wurde und in der theologischen Welt großes Aufsehen erregte, diese Lösung als seine Entdeckung, „und wer den spürenden Geist und den stolzen Wahrheitssinn des Mannes kannte, der war wenigstens darüber nicht im Zweifel, daß auch ihm diese Lösung selbständig gelungen war". Ebenso selbständig und originell in seiner Forschung trat Hitzig in dem Buch: „Ueber Johannes Markus und seine Schriften" (1843) auf, worin er den Beweis, hauptsächlich auf sprachlichem Wege, zu führen suchte, daß Johannes Markus, der Verfasser unseres zweiten, des ältesten, Evangeliums, auch die Apokalypse des Neuen Testaments verfaßt haben müsse. Kaum daß Hitzig in seiner zweibändigen „Geschichte des Volkes Israel" (1869) mit einer Reihe von Ergebnissen aus seinen mehr als 30jährigen biblischen Studien abgeschlossen hatte, ließ er alsbald die Broschüre: „Zur Kritik Paulinischer Briefe" (1870) folgen, worin er mehrere kritische Fragen über den Philipper-, Kolosser- und Epheserbrief abhandelt. Wie ihm, dem umfassenden Geiste, nichts Menschliches fremd geblieben, hat er nicht nur in dieser Schrift, sondern in besonders schöner, sinniger Weise bewiesen in seinem „Triphyllon in den Ehrenkranz des Prälaten der evangelischen Landeskirche Badens, Dr. J. Holtzmann, überreicht bei dessen Jubelfeier", worin er nicht nur zwei biblische Stellen, sondern auch mehrere Stellen aus Tacitus emendirte und den Namen der „Germanen" in ein neues Licht stellte. Wie ihn aber seine Neigung immer wieder dem Alten Testament zuführte, das beweist seine letzte literarische Leistung „Ueber die Gottesnamen im Alten Testament" in Hilgenfeld's Zeitschrift für wissenschaftliche Theologie (XVIII. 1 ff.), ein Aufsatz, der zugleich erinnern mag an die vielen Abhandlungen, die er in dieser und in anderen Zeitschriften niedergelegt hat. Mit der umfassenden Gelehrsamkeit und weitreichenden Belesenheit, über welche Hitzig gebieten konnte, schmückte er, der gewandte Kritiker, seine Schriften und seine Vorträge. Wie es ihm jedoch überall, in Wort und Schrift, einzig nur um die reine biblische Wahrheit und die Erkenntniß derselben zu thun war, darüber sprach er sich öfter in schöner, überzeugungsvoller Weise aus. Zugleich tritt in solchen Worten die vollkommene Wahrhaftigkeit und ganze Ehrenhaftigkeit seines persönlichen Charakters zu Tage, die Hitzig die Hochachtung Aller gewannen, welche je mit ihm in Berührnng kamen. Ein solcher Charakter, verbunden mit einem schönen, menschenfreundlichen Gemüth und geistreichem Humor, machten seine Person zu einer höchst liebenswürdigen und stets willkommenen Erscheinung im Kreise seiner Freunde. Und wie sein ganzes Wesen bei der größten Freisinnigkeit zugleich von einem hohen sittlichen Ernste getragen und von einem warmen religiösen Sinne erfüllt war, davon gab sein ganzes Leben, sein reiches Wirken in Wort und Schrift, sowie besonders auch seine Theilnahme am deutschen Protestantenverein und am badischen Predigerverein beredtes Zeugniß. — Mit Hitzig's Tod ist der deutschen Theologie und Sprachwissenschaft einer ihrer größten Gelehrten, der protestantischen Kirche eines ihrer würdigsten Glieder, dem deutschen Volke einer seiner ächtesten Söhne entrissen worden. Von seiner Familie sind, nachdem auch seine Gattin eine Woche vor ihm gestorben war, noch ein Sohn und eine Tochter am Leben.

Kneucker.

Friedrich Hoffmann,

Kriegsminister in den Jahren 1848 und 1849 wurde, am 15. Januar 1795 in Ludwigsburg geboren, wo sein Vater, ein von den Franzosen aus Meisenheim

vertriebener herzoglich Pfalzzweibrücken'scher Beamter, sich aufhielt, der später in leiningen'sche und in Folge der Mediatisirung dieses Fürstenthums in badische Dienste trat, und zuletzt Vicedirector der evangelischen Kirchensection war. Nach genossener Vorbildung im Lyceum zu Mannheim trat Hoffmann 1810 als Fahnenjunker in das Infanterie-Regiment Großherzog Nr. 1, machte als Unterlieutenant den Feldzug nach Rußland 1812 mit, fiel aber nach dem Uebergang über die Berezina, schwer am Typhus leidend und mühsam von seinen Leuten auf dem Pferde gehalten, nach Verlust von drei Fingern der linken Hand, die durch die Kälte abgestorben waren, in russische Gefangenschaft, aus welcher er im Frühjahr 1814 entlassen wurde. Nach abermaliger Theilnahme an dem Feldzuge 1815 (s. d. Art. W. Frhr. v. Schäffer) wandte sich Hoffmann mit regem Eifer dem Dienste der Friedensperiode und seiner eigenen Weiterbildung zu, wurde 1828 als wirklicher Hauptmann zur Generaladjutantur befehligt und noch im gleichen Jahre zum Flügeladjutanten ernannt, in welcher Stellung er, 1835 Major, 1838 Oberstlieutenant geworden, bis 1840 verblieb. Außerdem war er 1832 nach Aufhebung der Generaladjutantur Mitglied des Kriegsministeriums geworden, in welchem er vorzugsweise das Respiciat über die Aushebung führte, als Verfasser schöner Dienstvorschriften seine hohe schriftliche Gewandtheit bekundete und als Regierungscommissair auf vielen Landtagen — der Kriegsminister von Freydorf (s. d. Art.) war wegen Gehörleidens von der directen Theilnahme an den Debatten ausgeschlossen — mit sicherem Worte die militairischen Interessen gegen die kühne und heftige Opposition vertheidigte. Diese Eigenschaften, verbunden mit lauterem, aber stahlhartem Charakter und gehoben durch eine hervorragende äußere soldatische Erscheinung führten auch, nachdem Hoffmann 1840 in den Generalstab versetzt und im gleichen Jahre zum Commandeur des Infanterie-Regiments v. Stockhorn (später v. Freydorf) Nr. 4 ernannt worden war, mit dem Ausbruch der Stürme von 1848 seine Ernennung zum Präsidenten des Kriegsministeriums unter Beförderung zum Generalmajor am 22. März 1848 herbei, womit er in die bedeutungsvollste Phase einer reichen dienstlichen Laufbahn trat, deren Abschluß auch sein Scheiden aus dem activen Militairdienste nach sich zog. Das Großherzogthum Baden, lang am Rheine hingestreckt, bei einer kleinsten Breite von $4^1/_2$ Stunden in der Mitte, auf fast 50 Meilen Nachbar Frankreichs und der Schweiz, mußten seit seiner Entstehung alle Schicksale eines Grenz- und Vorlandes um so mehr treffen, als ein direct dahinter liegendes mächtiges Mutterland fehlte und seiner festen Anlehnung an einen der großen deutschen Staaten die eigene Souveränetät und vor Allem das wachsame Auge Frankreichs, wie die Eifersucht der deutschen Großmächte hindernd im Wege stand. Die inneren Verhältnisse des Staates waren nicht wesentlich andere, als die der übrigen Mittelstaaten, da es der bequemste Uebergangs- und Abstoßungsplatz für alle aus Deutschland hinaus und aus Frankreich und der Schweiz hereintretenden wühlerischen Ideen und unzufriedenen Elemente war, so traten alle Krankheitserscheinungen der Staatsorganismen hier viel intensiver auf, wirkten alle Gifte hier viel früher und viel schädlicher. Sie drangen um so leichter ein, als das an sich aufgeweckte und rührige Volk, zusammengesetzt einerseits und der Mehrzahl nach aus intelligenten kleinen Handwerkern und kleinen Bauern, und andererseits aus abhängigen Beamten, bei dem Mangel eines unabhängigen bemittelten Bürgerstandes, bei der Verschiedenheit der durch Napoleon's und Alexander's Willen zusammengewürfelten Elemente, und bei der auseinander gezerrten, nicht nach einem Mittelpunkt gravitirenden Form des Landes, in den sich häufig folgenden Aenderungen der inneren Organisation einen festen Halt nicht hatte gewinnen können. Dazu trat der süddeutsche Charakter

der Bevölkerung, in welchem romanisches Blut deutlich nachwirkt, der, von augenblicklichen Eindrücken fortgerissen, wenn er zornig wird, blind und steuerlos fortrast — hier war günstiger Boden für begeistertes Auffassen großer Ideen, wie für die schädlichsten Auswüchse revolutionairer Tendenzen. Alle die Mißverhältnisse, welche die geographische und politische Lage des Landes hervorgerufen haben, spiegelten sich nothgedrungen in dem Militairstaat ebenso klar ab, wie auf den übrigen staatlichen Gebieten; die wechselnden Strömungen und Schwankungen, meist durch die besten Absichten herbeigeführt, ließen auch hier einen festen, homogenen, aus sich heraus gedeihenden Körper nicht empor wachsen. Zwar waren die inneren militairischen Verhältnisse gegen die zweite Hälfte der vierziger Jahre nicht schlechter und nicht besser, als die der anderen Mittel- und Kleinstaaten; auch bei den letzteren war in Folge der langen Friedensperiode, bei der Unzulänglichkeit der von den Volksvertretungen stets bestrittenen Mittel für das Militair, der innere Halt und die Güte der Contingente nicht gerade eine hervorragend bedeutende. Das Auftreten der Reichsarmee im Jahre 1849, nachdem einzelne Theile derselben schon seit Jahresfrist in mobilem Zustande gewesen waren, dürfte der schlagendste Beweis hierfür sein. Und, was die technische Ausrüstung und die Ausbildung der Truppen betrifft, dürfte Baden nicht einem einzigen der kleineren Staaten nachgestanden haben; die Nachhaltigkeit des Widerstandes, den die zerfahrenen Reste des Armeecorps ohne Officiere der Executionsarmee geleistet haben, hat dies deutlich gezeigt. Baden aber fehlte die für Andere günstig wirkende Nähe von Preußen oder Oesterreich; ihm ging der in das Gewicht fallende Umstand ab, daß wie z. B. in Württemberg die Bevölkerung einen scharf ausgeprägten einzigen Volksstamm umfaßte, welchem die Tradition allein schon einen festen Zusammenhalt bot; und als der ganze Boden wankte, auf dem der Staat ruhte, fiel auch das Heer. Ganz Deutschland befand sich in großer Aufregung, als die seit Jahren besprochenen inneren Schäden Deutschlands, als die Ohnmacht des Reichs in der schleswig-holsteinischen Angelegenheit zu Tage trat; die Neuorganisation der Schweiz, wie die Februarrevolution in Paris leiteten eine geistige Bewegung nach Deutschland über, die, von den edelsten Wünschen für inneren Ausbau und äußere Stärkung Deutschlands, von idealen Hoffnungen auf Preßfreiheit, Schwurgerichte, Volksbewaffnung, deutsches Parlament, Reichsverfassung ausgehend, durch den Mangel an realer Basis wie an richtiger Würdigung der gegebenen Verhältnisse nach und nach dem schändlichsten Socialdemokratismus, Communismus und der Anarchie zusteuerte. Das Grenzland Baden begeisterte sich hauptsächlich für die Schaffung einer starken Centralgewalt; aber schon die ersten Fiebererscheinungen zeigten, wie wenig ideal die Wünsche und Bestrebungen der Massen sind. Ein Anfangs März im Kraichgau und Odenwald ausbrechender Bauernaufstand richtete sich hauptsächlich gegen die Feudalherrschaften und gegen die Juden. Die Entsendung eines Detachements von $3^3/_4$ Bataillonen, 2 Escadrons und 2 Geschützen unter Oberst Holtz (s. d. Art.), dem Commandeur des Leib-Infanterieregiments, der unter Besetzung von Walldürn, Buchen, Adelsheim, Mosbach und Sinsheim das Gebiet mit mobilen Colonnen durchstreifte, stellte die Ruhe ohne Blutvergießen wieder her (9. bis 13. März 1848). Nur Buchen, Adelsheim und Borberg blieben bis Anfangs Mai mit $^1/_2$ Bataillon besetzt. In dieser Zeit sah sich der Kriegsminister von Freydorf (s. d. Art.) veranlaßt, seine Stelle niederzulegen. Ihn ersetzte Generalmajor Hoffmann (22. März). Inzwischen hatten die Agitatoren in der badischen Kammer, denen die Beschlüsse des Frankfurter Vorparlaments nicht weit genug gingen, zur Einsetzung eines Convents und Republikanisirung Deutschlands von Baden aus im Oberlande Volksauf-

stände in's Werk gesetzt, die an einer Freischaaren-Invasion aus der Schweiz den ersten Halt finden sollten. Hiergegen verstärkte sich die Regierung durch Bundestruppen, welche, durch Bundesbeschluß vom 26. März theilweise mobil gemacht, die von den abmarschirten badischen Truppen entblößten Garnisonen besetzten, theilweise auch die Operationstruppen verstärkten. Von letzteren standen, als in Folge der Festnahme Ficklers, des Hauptagitators für Erhebung des Landes und fremde Invasion, der Aufstand übereilt losbrach, im Ober- und Mittelrheinkreis bereit: $14^1/_2$ Bataillone, 10 Escadrons und $3^1/_3$ Batterien, von denen $9^1/_2$ Bataillone, 8 Escadrons, $2^1/_3$ Batterieen (14 Geschütze) Baden gestellt hatte (s. d. Art. W. v. Cloßmann). Zur Cooperation war eine württembergische Division von 6 Bataillonen, 8 Escadrons und 1 Batterie unter Generallieutenant von Miller im Seekreis aufmarschirt; nach Niederwerfung des Aufstandes rückte dort auch eine baierische Brigade ein. Den Oberbefehl im Rheinthale hatte am 6. April Generallieutenant Markgraf Maximilian von Baden übernommen, während der langjährige Commandeur des Armeecorps am 8. April seine Stelle in die Hände Hoffmann's niederlegte; ihm folgte am 22. April auch der bisherige Generalstabschef, Generallieutenant Freiherr von Fischer. Markgraf Maximilian trat indeß am 14. April vom Commando zurück, welches nunmehr von dem vorher in holländischen Diensten gestandenen Generallieutenant von Gagern übernommen wurde. Chef des Generalstabes war der badische Major Kuntz. Die Operationen gegen die Freischaaren, die sich in dem Gebiete zwischen Donaueschingen, Müllheim, Basel und Schaffhausen ausgebreitet hatten, begannen Mitte April. Am linken Flügel drängte General von Miller die Aufständischen unter dem Advokaten Struve aus Donaueschingen und rückte in zwei Colonnen gegen den Rhein auf Waldshut, resp. über Neustadt und das Wiesenthal; die letztere Colonne stieß am 27. April mit einer von Schopfheim gegen Säckingen detachirten Compagnie unter Hauptmann Lipp auf die sogenannte Pariser Legion, deutsche, aus Frankreich beigezogene Arbeiter unter Börnstein, Börnstedt und dem Dichter Herwegh, und zersprengte sie gänzlich. Vom Rheinthal war General von Gagern, unter Zurücklassung eines Observationscorps bei Kehl (s. d. Art. W. Freiherr von Gayling) mit 3 Bataillonen (darunter 1 hessisches) 3 Escadrons und 6 Geschützen von Müllheim über Schliengen und Kandern gegen die Freischaaren unter dem Advocaten Hecker vorgerückt. Beim Zusammenstoß mit denselben am 20. April auf der Scheideck, dem höchsten Punkt der Straße von Kandern nach Steinen im Wiesenthal, fiel General von Gagern; die Aufständischen wurden zersprengt. Eine andere Colonne derselben, die sich unter dem früheren Lieutenant Sigel bei Günterstthal festgesetzt hatte, wurde von dem aus Karlsruhe zur Uebernahme des Commandos herbeigeeilten General Hoffmann am 23. mit 2 Bataillonen, 1 Escadron und 2 Geschützen angegriffen und geworfen, der am 24., verstärkt durch 2 Bataillone, 2 Escadrons und 1 Batterie hessischer, sowie 1 Bataillon nassauischer Truppen, die verbarrikadirte und von über 2000 Freischaaren mit 4 Geschützen vertheidigte Stadt Freiburg im Sturme nahm. Nachdem, wie erwähnt, die übrigen Aufständischen im Wiesenthal geschlagen waren, wurde das Gebiet entwaffnet und rasch pacificirt, so daß im Juli und August die Bundestruppen entlassen und Anfangs September die mobilen badischen Truppen in die Garnisonen zurückgezogen werden konnten. Auch Freiburg blieb nur durch 1 Infanterieregiment, 1 Escadron und 2 Geschütze unter Generalmajor von Gayling besetzt. Diese Entblößung der insurgirt gewesenen Landestheile und der Schweizergränze von militairischen Kräften, sowie die Schwächung der badischen Truppenmacht durch Abcommandirung einer Brigade von 5 Bataillonen und 1 Batterie nach Holstein am

15. August (s. d. Art. Ph. Frhr. Röder von Diersburg), wurde von der in der Schweiz bereit stehenden Revolutionspartei rasch benützt. Struve fiel mit der Flüchtlingslegion unter dem „alten Böning", Uhrmacher aus Wiesbaden und Landwehrofficier, von Basel aus in Baden ein, proclamirte die Republik und marschirte über Lörrach, Schliengen und Müllheim nordwärts. Ihm entgegen führte General Hoffmann am 23. mittelst der Eisenbahn 2 Bataillone und eine combinirte Scharfschützenabtheilung mit 1/3 Batterie auf Freiburg, verstärkte sich dort durch 1 Escadron und 1/3 Batterie der Garnison, und griff am 24. das ca. 3000 Mann stark in Staufen verbarrikadirte Struve'sche Corps concentrisch von zwei Seiten an. Die Stadt wurde erstürmt; der Feind floh in das Gebirge. Mit Struve's Gefangennahme war der Aufstand beendigt. Die Bewachung der Schweizergränze übernahm eine württembergische und eine badische Division, letztere unter General von Gayling. Die in Folge des Waffenstillstandes von Malmoe, mit Ausnahme von 1 Bataillon (s. d. A. F. v. Porbeck), aus Holstein zurückgerufenen Truppen waren nicht mehr zur Action gekommen. Die badischen Truppen hatten, wenn auch ihre Disciplin nicht ganz unanzweifelbar gewesen, bis jetzt nicht gewankt, ihre Pflicht zu thun; gewöhnliche Verhältnisse hätten erwarten lassen, daß die Feldoperationen denselben einen festen inneren Halt geben würden. Aber Baden war in unglaublicher Weise von den socialdemokratischen Ideen durchwühlt, die von einer Schandpresse den Soldaten mit den Schlagworten: „Nicht exerciren, Nicht Schildwache stehen, sondern hohe Löhnung erhalten und selbst commandiren" mundgerecht gemacht wurden, während die gewissenhaft constitutionelle Regierung aus Achtung vor den Volksrechten die günstige Gelegenheit zur Festigung des Autoritätsprincips durch harte Energie und blutige Züchtigung der Aufstände unbenützt ließ. Die Verwirrung stieg, als am 6. August, dem Befehl des Reichskriegsministeriums entsprechend, die Truppen dem Reichsverweser einen Huldigungseid zu schwören hatten. Es folgte die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht auf breitester Grundlage, unter Aufhebung des bisherigen Einsteherwesens, die mit der nothwendigen Erhöhung der Cadres zu einer unglücklichen Maßregel, der Ernennung von Unterofficieren zu Officieren, und damit zu einer in so kritischer Zeit bedenklichen Spaltung der Homogenität des Officierscorps führte, und andererseits dem aufgeregten Lande in den entlassenen Urlaubern, die nach sechswöchentlicher Exercierzeit ohne soldatischen Sinn, wohl aber mit Abneigung gegen die Peinlichkeit des Kasernenlebens und das harte Drillen des Exercierplatzes heimkehrten, eines der gefährlichsten Elemente für die Aufwiegelung zurückgab. Und bis zum Frühjahr 1849 spannte sich von Dorf zu Dorf ein wohlverzweigtes Netz von aufrührerischen Vereinen, die durch Wort und Schriften, unterstützt von den deutschen Flüchtlingen in der Schweiz, von schweizerischen Arbeitervereinen, ohne Gegengewicht im Innern, offen auf das Ziel losarbeiteten, die Armee zu zersprengen; die das Ungeheuerliche möglich machten, daß ein am 20. März über Struve aburtheilendes Schwurgericht, ohne daß die Regierung eingeschritten wäre, den Aufruhr beglückwünschte und die Existenz eines Gefechtes bei Staufen läugnete. Immer stürmischer wurde die Agitation für die von einigen Regierungen verweigerte Beeidigung des Reichsheeres zum Schutze der Verfassung. Rettung konnte nur aus einer raschen Ordnung der großen deutschen Verhältnisse kommen. Diese erfolgte aber nicht. Oesterreich schied im März aus dem deutschen Bunde, Preußen lehnte im April die angebotene Kaiserkrone ab. In Preußen kam es zu aufständischen Bewegungen; in Dresden entbrannte der Kampf; ganz nahe, in der Rheinpfalz wurde am 1. Mai eine provisorische Regierung eingesetzt und eine Volkswehr errichtet, zu welcher eine Menge Soldaten desertirten; aus aller Herren Ländern trafen die „Revo-

lutionszeisige" ein; Baden blieb nicht zurück. Der Ausbruch des Aufstandes erfolgte fast gleichzeitig im ganzen Lande; der erste Act lieferte die Bundesfestung Rastatt in die Hände der Erhebung. Es lagen daselbst, außer einem kleinen Trupp Oesterreicher, nur badische Truppen in Garnison, das 1. und 3. Infanterieregiment, 1 Escadron des 1. Dragonerregiments und Festungsartillerie, letztere ihrer abscheulichen Ausschweifungen wegen berüchtigt geworden. Soldatenversammlungen am 9. und 10. Mai, angeblich zur Berathung über die Vertheidigung der Reichsverfassung, bildeten die Einleitung; am 11. Abends brach mit dem Sturme auf eine Kaserne zur Befreiung eines arretirten Kameraden die Meuterei los, und in wenigen Stunden war, mit wenigen Ausnahmen, die ganze Garnison eine betrunkene Bande, die die Officiere thätlich angriff, die Häuser der Commandeure demolirte und die Fahnen zerstörte. Der heroische Widerstand braver Officiere war völlig vergeblich (s. d. Art. W. von Closmann). Das Erscheinen des Kriegsministers, seit Oktober 1848 Generallieutenants Hoffmann, mit 3 Escadrons des 1. Dragonerregiments und $^1/_3$ reitende Batterie am 12. stillte in Etwas den Aufruhr bis zum Abend. Dann wandte sich das Blatt und nur mit Mühe konnte sich Hoffmann mit den Geschützen und einigen Leuten aus der Festung retten. Aehnlich, mit geringen Aenderungen, erfolgte der Aufstand in den anderen Garnisonen; der bis zum Tode sich hingebende Opfermuth einzelner Officiere konnte nichts mehr ändern. Bezeichnend für den Charakter der Soldatenbewegung ist, daß nirgends ein bestimmter positiver Gedanke oder eine Absicht geäußert wurde, sondern lediglich der negative Gedanke der Auflehnung gegen den Officier und seine Autorität überhaupt und die Freude am ungebundensten Wüstthun die Köpfe beherrschte. Die Meuterei in Karlsruhe, die am Tage der Offenburger Versammlung, 13. Mai, Nachmittags ausbrach, nachdem Vormittags Militair und Bürgerwehr (s. d. Art. Gerber) auf die Reichsverfassung beeidigt worden war, führte Abends den Großherzog dazu, unter Bedeckung einer von General Hoffmann geführten Abtheilung Dragoner und der reitenden Batterie nach Germersheim zu gehen. Er begab sich von da am 15. nach Lauterburg, und später nach Frankfurt a. M. General Hoffmann, der sich durch nachkommende Truppen auf 80 Dragoner und 16 Geschütze verstärkt und vom 14. zum 15. auf dem badischen Ufer im Brückenkopf von Germersheim bivouakirt hatte, konnte seine erste Absicht, sich mit der Mannheimer Garnison in Verbindung zu setzen und um diesen Kern die pflichttreuen Soldaten zu sammeln, nicht ausführen, da auch jene meuterte. Der Versuch, zum gleichen Zwecke auf hessischem Gebiete über dem Neckar sich zur Verfügung der Reichsgewalt aufzustellen, um von dort aus das Land wieder in Besitz zu nehmen, scheiterte, bei gleichzeitiger Unthätigkeit der nahe stehenden hessischen Truppen, an der Unmöglichkeit, die Geschütze über die Ladenburger Brücke zu bringen. Einen anderen Uebergang zu nehmen verhinderte die Besetzung des Neckars durch Truppen und Bürgerwehren am 16. Mai. Hoffmann bog deßhalb ab, um über Sinsheim Württemberg zu erreichen. Von den Grenzorten Bonfeld und Fürfeld schlecht aufgenommen, traf die in letzterem Orte cantonirende Abtheilung ein nächtlicher Ueberfall durch nachmarschirte heimgekehrte Soldaten und Bürgerwehren; in Bonfeld erschoß sich einer der Batterie-Chefs in Verzweiflung; und die letzten Bande der Disciplin lockerten sich. Hoffmann entließ deßhalb die Abtheilung, die, nach der Heimath zurückkehrend, ihr vorzügliches Material der Revolution in die Hände lieferte. Die Officiere entgingen dem schmählichen Tode nur mit Hilfe der Heilbronner Bürgerwehr. General Hoffmann begab sich nach Frankfurt a. M. — Auch andere Versuche, Truppen und Material aus dem Lande zu retten, scheiterten; so wurde Oberstlieutenant v. Reck, der mit einer kleinen

Abtheilung und 2 Geschützen nach Württemberg marschirte, von den Kalwer Bürgerwehren arretirt, die Geschütze wurden durch Badener nach Hause zurückgebracht. Ein Marsch des Generals von Gayling mit dem 1. Dragonerregiment, 6—7000 Mann verschiedener Infanterie-Bataillone, und einigen Geschützen von Freiburg das Höllenthal aufwärts, führte nur bis zur Grenze, von wo die Truppen, schlecht empfangen, umkehrten und theilweise auseinander liefen. Ein Theil der Cavalerie gelangte noch geschlossen am 24. Abends nach Karlsruhe, leistete aber anderen Tages, nachdem die Officiere arretirt waren, der Revolutionsregierung gleichfalls den Eid. Nur das Gendarmerie-Corps ist treu geblieben und entging sogar durch seine Energie der Auflösung (s. d. A. v. Renz.) — Während nun die Reichsregierung zur Niederwerfung des badischen Aufstandes Truppen sammelte, hatte in Baden die Organisation des Revolutionsheeres unter dem Kriegs-Minister Eichfeld begonnen, einem „träumerischen, durch eine Arreststrafe und eine Schrift über stehendes Heer und Volkswehr der Demagogie wichtig" gewordenen bisherigen Infanterie-Oberlieutenant, dem Sohne eines verdienten, 1832 als Oberstlieutenant a. D. verstorbenen badischen Officiers. Die in erster Linie verfügbare Streitmacht bestand aus den regulären Truppen, dem 1., alle waffenfähigen Leute vom 18.—30. Lebensjahre umfassenden, Aufgebote und verschiedenen, meist aus fremden Elementen gebildeten Legionen. Nach Außen wurde Vereinigung mit Rheinbaiern angestrebt, auch um Frankreichs Intervention nachgesucht. Eichfeld's erster militairischer Versuch, eine Volksversammlung von 6—8000 Mann zu Oberlaudenbach in Hessen vom 23.—25. Mai zum Zwecke der Propaganda zu unterstützen, mißlang gänzlich. Statt seiner übernahm das Commando der bisherige Kriegs-Ministerstellvertreter, der frühere Lieutenant Sigel. Dessen am 30. wiederholter Invasionsversuch nach Hessen scheiterte an dem Widerstande der hessischen Truppen bei Heppenheim, Laudenbach und Hemsbach. Sigel, zum fluchtartigen Rückzug gezwungen, wurde am 31. Mai seines Commandos entsetzt, aber zum Kriegs-Minister ernannt. Die Propaganda in Württemberg scheiterte nicht minder gänzlich, aber unblutig, während die Haltung und der Terrorismus einzelner Freischaaren, wie der unter Becker und Tiedemann (s. d. A.), in Karlsruhe am 5. und 6. Juni beinahe zum Kampfe mit der Bürgerwehr führte, deren entschiedene Haltung allein das Schlimmste abwendete. Schon aber begannen die zur Dämpfung des Aufstandes bestimmten Truppen näher zu rücken. Um Darmstadt war ein aus Reichstruppen bestehendes Armeecorps unter General von Peucker aufmarschirt; unter dem Oberbefehl des Prinzen von Preußen (jetzigen Kaisers) sandte der von dem Großherzog um Hilfe angegangene König von Preußen zwei Corps, deren eines unter General Graf von der Gröben über Frankfurt, das andere unter General von Hirschfeld über Kreuznach nach der Rheinpfalz sich vorbewegte. Der neue badische Anführer, der frühere Hauptmann von Beck, ließ sich am 5. Juni durch Hessen unter General von Schäffer überfallen; und trotz der richtigen Anschauungen seines Nachfolgers Sigel, der an Offensive dachte, kam erst einiger Schwung in die militairischen Maßnahmen Badens, als der Pole Mieroslawski am 9. Juni in gewandter Weise den Oberbefehl in die Hand nahm. Seine Streitkräfte bestanden aus 16 Linien- und zwei bis drei schlagfertigen Volkswehr-Bataillonen, 10 Escadrons von zweifelhafter Gesinnung und 24 gut bedienten Geschützen. Er concentrirte sich am Neckar, um aus dieser Stellung die Corps, welche diesen Fluß oder den Rhein überschreiten wollten, anzugreifen. General Peucker, der in der Nacht vom 12. zum 13. durch Oberst von Witzleben Volkswehren und das Mannheimer Arbeiterbataillon Becker in Waldmichelbach hatte überfallen lassen, griff am 15. Juni, mit dem Haupt-

quartier in Zwingenberg, die Neckarlinie an und erreichte, nach hartnäckigen Gefechten, am Abend die Linie Virnheim, Heddesheim, Großsachsen, Beerfelden. Nur Eines dieser Gefechte, das bei Ladenburg, war für die Reichstruppen ungünstig gewesen. Dies aber erfrischte den Muth der Revolutionsarmee, die am 16. zum Angriff auf Großsachsen vorging und das Gefecht zum Stehen brachte. Inzwischen hatte vom Corps Hirschfeld am 15. die Division Hannecken Ludwigshafen genommen, das nebst der Brücke von Mannheim aus in Brand geschossen wurde. Die Pfälzer Truppen zogen über Marau auf badisches Gebiet. Noch immer stand Mieroslawski am Neckar. Die Absicht des preußischen Obercommandos ihn mit den 3 Corps zwischen Neckar, Sinsheim, Wiesloch und Philippsburg einzuschließen, gelang nicht. General Hirschfeld ging am 20. bei Germersheim über den Rhein, drängte den in Philippsburg überfallenen Polen Mniewski auf Weingarten und rückte am 21. mit dem Gros über Bruchsal gegen Wiesloch, mit einer Division ($6^1/_2$ Bat., 4 Esc., 8 Gesch.) sollte über Waghäusel die Rheinstraße abwärts marschirt werden. Letztere, von Mieroslawski, der ihr bei Waghäusel mit 17 Bataillonen (darunter 8 der Volkswehr) 10 Escadrons und 20 Geschützen entgegen kam, angegriffen, mußte nach verlustreichem Gefechte nach Philippsburg zurückweichen. Der Kanonendonner hatte aber eine andere preußische Division von Bruchsal über Hambrücken herbeigezogen, die in Wiesenthal auf die Badener stieß und sie nach hitzigem Kampfe zum Rückzug gegen Schwetzingen zwang. Dort am 22. Juni gesammelt, führte sie Mieroslawski neckaraufwärts gegen Sinsheim und auf dem einzigen ihr offenen Weg über Eppingen und Bretten auf Durlach (24.) und mit dem Gros hinter die Murg. Das Corps Gröben hatte am 21. gegen die Ladenburger Brücke vorgestoßen, den Uebergang aber erst in der Nacht zum 23. gewinnen können, in welcher Heidelberg und Mannheim besetzt wurden; das Reichscorps gelangte bis zum Abend des 22. mit der Vorhut bis Waibstadt-Sinsheim. — Zur Deckung seines Rückzuges hatte Mieroslawski das pfälzische Heer nebst der polnischen Legion gegen Bruchsal vorgeschoben. Mit diesen stieß das Corps Hirschfeld am 23. bei Stettfeld, am 27. bei Neudorf zusammen und drückte sie nach mehreren Gefechten hinter die Pfinz zurück. Die Vertheidigung der Pfinzlinie bei Durlach am 25. durch die Nachhut der Freischaaren unter Becker schaffte die noch nöthige Zeit zur Flucht der Führer mit Kassen und Material aus der Residenz, in welche am Nachmittag dieses Tages der Prinz von Preußen einzog. Die zwei preußischen Corps rückten nunmehr gegen Rastatt, die Reichsarmee, am 27. bei Durlach angekommen, wurde durch das Albthal gegen die Murglinie dirigirt. Nach den Gefechten vor Rastatt und im Gebirge bei Michelbach am 28., entbrannte am 29. der Schlußkampf auf der ganzen Linie von Gernsbach bis Steinmauern. Die Erstürmung von Gernsbach machte die theilweise mit Tapferkeit geführten Gefechte weiter murgabwärts erlahmen; die Furcht, über Baden umgangen zu werden, führte an einzelnen Stellen den fluchtartigen Rückzug herbei. Der Widerstand der Revolutions-Armee im freien Felde war hiermit beendigt; ein Echec, den eine nicht in gehöriger Verfassung von Baden gegen Oos vorgehende Avantgarde der Reichstruppen unter Verlust eines Geschützes erlitt, konnte den Rückzug nicht mehr aufhalten, der ohne weiteres Blutvergießen die Reichstruppen bis zum 10. und 11. Juli an die Schweizergränze führte, hinter welcher die Revolutions-Armee verschwunden war. Noch aber war Rastatt in den Händen der Aufrührer. Nach den Gefechten vom 29. und 30. durch das Corps Gröben eingeschlossen, erhob sich die Besatzung von ca. 5—6000 Mann unter Tiedemann (s.-d. A. Tiedemann, Biedenfeld) zu keiner bedeutenden Action, während die Rücksicht des Belagerers auf den materiellen Werth der Bundesfestung den Ernst der Belagerung be-

schränkte. Am 23. Juli ergab sich die Garnison auf Gnade und Ungnade. Mit Verlust von ungefähr 1000 Mann war das Land Baden seinem Großherzog wieder zurückerobert worden, der viele schwere Wunden zu heilen vorfand. — General Hoffmann war, wie erwähnt, nach der Katastrophe bei Bonfeld nach Frankfurt geeilt, um dort die Officiere und die Trümmer des Armeecorps zu sammeln. Nachdem am 3. Juni das Gesammtministerium außer ihm seine Entlassung erhalten, trat er am 8. Juni gleichfalls aus dem activen Dienst zurück. 1850 bei dem erneuten Versuch zur Schaffung einer besseren deutschen Staatsorganisation in das Parlament nach Erfurt berufen, später mehrere Jahre Vicepräsident der badischen ersten Kammer, in der er namentlich bedeutende Eisenbahn-Berichte lieferte, lebt Hoffmann seitdem in stiller Zurückgezogenheit zu Karlsruhe, in großer geistiger Frische mit Studien sich beschäftigend. Außer vereinzelten Artikeln in militairischen Zeitschriften und der Allgemeinen Zeitung sind seiner Feder zu danken: „Fliegende Blätter aus der Mappe eines alten Soldaten", welche die neuere Kriegführung behandeln, „Beiträge zur Beantwortung der Fragen über die Ereignisse in Baden 1849", und eine Broschüre: „Ueber Wehrsysteme". Hoffmann's einziger Sohn Adolf, der sich der militairärztlichen Laufbahn gewidmet, hat im Feldzuge 1870/71 als Corps-Generalarzt bei dem XIV. Armee-Corps functionirt. L. Löhlein.

Karl Georg Hoffmann,

der jüngere Bruder des vorigen, hauptsächlich als liberaler Landtagsabgeordneter und späterer Märzminister bekannt, war am 14. Oktober 1796 in Ludwigsburg geboren. Mit den Eltern vielfach den Wohnort wechselnd, brachte er seine Jugendzeit vorzugsweise in Amorbach, Boxberg und Mannheim zu. Um sich dem Kameralfache zu widmen, bezog er dann die Universität Heidelberg. Nach bestandener Staatsprüfung wurde er im Jahre 1823 als Kreis-Praktikant in Wertheim, sodann 1824 in Konstanz verwendet, woselbst er 1825 Kreis-Assessor wurde. Schon im Jahre 1826 zum Finanzrathe bei der Steuer-Direction ernannt, nahm er bald auch an dem neuerwachenden constitutionellen Staatsleben Antheil und war demzufolge von 1831 an viele Jahre hindurch ein mit voller Hingebung arbeitendes Mitglied der zweiten Kammer. Kein hervorragender Redner, aber ein eifriger scharfsinniger Berichterstatter und zwar fast ausschließlich in Eisenbahn- und Budget-Angelegenheiten, gehörte er mit voller Seele zu allen Zeiten der damaligen, glänzenden liberalen Partei an. Zu ihr stand er dann auch, dem unter seinem Bilde stehenden Motto getreu („Das Erwachen des Volkes zum Bewußtsein seiner Rechte ist die Morgenröthe der wahren Freiheit"), als solches für den Staatsbeamten gefährlich ward, und mußte dafür büßen. Nachdem er nämlich im Jahre 1834 zum Regierungsrathe in Konstanz ernannt und dann wieder im Jahre 1838 nach Karlsruhe zu der Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues und gleichzeitig zu der damals neu errichteten Eisenbahn-Bau-Direction versetzt worden war, traf ihn im Jahre 1843, unmittelbar nach der in Folge des bekannten Urlaubsstreites ausgesprochenen Kammerauflösung, plötzlich die Verbannung in Form seiner Ernennung zum Obereinnehmer in Pfullendorf „unter Belassung seiner Besoldung und seines Charakters". Eine glänzende Wiederwahl in die neue Kammer durch die Stadt Pforzheim enthob ihn der weiteren Schritte gegen diese Maßregel, und zahlreiche Zuschriften und Ehrengeschenke sollten ihn über die erlittene Kränkung trösten. Schon das folgende Jahr brachte mit dem sinkenden Einflusse des Ministers Blittersdorff mildere Anschauungen und für ihn damit die Ernennung zum Zollvereins-Bevollmächtigten in Berlin, eine Stellung, die er, unterdessen zum Geheimen Regierungsrathe befördert, beibehielt, bis er am

9. März 1848 — genau sechs Jahre nach jener Strafversetzung — nach Karlsruhe als Staatsrath und Präsident des Staatsministeriums zurückkehrte. — Er hatte sich inzwischen verheirathet, und es mag als charakteristisch für jene vormärzliche Zeit hier erwähnt werden, daß die Taufe seines ältesten Sohnes die unschuldige Ursache für die Ausweisung der Abgeordneten Itzstein und Hecker aus Berlin war. Sie waren von ihm zu diesem Familienfeste eingeladen worden, hatten auf der Hinreise in Berlin ein Ständchen erhalten und mußten am anderen Morgen, statt nach Stettin, wieder nach Hause reisen, nachdem sie sich vergeblich an den wegen langen Schlafes unnahbaren badischen Gesandten gewendet hatten. — Die fünfzehn Monate des badischen Märzministeriums gehören der Geschichte an, und bedürfen hier nicht der eingehenden Schilderung. Dornenvoll und aufreibend für fast alle seine Mitglieder, brachten sie dem Finanzminister noch ganz besondere Lasten und zahlreiche kaum zu bewältigende und zum Theil auch in der That seine Kräfte übersteigende Aufgaben. „Ich gebe zu", schrieb er später an seinen Nachfolger, „daß ein anderer stärkerer Geist vielleicht anders gehandelt hätte; ich bescheide mich gern in dem Bewußtsein, nach bestem Wissen und Gewissen gehandelt zu haben". — Am 3. Juni 1849 in Frankfurt mit seinen Collegen des Amtes enthoben, trat er bald darauf in den Ruhestand und gelangte damit auch nahezu an den Schluß seiner politischen Laufbahn. Im Frühjahr 1850 zum Landtagsabgeordneten für Mannheim und fast gleichzeitig zum Mitgliede des Erfurter Parlamentes gewählt, betheiligte er sich noch einige Jahre an den Budgetarbeiten des Landtages und zog sich dann ganz in das Privatleben zurück. Abgesehen von einigen, auf die Statuten-Aenderung der Versorgungs-Anstalt gerichteten Arbeiten, widmete er sich von nun an fast ausschließlich dem Studium und der Erziehung seiner Kinder. Dazu war ihm noch eine Reihe von Jahren vergönnt. Im Frühling 1865 aber begannen seine Kräfte merklich abzunehmen und am 11. September jenes Jahres erlag er einer kurzdauernden Gehirnkrankheit. Dr. Ad. Hoffmann.

Gerhard Anton Holdermann,

geboren zu Heidelberg am 21. Dezember 1772, erhielt daselbst seine wissenschaftliche Bildung, wurde Doctor der Philosophie und der Theologie und den 19. Februar 1796 zum Priester geweiht. Er war einige Zeit Gymnasiallehrer und Stadtcaplan zu Heidelberg; 1813 wurde er zur Pfarrei St. Paul in Bruchsal befördert, 1819 zur Stadtpfarrei Rastatt, mit welcher Stelle das landesherrliche Decanat und die Direction des Schullehrer-Präparandeninstituts verbunden war. Seit 1829 Mitglied der katholischen Kirchensection wirkte er bei der obersten Leitung des Schulwesens und zur Erledigung kirchlicher Angelegenheiten thätig mit; von seiner hohen Bildung und pädagogischen Tüchtigkeit hatte er schon auf den Stellen, die er vorher bekleidete, die besten Beweise gegeben; auch durch schriftstellerische Thätigkeit machte er sich bekannt. Dabei war Holdermann von mildem Charakter, in kirchlicher Beziehung ohne Schroffheit und Parteileidenschaft, von ächt christlicher Gesinnung, welche seine öffentliche und private Thätigkeit durchdrang. F. Kössing.

Ernst Holtz,

der erste und der Stammvater einer ganzen Familie von Officieren, geboren zu Karlsruhe am 18. Februar 1794, trat (1807) 13 Jahre alt als Bombardier in der Artillerie ein, rückte 1809 als 15jähriger Unterlieutenant im Leibregiment ins Feld gegen Oesterreich (s. d. A. Harrant), machte 1812 den Feldzug gegen Rußland mit, wo er, bei Czasnicki am Kopf verwundet, bei der Compagnie blieb und später zwischen Kowno und Gumbinnen von einem Pulk

Kosaken gefangen und ausgeplündert, unter vielen Mühseligkeiten sich selbst ranzionirte. 1813 als Oberlieutenant im Feldzuge gegen Rußland, Preußen und Oesterreich wurde er abermals, am Oberschenkel, verwundet in der Schlacht bei Lützen am 2. Mai, wo er, wie der Bericht des Ordenscapitels besagt: „mit der Fahne in der Hand dem Bataillon beim Sturm auf ein vom Feinde besetztes Dorf voranging, und nach zurückgewiesenem Angriff, obgleich verwundet, die Freiwilligen des Bataillons den feindlichen Tirailleurs entgegen führte". 1814, noch nicht 20 Jahre alt, Stabshauptmann geworden, machte er den Feldzug dieses und des folgenden Jahres mit (s. d. A. Seutter, Schäffer). Holtz ist durch sein Avancement ein Zeichen der Zeit; während er in 5 Jahren, 1809—1814 vom Unterlieutenant zum Stabshauptmann gestiegen war, brauchte er von letzterem zum wirklichen Hauptmann (1824) 10, zum Major (1838) weitere 14 Jahre. Er wurde 1847 Oberst und Commandeur des Leib-Infanterie-Regiments; 1849 beim Ausbruch der Militairmeuterei persönlich schwer bedroht, wurde er nach interimistischer Führung des Commandos der Infanterie 1850—1851, im Frühjahr 1851 Commandant der 2. Infanterie-Brigade, und trat als General-Major 1852 in den Ruhestand. Trotz aller Strapazen aber und einer 45jährigen Dienstzeit konnte der gedrungene, nicht große Mann sich noch eines rüstigen Alters erfreuen, bis er am 22. März 1867 hochbetagt in Karlsruhe verstarb. Seine 5 Söhne erster Ehe (die zweite war kinderlos) dienten in den subalternen Chargen im badischen Armeecorps, die 2 jüngsten machten noch den Feldzug 1870—1871 mit, der ältere derselben, Leopold, als ausgezeichneter Chef der 3. leichten Batterie. Sein Onkel, Leopold Holtz, Unterlieutenant im gleichen Regiment und von gleichem Alter mit ihm, fiel in der Schlacht an der Beresina in der Tirailleurlinie an seiner Seite; ein etwas älterer Oheim, Wilhelm, Batterie-Chef im Feldzuge 1809, (s. d. A. Fischer) fiel in der Schlacht bei Aspern. L. Löhlein.

Adolf Karl Wilhelm Holtzmann

war geboren am 2. Mai 1810 zu Karlsruhe und starb als Professor der germanistischen Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft zu Heidelberg am 3. Juli 1870. Sein Vater, Johann Michael Holtzmann, war Professor am Lyceum zu Karlsruhe. Adolf Holtzmann widmete seine Universitätsstudien, die er 1828 zu Halle begann und 1829—1832 in Berlin fortsetzte, der Theologie; auch nach bestandenem Examen trat er zunächst eine Stelle als Vicar in Kandern an. Allein seine Neigung hatte sich bereits auf die sprachwissenschaftlichen Studien gewendet, welche damals besonders durch Jakob Grimm und Franz Bopp den glänzendsten Aufschwung nahmen. Vom Sommer 1832 an besuchte Holtzmann die Universität München und hörte dort Vorlesungen über Sanskrit und andere orientalische Sprachen; ganz besonders aber schloß er sich an den Germanisten Andreas Schmeller an, der an der Bibliothek angestellt war. 1834 begab er sich nach Paris, das damals den Mittelpunkt der asiatischen Studien bildete, sowohl wegen der reichen Quellen, die es darbot, als wegen der dort lehrenden ausgezeichneten Specialisten Eugen Burnouf und Silvestre de Sacy. In Paris blieb Holtzmann mit mehreren Unterbrechungen bis zum Herbste 1837. Von hier aus gedachte er nach Oxford überzugehen, als ihn eine ehrenvolle Berufung als Erzieher der Prinzen Wilhelm und Karl nach Karlsruhe zurückrief. In dieser Stellung verlebte er über ein Jahrzehnt, in hohem Maße anerkannt auch wegen der wissenschaftlichen Arbeiten, die er seit 1834 veröffentlichte. Als die Universität Heidelberg 1849 durch den Wegzug K. A. Hahns nach Prag den bisherigen Vertreter der deutschen Philologie verlor, ward Holtzmann für diese Stellung bestimmt und trat die Professur dieses

Faches, die zu einer ordentlichen erhoben worden war, im Sommer 1852 an. Seine Vorlesungen betrafen theils die vergleichende Grammatik, insbesondere das Sanskrit, theils die deutsche Literatur bis zum Abschluß der neueren classischen Zeit und die Erklärung ihrer wichtigsten Denkmäler, vor allem der Nibelungen, theils endlich die germanischen Alterthümer im Anschluß an die Germania des Tacitus. Diese Studien waren damals erst im Begriff, sich die allgemeine Anerkennung zu erringen, was namentlich in dem vorwiegend praktischen Zwecken zugewandten Lande Baden nur allmälich geschah. Von Holtzmann's akademischer Thätigkeit geben die von Alfred Holder herausgegebenen Vorlesungen über Tacitus Germania (1873) ein anschauliches Bild. So wirkte Holtzmann, befreundet besonders mit den süddeutschen Germanisten, namentlich Uhland, fast zwei Jahrzehnte als akademischer Lehrer, nur zuletzt durch zunehmende Kränklichkeit gestört. Es war ihm nicht vergönnt, sein letztes Werk zu vollenden, eine altdeutsche Grammatik, welche J. Grimm's Grammatik, den Grundstein der deutschen Philologie, ersetzen und den gegenwärtigen Stand der Forschung auf diesem Gebiete umfassend darstellen sollte; nur die erste Abtheilung des ersten Bandes, die specielle Lautlehre, ist erschienen (1870). In seinen Schriften zeigt er sich als ein scharfsinniger, geistreicher Forscher, der vor allem die Selbständigkeit seines Urtheils wahrte. Daher die große Zahl der neuen Ansichten, die er aufstellte, oft über grundlegende Fragen; vieles davon ist ein dauernder Gewinn der Wissenschaft geworden, anderes hat wenigstens fruchtbar angeregt. Seiner Anlage entsprechend richtete sich seine Forschung mehr auf die grammatische, als auf die literarhistorische Seite der Philologie; mehr auf die Anfänge der Cultur, als auf ihre späteren Epochen. Von den Dichtern der neueren Blüthezeit hat er nur einen in einer bestimmten Beziehung literarisch bearbeitet: Schiller in seinem Verhältnisse zum Christenthum, ein Vortrag zur Schillerfeier 1859. Unter den Gattungen der mittelhochdeutschen Dichtung zog ihn hauptsächlich das Epos an, namentlich die Nibelungen. Die Untersuchungen über das Nibelungenlied (1854) traten den damals allgemein geltenden Ansichten Lachmann's in fast allen Punkten entgegen, und es erhob sich darüber ein Streit, der die deutschen Philologen in zwei Lager theilte. Holtzmann gab den von ihm für den ursprünglichsten erklärten Text der Laßberg'schen Handschrift (1857) heraus, später als Schulausgabe (1858. 1863); sowie die Klage, die an die Nibelungen sich anschließt (1859). Es reihten sich daran eine Reihe von Aufsätzen, meist in Pfeiffers Germania; ferner der Große Wolfdietrich, (1865). Die althochdeutsche Zeit betrifft die erste Arbeit Holtzmann's, eine Ausgabe der fränkischen Uebersetzung des Isidorischen Briefes de nativitate domini u. s. f. (1856), musterhaft in der Darstellung des überlieferten Textes und in der grammatischen Durcharbeitung des Stoffes. So hat Holtzmann auch einige der altdeutschen Glossare, die sich unter den handschriftlichen Schätzen der Karlsruher Bibliothek vorfanden, in Pfeiffer's Germania bearbeitet. In noch ältere Sprachzustände führte die Behandlung der Malberger Glosse zur lex Salica (1852). Das Stammesverhältniß der Germanen stellte Holtzmann hauptsächlich insofern in ein neues Licht, als er sie für identisch mit den Kelten, diese aber für grundverschieden von den heutigen Germanen erklärte, in der Schrift: Kelten und Germanen (1855). Alle bisher genannten Schriften, mit Ausnahme des Isidor, fallen in die Heidelberger Zeit Holtzmann's; die früheren beschäftigen sich vorzugsweise mit der indischen und persischen Sprachforschung. So zerstörte er die von den früheren Indologen, A. W. Schlegel u. a. voreilig aufgebauten Ansichten von einem hohen Alter gewisser indischer Kenntnisse und Vorstellungen in der Schrift: Ueber den griechischen Ursprung des indischen Thierkreises (1841). Andere Schriften aus derselben Zeit betreffen das indische

Epos, theils Ausgaben (Indravidschaja 1841), theils Uebersetzungen (Ramajana 1841. 1843, Indische Sagen 1845. 1846. 1847; wiederholt 1855), wobei die Frage nach den ursprünglichen Bestandtheilen der epischen Gedichte besondere Rücksicht erfuhr. Holtzmann's Forschungen über die persischen Keilinschriften erschienen theils selbständig 1845, theils in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft 1851. 1852. 1854. Ein Verzeichniß aller seiner Schriften, von denen die kleineren durch eine Sammlung dem gelehrten Verkehr zugänglicher gemacht werden sollen, sowie eine ausführlichere Biographie finden sich in Zacher's Zeitschrift für die deutsche Philologie III S. 201 fg. E. Martin.

Karl Alexander Holtzmann,

der Bruder des vorigen, ward zu Karlsruhe am 23. Oktober 1811 geboren. Er genoß seinen Unterricht am Lyceum seiner Vaterstadt. In seinem 14. Jahre verließ er diese Anstalt, um am Polytechnicum das Studium des Berg- und Hüttenwesens zu betreiben. Nachdem er 1830 eine Staatsprüfung in diesen Fächern bestanden und eine kurze Zeit bei Gebrüder Benkiser in Pforzheim angestellt gewesen war, legte er (1831) noch ein Examen als Lehrer für Mathematik und Physik ab und wurde daraufhin zum Professor dieser Wissenschaften am Lyceum in Mannheim ernannt. Bis zum Jahre 1845 blieb er in dieser Stellung. Er veröffentlichte um diese Zeit seine erste bedeutende Arbeit „Ueber die Wärme und Elasticität der Gase und Dämpfe" (1845) in der er von ähnlichen Grundsätzen ausgehend, wie sie wenige Jahre vorher Robert Mayer ausgesprochen hatte (dessen Arbeiten er aber nicht kannte), die Aequivalenz von Wärme und Arbeit darlegt und sogar das mechanische Aequivalent der Wärme auf einem theoretisch ganz richtigen Weg berechnet. Weitere Anwendungen sind dadurch nicht ganz richtig, daß er nicht alle Consequenzen aus jenem Prinzip zog. In einigen späteren Aufsätzen ist derselbe Gegenstand weiter verfolgt. — Unterdessen war Holtzmann, zu seinem ursprünglichen Berufe zurückkehrend, Verwalter des Eisenwerkes Albbruck geworden. Doch schon 1851 wurde ihm, besonders auf Reusch's Empfehlung, dessen Stelle am Polytechnicum zu Stuttgart übertragen, wo er bis zu seinem Tode Physik und Mechanik vortrug. Als es sich (1861 auf 1862) um die Neuorganisation der polytechnischen Schule handelte, hatte er einen entscheidenden Antheil an den bezüglichen Berathungen und seine Collegen erkannten seine Talente und seine Thätigkeit dadurch an, daß sie ihn dreimal hintereinander zum Director wählten. — Leider hatte er nicht mehr die Freude, seine Thätigkeit in den neuen Räumen des Polytechnicums fortzusetzen. Ein Krankheitsanfall, der ihn 1862 erstmals getroffen hatte, wiederholte sich im Sommer 1864 und führte, nach zuerst scheinbarer Besserung, am 25. April 1865 den Tod herbei. — Holtzmann gehörte zu den bedeutenderen Physikern dieses Jahrhunderts. Außer durch seine schon oben erwähnte Arbeit hat er sich noch besonders bekannt gemacht durch Ausführung gewisser von Stokes vorgeschlagenen Versuche, um die Lage der Schwingungsebene im polarisirten Lichte zu bestimmen, sowie durch einen glücklichen Versuch die Gesetze der Induction aus den Grundeigenschaften der Elektricität abzuleiten. Wie diese Arbeiten, behandeln auch einige Gelegenheitsschriften Gegenstände aus der theoretischen Physik; ein Lehrbuch der theoretischen Mechanik, das zu den besseren deutschen Lehrbüchern gehört, nimmt ebenfalls auf Physik mehr Rücksicht, als dies gewöhnlich zu geschehen pflegt. — Durch seine Bearbeitung der physikalischen Artikel im chemischen Handwörterbuch hatte sich Holtzmann dabei eine gründliche und aus den Quellen geschöpfte Kenntniß aller Theile der Physik angeeignet, die ihm als Lehrer sehr zu Statten kam. J. Lüroth.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Leopold von Holzing,

Commandeur des freiwilligen Jägerregiments zu Pferde im Feldzuge 1814 (s. d. A. Franken), wurde am 31. Oktober 1784 als Sohn des badischen Obervogtes v. Holzing zu Rastatt geboren. 1801 beim Leib-Regiment in Dienste tretend, machte er in den Subalternchargen die Feldzüge 1805 (s. d. A. Harrant) 1806 und 1807 (s. d. A. Cloßmann) und 1808—1811 in Spanien (s. d. A. Neuenstein), letzteren mit höchster Auszeichnung, mit. Eine ähnliche That, wie die der Jäger zu Hersfeld (s. d. A. Lingg), hat seinen Namen populär gemacht. Mit der Plünderung und gänzlichen Niederbrennung eines Städtchens am Tajo beauftragt, dessen Einwohner für die Ermordung deutscher Soldaten sämmtlich hingeschlachtet werden sollten, wußte Hauptmann Holzing durch Abbrennen von mächtigen außerhalb desselben aufgeschichteten Holzstößen der Erregtheit des französischen Obergenerals Zeit zum Abkühlen zu geben, worauf auch dieser ihm seine schöne That verdankte. Nicht minder die Thränen der Geretteten. Der Prior eines nahen Klosters schenkte ihm ein goldenes Kreuz als Erinnerung. — 1812 zum Flügel-Adjutanten der Infanterie und 1813 als solcher zum Major befördert, wurde Holzing, nachdem er die Uebernahme der Reste der badischen Truppen aus dem Feldzuge 1812 in Berlin geleitet und in geheimen Aufträgen Reisen an mehrere Höfe gemacht hatte, als Flügel-Adjutant zur Cavalerie versetzt und im Dezember 1813 mit der Organisation und dem Commando des freiwilligen Jäger-Regiments zu Pferde betraut (s. d. A. Schäffer), das er im Feldzuge 1814 (s. d. A. Franken) führte, wo er, mit der Escadron zur Begleitung des Großherzogs Karl nach Paris befohlen, in einer schwierigen Recognoscirung von Chaumont gegen Joinville durch glückliche Demonstration einen weit überlegenen Feind abwies. Nach dem Feldzuge als Oberstlieutenant im Generalstabe verbleibend, 1816 zur Garde du Corps, 1817 zum Dragoner-Regiment v. Freystedt No. 1 versetzt, wurde Holzing 1829 Commandeur dieses Regiments, 1830 als solcher Oberst und starb den 19. Mai 1831 zu Mannheim. — Ein Vetter, Franz Karl von Holzing, verdient seiner ungewöhnlich harten Gefangenschaft wegen eine kurze Erwähnung. Am 3. Mai 1788 in Ettlingen geboren, nach gründlicher Vorbildung und Besuch der Universität Freiburg, 1808 im Regiment v. Harrant als Unterlieutenant angestellt, bald darauf nach Spanien abgeführt, fiel er, nach zwei wacker durchfochtenen Feldzügen, am 20. Mai 1810 in Lillo, auf einem Streifcommando mit 96 Mann zuerst von den Einwohnern angegriffen, denen Abends noch zwei Guerillabanden zur Hilfe kamen, nachdem der ungleiche Kampf von 96 gegen 1500 von Abends 8 bis Morgens 9 Uhr gedauert, schwer verwundet in Gefangenschaft. Seine Leiden während der folgenden 4jährigen Gefangenschaft, durch die Barbarei der Spanier oft vermehrt, die ihn nach Alicante, sodann nach der Insel St. Pablo, von dort nach den balearischen Majorca und Minorca und endlich nach den pithyusischen Inseln schleppten, wo er drei lange Jahre duldete, sind in einem Schriftchen geschildert: „Meine Gefangennehmung in Spanien", 1824, dem eine Sammlung lyrischer Gedichte angeschlossen ist. 1814 am 1. Juni nach dem Sturze Napoleons erlöst, machte Holzing als Stabshauptmann den Feldzug 1815 (s. d. A. Schäffer) mit, bekleidete 1817 bis 1819 die Commandantenstelle in Kehl, wurde 1823 pensionirt und starb am 24. Mai 1839 zu Baden. L. Löhlein.

Ludwig Wilhelm Alexander Freiherr von Hövel

wurde, als der jüngste Sohn des Landstandsdirectors der Grafschaft Mark, Freiherren Wilhelm v. Hövel, am 17. November 1746 im Hause Ruhr bei

Schwerten im Ruhrthale geboren, in der Jesuitenschule zu Köln erzogen und trat später in die Pagenanstalt des Kurfürsten Karl Theodor in Mannheim. Nachdem er in Heidelberg die Rechte studirt und einige Zeit lang in Wetzlar prakticirt hatte, wurde er Kammerherr der Kurfürstin Elisabeth. Aber er kehrte bald zu der Geschäfts-Laufbahn zurück, wurde zum Hofgerichtsrath, dann zum Regierungsrath und endlich zum Vicepräsidenten der Regierung in Mannheim ernannt. Kurfürst Maximilian IV. machte ihn zum Hofrichter des Hofgerichts Mannheim und Curator der Universität Heidelberg. Als die Pfalz 1803 an Baden fiel, wurde Hövel zum Hofrathspräsidenten der Regierung des Unterrheins befördert, 1810 aber als Justizminister nach Karlsruhe berufen. Im Jahre 1819 trat er in den Ruhestand, siedelte nach Rastatt über und lebte bis zu seinem Tode, 29. April 1829, nur noch der stillen Muße seiner Studien, für die er eine sehr bedeutende Bibliothek angesammelt hatte. Hövel war ein Mann von großer Geschäftskenntniß, unerschütterlicher Redlichkeit und edler Humanität. Sein beträchtliches Vermögen bestimmte er, da er unverehelicht starb, wohlthätigen Zwecken. (Vgl. N. Nekrolog d. Deutschen 7, 397).

W.

Fridolin Huber,

katholischer Geistlicher, das Haupt der Reformpartei in Württemberg, Freund Wessenberg's, für dessen Sache er in mehreren Schriften seine Stimme erhob, auch als theologischer und pädagogischer Schriftsteller bekannt, wurde geboren in Hochsal den 21. Oktober 1763, machte seine ersten Studien in Konstanz und später in Freiburg, wo er 1786 in das Generalseminar, das treffliche Institut zur Bildung der Geistlichen, eintrat. Am 20. September 1789 empfing er in Konstanz die Priesterweihe und wurde darauf als Lehrer der verbesserten Normalmethode nach Altbreisach angewiesen, von da als Vicar nach Feldkirch bei Freiburg; hier bereitete er sich auf die strengen Prüfungen aus der Theologie vor, denen er sich im Juli 1793 unterzog. Er kam in demselben Jahre als Caplan nach Oberndorf am Neckar, von da nach Waldmössingen als Pfarrer; 1809 erhielt er die Pfarrei Deißlingen (Vgl. Dr. Fridolin Hubers Leben und literarisches Wirken. Eine demselben aus Veranlassung seines Priesterjubiläums von mehreren seiner Verehrer gewidmete Denkschrift (Verfasser ist Pflanz) 1839. Vgl. auch Felder's Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon, 1 Bd. S. 329 ff.). Huber starb als Pfarrer in Deißlingen den 16. Oktober 1841. Wessenberg feierte sein Andenken (vgl. dessen Denkblätter von 1843).

F. Kössing.

Heinrich Hübsch

war den 9. Februar 1795 zu Weinheim an der Bergstraße geboren, wo sein Vater, Karl Hübsch, fürstlich Thurn- und Taris'scher Postverwalter war. Seine Mutter, Friederike Pagenstecher, war die Tochter eines gräflich Erbachschen Kirchenrathes und lutherischen Pfarrers im Odenwalde. Unter neun Kindern war er das älteste. Er machte die Schule in seiner Vaterstadt durch, besuchte das Gymnasium zu Darmstadt und bezog im Frühjahr 1813 die Universität Heidelberg als Studirender der Philosophie und Mathematik. In dieser Weise wissenschaftlich vorgebildet, wandte er sich 1815 seinem eigentlichen Berufe, der Baukunst, zu und bezog die Bauschule in Karlsruhe, welche unter Leitung von Weinbrenner stand. Aber dessen steif und trocken antikisirende Richtung befriedigte ihn nicht. Die romantische Richtung der Zeit hatte lebhaft auf ihn eingewirkt, die altflandrischen und deutschen Bilder der Boisserée'schen Sammlung, die er in Heidelberg kennen gelernt, hat ihm eine neue künstlerische

Welt erschlossen, das Mittelalter, anfänglich besonders die gothische Baukunst, zogen ihn an. Eine neue Wendung in seiner Ausbildung und seinen Grundsätzen trat dann aber durch eine Reise nach Italien ein, die er im Jahre 1817 unternahm. Er hielt sich größtentheils in Rom auf, wo er mit Overbeck, Cornelius, Philipp Veit zusammenkam, und ebenso von ihren künstlerischen Bestrebungen, wie von Natur, Leben und Denkmälern des Landes mächtig ergriffen wurde. Im Jahre 1819 ging er, von Italien aus, mit den Architekten Heger und Thürmer nach Griechenland, wo er namentlich die Denkmäler von Athen studirte, und nach Constantinopel. In die Heimath zurückgekehrt (1820), bestand er seine Staatsprüfung als Architekt, 1822 ging er wieder nach Rom, 1824 folgte er einem Rufe als Lehrer der Baukunst an das Städel'sche Institut in Frankfurt a. M. Diese Stellung entsprach seinen theoretischen Neigungen, gleichzeitig bewährte er sich aber auch als praktischer Architekt durch den Bau des Waisenhauses in Frankfurt und der protestantischen Kirche in Barmen (1815—1829). Mit dem Historiker Böhmer, mit Clemens Brentano und J. D. Passavant war er nahe befreundet. Im Jahre 1827 wurde er als Residenzbaumeister und Mitglied der Baudirection nach Karlsruhe berufen, und gehörte von nun an ganz seiner engeren Heimath an, wo er sich 1828 mit Luise Heller verehelichte, und 1829 Baurath, 1831 Oberbaurath, 1842 Baudirector wurde. Gleichzeitig war er Professor am Polytechnicum, dessen Bauschule ihm wesentlich ihre Organisation dankt. Im Jahr 1854 gab er indessen diese Thätigkeit auf. Alle größeren architektonischen Aufgaben in Karlsruhe fielen wesentlich ihm zu, seine Stellung gab ihm außerdem einen bedeutenden Einfluß auf die gesammte Bauthätigkeit des Landes. Zahlreiche Reisen unternahm er theils in amtlichem Auftrag, um sich für die Werke, die er daheim zu errichten hatte, zu orientiren, theils zu künstlerischen und wissenschaftlichen Studien. Er ging noch fünfmal nach Italien, England, Paris und verschiedenen Gegenden von Deutschland. Als er im Jahr 1850 in Rom war, trat er zur katholischen Kirche über, der er schon längst durch die romantischen Einflüsse früherer Jahre geneigt war und der auch seine Gattin angehörte. Dem Zeugniß eines Freundes zufolge, war er „ein gediegener, edler Charakter; bieder, offen, wohlwollend, uneigennützig, wohlthätig, heiter und angenehm im Umgang mit Hoch und Nieder". Zahlreiche Orden und Ehrenbezeugungen wurden ihm zu Theil, er war Mitglied der Kunstakademieen zu München und Berlin, und 1850 wurde er von der philosophischen Facultät zu Heidelberg ehrenhalber zum Doctor promovirt. Von auswärtigen Fürsten hielt ihn namentlich König Ludwig von Baiern sehr hoch, der durch die Vollendung des Doms in Speier mit ihm in Beziehung kam. Im Winter 1861 erkrankte Hübsch, ohne sich wieder vollends erholen zu können, und es bildete sich ein Leberleiden aus, dem er am 3. April 1863 erlag. — Die Wirksamkeit von Hübsch bewegte sich in zwei verschiedenen Richtungen. Auf der einen Seite war er Theoretiker, Forscher, Kritiker, Schriftsteller, auf der anderen schaffender Architekt. Uns scheint nicht zweifelhaft zu sein, daß er in der ersten dieser zwei Richtungen bei weitem bedeutender war. Von Anfang an verstand er es, über die Kunst, die er betrieb, scharf und eigenthümlich zu denken. Schon als Frucht seiner Reise nach Griechenland gab er nicht nur gemeinschaftlich mit F. Heger „Malerische Ansichten von Athen" heraus (1823), sondern auch eine Schrift „über griechische Architektur" (1822), die hauptsächlich gegen die Ansichten des damals geschätzten A. Hirt gerichtet war, und welcher dann, auf eine Erwiderung des letzteren, noch ein Nachtrag folgte: „Vertheidigung der griechischen Architektur gegen A. Hirt" (1824). Die Ansichten, die Hübsch aufstellte, bildeten einen Fortschritt in der wissenschaftlichen Erkenntniß. Vor

allem trat er gegen Hirt's Herleitung des griechischen Stils aus dem Holzbau in die Schranken. Sodann zeigte er ein ächt historisches Verständniß in der Würdigung des dorischen Stils als des eigentlich griechischen, in dem Nachweise des asiatischen Ursprunges der ionischen Ordnung, in der Ableitung des korinthischen Kapitäls aus dem ionischen Pilasterkapitäl. Das richtige Gefühl, daß die architektonischen Formen nichts Conventionelles seien, ging bei ihm durch, und seiner Auffassung lag eigene Anschauung zu Grunde. Seine Polemik war dialektisch geschult, und selbst die Schärfe des Tons verdiente, bei den dilettantenhaften Anmaßungen des Gegners, keinen Tadel. In der Folge wurde sein Interesse für die antike Baukunst immer geringer, um so entschiedener aber wendete er sich dem Studium der altchristlichen Kunst und des italiänischen Mittelalters zu. Als Resultat dieser Studien steht ein großes Werk da, welches unter den architektur-geschichtlichen Arbeiten unseres Jahrhunderts einen ehrenvollen Rang einnimmt, und das, durch lange Jahre sich hinziehend, erst im Todesjahr des Verfassers zur Vollendung kam: „Die altchristlichen Kirchen nach den Baudenkmalen und älteren Beschreibungen, und der Einfluß des altchristlichen Baustiles auf den Kirchenbau aller späteren Perioden. Text und Atlas von 63 Tafeln. 1863". Was über den Werth des Buches vom kunstwissenschaftlichen Standpunkte aus zu sagen ist, und was für Bedenken sich daneben auch gegen die Auffassung des Verfassers erheben lassen, ist am besten von W. Lübke in einer ausführlichen Kritik niedergelegt worden, die in den Wiener „Recensionen und Mittheilungen über bildende Kunst", 1864, erschien. Es ist die Arbeit eines ganzen der Kunst gewidmeten Lebens. Fast alle Denkmäler sind neu aufgenommen und gemessen, sehr vieles ist zum erstenmal, oder wenigstens zuerst hier in genügender Qualität publicirt. Das bereits Bekannte ist an geeigneter Stelle eingereiht, um eine Uebersicht der ganzen Periode und ihres Schaffens zu geben. Die Beschreibungen älterer Kirchenschriftsteller, welche uns über vieles nicht mehr Vorhandene aufklären, sind verwerthet. Die Kenntniß der altchristlichen Kunst ist wesentlich bereichert, dieser ist eine größere Würdigung als früher zu Theil geworden. Die Punkte, in welchen die altchristliche Kunst über eine bloße Verwendung antiker Formen für neue Bedürfnisse hinausging, ihr Sinn für große Raumverhältnisse, die Kühnheit ihrer Constructionen sind klar hervorgehoben. Aber die Hingabe an das Object seiner Studien führte Hübsch zu einer Ueberschätzung desselben. Nicht nur die gothische Baukunst, sondern auch die romanische wird von Hübsch ungenügend gewürdigt, zum Theil ungerecht verkannt. Diese sieht er eigentlich nur als eine Unterbrechung der ursprünglichen, classischen Entwickelung der christlichen Kunst unter dem Einfluß der halbwilden germanischen Völker an. Die neuen schöpferischen Elemente, welche erst durch den Geist dieser neuen Völker dem architektonischen Leben zugeführt worden, übersieht er. Mag er in einzelnen Fällen richtig nachgewiesen haben, daß manche Formen, die man erst dem eigentlich romanischen Stil zuzuschreiben pflegte, bereits früheren Datums sind, so ist er doch ebenso häufig im Unrecht, wenn er, auf Grund willkürlicher Annahmen, manche andere Formen, wie das Würfelkapitäl, die eigentliche Ausbildung des gewölbten Langhausbaues u. s. w., in so frühe Zeit versetzt. Aber wenn auch in vielen Fällen seinen Behauptungen, wie der Schlußfolgerung, welche er aus diesen zieht, widersprochen werden muß, so ist doch durch dieses Werk für die historische Kenntniß, wie für die ästhetische Würdigung einer großen kunstgeschichtlichen Periode ein neuer Boden gewonnen. Auf Grund seiner architekturgeschichtlichen Studien kam sodann Hübsch zu bestimmten Anschauungen über die technischen und künstlerischen Bedürfnisse der modernen Baukunst, die er in verschiedenen Schriften, und zwar in jeder späteren schärfer

und präciser niedergelegt hat. Zuerst wurden sie begründet in der kleinen Schrift: „In welchem Stile sollen wir bauen?“ (1852), dann kam er auf sie zurück in dem Text zur Herausgabe seiner „Bauwerke“ (Heft 1 und 2, 1838) und schließlich führte er sie weiter aus in dem Buche: „Die Architektur und ihr Verhältniß zur heutigen Malerei und Sculptur“ (1847). Er stellt hier einige ästhetische Hauptgrundsätze für die Baukunst auf, er mißt an diesen die wichtigsten Baustile der Vergangenheit und kommt schließlich zu der Forderung, die Gegenwart müsse zu einem eigenen, ihrem besonderen Charakter entsprechenden Stil gelangen. Auch diese Schrift fordert zu manchem Widerspruch heraus, es läßt sich nicht verkennen, daß sich der Verfasser — wie es Künstlern, die Theorie treiben, leicht geht — nicht genug von objectiven Grundsätzen und zu sehr von subjectiven Erfahrungen und Neigungen leiten läßt, daß er die historische Würdigung einer bestimmten Bauweise oft mit dem Urtheil über ihre Verwendbarkeit für die Gegenwart verwechselt. Dennoch ist die Darstellung interessant, schlagfertig, bedeutend, auch in Sprache und Ausdruck originell, sie ist das Bekenntniß eines Mannes von Geist, Kenntnissen und Charakter und deßhalb bei aller Einseitigkeit werthvoll. Wenn heutzutage, den Tendenzen der exclusiven Neugothiker gegenüber, auch mehrfach von Gelehrten wie von Künstlern (Kugler, Lübke, Semper) der gothische Stil einer scharfen Kritik unterworfen worden ist, so geht doch niemand nach dieser Seite hin weiter als Hübsch, dessen treffende, durch unwiderstehliche Schlagwörter belebte Kritik den modernen gothischen Experimenten gegenüber höchst beherzigenswerth, der Gothik in ihrer historischen Existenz gegenüber allerdings ungerecht ist. Wenn er gleichzeitig auch die Ueberzeugung ausspricht, daß die antike Architektur selbst bei der freiesten Behandlung für unser heutiges Schaffen unzulänglich sei, so mag das befremden, namentlich von Seiten eines Mannes, dessen frühere Studien über griechische Kunst viel Verständniß verrathen hatten, aber es wird begreiflich, wenn Hübsch mittheilt, daß er zu dieser Ansicht schon in Weinbrenner's Schule gekommen sei. Dessen öde, zopfmäßige Nüchternheit hatte ihm eben den Anschluß an das Alterthum verleidet, und zwar in solchem Maße, daß er die gesunden, ächt künstlerischen und unvergänglichen Bestrebungen eines Schinkel, die griechische Kunst „auf die Bedingungen einer neuen Weltperiode zu erweitern“ ganz ignorirte. Die Vorliebe, welche Hübsch für die altchristliche Baukunst gewonnen, tritt auch hier zu Tage, und zugleich interessirt ihn die italiänische Architektur des Mittelalters, namentlich seit dem 13. und 14. Jahrhundert. Diese ist für ihn das Erzeugniß einer „classisch-neuchristlichen“ Periode, in welcher die classische Bildung und das Christenthum einen neuen Bund schließen. In eben dieser Richtung, meint er, bewege „die bessere Seite der Gegenwart“ sich noch. An den Werken dieser Zeit habe die Plastik und die Malerei der Gegenwart sich gebildet, eine übereinstimmende Richtung habe auch die moderne Baukunst einzuschlagen. — Ohne die Einseitigkeit seines religiösen wie künstlerischen Standpunktes hätte Hübsch nun einsehen müssen, daß die gesammte italiänische Kunst gegen Ende des Mittelalters von dem Streben zur Renaissance erfüllt ist, und daß der Geist der Renaissance auch unsere bedeutendsten neueren Maler und Bildhauer neue Wege führte. Aber, dem Nazarenerthum verwandt, welches in einigen deutschen Malern erwacht war und sie zu Rückschritten auf ihrem glücklich eingeschlagenen Pfade, zur Abkehr von der Natur und der freien Herrschaft der Formen, unter dem Einfluß einer sentimentalen, vom Leben abgewendeten Religiosität, verführte, mißverstand auch Hübsch die Entwickelung der damaligen italiänischen Architektur und sah die Baukunst der Renaissance als bloße Entartung an. Er stellt ein neues System auf, das er für eine Weiterbildung der altchristlichen

und der von ihm sogenannten „classisch-christlichen" Bauart hielt. Er dringt darauf, die weiten Verhältnisse der alten Basiliken beizubehalten, aber verlangt bei dem monumentalen Bau durchgängige Wölbung. Neben dem Rundbogen will er dem Flachbogen eine größere Anwendung schaffen. Für die Außengliederung der Wände scheint ihm das System der antiken Baukunst und der Renaissance lügenhaft, er dringt auf Gliederung durch Lisenen, im Detail empfiehlt er namentlich den Anschluß an classische Vorbilder. — Wenn man Hübsch auch vollen Beifall zollen kann in seinem Kampf gegen das willkürliche Nachahmen bald dieses, bald jenes Stiles, welches er einen „permanenten architektonischen Carneval" nennt, sowie gegen „ästhetischen Ultrapatriotismus", der eine ausschließlich vaterländische Bauweise verlangt, oder gegen die krankhafte Forderung, daß eine zeitgemäße Kunst „alle Eigenschaften von gestern" darstellen solle, so muß man doch einsehen, daß er im Negiren stärker ist, als in dem, was er positiv hinstellt. Schon das ist ein Irrthum, daß er glaubt, ein zeitgemäßer Baustil lasse sich durch bewußte Erfindung herstellen; ein zweiter Irrthum ist, daß er für seine neuen Bestrebungen bei Vorbildern anknüpfte, die an und für sich nicht entwickelt genug waren, um passende Muster sein zu können, die ihn persönlich aber nach seinen religiösen Neigungen, wie nach der Richtung seiner geschichtlichen Studien interessirten; ein dritter Irrthum, daß er von der „radicalen Abstraction" (um einen Ausdruck Schinkel's anzuwenden) ausgeht, den formalen Ausdruck der Bauwerke einseitig aus der Construction heraus entwickeln zu wollen. Prüfen wir nun, in welcher Weise er diese Grundsätze bei den Bauwerken in Anwendung brachte, die seit seiner dauernden Niederlassung in Karlsruhe entstanden sind, so werden uns die Bedenken, die schon sein theoretischer Standpunkt hervorrufen kann, bei dessen Verwirklichung noch entschiedener entgegentreten. Wir finden überall gesunde und tüchtige Züge, ein Verständniß für solide Construction, ein unbefangenes Bemühen der einfachsten, meist aus den constructiven Bedingungen selbst entlehnten Mittel, um eine gefällige Wirkung hervorzurufen, den ernsten Willen, das Material unverhüllt und seinem Wesen nach zur Geltung zu bringen, auch verschiedene Arten von Material, Hausteine und Backsteine geschickt zu verbinden und mit ihnen auch am Aeußeren der Gebäude eine maßvolle und charakteristische Polychromie zu erreichen, endlich eine entschiedene Abneigung gegen prunkvolles und verlogenes Heraufschrauben der Wirkung, wie man es sonst so häufig in der modernen Architektur, beispielsweise in derjenigen der Münchener Schule, findet. Die Schwächen, welche diesen Vorzügen gegenüber stehen, gehen wesentlich aus einer Quelle hervor: aus dem Mangel wahrhaft schöpferischer Phantasie. Es gebricht Hübsch an der Fähigkeit, unmittelbar und aus dem Vollen heraus zu produciren. Statt der Erfindung waltet bei ihm die Berechnung, wir sehen zu viel verständige Ueberlegung, zu wenig Schönheitgefühl und Frische der Conception. In Anlage, Construction und Formen liebt er es, Experimente zu machen, ist aber nur zu oft trocken, reizlos, gequält. Vor Allem tritt uns in den Einzelformen und im Ornament Nüchternheit und Mangel feineren Geschmacks entgegen. Mochte er auch selbst für die Ausbildung der Formen das Studium des Alterthums empfohlen und beabsichtigt haben, so entschwand ihm doch das Verständniß für antike Form unter den Händen, während er schuf. Fast überall tritt in seinen Werken die Anstrengung des Hervorbringens ermüdend und peinlich zu Tage, und über der Mühe, die ihm die Construction und die künstlerische Ausbildung seiner Bauwerke verursachten, fand er keine Zeit, an die Zweckmäßigkeit der Anlagen zu denken. Gerade in praktischer Beziehung zeigen dieselben oft unbegreifliche Fehler. Zu seinen frühesten Arbeiten gehört das Finanzministerium (1829—1833), ohne sonderliche Eigenthümlich-

keit, doch bei strenger Schlichtheit ansprechend; dann die Polytechnische Schule (1832—1836), bis zu dem späteren Erweiterungsbau, der die von Hübsch gebaute Façade auf der anderen Seite eines schwerfälligen Mittelbaues wiederholte, im Grundriß klar und in den Verhältnissen nicht schlecht, trotz großer Derbheit und primitiver Schwerfälligkeit der Formen; das Zollgebäude zu Mannheim (1836—1839), das Landesgestüt zu Karlsruhe (1837—1838). Vielfach gab Hübsch sich dem Bestreben hin, für Landkirchen eine bei größter Einfachheit würdige und geeignete Form zu finden, was ihm besonders in der Kirche zu Bulach bei Karlsruhe (1834—1837) gelang. Romanischen Formen sich nähernd, baut sie sich namentlich von der Chorseite mit ihren beiden Thürmen und der Sakristei, welche einen scheinbaren Chorumgang bildet, malerisch empor. Das System des Innern: ein offenes Dachgerüst, getragen von Quergurten, wie in der Basilika S. Prassede zu Rom, kann bei einem so einfachen, schmucklosen Bau am Platze sein, ja selbst naiv wirken, ist aber für größere Verhältnisse und für monumentalen Ausdruck unzulänglich und unfertig, selbst bei der Modification, zwischen die Theilungsgurten quergelegte flache Tonnengewölbe zu spannen, für die Hübsch eine besondere Vorliebe hat. Größere Kirchenpläne, die er seinem Werke über die altchristlichen Kirchen beigefügt, und namentlich sein (nicht ausgeführter) Entwurf für eine große bischöfliche Kirche in Rottenburg (1834, Entwürfe 1 und 2) zeigen deutlich, daß er nicht fähig war, einen künstlerisch wahrhaft durchgebildeten Kirchenbau zu concipiren. Mehrere andere kleinere Kirchen, zu Bauschlott, Epfenbach, Zeisenhausen, Dürrheim, Rottweil, stehen hinter der von Bulach weit zurück. Bei der evangelischen Kirche zu Freiburg (1829—1838) hatte er die Aufgabe, die alte Abteikirche von Thennenbach im Schwarzwalde an anderem Orte, unter Benutzung des Materials der Ruinen, wieder aufzubauen, ließ sich hier aber willkürliche Abweichungen zu Schulden kommen. Auch die Restauration der Westtheile des Doms zu Speier (1854—1858), obwohl, auch in formaler Hinsicht, zu dem Besten gehörend, was Hübsch geschaffen, schließt sich doch dem alten Werke nicht treu genug an, und gönnt der Subjectivität zu viel Spielraum. Unter späteren Kirchenbauten sind namentlich die katholische Kirche in Ludwigshafen (1858—1862), die Kirchen zu Ober-Säckingen, Bietigheim, Bühlerthal, Oos, Unter-Grombach hervorzuheben. Unterdessen waren bereits seine hervorragendsten Leistungen auf dem Gebiet der profanen Architektur entstanden. Die Kunsthalle in Karlsruhe (1836—1845) ist ein durchweg gewölbter, außen und innen wahrhaft monumentaler Bau. Die Façade hat den Charakter würdevoller Ruhe, aber durch Einzelheiten wird man auch hier verletzt. Die Gliederung des in Backstein gehaltenen Oberbaues ist maßvoll, aber kräftig. Die Quadern des Unterbaues aber sind so glatt, daß eigentlich das Schwere über dem Leichteren zu stehen scheint; das Motiv der Dreitheilung der Fenster, in der Mitte mit halbkreisförmigem, seitwärts mit horizontalem Schluß, ist eine unpassende Verwendung eines an rechter Stelle höchst wirksamen Motives, das Gesims ist zu kraftlos, die Kragsteine unter dem Mittelgiebel sind abscheulich. Innen ist die Anlage des Vestibuls mit dem Treppenhause wahrhaft großartig und bis auf kleine Härten auch in Farbe und Form glücklich, aber es ist so angelegt, daß es die Flucht der Hauptsäle unterbricht und daß dem Grundriß des oberen Stockwerkes die rechte Entwickelung fehlt. Dieser würde auch dann nicht gewonnen haben, wenn der ursprüngliche Plan, den Bau noch um die drei anderen Seiten eines mittleren Hofes herumzuführen, zur Ausführung gekommen wäre. Die unteren Säle für die Gypsabgüsse sind würdig und schön, nur stören hier wie in den oberen Räumen kleinliche constructive Experimente in der Gewölbebildung. Das Bedenklichste ist aber die

Anlage der Gemäldegalerie, mit ganz unzureichendem Oberlicht in den Hauptsälen. Die Trinkhalle in Baden (1837—1840) zeigt das von Hübsch bevorzugte Princip der Hallenbildung durch Flachbögen auf Säulen und bei flachbogiger Ueberwölbung charaktervoll und nicht ungefällig durchgeführt, und kann als seine beste Leistung gelten. Das Hoftheater in Karlsruhe, nach dem Brande von 1847 errichtet, ist im Innern glücklich disponirt und baut sich außen, im Materialbau durchgeführt, heiter und lebendig empor. Hübsch wollte die Halbkreisgestalt des Zuschauerraumes charakteristisch nach Außen zur Geltung bringen, aber sah nicht ein, daß hierdurch eine Façadenarchitektur im gewöhnlichen Sinne ausgeschlossen wurde, und legte dem Bau eine offene Vorhalle in zwei Stockwerken vor, welche doch nur äußerlich angelehnt, nicht organisch mit ihm verwachsen erscheint. Auch an sich wirkt diese Halle, unten mit Rundbögen, oben mit Flachbögen, die eher spannend als freitragend erscheinen und daher keineswegs einen leichteren Eindruck machten, außerdem mit verdoppelten Säulen und mit zahlreichen kleinlichen Formen, unruhig, und sieht eher einer Leistung der Töpferei als der Baukunst ähnlich. Der Wintergarten und die Gewächshäuser am Schloßgarten (1853—1858) bilden eine sehr ausgedehnte Anlage, bei welcher der Architekt nach malerischer Gruppirung und nach einer mehr in das Phantastische gehenden Wirkung strebte. Gerade hierzu fehlte ihm aber der wahre Muth und die Frische der Einbildungskraft, und das Ganze, anspruchsvoll, nicht hinreichend zweckmäßig, in den Einzelformen oft seltsam und verletzend, ermangelt der vollen Flüssigkeit und der organischen Einheit in Composition und Aufbau. Unter anderen späteren Werken sind hervorzuheben das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und das Gartenhaus der Museumsgesellschaft, dieses ein gut disponirter und ansprechender Backsteinbau, bei dem nur der Fensterabschluß in stumpfen Winkeln ein störender Einfall des Baumeisters ist. Die Wirksamkeit von Hübsch bezeichnet für das architektonische Leben in Baden, besonders in der Hauptstadt, immerhin eine bessere Periode als diejenige Weinbrenner's war. Ein Hinausstreben über die öde Nüchternheit, ein Ringen nach neuen Zielen, zugleich eine Hebung des Handwerks trat mit ihm ein. Seine Bestrebungen sichern ihm eine hervorragende Stellung in der Geschichte des künstlerischen Ideals im 19. Jahrhundert; das aber, was er wirklich schuf, hat nur bedingten Werth, und der Einfluß, den er auf die gesammte badische Architektur gewann, förderte eine Richtung, der es zu sehr an classischer Bildung und am Formgefühl fehlte. (Vgl. Histor.-polit. Bl. B. 53, (1864.) — W. Lübke, Die deutsche Architektur der Gegenwart. Westermann's Monatshefte. 1857.)

Alfred Woltmann.

Karl Hüetlin,

geboren am 8. Juli 1806, war der älteste Sohn des Kreisrathes Hüetlin zu Konstanz, welcher Stadt die Familie seit Jahrhunderten und schon bevor jene ihre Reichsunmittelbarkeit verloren, angehörte. — Durch den frühen Tod des Vaters zeitig zu männlicher Reife entwickelt, durch seine ächt fromme Mutter in der idealen Richtung, die einen Grundzug seines Charakters bildete, bestärkt, besuchte Hüetlin das Lyceum seiner Vaterstadt und fand sein Talent für Gesang und bildliche Darstellung in dem Kreise der verwandten Familie Moosbrugger erfreulich angeregt. Auch auf der Universität blieb seine Eigenart erhalten. Wie ihn in Freiburg, wo er seit 1824 studirte, vor allem das Vernunftrecht Rotteck's anzog, während ihn die starre Form des römischen Rechts in keiner Weise befriedigte, so zog ihn, als er 1826 nach Heidelberg übersiedelte, weniger der Jurist als der große Musikkenner Thibaut an, in dessen Hause er als be-

liebter Sänger freundliche Aufnahme fand. 1829 begann er die juristische Praxis bei dem Amte Waldkirch, 1831 wandte er sich ohne rechte innere Freudigkeit dem Anwalts-Berufe in Konstanz zu. Bald führten ihn die Tagesereignisse in das politische Leben ein. Als Abgeordneter einer Konstanzer Bürgerversammlung wohnte er dem Hambacher Feste bei; als aber ein engerer Ausschuß der Theilnehmer zu Neustadt am 28. Mai 1832 eine Organisation zum thätigen Widerstande gegen die Maßnahmen der Regierungen schaffen wollte, vereitelte er die weitere Berathung durch den Hinweis auf die Lächerlichkeit eines solchen Strebens. Bald fand er, statt politischer Hirngespinste, eine solide und fruchtverheißende Basis des öffentlichen Wirkens. Als nach Einführung des Gesetzes über die neue Gemeindeverfassung (s. d. Art. Winter) die Wahl neuer Gemeindebeamten angeordnet wurde, fiel die Wahl zum Bürgermeister von Konstanz auf Hüetlin. — Von nun an war, während einer siebzehnjährigen Dienstzeit, sein einziger Ehrgeiz, in dieser Stellung thätig und seiner Vaterstadt nützlich zu sein. Keine Aussicht auf ein Staatsamt konnte ihn verlocken, selbst einem Mandat zur zweiten Kammer wollte er nicht die unausgesetzte Erfüllung seiner Amtspflicht opfern. Hochgebildet, reich begabt, ein vortrefflicher Redner, männlich und entschlossen und doch zugleich milde, theilnehmend, weich, dabei von fleckenreiner Treue, Redlichkeit und Sittlichkeit, zugleich der beste Gesellschafter, der gewandteste und anmuthigste Toastsprecher wie er war, mußte man fast bedauern, daß er seiner Wirksamkeit selbst ein so enges Ziel gesteckt hatte. Die Zeitverhältnisse machten die Aufgabe des jungen Bürgermeisters zu einer schwierigen. Er selbst wurde in seiner politischen Richtung von den staatsrechtlichen Theorieen Rotteck's, dem er persönlich mit großer Pietät anhing, bestimmt und blieb wohl auch nicht unbeeinflußt von den Strömungen des öffentlichen Lebens in der benachbarten Schweiz; und wenn auch in seinem ernsten und einsichtigen Charakter ein weises Maßhalten begründet war, so schützte diese Eigenschaft den freisinnigen Mann zu Zeiten reactionairer Strömungen doch nicht vor dem Mißfallen der Regierung, während sie andererseits die radicale Partei, welche in Konstanz unter gewandten Führern auftrat, zu einem um so leidenschaftlicheren Vorgehen reizte. Vergleichsweise ruhig war die erste Periode seiner Amtsthätigkeit unter Minister Winter, welcher der freisinnigen Gemeindeverwaltung von Konstanz offene Anerkennung aussprach. Dieß hinderte freilich nicht, daß derselbe Staatsmann, als Hüetlin im Februar 1834 die Magistrate einiger böhmischen Städte aufforderte, sich an der Errichtung eines Denkmals zu Ehren von Johannes Huß und Hieronymus von Prag zu betheiligen, unter dem Einfluß der Metternich'schen Politik die entschiedenste Weisung ertheilte, alles zu unterlassen, was auf diesen Gegenstand Bezug habe. Anders gestaltete sich das Verhältniß der Konstanzer Gemeindeverwaltung in der Zeit des Blittersdorff'schen Regimentes. Nun wurden ihr Umsturztendenzen zugeschrieben und das Mißtrauen der Regierung durch einen übereifrigen Berichterstatter noch genährt. Hüetlin wurde persönlich verdächtigt und der Umgang mit ihm wurde für Staatsbeamte mißlich und compromittirend. Ein schweres Ungewitter drohte sich über Konstanz zu entladen; zur Abwendung dieser Gefahr suchte Hüetlin bei der Abgeordnetenwahl von 1841 die Wahl Bader's, als eines gemäßigten Oppositionsmannes, durchzusetzen. Gleichzeitig forderte er in offenem Worte von der Regierung Achtung der freimüthigen, unverhüllten Sprache des Volkes, vor allem aber Festhalten an der Grundlage des Staatsverbandes. Ein Wechsel in der Person des Kreisdirectors verbesserte das Verhältniß zur Regierung. Der neue Director Kern würdigte richtig Personen und Zustände und kam den Gemeindevertretern vertrauensvoll entgegen. Dagegen wurde Hüetlin nun zur Zielscheibe radicaler Angriffe, die ihn öffentlich des Verrathes beschuldigten. —

Während dieser Ereignisse ging die Stadt Konstanz allmäligem Emporblühen entgegen. Es war Hüetlin gelungen, die Gemeindeverwaltung zu einer Stätte freier, geordneter Selbstverwaltung und zu einer Schule selbständigen, politischen Gemeinsinnes zu machen. Das Ansehen der Stadt wuchs im Lande selbst über ihre reale Größe und Bedeutung hinaus, und dieses Ansehen wurde nicht unwesentlich durch die Person ihres Bürgermeisters begründet. Mit Vorliebe pflegte Hüetlin die Volks- und Gewerbe-Schule; ein Waisenhaus wurde gegründet. Ein Hauptziel seiner Thätigkeit war auf das wirthschaftliche Gedeihen der Stadt und ihrer Einwohner gerichtet. Der Zuzug Gewerbtreibender, namentlich aus der Schweiz, der Transitverkehr wurde begünstigt, die Erweiterung der Dampfschifffahrt, der Post, die Anlegung eines neuen Hafens wurde betrieben. Vor allem aber galt es, mit anderen Männern des Seekreises der Erbauung einer Kinzigthalbahn die Wege zu bereiten. — Eine ernstere Katastrophe für Hüetlins Amtsthätigkeit begann 1847, als sich der Kampf mit den radicalen Elementen verschärfte und der „maulende Communismus" hinzutrat. Besonders der Einfluß Fickler's und seiner „Seeblätter", verbitterte diesen Kampf. Die Revolution von 1848 entfesselte vollends alle politischen Leidenschaften. Am 6. März versuchten es die Communisten, sich durch eine Volksversammlung der Herrschaft von Konstanz zu bemächtigen und die Republik zu proclamiren. Mit der kräftigen Unterstützung des Dekans Kuenzer (s. diesen Art.) gelang es Hüetlin, den wahnsinnigen Anschlag abzuwenden; er erklärte bestimmt, daß er, sobald die Republik proclamirt werde, sein Amt niederlege. Alle staatliche Amtsgewalt war gelähmt, die Gendarmen und Grenzaufseher, der einzige bewaffnete Schutz des Seekreises, waren in Konstanz unter den Befehl des Bürgermeisters gestellt, und dieser hatte sie angewiesen, jeden zu erschießen, der fremdes Eigenthum angreife. So blieben Eigenthum und Personen unversehrt, auch der mehrmals beabsichtigte Angriff auf Staatsbeamte wurde durch persönliche Abmahnung verhindert. Auch nach dem überfluthenden Ausbruche der Revolution im Mai 1849 gelang es Hüetlin, jede Gewaltthätigkeit in Konstanz fern zu halten. Aber seine Voraussicht, die Revolution werde am See sich ausspielen, trat ein. Am 6. Juli 1849 war Gögg, am 8. Juli Werner, mit ihren flüchtigen Schaaren von Bürgerwehren und 6 Kanonen in Konstanz erschienen. Ihr Plan war, auf der Erdzunge von Konstanz Stellung zu nehmen, „um die Sache ehrenvoll beschließen zu können". So nahte der 11. Juli. In der Nacht vom 10. zum 11. Juli übergab ein Bote dem Bürgermeister Hüetlin einen anonymen Zettel, angeblich von dem mit seinen Truppen bei Radolfzell stehenden hessischen General v. Schäffer-Bernstein abgeschickt, mit der Aufforderung, die Rheinbrücke abbrechen und die Thore sperren zu lassen, um die flüchtigen Insurgenten abzuschneiden. Der sofort zusammenberufene Gemeinderath lehnte das Ansinnen einstimmig ab, als an sich schlechthin unausführbar, weil dadurch Stadt und Einwohner zwecklos den Gräueln blutigen Kampfes und wilder Vernichtung ausgesetzt würden. Denn in der Stadt befanden sich 6 Geschütze, 80 Artilleristen, 300 Mann Linienſoldaten, 400 württembergische Wehrleute; auf der Erdzunge noch 800—1000 Mann Linientruppen mit 5 Geschützen und eine Anzahl Freischaaren. Am 11. Juli von Morgens 6 Uhr an zogen diese Schaaren von Konstanz und durch die Stadt nach der Schweiz ab. Hüetlin rettete noch die Fahnen zweier badischen Regimenter. Alsbald nach dem Einmarsch der hessischen Truppen wurde Hüetlin durch Verfügung des Amtes am 12. Juli seiner Stelle als Bürgermeister einstweilen enthoben. Eine militairgerichtliche Untersuchung wurde gegen ihn eingeleitet und am 2. August erfolgte seine Verhaftung. Am 4. August hatte er sich vor einer gemischten Commission gegen die Anschuldigung zu vertheidigen, daß er dem

schriftlichen Befehl des Generals v. Schäffer nicht Folge geleistet habe. Nach dem Schlusse des Verhörs, bei dem sich Hüetlin mit der ganzen Kraft der Begeisterung vertheidigte, „die ein gutes Gewissen und die entschiedenste Absicht, die volle Wahrheit zu sagen, einflößt", erklärte der General den Mitgliedern der Commission, er habe jetzt mit Hüetlin nichts mehr zu schaffen und überlasse die Sache der Civilbehörde. Gleichwohl dauerte der Militairverhaft fort und wurde erst, auf Verwendung des Landescommissairs, Regierungsdirector Fromherz, bei dem Generalcommando des Neckarcorps in Donaueschingen, am 17. August aufgehoben. — Am 16. Oktober 1849 erklärte Hüetlin seinen Rücktritt und seinen Verzicht auf den vertragsmäßigen Pensionsanspruch, nachdem er sich verlässigt hatte, daß es, im Geiste des provisorischen Gesetzes vom 27. Juni 1849, Grundsatz der Regierung sei, nur solche Gemeindebeamte bestehen zu lassen, welche unzweifelhaft unter allen Umständen unbedingte Folge leisten würden. Der Rücktritt aus dem Amte führte nothwendig zum Scheiden aus den Mauern der Vaterstadt und zur Ergreifung der Anwaltschaft. Innerlich zerrissen und im bitteren Gefühle „unverdienter Mißhandlung" schied er; nur mit innerem Widerstreben wurde er abermals Anwalt. Er zog nach Freiburg, wo ihm liebe Verwandte lebten und wo er im heiteren Kreise alter und neugewonnener Freunde Erholung und frohen Genuß und auch durch Ausübung der Anwaltschaft im Gebiete der Verwaltung und als Vertheidiger bald einen befriedigenden Geschäftskreis fand. Es waren Tage zurückgezogener Stille, bedingt durch die politischen Zustände Badens bis zum Winter 1859. Erst der Abschluß des Concordates mit Rom brachte wieder Leben in diese, von der Politik mißmuthig abgewandten Kreise. Den kirchenpolitischen Bestrebungen Roms gegenüber hatte Hüetlin, ein langjähriger vertrauter Freund Wessenberg's, längst eine abwehrende Stellung eingenommen. Es war selbstverständlich, daß er gegen die durch das Concordat offen zu Tage tretenden Tendenzen alsbald den Kampf aufnahm und mit ebenso fester, unermüdlicher Energie als bescheidener Anspruchslosigkeit führte. Sofort nach Verkündigung des Concordates verpflichteten sich beinahe sämmtliche der theologischen Facultät nicht angehörigen Professoren der Universität Freiburg in einem Promemoria, alle gesetzlichen Mittel zur Beseitigung der dem Erzbischof durch die Vereinbarung mit Rom zugesicherten Beaufsichtigung ihres Lehramtes anzuwenden. Gleichzeitig wurde in einem kleinen Kreise von Männern verschiedenen Berufes, darunter Lamey, v. Roggenbach, Fauler, Hüetlin, beschlossen, gegen die Gültigkeit des Concordatabschlusses ohne Zustimmung der Landstände und gegen die Ertheilung derselben anzukämpfen. Hüetlin war die Seele dieses Kampfes in Freiburg, während Lamey an den Landtagsverhandlungen Theil nahm. An seiner Seite sicherte den in der Bischofsstadt bedeutsamen Sieg Bürgermeister Fauler, durch seine Persönlichkeit und Energie hervorragend. Aus der Ferne nahm auch der greise Freiherr v. Wessenberg den lebhaftesten Antheil an dieser Thätigkeit des Freundes. Am 11. Januar 1860 hatte er ihm geschrieben: „Mich freut, daß so viele wackere Kämpfer für die gelästerte Wahrheit mit Rath und Entschlossenheit, ohne eigennützige Absichten zusammenwirken. Die lügenhaften Gerede des Tages müssen wir durch die That entkräften und dabei innig Gott vertrauen, dem allein es zusteht, die Zeit des Gelingens zu bestimmen". Das Concordat fiel; die landesherrliche Proclamation vom 7. April 1860 eröffnete dem Lande eine auf neue Bahnen gewiesene Zukunft. Wessenberg erlebte noch diesen Sieg der guten Sache. Als er am 13. August 1860 starb, ergab sich, daß er in seinem letzten Willen Hüetlin mit dessen Vollstreckung betraut hatte. Dieser Auftrag führte Hüetlin zum ersten Male wieder in seine Vaterstadt. Da zeigten Scenen rührender Anhänglichkeit, daß er in den Herzen seiner Konstanzer noch als ihr Bürgermeister lebte. Als bald nachher

eine Neuwahl des Gemeindevorstehers stattzufinden hatte, wurde an Hüetlin die Frage gestellt, ob er eine solche Wahl annehme. Er sagte bereitwillig zu und wurde am 3. Januar 1861 fast einstimmig zum Bürgermeister gewählt. Aber es war ihm nicht vergönnt, in der neuen Aera an dem neuen Aufschwunge seiner ihm so theuren Vaterstadt mitzuwirken. Wenige Tage vor der festgesetzten Abreise nach Konstanz, am 27. Januar 1861 endete ein Schlagfluß seine irdische Laufbahn. (Vgl. Konstanzer Zeitung 1874. No. 125—131). W.

Johann Jacob Ludwig Hüffell.

Am 6. Mai 1784 in Gladenbach (Großherzogthum Hessen), wo sein Vater erster Pfarrer und Inspector war, geboren, erhielt er seine erste Ausbildung von seinem Vater, sodann auf dem Pädagogium in Marburg. Auf der Universität Marburg studirte er zuerst Philologie, dann in Gießen Theologie unter der Leitung von Schmidt und Kühnöhl. Im kirchlichen Amte war er von 1806 an Amtsgehilfe seines Vaters, 1817 Pfarrer in Friedberg. Hier schon machte er sich durch hervorragende schriftstellerische Leistungen auf dem Gebiete der praktischen Theologie und durch seine Tüchtigkeit als Prediger bekannt. Im Jahr 1825 erhielt er einen Ruf als Professor an das theologische Seminar zu Herborn in Nassau und als Pfarrer daselbst, aus welchem Anlaß ihm die theologische Facultät zu Gießen die theologische Doctorwürde ertheilte. Hier hatte er einen Wirkungskreis, der seiner Neigung und Befähigung entsprach; besonders erwünscht war ihm das Zusammenwirken mit seinem gleichgesinnten Freunde, dem nachmaligen Bischof Dr. Heydenreich, mit welchem er vom Jahre 1827 an einige Jahre lang eine „Zeitschrift für Predigerwissenschaften" (2 Bände) herausgab. Nach dreijähriger Wirksamkeit in Herborn, berief ihn Großherzog Ludwig im Jahre 1828 als geistliches Mitglied des Ministeriums des Innern, evangelischer Kirchensection, und Kirchenrath nach Karlsruhe, mit der Verpflichtung, auch von Zeit zu Zeit zu predigen. Das Jahr darauf wurde er nach dem Tode des Prälaten Bähr dessen Nachfolger in der Prälatenwürde. Diese Stelle bekleidete er, bis er im Jahre 1853 unter Anerkennung seiner langjährigen, treu geleisteten und ersprießlichen Dienste, in den Ruhestand trat. Am 26. Juni 1856 starb er in Karlsruhe. — Der theologische Standpunkt Hüffell's war der des Supranaturalismus. Er gehörte zu den Männern, welche im Gegensatz zu dem älteren Rationalismus wieder mehr die Bedeutung und den Werth des Glaubens betonten. Ein großes Verdienst hat er sich in weiteren Kreisen der evangelischen Kirche durch sein wissenschaftliches Hauptwerk: „Ueber den Beruf des evangelisch-christlichen Geistlichen. Ein Handbuch der praktischen Theologie in ihrem ganzen Umfange". (1822. 4. Aufl. 1843. Eine holländische Uebersetzung von J. Buschkeiser erschien 1833 in Groningen.) erworben. Hüffell legte, was für jene Zeit ein Neues war, dem Beruf des evangelischen Geistlichen wieder den Begriff der Kirche und ihres Bekenntnisses zu Grunde, und betonte wieder mit Wärme die innerliche Seite dieses Berufes. Sein Handbuch behauptete sich längere Zeit als eines der geschätztesten im Bereich der praktischen Theologie. Demselben Gebiete gehören auch noch andere Schriften an: „Die Schule der Geistlichen, oder Ansichten und Vorschläge, eine zweckmäßigere Erziehung der evangelischen Geistlichen betreffend." (1818.) „Katechismus der Glaubens- und Sittenlehre." 2. Aufl. 1826. „Der Staat, die Kirche und die Volksschule in ihrer inneren und äußeren Einheit." 1823. — Als Kanzelredner besaß Hüffell eine anerkannte Begabung; eine edle gewählte Sprache und ein ausgebildeter Vortrag verbanden sich mit der Wärme des Inhalts seiner Predigt. Er war auch als Erbauungsschriftsteller beliebt, wovon seine zahlreichen Predigtsammlungen Zeugniß ablegen. Die beiden ersten

Sammlungen erschienen 1816 und 1820, die zwei folgenden 1828 und 1829, und 5 Sammlungen von 1830 bis 1847. In dieses Gebiet gehört ferner ein christliches Erbauungsbuch: „Des Lebens Weihe." (1826), und: „Briefe über die Unsterblichkeit der menschlichen Seele." (4. Auflage 1838.) In einer anderen Schrift („Der Pietismus, geschichtlich und kirchlich beleuchtet." 1846.) hat er eine kirchliche Zeiterscheinung behandelt. Seine Stellung gewährte ihm einen großen Einfluß auf die Angelegenheiten der evangelischen Landeskirche. Der im Jahr 1830 erschienene Entwurf zu der Agende, die im Jahre 1836 eingeführt wurde, war hauptsächlich sein Werk. Auf die Errichtung eines Predigerseminars suchte er schon im Jahre 1831 durch eine eigene Schrift einzuwirken: „Ueber die Errichtung praktischer Institute zur Ausbildung der angehenden evangelisch-christlichen Geistlichen. Eine Vorarbeit für die bevorstehende badische Generalsynode und zugleich allen Regierungen gewidmet, denen das Wohl der protestantischen Kirche am Herzen liegt". (1831). Während seiner Amtsführung in Baden war er endlich fortwährend an der Leitung des Volksschulwesens betheiligt und bekleidete das Amt eines Ephorus des Karlsruher Lyceums. Dr. Mühlhäusser.

Franz Konrad Huffschmidt.

Führer des leichten Infanterie- (vorher Jäger-) Bataillons Lingg (s. d. A.), in dessen Reihen er von 1803—1831 stand, in den Feldzügen 1812, 1813, 1814 und 1815, wurde am 27. November 1776 zu Meersburg geboren, machte seine Kriegsschule von 1793 an in einem schwäbischen Kreisinfanterie-Regiment, und wurde, nachdem er die Feldzüge 1793—1801 mitgemacht, 1803 von Baden übernommen. Unter Theilnahme an den Feldzügen 1805 (s. d. A. Harrant), 1806 und 1807 (s. d. A. Cloßmann) und 1809, wo er, bei Ebersberg verwundet, bei Hollabrunn sich besonders auszeichnete, zum Hauptmann vorrückend, fand Huffschmidt im Feldzuge 1812 (s. d. A. Grolman) Gelegenheit, seine hohen kriegerischen Eigenschaften in helles Licht zu setzen, als er nach Erkrankung des Commandeurs (s. d. A. Peternell) die Führung des Bataillons übernommen hatte, das in der Schlacht an der Berezina und während des Rückzuges seinen guten Namen mit neuen Ehren schmückte, und an dessen Spitze er bei Batury verwundet wurde. 1813 zum Major vorgerückt, wurde ihm im Feldzuge dieses Jahres (s. d. A. Seutter) interimistisch die Führung des neu organisirten Bataillons übertragen, das er mit gleichem Ruhme auch in den Feldzügen 1814 und 1815 commandirte (s. d. A. Franken, Schäffer.) 1823 zum Oberstlieutenant ernannt, starb Huffschmidt am 21. Oktober 1831 zu Rastatt. Sein einziger Sohn, Oberhofgerichtsrath Huffschmidt, ist seit Jahren ein hervorragendes Mitglied der 2. Kammer. L. Löhlein.

Johann Leonhard Hug.

Dieser ausgezeichnete Gelehrte, eine hervorragende Zierde der Universität Freiburg während seiner vierundfünfzigjährigen Lehrwirksamkeit an derselben und ein bleibender Glanzpunkt in der Geschichte dieser Hochschule und der biblischen Wissenschaften, war der Sohn bürgerlicher Eltern von Konstanz, geboren am 1. Juni 1765. Nach rühmlicher Vollendung der Lycealstudien in seiner Vaterstadt trat er im Herbst 1793 in das kurz vorher von Joseph II. zu Freiburg an der Universität gegründete Generalseminar, um sich dem Studium der Theologie zu widmen. Geleitet von natürlicher Hinneigung zu philologischen Studien, die er schon an der Mittelschule in einem lebendigen Interesse für die altclassischen Sprachen und Schriftwerke bekundet hatte, ergriff er jetzt an der

Universität mit warmem Eifer auch das Studium der orientalischen Sprachen und beschäftigte sich mit gleicher Liebe mit den biblischen Lehrfächern. Die glücklichen Erfolge seiner Studien befestigten bei ihm das Vertrauen auf seine Geistesbegabung und Leistungsfähigkeit, und mit seinem Wunsche, in einen wissenschaftlichen Beruf einzutreten, verband sich immer mehr die frohe Zuversicht, dieses Ziel erreichen zu können. Zu diesem Streben fand er auch in den Zeitverhältnissen Anregung und Aufmunterung; der damalige Umschwung in der Behandlung der theologischen Wissenschaften eröffnete nämlich fähigen Köpfen anziehende Aussichten; man bedurfte der talentvollen, aufstrebenden jungen Männer: sie waren überall gesucht und fanden Zutritt zu den Lehrstühlen. Talent und rastloser Fleiß hatten ihn nun auch in kurzer Zeit so weit geführt, daß er größern Anforderungen zu genügen sich tüchtig fühlte. Bereits vor Vollendung des vierten theologischen Jahreskurses (die theologischen Studien waren damals in Freiburg auf vier Jahre ausgedehnt) im Mai 1787 unterzog er sich dem Concurse für die an der Freiburger Hochschule in Erledigung gekommene Lehrkanzel des Neuen Testamentes und hat ihn mit ganz vorzüglichen Resultaten bestanden; aber es konnte ihm doch die Lehrstelle nicht übertragen werden, weil er noch zu jung war, um die Priesterweihe zu empfangen, die er erst am 20. September 1789 erhielt. Dafür wurde er zum Studienpräfect und in dieser Eigenschaft zum biblischen Repetitor im Generalseminar ernannt, und als sich die Ankunft des für die genannte Lehrkanzel berufenen Professors verzögerte, erhielt er den ehrenvollen Auftrag, neben den Functionen der Studienpräfectur auch diese Lehrkanzel zu suppliren. Im Jahre 1788 betheiligte er sich wieder an dem Concurse für den an der hohen Schule zu Lemberg erledigten Lehrstuhl des Alten Testaments, den er abermals mit Auszeichnung bestanden, und er konnte erwarten, daß er mit seinen Leistungen über die übrigen Concurrenten an anderen österreichischen Lehranstalten den Sieg davon tragen werde. Aber der damalige Director der theologischen Facultät von Freiburg, Abt Michael Speckle von St. Märgen, stellte in einem sehr empfehlenden Berichte über Hug's Leistungen an die österreichische Regierung den Antrag, dahin wirken zu wollen, daß ihm die jetzt auch in Freiburg vacante Lehrkanzel des alten Testaments übertragen werde. Es verhinderten jedoch Veränderungen, die um diese Zeit in der Vertheilung der theologischen Lehrfächer an der Universität getroffen wurden, seine sofortige definitive Anstellung, und als im Jahr 1790 das Generalseminar aufgehoben wurde, in welchem er bis dahin noch immer als Studienpräfect functionirt hatte, übernahm er die Verwaltung der benachbarten Universitätspfarrei Reuthe, um da die Gelegenheit zur ersehnten Anstellung an der Hochschule abzuwarten. Diese erfolgte auf einstimmigen Antrag der theologischen Facultät mit Hofdecret vom 4. November 1791; er wurde zum Professor der orientalischen Sprachen, hebräischen Alterthümer und Einleitung in das Alte Testament ernannt, aber er sollte sein Lehramt erst zu Anfang des Studienjahres 1792 auf 1793 antreten, und mittlerweile sich die theologische Doctorwürde erwerben, was sofort in Bälde geschehen ist. Bevor nun Hug das akademische Lehramt antrat, wurde sein Berufskreis in Folge Ablebens des Professors des Neuen Testaments noch erweitert, indem er auch die neutestamentlichen Fächer zugetheilt erhielt, und so der ganze Umfang der biblischen Wissenschaften in seine Hand kam. Es mußte sein Gemüth freudig erheben, als er jetzt als College an die Seite seines berühmten Lehrers Klüpfel und seiner früheren Seminarvorstände, der einige Jahre früher an der Universität angestellten Professoren achtungsvollen Andenkens, Wanker und Schinzinger, getreten ist; sein berühmter Lehrer in der Kirchengeschichte, Dannenmayer, war bereits im Jahre 1786 an die Universität Wien berufen worden. Die von Hug übernommene Aufgabe

war nun aber bei ihrer weiten Ausdehnung eine schwierige, und sie war dies um so mehr, weil die biblische Archäologie und Einleitungswissenschaft eben erst in den theologischen Lehrplan aufgenommen waren. Zwar wurde früher in der Hermeneutik wohl auch ein Theil der Fragen behandelt, welche die Einleitungswissenschaft als eine eigene, gesonderte Doctrin umfaßt; allein es war nur der kleinere und leichtere Theil dieser Fragen, und die tieferen historisch-kritischen Untersuchungen blieben ganz ausgeschlossen. Aber Hug war durch seinen kritischen Genius befähigt, gerade in der Einleitungswissenschaft Außerordentliches zu leisten. Es war ihm verliehen, nicht etwa nur den ihm dargebotenen gelehrten Apparat, die historisch-kritischen Arbeiten seiner Zeitgenossen und die namhafteren älteren für die nächsten Unterrichtsbedürfnisse zweckmäßig zu verwenden, sondern vielmehr durch selbständige Forschung, die er bereits früher begonnen und mit unverdrossener Beharrlichkeit fortsetzte, eine eigene Bahn in der Behandlung dieser Wissenschaft zu brechen, und für ihre Entwickelung und Gestaltung als eine constitutive Autorität zu wirken. Doch nicht einzig in dieser Sphäre hat Hug zu einer ausgezeichneten Stellung sich emporgehoben, sondern er hat auch die übrigen Zweige der Bibelwissenschaft mit vorzüglichem Erfolge bearbeitet, und die Berühmtheit, die seinen Namen schmückt, beruht außerdem noch auf glänzenden Leistungen, welche außerhalb seines theologischen Berufes liegen, in dem Gebiete der altclassischen Philologie und der Alterthumskunde im weiteren Sinne. Zu den Bildungsmitteln, die ihn in seiner wissenschaftlichen Laufbahn förderten, gehören insbesondere auch seine gelehrten Reisen, auf welchen er die kostbaren Schätze auswärtiger Bibliotheken benützte und mit angesehenen Gelehrten in persönlichen Verkehr und fortdauernde Verbindung getreten ist, und während er auf diesen Wanderungen reichliches Material für seine Studien und literarischen Arbeiten sammelte, gewährten ihm zugleich die überall von ihm besuchten Sammlungen antiker und neuerer Kunstarten einen hohen Genuß, und sein Kunstsinn gewann an denselben eine Ausbildung zu ungewöhnlicher Vollkommenheit, die er in einem freien und treffenden Kunsturtheil bewährte. Die erste größere Reise unternahm er in den Herbstferien 1799 über München nach Wien, worauf er im Spätjahr 1802 Paris besuchte, wo er später mit Diensturlaub vom Herbst 1809 an ein volles halbes Jahr verweilte, und im Spätjahr 1818 reiste er, nachdem er wegen geschwächter Gesundheit wieder Urlaub erhalten, nach Italien, wo er in Rom und Neapel, Florenz, Venedig, Mailand und Turin ein ganzes Jahr zubrachte. — Fassen wir Hug als Lehrer näher in's Auge, so stellt sich an ihm ein ganz seltenes Bild akademischer Wirksamkeit dar. Er hielt während seiner Amtsthätigkeit nicht weniger als zweiundfünfzig verschiedene Vorlesungen, darunter neben seinen obligaten über sämmtliche biblische Lehrfächer solche über die bedeutendsten römischen und griechischen Classiker, über Literatur der Griechen und Römer, Geschichte der griechischen Bildnerei und Mythus der Griechen, die von Studirenden aller Facultäten immer so zahlreich besucht waren, daß die Hörsäle sie kaum faßten. Seine Vorträge machten durch reiche Erudition und Gründlichkeit einen überwältigenden Eindruck bei den Zuhörern, während die auf seiner vollkommenen Herrschaft über den behandelten Gegenstand und auf seiner eminenten Lehrgabe beruhende Klarheit, die schöne Diction und frische Lebendigkeit alle anzog und fesselte. Bei längeren Erörterungen schwieriger oder trockener Natur wußte er das Auditorium durch humoristische Zwischenbemerkungen zu erfrischen, aber es lag in seiner Macht, die erregte Heiterkeit sogleich wieder in ernste Aufmerksamkeit umzuwandeln. Von seinen literarischen Leistungen ist das Hauptwerk die Einleitung in die Schriften des Neuen Testamentes in zwei Bänden, von welchen vier Auflagen (1808—1847), eine französische Bearbeitung

(1823) und eine englische Uebersetzung (1827) erschienen. Dieses auf historischer Grundlage und mit kritischem Scharfsinn ausgeführte Werk trat dem Skepticismus und der Hypothesensucht der Semler'schen Schule als ein festes Gebäude entgegen und berücksichtigt sofort in der zweiten und dritten Auflage mit siegreicher Apologie die inzwischen gegen die neutestamentlichen Schriften hervorgetretenen neueren Angriffe und destructiven Hypothesen. Die weite Verbreitung und Aufnahme dieses Werkes unter allen christlichen Confessionen ist ein sprechendes Zeugniß von der Anerkennung seines Werthes und insbesondere auch von seinem objectiv-wissenschaftlichen Standpunkte, den Hug wie als Schriftsteller, so ingleichen im mündlichen Vortrage immer festhielt, und es wird dasselbe in der isagogischen Literatur fortan eine ehrenvolle Stelle einnehmen, wenn auch einzelne von den darin niedergelegten kritischen Ansichten und Ausführungen durch anderseitige Forschungen mehr oder weniger hinfällig geworden sind. Die dritte Ausgabe dieses Werkes schließt eigentlich dasselbe ab, denn die vierte, die erst nach Hug's Tod erschien, aber von ihm selbst noch vorbereitet worden ist, unterscheidet sich von der dritten nur durch wenige Zusätze, und berücksichtigt nicht mehr die neueste Wendung in der kritischen Behandlung der neutestamentlichen Schriften, wie sie vornehmlich in der sogenannten Tübinger Schule hervorgetreten ist. Dagegen hat er über dasjenige Erzeugniß dieser Schule, in welchem die früheren Angriffe auf den historischen Charakter der kanonischen Evangelien zusammengefaßt sind und eine extreme Schärfung und Erweiterung gefunden haben, das seit 1835 in mehreren Auflagen erschienene Leben Jesu von Dr. D. Fr. Strauß, mit einer eingehenden kritischen Beurtheilung in zwei Abtheilungen (1841 und 1842) seine Stimme erhoben, und es ist unter unbefangenen Gelehrten vom Fache anerkannt, daß er die Methode und Resultate von Strauß mit glücklichem Erfolge bekämpft und die letzteren gründlich als haltlos dargethan hat. Werthvoll sind auch die dem Gebiete der biblischen Kritik oder Isagogik angehörige kleineren Abhandlungen Hug's: De antiquitate Codicis Vaticani commentatio (1810). De Pentateuchi versione Alexandrina commentatio (1818); mehrere in der von ihm 1828—1834 herausgegebenen Zeitschrift für die Geistlichkeit des Erzbisthums Freiburg, wie: Kritisch-diplomatischer Bericht über eine Handschrift der lateinischen Uebersetzung des alten und neuen Testaments nach Albuin's Ausgabe, Heft 2, Nr. 1. Geschichte der hebräischen Sprache, wie sie einer Einleitung in das Alte Testament zu Grunde gelegt werden könnte, Heft 6, Nr. 1. Beitrag zur Geschichte des samaritanischen Pentateuchs, Heft 7, Nr. 1. Ueber das Zeitalter Jesu, des Sohnes Sirachs, das. Nr. 2. u. a. Von seinen biblisch-exegetischen Arbeiten sind vornehmlich diejenigen von Wichtigkeit, in welchen er die vor den dreißiger Jahren dieses Jahrhunderts gangbare und beliebte sogenannte natürliche Schriftauslegung beleuchtet und bekämpft, was ihn auch bei seinen exegetischen Vorlesungen ganz besonders beschäftigte, nämlich: ein ausführliches Gutachten über das Leben Jesu von Dr. H. Eberhard Paulus (1828), in der genannten Zeitschrift Heft 2. Nr. 2 und Heft 3. Nr. 3. Kritisch-exegetische Bemerkungen über die Geschichte des Leidens und des Todes Jesu, das. Heft 5. Nr. 1. Zur Erklärung der Abschn. Joh. 2, 1—12 von der Hochzeit zu Kanaa und Matth. 8, 23—27 von der Stillung eines Seesturmes durch Jesus, das. Heft 6, Nr. 2. Vom Wandeln Jesu auf dem Meere und von der Speisung der fünftausend, Matth. 14, 13—34 parallel, das. Heft 7, Nr. 6. Beiträge zur Geschichte des Verfahrens bei der Todesstrafe der Kreuzigung, das. Heft 7. Nr. 7. Dazu kommen die akademischen Programme: Das hohe Lied in einer noch unversuchten Deutung (1813). Schutzschrift für seine Deutung des hohen Liedes und derselben weitere Erläuterung (1816). De conjugii Christiani vinculo indissolubili Comment. exe-

getica (1816). De opere sex dierum (1821). Auch gehört hierher wieder das angeführte Gutachten über das Leben Jesu von Strauß, das viele exegetische Erörterungen gegen die mythische Schriftauslegung enthält. Außerhalb des theologischen Gebietes ist sein bedeutendstes Werk: Untersuchungen über den Mythus der berühmten Völker der alten Welt, vorzüglich der Griechen; dessen Entstehen, Veränderungen und Inhalt (1812). Dazu sind zu nennen die kleinere Schrift: Die Erfindung der Buchstabenschrift, ihr Zustand und frühester Gebrauch im Alterthum. Mit Hinsicht auf die Untersuchungen über den Homer (1801) und die akademischen Programme: Hannonis Periplus (1808). Lucubratio de oratione Ciceronis pro M. Marcello (1816). Hesiodi *εργα μεγαλα* (1835). Bemerkungen über die Aeginetischen Bildwerke (1835). Erwähnung verdienen auch seine geistreichen in die Zeitgeschichte eingreifenden Gedächtnißreden auf die Professoren Klüpfel, Wanker und Schinzinger (1812 und 1828), die Rede zur Säcularfeier der Geburt weiland Karl Friedrichs Königl. Hoheit (1828) und auf den Hintritt des ersten Erzbischofs von Freiburg, Bernhard, (1836). — Der Ruhm ausgebreiteter und gründlicher Gelehrsamkeit und der Genialität des Geistes, den Hug sich sehr frühe in seinem engeren Vaterlande erworben, und mittelst seiner schriftstellerischen Producte alsbald auch im Auslande begründete, hatte eine Reihe von Berufungen an auswärtige Universitäten zur Folge. Im Jahre 1811 erhielt er eine Vocation an die neu organisirte Universität Breslau, welche im folgenden Jahre 1812 wiederholt wurde; im Jahre 1816 an die damals in der Errichtung begriffene und nachher in Bonn eröffnete königlich preußische Rheinuniversität; 1817 nach Tübingen, und noch zweimal, 1818 und 1831, wieder Berufungen nach Bonn. Aber Hug blieb ein treuer Sohn der Albertina, von der ihn nur der Tod trennen sollte; die glänzenden Bedingungen, welche die erwähnten Vocationen begleiteten, konnten ihn nicht bestimmen, die Wirksamkeit an der Freiburger Hochschule, wo er den Grund zu seiner höheren Bildung gelegt und die akademische Laufbahn eröffnet hatte, gegen einen fremden Berufskreis aufzugeben. Die Liebe und das unveränderliche lebendige Interesse für diese altehrwürdige Pflanzstätte der Wissenschaft ist einer von seinen wesentlichen Charakterzügen. Seine Anhänglichkeit an die vaterländische Universität wurde auch gestützt und befestigt durch das große Vertrauen und die Anerkennung, die er von Seiten der Großherzoglich Badischen Regierung fand. Der Großherzog Karl hat ihm im Jahre 1812 zu seinem Lehrstuhle die Pfarrei Umkirch verliehen, die er durch einen Pfarrvicar verwalten lassen konnte, und als im Jahr 1827 das Metropolitancapitel des neuerrichteten Erzbisthums Freiburg zu constituiren war, erwies ihm der Großherzog Ludwig mit achtungsvoller Wohlgeneigtheit die Huld, im Einverständniß mit dem ersten Erzbischof Bernhard ihn zum Domcapitular zu designiren, wozu er sofort die Ernennung und Bestätigung erhielt. Der Antritt dieses neuen Amtes nöthigte ihn, den Kreis seiner Vorlesungen an der Universität enger zu ziehen, was er um so leichter thun konnte, als ihm jetzt jüngere Lehrkräfte zur Seite standen. Aber in seiner neuen Stellung wollte er auch dem Diöcesanklerus fortdauernde wissenschaftliche Pflege zuwenden, wozu er die erwähnte Zeitschrift gründete, die er zum größten Theile selbst bearbeitete. Daß er neben diesem wissenschaftlichen Unternehmen die besonderen Verpflichtungen des neuen Amtes ebenfalls treu erfüllte, und auch in dieser Sphäre sich das beste Vertrauen erworben, wird dadurch bestätigt, daß ihn im Jahr 1843 das Domcapitel unter dem Erzbischof Hermann einstimmig zum Domdecan erwählt hat. Außerdem war er schon fünf Jahre vorher, im Jahr 1838, zum Ephorus des großherzoglichen Gymnasiums von Freiburg ernannt worden. Den aufgeführten Beweisen von Anerkennung, die Hug für seine Leistungen und Verdienste im engeren Vaterlande und auswärts gefunden, reihen sich die

vielen Ehrenauszeichnungen, Titel und Orden an, die ihm nacheinander zu Theil geworden sind. Als er das fünfzigste Dienstjahr zurückgelegt, wurde er zum Geheimerath 2. Classe ernannt. Auch die Stadt Freiburg bekundete ihre Verehrung für ihn, indem sie im Jahr 1843 ihm das Ehrenbürgerrecht ertheilte. Eine öffentliche Feier des fünfzigsten Dienstjahres ist deshalb unterblieben, weil der Jubilar sie nicht geschehen ließ; sie würde als ein herrliches akademisches Jubelfest begangen worden sein. Er ließ es im Jahre 1845 wieder nicht geschehen, daß die akademische Jugend, wie sie es in aufrichtiger Hochschätzung und Liebe beschlossen, seinen achtzigsten Geburtstag mit einer Freudenfeier auszeichnete. Er hatte jetzt ein Alter erreicht, zu welchem bis dahin noch kein Mitglied der Albert-Ludwigs-Hochschule im activen Dienste gelangt war, das nun aber auch in Verbindung mit den körperlichen Leiden, die bereits seit mehreren Jahren seine Wirksamkeit erschwert und gehemmt hatten, derselben ein Ziel setzte. Er hatte den Schmerz, die für das nächste Wintersemester angekündigten Vorlesungen nicht mehr eröffnen zu können, und auf die stetige Abnahme der leiblichen Kräfte erfolgte am 11. März 1846 sein Hinscheiden. Durch letzten Willen hat er noch ein schönes Denkmal seiner Liebe zur Universität Freiburg gestiftet: er vermachte ihr seine werthvolle Bibliothek und eine zahlreiche Sammlung römischer und griechischer Münzen, wofür den Verwandtschaftserben ein Ersatz im Betrage des vierten Theiles der Anschlagsumme zu leisten war. Eine Marmorbüste von Hug, die nach seinem Tode in dem großen Bibliothekssaale aufgestellt wurde, zeugt von der Hochachtung und den dankbaren Gesinnungen der akademischen Körperschaft gegen ihn. Ein zweites marmornes Brustbild, vom erzbischöflichen Domcapitel und der Universität gemeinsam seinem Andenken gewidmet, ziert seine Ruhestätte auf dem allgemeinen Friedhofe von Freiburg.

Adalbert Maier.

Leopold Hug,

geboren im Jahre 1758 in Thiengen, als Sohn des fürstlich Schwarzenbergischen Kammerraths Hug, studirte das Berg- und Hüttenfach, und erhielt seine erste Anstellung als großherzoglich badischer Hüttenverwalter in Kandern (1820), wo er bis an sein Lebensende thätig blieb, eine (1830) erfolgende Berufung zur Direction nach Karlsruhe als abgesagter Feind des Stadtlebens ablehnend. In seinen Mußestunden beschäftigte er sich eifrig mit naturwissenschaftlichen, besonders mineralogischen Studien und mit Ergänzung seiner bedeutenden Mineraliensammlung, deren Anlegung er schon als Knabe begonnen hatte und die nach seinem Tode von Großherzog Friedrich angekauft und dem großherzoglichen Naturaliencabinet in Karlsruhe einverleibt wurde. Als großer Musikfreund begründete er die weithin bekannte und beliebte „Bergmusik", die er mit lebhaftem Eifer zeitlebens erhielt. Die Regierung ehrte den angesehenen und beliebten Mann durch Verleihung des Titels Bergrath, die Stadt Kandern durch das Ehrenbürgerrecht. Am 26. März 1856 starb Leopold Hug an den Folgen einer Erkältung, die er sich auf einer, in seinem Berufe gemachten, Reise in das Gebirge zugezogen hatte. *

Nicolaus Hug

wurde in Konstanz am 14. Juni 1771 geboren und starb daselbst am 2. December 1852. In München war er einige Zeit auf der Akademie und ging sodann nach Passau und Wien. In dieser Residenzstadt malte er in der Hofburg und in einigen fürstlichen Gebäuden hübsche Freskenbilder und übte sich zugleich im Vergolden und Faßmalen. Durch den Tod seines Vaters nach einigen Jahren zur Rückkehr in seine Vaterstadt genöthigt, übernahm er für-

sorglich den Dienst des Zeichnungslehrers an der Volksschule daselbst, der ihm sodann nach dem Tode des alten Zeichnungslehrers Spath am 13. Januar 1803 endgiltig übertragen wurde, und den er mit dem größten Fleiße bis etwa acht Tage vor seinem Tode versah. Seine vielen Ansichten von Thürmen, Häusern u. s. w. der Stadt, sowie von Schlössern und Landhäusern der Umgebung von Konstanz, stach er selbst in Kupfer und malte sie. Alle seine Arbeiten haben das große Verdienst, sehr getreu zu sein, wofür man ihm bei den seit seinem Tode häufig vorgekommenen Veränderungen der Baulichkeiten zu großem Danke verpflichtet ist. Eine größere werthvolle Arbeit von ihm ist ein vom Münsterthurm im Jahre 1819 aufgenommenes Panorama der Stadt Konstanz.

J. Marmor.

Karl Bernhard Hundeshagen.

Unter den Männern, welche in der kampfbewegten, ereignißreichen Zeit vom Ende des vierten bis in's sechste Decennium unseres Jahrhunderts an dem öffentlichen Leben Badens in hervorragender Weise betheiligt waren, nimmt nicht die letzte Stelle der Professor der Theologie und Geheime Kirchenrath Dr. Karl Bernhard Hundeshagen ein. Er wurde geboren am 30. Januar 1810 in dem kurhessischen (damals westphälischen) Dorfe Friedewald bei Hersfeld, als ältester Sohn des Oberförsters und späteren Professors der Forstwissenschaft in Tübingen, Fulda und Gießen, Johann Christian Hundeshagen (gest. 1834). Aus dem Elternhause nahm er als geistiges Erbe den streng rechtlichen, uneigennützigen, aller Menschendienerei abholden und an allen deutschnationalen Angelegenheiten theilnehmenden Sinn des Vaters, und den einfach christlich-frommen Sinn seiner trefflichen Mutter, aus den Schulen aber in Hersfeld, Tübingen, Fulda und Gießen neben einem Schatz gediegener Kenntnisse eine kräftige und nachhaltige Richtung seines ganzen Geistes- und Gemüthslebens auf die Welt der sittlichen Ideale mit. Als noch nicht 16jähriger Jüngling begann er in Gießen sein Universitätsstudium, anfangs als Philologe in eifrigem Umgang mit den alten Classikern. Bald aber wandte er sich, angezogen von der heiligen Schrift, der Theologie zu; und auf diesem Gebiet machten schon damals theils eigene Neigung, theils die anregenden Vorlesungen des Prälaten J. E. Chr. Schmidt die Kirchengeschichte zu seinem Lieblingsstudium. Doch lebte er nicht bloß seinen wissenschaftlichen Studien. Ein Jüngling seiner Art mußte von der auch in Gießen hoch aufflammenden burschenschaftlichen Begeisterung mächtig ergriffen werden. Seit seinem Eintritt in die Universität Mitglied der Burschenschaft, bekleidete er, obschon an Lebensjahren einer der Jüngsten, das Ehrenamt ihres Sprechers, als im Juni 1828 die hessische Regierung staatspolizeilich gegen sie vorschritt. So war er natürlich auch unter den 48 Gießener Studenten, die am 28. Juni von der Relegation betroffen wurden. Jedoch konnte er von Ostern 1829 an seine Studien in Halle ungehindert fortsetzen. Diese Universität brachte ihm den Gewinn eines tieferen Einblickes in eine die Heilswahrheiten des Evangeliums lebendig erfassende Theologie, und in Thilo's Schule und unter Ullmann's Anregungen die volle Klarheit über seinen Beruf zum akademischen Lehrer der historischen Theologie, und die zum Eintritt in denselben erforderliche gelehrte Ausrüstung. Im Herbst 1831 habilitirte er sich in der philosophischen und 1833 in der theologischen Facultät in Gießen, und so schwer ihm auch die ersten Schritte auf der akademischen Docentenlaufbahn durch die politische Aufregung jener Zeit und besonders durch die oft den ganzen Tag beanspruchende Pflege seines kranken Vaters gemacht wurden, so waren die Erfolge doch überaus ermuthigend. In noch viel höherem Maße aber wurde ihm seine Berufsarbeit zur

Quelle thatenfrohen Glückes und reichen Erwerbes für die eigene Geistes- und Charakterentwickelung, als er nach dem Tode seines Vaters im Herbst 1834 eine außerordentliche Professur der Theologie, besonders für Exegese und Kirchengeschichte, an der neubegründeten Hochschule in Bern übernahm. Damit trat er in einen Wirkungskreis ein, der ihm neben einer fruchtbaren akademischen Lehrthätigkeit volle Freiheit ließ, ja es ihm zur Pflicht machte, den Ertrag seines wissenschaftlichen Forschens auch unmittelbar für die Interessen des gemeinen Wohles zu verwerthen. Auf diesem Boden und in dieser Luft konnten die Eigenschaften zu voller Entwickelung kommen, durch welche er die besondere Mission des „deutschen Theologen in der Wissenschaft und im öffentlichen Leben" seines Heimathlandes zu erfüllen vermochte. Dem auf den deutschen Universitäten herrschenden Doctrinarismus ohnehin abgeneigt, ließ er sich von der Macht des gesunden und kräftigen Gemeingeistes immer mehr in alle Lebensinteressen des charaktervoll in sich geschlossenen aristokratisch-republikanischen Gemeinwesens hineinziehen. Wohl lag er mit angestrengtem Fleiße der stillen, streng methodischen, viel neues Material aus den Quellen zu Tage fördernden gelehrten Forscherarbeit ob; sie war besonders der Geschichte des Berner Cantonalkirchenthums in der Reformationszeit, und weiterhin der schweizerischen Reformation überhaupt und den gesammten reformatorischen Bewegungen des 16. Jahrhunderts zugewandt, und erhielt durch den regen Austausch mit seinem schwäbischen Collegen und Freund Matthias Schneckenburger viele fruchtbare Anregungen. Aber diese gelehrten Studien, deren Hauptfrucht das über die Berner Reformationsgeschichte viel neues Licht verbreitende Werk: „Die Conflicte des Zwinglianismus, Lutherthums und Calvinismus in der bernischen Landeskirche von 1532—1558" (1842) war, hatten zugleich einen entschieden praktischen Nebenzweck. Vor Allem war es ihm um eine aus einer tiefen und ernsten christlichen Weltanschauung geborene Darstellung der Geschichte zu thun, die im Stande wäre, auch wieder auf eine christliche Weltanschauung und Lebensgestaltung zurückzuwirken; dann aber auch um eine gründliche Orientirung über die in der geschichtlichen Entwickelung des localen Kirchenthums begründeten nächsten praktisch-kirchlichen Bedürfnisse, Aufgaben und Ziele; und wie er ein volles Bewußtsein darüber gewonnen hatte, daß die Geschichte der Kirche nur im Zusammenhang mit dem politischen und dem allgemeinen Culturleben wahrhaft begriffen und dargestellt werden kann, so sollte endlich der Ertrag seiner kirchenhistorischen Forschung sich auch für das staatliche und das gesammte sociale Leben fruchtbar erweisen. Kurz, die theologisch-wissenschaftliche Berufsarbeit wurde bei ihm in seltenem Maße zugleich zur Erfüllung der kirchlichen und der staatsbürgerlichen Pflichten. Und gerade dadurch wurde sie zugleich zur immer vollständigeren Ausrüstung für die eigene thätige Theilnahme am öffentlichen Leben. Die Berner Geistlichkeit, deren ehrwürdige Repräsentanten, ein Sam. Lutz, K. Wyß, Baggesen und Andere ihm innig befreundet waren, nahmen ihn schon 1836 in das Predigerministerium auf, und deputirten ihn dann wiederholt (1838, 1841, 1844) zur Generalsynode; daneben war er ein eifriges Mitglied des unserem Gustav-Adolf-Verein verwandten protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins, und nahm an kleineren und größeren Predigerconferenzen lebhaften und thätigen Antheil. Und als er in der Ehrenstellung des Rectors der Universität am 15. November 1841 seine geist- und kraftvolle Rede „über den Einfluß des Calvinismus auf die Ideen vom Staat und staatsbürgerlicher Freiheit" (1842) gehalten, und dabei in ernsten und freimüthigen Mannesworten scharfe historische Schlaglichter auf den aufstrebenden Radicalismus, dessen Vorort Bern und dessen Wortführer theilweise unter seinen Zuhörern waren, hatte fallen lassen, wurde dieselbe im besseren Theil der

Schweizerpresse laut als „eine republikanische That" gerühmt. In Bern wurde sein Wirken durch seine 1845 erfolgte Beförderung zum ordentlichen Professor und in der deutschen Heimath sein wissenschaftliches Verdienst durch die von der theologischen Facultät in Greifswald im Februar 1846 vollzogene Ernennung zum Doctor der Theologie anerkannt. Um sein deutsches Heimathsland hat er sich aber bald darauf noch ganz andere Verdienste erworben. In seinem allbekannten, in drei rasch aufeinanderfolgenden Auflagen verbreiteten Werke: „Der deutsche Protestantismus, seine Vergangenheit und seine heutigen Lebensfragen im Zusammenhang der gesammten Nationalentwickelung beleuchtet von einem deutschen Theologen" (1847), richtete er an sein deutsches Volk und insonderheit an seine deutsch-protestantischen Glaubensgenossen in ebenso klarer und frischer, als ernster und markiger Sprache das Wort, welches in der Begriffsverwirrung und haltlosen Zerfahrenheit jener Zeit vielen die Augen geöffnet hat über die wirkliche Lage der Dinge und über das, was im Staat und in der Kirche vor Allem anderen Noth that. In dem Manne, der in diesem Werke ein so umfassendes und bedeutsames kirchlich-politisches Programm veröffentlicht hatte, fand einerseits die für die nationale Wiedergeburt des deutschen Volkes und die Gewährung unverkümmerter staatsbürgerlicher Freiheit begeisterte liberale Partei, und andererseits die kleine und verachtete Schaar derer, welchen die sittlich-religiöse Erneuerung des Volkslebens und der Wiederaufbau der zerfallenen Kirche am Herzen lag, einen Bundesgenossen, der durch seinen klaren, scharfen Blick, seinen das ganze Gebiet des nationalen Geisteslebens umfassenden Gesichtskreis, seine reiche und durchgebildete historische Erkenntniß und sein schneidiges Geistesschwert imponirte, und ihre Sache von ganz neuen Gesichtspunkten aus verfocht; einen Bundesgenossen, der aber freilich auch den einen, wie den anderen mit männlichem Freimuth und schonungslosem Ernste ihre eigenen Schwächen und Fehler aufdeckte, und die überraschende Losung ausgab: nur mit einander und durch gemeinsame Arbeit könnten beide die ihnen am Herzen liegenden Ziele erreichen. Dem Liberalismus hielt er seine Befangenheit in einem unklaren und unpraktischen Enthusiasmus für abstracte Ideen, seine Verachtung des concret Historischen und der Naturbestimmtheit, unter welcher jeder Mensch und jedes Volk geboren wird, seinen „lasterhaften" Kosmopolitismus und vor Allem seine Verkennung der tieferen, sittlichen Potenzen, auf denen der Staat ruht, und die damit zusammenhängende hochmüthige Geringachtung der Kirche und ihrer Aufgabe und Stellung im öffentlichen Leben vor, und suchte seine politischen Gesinnungsgenossen davon zu überzeugen, daß ohne eine richtige Lösung der religiös-kirchlichen Frage auch die Staatsfrage nicht glücklich gelöst, und daß Deutschlands Zukunft nicht dauerhaft begründet werden könne, ohne ein freies Sichwiederzurechtfinden der Geister auf dem Boden des positiven Christenthums. In den kirchlich gesinnten Kreisen aber bekämpfte er den einseitigen und engherzigen Doctrinarismus, die Gleichgültigkeit gegen die wichtigsten Lebensinteressen der Nation, die Versuche, im Bunde mit der politischen Reactionspartei der Kirche wieder aufzuhelfen, und bezeugte mit Nachdruck: eine Hauptschuld an den kirchlichen Nothständen liege in dem verderblichen Einfluß, welchen die Pädagogik des Polizeistaates auf die Entwickelung des nationalen Geistes geübt habe, indem in Folge derselben in der modernen deutschen Bildung das ethische Element verkümmert und von dem ästhetischen und intellectuellen Element überwuchert worden sei; und es sei hohe Zeit, durch Erschaffung der längst verheißenen, freien und umfassenden national-politischen Institutionen die organischen Hemmungen des Volkslebens zu beseitigen, welche den gesammten Nationalgeist in einen fieberhaften Krankheitszustand versetzt hätten, und die Wirksamkeit der inneren sittlich-

religiösen Heilkräfte schwächen und beschränken müßten. — In seiner eingehenden Beantwortung der einzelnen kirchlichen Tagesfragen aber, besonders der Symbolfrage, der Kirchenverfassungsfrage und der Frage über das Verhältniß des christlichen Staates zu der Kirche und den Confessionen war eine Fülle von neuen, aus der Natur der Sache entnommenen und in ihrer Einfachheit und Klarheit die Gewähr ihrer Richtigkeit in sich tragenden Gesichtspunkten und Grundsätzen einer gesunden, nüchternen, maßvollen und umsichtigen Kirchenpolitik enthalten. Dies Werk bestimmte denn auch die badische Regierung, Hundeshagen als „ordentlichen Professor der Philosophie und der neutestamentlichen Exegese" in die theologische Facultät nach Heidelberg zu berufen. Nach 13jähriger Wirksamkeit in Bern folgte er im Herbst 1847 diesem Rufe, um von da an 20 Jahre hindurch neben treuer und gewissenhafter Erfüllung seiner akademischen Berufspflichten die in jenem Werke ausgesprochenen politischen und kirchlichen Ueberzeugungen auch in den schwierigsten Verhältnissen und schwersten Kämpfen praktisch zu bewähren. Die Revolutionskrise von 1848 und 1849, in der er auch während der schlimmsten Zeit der Anarchie muthig auf seinem Posten blieb, bestätigte nur zu sehr seine Urtheile über den gefährlichen Zustand aller Verhältnisse des öffentlichen Lebens, wurde ihm aber auch zum um so nachhaltigeren Impuls, eifrig mit Hand anzulegen, um wo möglich eine Heilung der Schäden von innen heraus herbeizuführen. So nahm er an den Bestrebungen der Inneren Mission unmittelbaren thätigen Antheil, indem er vom Winter 1851/52 bis Ostern 1853 in Heidelberg, Darmstadt, Mannheim, Frankfurt a. M., und Karlsruhe die unter dem Titel „Der Weg zu Christo" (1853) veröffentlichten Vorträge hielt, um in den Kreisen der Gebildeten das Verständniß für die Grundwahrheiten des Evangeliums wieder zu wecken. Mit dem wärmsten Interesse betheiligte er sich an den von seinem Collegen Ullmann ins Leben gerufenen „auf dem Grunde der reformatorischen Bekenntnisse" stehenden Durlacher Conferenzen. Den Interessen der Heidelberger Kirchengemeinde diente er nach Kräften als Kirchenältester, und um ein tieferes Verständniß der Bedeutung und der Aufgaben der kirchlichen Gemeindeämter verbreiten zu helfen, rief er mit einigen gleichgesinnten Männern die freie Vereinigung von Kirchenältesten und Diakonen in's Leben, die sich von 1853 an eine Reihe von Jahren hindurch in der Pfingstwoche zu Auerbach versammelt hat. Auch dem deutsch-evangelischen Kirchentage, zu dessen Begründern er gehört hatte, wandte er fort und fort ein warmes und thätiges Interesse zu. Daneben entfaltete er eine vielseitige publicistisch-literarische Wirksamkeit, deren bedeutendere Früchte in Gelzer's „Protestantischen Monatsblättern" veröffentlicht sind. Bald warnte er vor den Abwegen, auf welche er den Eifer für den Wiederaufbau der zerfallenen Kirche gerathen sah; vor den katholisirenden Amtstheorieen, vor den liturgischen Experimenten, vor dem polternden Eifer des Orthodoxismus; bald zeigte er den Gebildeten, wie nur im lebendigen Zusammenhang der christlichen Weltanschauung, die allgemein hochgehaltenen sittlichen Ideen und Grundsätze ihre ursprüngliche Kraft und ihre Wahrheit behalten, und wie nur auf dem altbewährten Grund eines lebendigen Christenthums die höchsten geistigen Güter der Nation bewahrt und wiedergewonnen werden könnten. Auch die Erfüllung der Pflichten seines academischen Berufs wußte er in meisterhafter Weise der Aufgabe dienstbar zu machen, die ihm vor allem am Herzen lag; und zwar nicht bloß seine historischen und exegetischen Vorlesungen; als erwählter Prorector für das Jahr 1852/53 stellte er sich für die zunächst an seine Standes- und Berufsgenossen am 22. November 1852 gehaltene Antrittsrede über „die Natur und die geschichtliche Entwickelung der Humanitätsidee" (1853) die Aufgabe, davon

zu überzeugen, daß dieser Centralgedanke der modernen deutschen Bildung durch seine Ablösung von seinem Mutterboden, dem Christenthum, zu einem auch für das staatsbürgerliche Leben überaus unheilvoll gewordenen Zerrbild, das er Humanitarismus nannte, geworden sei, und daß die Voraussetzung für die Realisation des Menschheitsideals und für alle ächte Bildung das Christenthum mit seinem hochaufstrebenden Idealismus und seinem das Wesen der Sünde und ihre Herrschermacht in der Welt zum vollen Bewußtsein bringenden gewaltigen Realismus sei und bleibe. In Ergänzung dieser Ausführungen hat er dann später in seinem am 25. September 1854 auf dem Frankfurter Kirchentag gehaltenen Vortrag über „die Innere Mission auf der Universität" die Wiedergeltendmachung einer auf dieser Grundlage ruhenden Weltanschauung im akademischen Lehrkörper als das allein recht wirksame Heilmittel nachgewiesen gegen die schädliche Isolirung und Zersplitterung der Fachwissenschaften, den besonders in ihr begründeten Verfall der philosophischen Studien und die Abnahme des höheren wissenschaftlichen Strebens bei den Studirenden. Solche Zeugnisse waren um so gewichtiger, da sie von einem Manne ausgingen, der während seines Prorectorats wiederholt Gelegenheit hatte, zu beweisen, daß ihm die unverkümmerte Freiheit der wissenschaftlichen Entwickelung noch eben so ernstlich am Herzen lag, als früher, und der namentlich in dem Kuno Fischerschen Handel mannhaft, aber freilich erfolglos, für die gefährdete akademische Lehrfreiheit eingetreten war. — Auch mit seiner Ueberzeugung von der Nothwendigkeit einer freiheitlichen Entwickelung der staatlichen Verhältnisse hielt er, wie hoch auch die Wogen der Reaction gehen mochten, nicht zurück. Zwar hat er nie eine öffentliche politische Stellung eingenommen; aber theils seine persönlichen Beziehungen zu einflußreichen Männern, theils die Mitarbeit an verschiedenen Zeitschriften und Zeitungen boten ihm viele Gelegenheit, unmittelbar auf das Urtheil der öffentlichen Meinung und mittelbar auch auf den Gang der politischen Angelegenheiten Einfluß zu üben. Treu stand er auf der Seite der deutschen (Gothaer) Partei, als der Trägerin „der Gedanken des Rechts und der Nationalität;" aber er wurde auch nicht müde, ihr immer wieder und wieder vorzuhalten, daß sie ihren verderblichen, die Wirklichkeit verkennenden, in einer vagen Illusionswelt sich bewegenden Idealismus mit seinem unklaren Pathos gründlich ablegen, sich in umsichtiger Besonnenheit, maßhaltender Selbstzügelung und nüchternem Rechnen mit den geschichtlichen Realitäten auf den Boden einer gesunden Realpolitik begeben, und vor allem die eminente Bedeutung der Religion und der Kirche für das nationale Leben würdigen lernen müsse, wenn sie eine Zukunft haben wolle. Und als sich dann der Gegensatz von Groß- und Kleindeutschthum auszubilden begann, war er einer der ersten, der mit kraftvollem, weithinschallendem Rufe alle, denen es um das Wohl des deutschen Volkes und um echt-christliche Religiosität zu thun war, um die als „Anwartschaft der Zukunft" im Schlosse zu Berlin stehende Fahne zu sammeln suchte. Am meisten und unmittelbarsten trat aber seine Betheiligung an der Entwickelung der kirchlichen Verhältnisse in die Oeffentlichkeit. Er hatte sich auch in Baden so bald als möglich gründlich über die local-landeskirchlichen Verhältnisse zu orientiren gesucht. In Bezug auf die brennende Frage über die Geltung der Symbole und über die Lehrfreiheit war er zu der Ueberzeugung gekommen, daß nach dem urkundlich nachweisbaren Rechtsbestand die in der Unionsurkunde namentlich angeführten Symbole zweifellos die Geltung wirklicher Lehrnormen hätten, und in seinem auf der Durlacher Conferenz am 23. April 1851 gehaltenen und in erweiterter Gestalt in der Schrift: „Die Bekenntnißgrundlage der vereinigten evangelischen Kirche im Großherzogthum Baden" (1851) veröffentlichten Vortrag hatte er diese Ueberzeugung in einer

Weise begründet, die wohl von der herrschend gewordenen Praxis aus, nicht aber auf Grund des urkundlichen Kirchenrechtes stichhaltige Einwendungen zuließ. Daneben hatte er freilich mit nicht geringerem Nachdruck geltend gemacht: diese normative Autorität der Symbole sei durch das Princip der freien Schriftforschung so beschränkt, daß zwar nicht jeder einzelne Diener der Kirche nach Belieben lehren könne, was er wolle, wohl aber die Kirche selbst Recht und Pflicht habe, ihren Dienern eine, nach ihren eigenen Lebensinteressen bemessene und begrenzte Freiheit für Abweichungen von der kirchlichen Lehrform zu gewähren, und daß dies Princip, als „eine köstliche Perle" gegen die Angriffe des Romanismus und des unprotestantischen Orthodoxismus, wie gegen den Mißbrauch des Rationalismus, zu bewahren sei. — Mit diesen Ueberzeugungen trat er als weltlicher Abgeordneter des 7. Wahlbezirks in die, in der Geschichte der badischen Landeskirche so entscheidungsreiche Generalsynode von 1855. Mit dem wärmsten Interesse wollte er die unter Ullmann's maßgebendem Einfluß entworfenen und verfolgten kirchlichen Reformpläne unterstützen und an seinem Theile ausführen helfen; aber zu seinem großen Leidwesen sah er sich mehr und mehr in eine Oppositionsstellung zu dem Kirchenregiment und der Majorität der Synode hineingedrängt, die ihm um so peinlicher war, da ihm das eigentliche Ziel jener Reformpläne nicht weniger am Herzen lag, als irgend einem Mitglied der Majorität, und er nur in der Wahl der Mittel und Wege Mißgriffe und Verirrungen erkannte. So hat er in Gemeinschaft mit Rothe in den Verhandlungen über die Bekenntnißfrage darauf gedrungen, es könne und dürfe sich nur um eine getreue und alle wesentlichen Punkte, namentlich auch die Anerkennung des Rechtes der freien Schriftforschung, enthaltende Reproduction des § 2 der Unionsurkunde handeln, und erreichte allerdings nicht unwichtige, aber doch keine ihm ausreichend erscheinenden Zugeständnisse. So warnte er vergeblich „um des Friedens und der gemeinen Einigkeit willen" vor den allzuweit gehenden Neuerungen in der Gottesdienstordnung. Wie entschieden er auch eine vollere und folgenrichtigere Ausbildung der presbyterialen Elemente der Kirchenverfassung befürwortete, so war er doch ein Gegner der sofortigen vereinzelten Einführung der periodischen Erneuerung des Kirchengemeinderaths durch Cooptation. Endlich suchte er auch vergeblich die Synode zu einem Schritte zu bestimmen, welcher den in den schwebenden Concordatsverhandlungen drohenden Gefahren für das staatsbürgerliche und das evangelisch-kirchliche Interesse begegnen sollte. Die Geschichte der folgenden Jahre hat gezeigt, wie gut man gethan hätte, seinen wohlgemeinten Warnungen und Mahnungen Folge zu geben. Als näher bekannt wurde, welche gefährlichen Zugeständnisse die Regierung, trotz aller erfahrenen Demüthigungen, in unbegreiflicher Vertrauensseligkeit, der römischen Curie gemacht hatte, entstand eine gewaltige Aufregung. Die besten und einsichtigsten Männer boten alle gesetzlich zulässigen Mittel auf, um durch die Macht der öffentlichen Meinung noch in der letzten Stunde das unheilvolle Concordat zu Falle zu bringen. Auch Hundeshagen betheiligte sich mit voller Energie an diesem Kampfe; namentlich suchte er auch seinen kirchlichen Gesinnungsgenossen zum Bewußtsein zu bringen, welche Interessen für sie auf dem Spiele ständen; und als das Concordat im Landtag zu Falle gekommen war, durfte er sich dieses Sieges in dem Bewußtsein freuen, auch an seinem Theile nach Kräften zur Erringung desselben beigetragen zu haben. Mit voller Zustimmung begrüßte er den kirchenpolitischen Grundgedanken des neuen Ministeriums, auf dem Wege der Gesetzgebung eine grundsätzliche Trennung der Rechtssphären des Staats und der Kirche durchzuführen und den Kirchen dasjenige Maß von Selbständigkeit abzugrenzen, welches mit dem Staatsinteresse vereinbar erschien. Und er selbst machte sich

nun zu einer Hauptaufgabe, die Untersuchungen über das Verhältniß zwischen Staat und Kirche, die jetzt für Baden eine so eminent-praktische Bedeutung gewonnen hatten, und sie voraussichtlich binnen kurzem für ganz Deutschland in erhöhtem Maße gewinnen mußten, wieder aufzunehmen, um eine der Natur der Sache und der geschichtlichen Entwickelung entsprechende, für beide Lebenssphären heilsame Ordnung dieses Verhältnisses herbeiführen zu helfen. Schon als er — seit 1859 zum Geheimen Kirchenrath befördert — am 22. November 1860 sein zweites Prorectorat antrat, stellte er in seiner Rede „über einige Hauptmomente in der geschichtlichen Entwickelung des Verhältnisses zwischen Staat und Kirche" diese Hauptaufgabe unserer Zeit in das lehrreiche Licht der Geschichte. Und in seinem später veröffentlichten Werke „Beiträge zur Kirchenverfassungsgeschichte und Kirchenpolitik, insbesondere des Protestantismus" (1864), in welchem er den gereiften Ertrag umfassender und tiefgehender historisch-gelehrter Studien, wie seiner im öffentlichen Leben gemachten Erfahrungen niedergelegt hat, sind klar und scharf eine Menge von Gesichtspunkten geltend gemacht, welche unsere Staatsmänner und Kirchenpolitiker bei der Regelung des Verhältnisses von Staat und Kirche nicht ungestraft zur Seite schieben können. Ganz besonders lag ihm aber am Herzen, daß auch die evangelische Kirche, die ihren Lebensgesetzen entsprechende Organisation erhalte, welche ihr innerhalb ihrer Sphäre ihre Selbständigkeit, ihre gesunde und freie Entwickelung und die unbehinderte Erfüllung ihrer für das Volks- und Staatswohl hochwichtigen Aufgaben ermöglicht. Gerade in dieser Beziehung aber mußten seine Ueberzeugungen mit dem Gang, welchen die Entwickelung der landeskirchlichen Verhältnisse in Baden nahmen, in schweren Conflict kommen. Er war aufs tiefste davon überzeugt, daß ohne gewissenhafte Aufrechterhaltung der kirchlichen Rechtsordnungen die selbständige Existenz und die Gesundheit und Kraft einer Kirchensocietät den schlimmsten Gefahren ausgesetzt sei. Als daher gegen Ende des Jahres 1858 die durch die Concordatsgefahr verursachte Aufregung benützt wurde, um mit den Mitteln einer die Autorität der Kirchenbehörde und der Generalsynode offen verhöhnenden Agitation die Einführung der rechtskräftig gewordenen neuen Gottesdienstordnung zu hintertreiben, trat derselbe Mann, welcher in der Synode gegen die Gottesdienstvorlage gestimmt hatte, und auch jetzt noch eine schonende Berücksichtigung der besonderen Bedürfnisse, Gewohnheiten, Vorurtheile und Wünsche der einzelnen Gemeinden anrieth, als energischer Verfechter der kirchlichen Rechtsordnung auf den Kampfplatz, und hat mit echt hessischer Beharrlichkeit und in der selbstverleugnenden Treue eines tiefen und klaren Pflichtgefühls sein Panier auch noch hochgehalten, als er seinen Posten schon mehr und mehr zu einem isolirten werden sah. Anfangs war der Kampf auch nicht ohne Erfolg. Die Entscheidung im Agendenstreit entsprach im Wesentlichen seinen Hoffnungen und Erwartungen. Und auch als unter dem nach dem Fall des Concordates gebildeten neuen Ministerium die von Schenkel, Häußer und Zittel geführte „Durlacher Partei" einen Bruch mit der ganzen von der letzten Generalsynode eingeschlagenen Richtung und eine radicale Umgestaltung der Kirchenverfassung herbeizuführen suchte, fand er in den Theilnehmern an der „Bruchsaler Conferenz" noch eine achtunggebietende Schaar tüchtiger Mitstreiter. Mit ihnen vereint, gab er sich alle Mühe, die Reformbestrebungen in die Bahn einer gesunden Fortbildung der bestehenden Kirchenverfassung zu leiten, wobei er das Hauptgewicht auf die Organisation der kirchlichen Ortsgemeinde, namentlich auf Aufstellung und Geltendmachung der kirchlichen Qualification für das active und passive Wahlrecht legte. Aber gerade in diesem Hauptpunkt konnte ihm der nach dem Rücktritt Ullmann's und Bähr's von dem Oberkirchenrathe veröffentlichte Verfassungsentwurf am

wenigsten genügen; den darin geltend gemachten Gemeindebegriff mußte er als einen dem Wesen der Kirche widersprechenden und für sie verderblichen, ihrer Auflösung in die Welt kräftig vorarbeitenden charakterisiren. Seine Wahl zur Synode wurde von seinen Gegnern hintertrieben. Und als nun auf der Synode keiner seiner bisherigen Mitstreiter einen energischen Schritt gegen die seit dem Agendenstreit wiederholt vorgekommenen Verletzungen der kirchlichen Rechtsordnung, deren volle und unumwundene Anerkennung ihm als der „einzige Weg zur Wiederherstellung des Kirchenfriedens" erschien, für gerathen hielt, glaubte er seinen Protest gegen eine Kirchenverfassung, die nach seiner Ueberzeugung formell nicht rechtskräftig zu Stande gekommen war und materiell manche, dem Wesen der Kirche widersprechende Bestimmungen enthielt, in der allein noch möglichen Weise aufrecht erhalten zu müssen, indem er nämlich erklärte „in die neu constituirte Kirchensocietät für seine Person nicht als Mitglied einzutreten". Sechs Jahre hat er in dieser „Separation" zugebracht, indem er sich darauf beschränkte, seine stets lebendige Theilnahme an den weiteren Geschicken der badischen Kirche als erfahrener und umsichtiger Rathgeber im engeren Kreise der Gesinnungsgenossen zu bethätigen, dagegen alle Betheiligung am kirchlichen Verfassungsleben selbst ablehnte. Die Muße, die ihm seine Zurückgezogenheit vom öffentlichen kirchlichen Leben gewährte, kam seiner wissenschaftlich-literarischen Arbeit zu gut. Ihr verdankt die deutsche Theologie namentlich das schon oben genannte größere Werk, das in seinen drei Abhandlungen eine reiche Fülle principieller und historischer Belehrungen bietet über die kirchlichen und kirchenpolitischen Aufgaben unserer Zeit. Für weitere Kreise aber wird das in der zweiten Abhandlung enthaltene meisterhafte Geschichtsbild am meisten Anziehungskraft haben, welches uns die Geschichte des Reformationswerkes Ulrich Zwingli's wie eine große Tragödie in künstlerischer Vollendung und Abrundung vor Augen führt. — Obschon Hundeshagen sich auch in der Facultät mehr und mehr in isolirter Stellung sah, schlug er doch wiederholte Berufungen an andere Universitäten aus, in der Hoffnung durch sein standhaftes Ausharren auf seinem Posten vielleicht der badischen Landeskirche noch nützen, und der von ihm vertretenen Sache dienen zu können. So hat er als einer der „treuen Eckarte" Preußens, auch die kriegerischen Ereignisse von 1866 noch in Heidelberg durchlebt, und in dem vorerst durch die Mainlinie begrenzten deutschen Bundesstaat den für damals erreichbaren, aber verheißungsvollen Anfang der Erfüllung seiner politischen Hoffnungen begrüßt. Im Jahr 1867 aber entschloß er sich einem wiederholten Rufe nach Bonn Folge zu leisten, wo ihm die Aussicht winkte auf einen dankbaren Wirkungskreis, auf angenehme collegialische Verhältnisse und auf erneute thätige Theilnahme am öffentlichen Leben in dem Staate, welchem seine nationalen Hoffnungen seit langer Zeit zugewandt waren, und in einer Provinz, deren kirchliches Leben von jeher eine lebhafte Anziehungskraft auf ihn geübt hatte. Seine Hoffnungen sind auch nicht ganz unerfüllt geblieben. Es waren ihm seit seiner Uebersiedelung nach Bonn im Herbst 1867 noch einige Jahre friedlichen und fruchtbaren Wirkens im akademischen Beruf und erquicklicher Theilnahme an dem frischen und gesunden Leben der Rheinischen Kirche beschieden. Aber seine Kraft war schon gebrochen. In Folge eines schon lange an seiner Kraft zehrenden körperlichen Leidens, das auch wiederholt einen schweren Druck auf sein Gemüthsleben übte, sank sein Lebensmuth. Doch lebte er noch einmal neu auf in der begeisterten Freude über die vollere Erfüllung seiner national-politischen Hoffnungen durch Deutschlands einmüthige Erhebung gegen den welschen Uebermuth und die Begründung des Reiches deutscher Nation unter dem preußisch-protestantischen Kaiserthum; und eine

besondere Freude war es ihm, daß er, noch einmal öffentlich hervortretend, sein deutsches Volk mit dem Dichter des überall erklingenden Kriegsliedes „Die Wacht am Rhein", mit Max Schneckenburger bekannt machen konnte. Seit dem Ende des Jahres 1871 aber nahmen seine Kräfte rasch ab. Nachdem er seine akademischen Berufspflichten, so schwer es ihm auch wurde, noch bis zu Pfingsten erfüllt hatte, trat eine Kopfrose zu seinem alten Leiden hinzu, und so hat er in gläubig-ergebenem Sinn und im Frieden mit Gott und der Welt am 2. Juni 1872 vollendet. Ausführlicheres findet man in den Schriften: „C. B. Hundeshagen. Eine Lebensskizze von Dr. Theodor Christlieb 1873" und „Zur Erinnerung an Dr. C. B. Hundeshagen" von dem Unterzeichneten 1874. Um die Sammlung und neue Herausgabe der in verschiedenen Zeitschriften und Broschüren enthaltenen, für die Aufgaben der Gegenwart wichtigen literarischen Arbeiten des Vollendeten hat sich Herr Professor Dr. Christlieb in Bonn verdient gemacht; der ersten Abtheilung, erschienen unter dem Titel: „Dr. C. B. Hundeshagen's ausgewählte kleinere Schriften und Abhandlungen. Zur christlichen Cultur- und inneren deutschen Zeitgeschichte" (1874) wird die zweite, besonders auf Kirchengeschichte, Kirchenverfassung und Kirchenpolitik bezügliche Abtheilung demnächst folgen. Dr. Ed. Riehm.

Johann Georg Jacobi

ward zu Düsseldorf am 2. September 1740 geboren. Er ist der Bruder des bekannteren Friedrich Heinrich Jacobi, des Philosophen, den in späteren Jahren, wie ihn selbst, sein Geschick nach dem Süden Deutschlands verpflanzte und der als Präsident der Münchener Akademie in der Gelehrtengeschichte Baierns eine wichtige Stellung eingenommen hat. Beide wuchsen in dem wohlhabenden Elternhause auf, durch geschickte Lehrer wohl unterrichtet und bei den lebhaften geselligen Beziehungen der Eltern schon früh vielseitig angeregt und entwickelt. Mit 18 Jahren wurde er zu weiterer Ausbildung, während sein Bruder die Akademie Genf besuchte, nach Göttingen geschickt. Durch Weber in die Wolf'sche Philosophie, durch Michaelis in das Studium der orientalischen Sprachen eingeführt, zogen ihn die modernen Sprachen und unter den Dichtern besonders Petrarca mehr an als die mathematische Methode Wolfs' und Michaelis' Bibelerklärungen. Die Absicht, Theologie zu studiren, ward bald völlig aufgegeben, in Helmstädt, wohin er 1761 abging, die Jurisprudenz begonnen und bei einem zweiten Aufenthalt in Göttingen, wenn auch ohne innere Freudigkeit, fortgesetzt. Der geistvolle Philologe Klotz machte ihn diesen Studien vollends untreu, und als dieser nach Halle abging, folgte ihm Jacobi dorthin, wo ihm alsbald der Lehrstuhl der Philosophie und der schönen Wissenschaften übertragen wurde. Während eines Aufenthaltes im Bade Lauchstädt (1766) machte Jacobi die Bekanntschaft Gleim's, aus welcher bei der verwandten Stimmung und Begabung beider, bald die treueste Freundschaft erwuchs. 1769 wurde ihm ein Canonicat zu Halberstadt übertragen und in der Muße, die ihm diese Stellung gewährte, ist ein großer Theil seiner Dichtungen entstanden. „Er ging" — sagt Gödecke von diesen — „von dem anakreontischen Getändel Gleim's aus, und ließ eine Menge kleiner Flugblätter in Gleim's Manier erscheinen. Später wurde seine Dichtung tiefer und wahr, wozu die Berührung mit Goethe wirksam beitrug, manche seiner Lieder sind Goethe untergeschoben und eines derselben hielt Goethe selbst für sein Eigenthum". Auch das von ihm herausgegebene Taschenbuch „Iris" erschien während des Halberstädter Aufenthaltes (1774—1776) in 8 Bändchen. Seit 1777 war Jacobi auch ein eifriger Mitarbeiter an Wieland's deutschem Merkur. 1784 erhielt er einen Ruf an die Universität Freiburg, und ihr hat er von

da an bis zu seinem Tode angehört. Nachdem 1773 die Jesuiten, welche seit 1623 die dortige Universität beherrscht und ihr geisttödtendes, formalistisches Lehrsystem mit der diesem Orden eigenthümlichen zähen Ausschließlichkeit zur Geltung gebracht hatten, vertrieben worden waren, hatte die liberale und humane Staatsweisheit Josef's II. ein auf moderner Anschauung ruhendes geistiges Leben auch in Freiburg zur Entfaltung kommen lassen, und die Berufung eines Norddeutschen und Protestanten an die bisher so ausschließlich süddeutsche und strengkatholische Hochschule bewies, wie ernst das Streben war, dieser Blüthe die Bürgschaft der Dauer zu verleihen. Der liebenswürdige Charakter Jacobi's überwand und beseitigte rasch die Vorurtheile, mit denen so mancher seiner Collegen den neuen Lehrer empfing; nach und nach wurden ihm alle akademischen Würden übertragen, ja selbst das Rectorat, als dessen Träger der Protestant einen Platz unter den geistlichen Prälaten in den Versammlungen der breisgauischen Landstände einzunehmen hatte. In seinen Vorlesungen gelang es ihm besonders durch eine feine und von tiefer ästhetischen Bildung getragene Erklärung der Classiker, namentlich des Virgil und Horaz, die Jugend erfreulich anzuregen. Die Theologen des General-Seminars machten einen zahlreichen Theil seiner Zuhörerschaft aus, zu der sich indeß auch Personen aus allen Ständen und Lebensaltern gesellten. Enge Freundschaft verband Jacobi mit geistvollen Männern der Nachbarschaft, mit Goethe's Schwager Schlosser und dem Oberforstmeister von Zink zu Emmendingen, später auch mit Ittner zu Heitersheim, in dem er einen geistesverwandten Freund und Kenner des Alterthums verehrte und in dessen poetischer Häuslichkeit er die glücklichsten Tage verlebte. Seit 1803 ließ er seine Zeitschrift „Iris" in verjüngter Gestalt wieder aufleben, die er selbst durch seine Aufsätze und durch die sorgsam ausgewählten Beiträge Befreundeter zu einem beliebten und weitverbreiteten literarischen Bildungsmittel zu machen verstand. Aber auch seine Muse feierte nicht; manches schön empfundene Gedicht ist in Freiburg entstanden, und dem Zureden seiner Freunde entsprach er in seinen letzten Lebensjahren auch noch durch eine Gesammtausgabe seiner Werke. Sein Leben ward noch in späten Jahren durch die Liebe zu einem reizenden Mädchen verschönert, einem Kinde des Schwarzwaldes, das er in sein Haus genommen und sich selbst zur, auch geistig ebenbürtigen, Gattin herangebildet hatte. Unter dem Namen „Naide" hat er die anmuthige Gestalt in zahlreichen Gedichten besungen. Er erlebte die Freude, sich einen Sohn geboren zu sehen, der stattlich heranwuchs, aber 17jährig, 1811, ihm durch den Tod entrissen ward. Eine edle Geselligkeit versammelte einen stattlichen Freundeskreis häufig in seinem Hause und der Dichter verstand es, seinen Gästen Anregung und Unterhaltung zu bieten in einer geistreichen Conversation, deren belebenden Mittelpunkt er in stets productiver Lebendigkeit bildete. Er erlebte, nachdem die trüben Kriegsjahre auch seine Häuslichkeit und seinen Wohlstand nicht unberührt gelassen hatten, noch die erhebende Bewegung der Freiheitskriege und jene glänzendsten Tage Freiburgs, als (Ende 1813) die verbündeten Monarchen in dieser Stadt ihr Hauptquartier aufschlugen. Noch wenige Tage vor seinem Tode besang er das Scheiden des alten „lorbeerwerthen" Jahres und rief „weissagend künft'ge Siegesfeier" dem neuen, neue Kämpfe bringenden Jahre seinen Gruß entgegen. Am 4. Januar 1814 starb er einen sanften und ruhigen Tod, 73 Jahre alt. Seine Dichtungen sind heute vergessen, die „Iris" wird nur noch dem Historiker der Literatur als Material für die Kenntniß einer längst überwundenen Geschmacksperiode werthvoll sein. Aber die Wirksamkeit Jacobi's, des Lehrers, des Schöngeists, des Menschen, in einer Zeit, da an der südlichsten deutschen Universität für eine ästhetische Bildung erst die Grundlagen zu schaffen

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

waren, sichert ihm ein gutes und ehrenvolles Andenken in der Geschichte des geistigen Lebens unseres Landes. (Vgl. Leben J. G. Jacobi's, von einem seiner Freunde (Ittner) 1822. Jacobi's Werke sind verzeichnet in Gödeke's Grundriß der deutschen Literatur. Bd. II., S. 646 ff.) W.

Marcus Fidelis Jaeck,

geboren in Konstanz den 24. April 1768, Priester 1792, wurde zuerst als Vicar in Waldkirch im Hauensteinischen angestellt; war Pfarrer in Buchenbach im Schwarzwalde (1795), in Bellingen (1796), in Breitnau (1801), in Gutenbach (1804), in Triberg (1808), in Kirchhofen (1813); während er letztere Pfarrei inne hatte, bekleidete er mehrere Jahre (von 1824 an) die Stelle eines Regens im Priesterseminar zu Meersburg; im Jahre vorher übernahm er eine Sendung nach Mülhausen an der Würm, wo durch den Pfarrer Al. Henhöfer eine Spaltung herbeigeführt worden war. (Vgl. Berichte des Decans und Pfarrers Jaeck zu Kirchhofen über die pietistischen Umtriebe des Pfarrers A. Henhöfer, 1824, eine leidenschaftslose Darstellung der Vorgänge in jener Gemeinde.) Als Burg den bischöflichen Stuhl in Mainz bestieg, berief er Jaeck in das dortige Domcapitel; er starb daselbst den 7. April 1845. Jaeck war ein Mann von hoher Bildung, eine liebenswürdige Persönlichkeit, Freund aller Menschen, ein hochverehrter Diener der christlichen Religion, ein fruchtbarer Schriftsteller, dessen Schriften vom Geiste christlicher Religiosität, der lauteren und freudigen Sittlichkeit, der gemeinnützigen Belehrung, der liebenswürdigsten, edelsten Freundschaft und Geselligkeit durchdrungen sind. Die erste Schrift von Jaeck war ein „Kleines Gebetbuch" (1805); ferner hat er seinen Namen bekannt gemacht durch die Herausgabe der „Psalmen und Gesänge der h. Schrift nebst den Hymnen der ältesten christlichen Kirche" (1817). Eine sehr werthvolle Schrift, belehrend und unterhaltend, ist: „Triberg, oder Versuch einer Darstellung der Industrie und des Verkehrs auf dem Schwarzwalde", (1826). Eine Lieblingsbeschäftigung Jaeck's war Poesie; er dichtete als Pfarrer auf dem Schwarzwalde geistliche und weltliche Lieder für seine Pfarrkinder; noch im Jahre 1836 erschienen von ihm: „Kleine Beiträge zur gemüthlichen Unterhaltung in der Liedersprache". (Ueber Jaeck und seine schriftstellerische Thätigkeit vgl. Felder's Gelehrten- und Schriftsteller-Lexikon, 1. Bd., S. 341—344 und den Nekrolog in der Beilage der Freiburger Zeitung von 1845. No. 54—55 und K. Z. 1845, No. 142 und 143.) Freiherr von Wessenberg, der ihn zu seinen Freunden zählte und bis in die letzte Zeit in brieflichem Verkehre mit ihm stand, widmete ihm einen dichterischen Nachruf, (vgl. dessen Denkblätter von 1846.) F. Kössing.

Ludwig Hugo Franz von Jagemann

wurde am 13. Juni 1805 zu Gerlachsheim geboren, wo sein Vater in standesherrlichen Diensten stand. Nachdem er in Heidelberg und Göttingen Jurisprudenz studirt hatte, trat er 1837 als Assessor in die fürstlich Löwensteinische Domänenkanzlei zu Wertheim ein. Dort schrieb er „Anforderungen der Zeit an den Stand der Civilrichter", eine kleine Arbeit, welche mit Beifall aufgenommen wurde. 1834 als Oberamtsassessor nach Heidelberg berufen und 1836 zum Amtmann befördert, verheirathete er sich dort mit der Tochter des Geheimen Rathes Nägele und trat in engen Verkehr mit den Lehrern der Hochschule, deren juristische Facultät ihm 1838 die Doctorwürde verlieh. Im nämlichen Jahre erschien sein „Handbuch der gerichtlichen Untersuchungskunde" in 2 Bänden. 1841 wurde er zum Hofgerichtsrath in Freiburg befördert und 1842 zum Staatsanwalt ernannt. Um diese Zeit gründete er mit dem hessischen Criminalrichter

Nöllner die „Zeitschrift für deutsches Strafverfahren", von welcher bis 1847 acht Bände erschienen. 1843 als Ministerialrath in das Justizministerium berufen, wurde ihm u. a. das Respiciat über die Strafanstalten übertragen, welches ihn zu gründlichen Studien über das Gefängnißwesen veranlaßte. Nachdem er auf einer Reise durch England, Frankreich und Belgien die dortigen Anstalten studirt hatte, richtete er das neue Zuchthaus in Bruchsal nach dem pennsylvanischen Zellensystem ein und veröffentlichte seine Erfahrungen in seiner „Rechtsbegründung und Verwirklichung des Grundsatzes der Einzelhaft in Strafgefängnissen". Das neue Strafgesetzbuch hatte v. Jagemann in der Kammer als Regierungscommissair zu vertreten, und das Ergebniß seiner Studien über die badischen Gesetzbücher veröffentlichte er in den gemeinschaftlich mit dem Geheimen Rath Brauer herausgegebenen „Beiträgen zur Erläuterung der neuen Strafgesetzgebung". 1848 als Generalauditor zum Kriegsministerium versetzt, hatte er in dieser Eigenschaft die schweren Prüfungen der Revolutionszeit zu bestehen. Auch diese Stellung führte zu einer literarischen Arbeit: „die Militärstrafen im Lichte der Zeit". 1849 trat v. Jagemann wieder in seinen früheren Wirkungskreis beim Justizministerium zurück, neben seiner amtlichen Wirksamkeit unausgesetzt literarisch thätig. Von seiner Zeitschrift „der Gerichtssaal" erschienen 9 Bände, von einem noch in den letzten Monaten seines Lebens begonnenen „Criminallexikon" sind einige Lieferungen erschienen. Er starb nach kurzem Krankenlager zu Achern auf einer Erholungsreise am 11. Juli 1853. (Vgl. K. Z. 1853. No. 166). W.

Karl Friedrich Victor Jägerschmid,

geboren zu Karlsruhe am 27. Juni 1774, suchte nach Vollendung der Gymnasialstudien Ausbildung im Cameral- und Forstfach 1792—1795 auf den Universitäten Marburg, Jena und Heidelberg, der erste auf einer Hochschule ausgebildete bürgerliche Forstmann Badens. Vor Markgraf Karl Friedrich unter Leitung des Landesoberjägermeisters v. Geusau im Mai 1796 geprüft, glänzend bestanden und sofort auf markgräfliche Kosten bei Oberforstmeister v. Drais zu Gernsbach in den Dienst eingeführt, ertheilte er dort selbst forstwissenschaftlichen Privatunterricht an französische Flüchtlinge zu eigenem Fortkommen. Darauf beim markgräflichen Rentkammercollegium und im Oberjägermeisteramt Karlsruhe kurze Zeit beschäftigt, ward er 1800 als Secretair der Rentkammer angestellt, 1802 als Forstverwalter dem Forstamt Eberstein zugetheilt und 1807 als Vorstand dieser Stelle Forstmeister zu Gernsbach. Nebstdem ward er 1808 mit dem Titel Oberforstrath Mitglied der Generalforstcommission, welche letztere Stellung er dann 1810—1813 ausschließlich bekleidete. Auf sein Ansuchen wieder am früheren Orte Forstamtsvorstand, setzte er sein emsiges Wirken in Aufforstung der großen Oedungen und Waiden des Murgthales (über 3000 Hectaren), theils dem Staate, theils Gemeinden und Stiftungen gehörig, fort, unterzog sich nebstdem großen Waldabtheilungsarbeiten (Schriesheimer Zentallmend und Stuber Zentwald bei Eberbach 1810—1816, Windeck'sche Waldungen 1820—1824, Waldungen der Fürsten von Löwenstein-Wertheim, Freudenberg und Rosenberg, 1820—1824 und Andere), der Mitarbeit bei Vereinigung der Landesgrenze zwischen Württemberg und Baden, der gütlichen Beilegung von Berechtigungsstreitigkeiten (Murgschifferschaft und württembergische Nachbargemeinden) u. s. w. Im Jahre 1824 in die Oberforstcommission zurückberufen, blieb Jägerschmid thätiges Collegialmitglied und nahm noch an den Arbeiten für die Vorbereitung und Einführung der neuen Forstorganisation Theil. „Wegen Kränklichkeit" (in Wahrheit in Folge von Ränken zu Gunsten eines Anderen) erfolgte 1837 unter Anerkennung seiner (40jährigen) Dienste die Zuruhesetzung.

— Sein wissenschaftliches Streben hatte Jägerschmid frühzeitig die Mitgliedschaft gelehrter Gesellschaften erworben (churpfälzisch physikalisch-ökonomische Gesellschaft 1797, vaterländische Gesellschaft der Aerzte und Naturforscher Schwabens 1802 u. s. w.). Ehrenvolle Zeugen schriftstellerischer Thätigkeit sind: „Beschreibung des Murgthales, mit besonderer Hinsicht auf Naturgeschichte und Statistik" (1800); „Handbuch für Holztransport und Floßwesen", 2 Bde. (1827); „Tabellen zur Bestimmung des kubischen Inhalts der Baumstämme" (1839); „Baden und der untere Schwarzwald im Großherzogthum Baden" (1852). Obgleich namentlich sein Handbuch für Holztransport ꝛc. seinen Namen weit hinaustrug, lagen doch seine Hauptverdienste in seiner engeren wirthschaftlichen Thätigkeit im Murggebiete, wo er Jahre hindurch ordnend, schlichtend und bessernd wirkte. Sein Tod erfolgte in hohem Alter am 8. Januar 1863 zu Karlsruhe. Sch-g.

Jakob Melchior Imhof.

Das frühere Schloßgut der Herren von Bärenfels zu Grenzach wurde 1813 von der Familie Steiger, Strumpffabricanten in Basel, welche die in der Nähe befindlichen Gypsgruben besaß, erworben. 1817 ging die Liegenschaft an den Schwiegersohn des Daniel Steiger, Jakob Melchior Imhof, im Jahre 1786 zu Basel geboren, über, in dessen Familie sie seither verblieb. Aus dem sehr verwahrlosten Schlößchen wurde ein freundliches Landhaus mit hübschen, wasserreichen Gartenanlagen am Fuße des sonnigen Rebberges, wo der treffliche Grenzacher Rothwein gedeiht. Um die Rebencultur und die rationelle Behandlung des Weinerträgnisses hat sich Jakob Melchior Imhof große Verdienste erworben. Um den im Winter wenig beschäftigten Rebbauern Verdienst zuzuwenden, gründete er 1837 eine Kartoffel-Stärkemehl-Fabrik, welche bis zum Ausbruch der Kartoffelkrankheit einen guten Fortgang nahm. Obwohl Schweizer, hatte er doch stets die lebhafteste Sympathie für das Wohl der Gemeinde Grenzach und das Gedeihen des landwirthschaftlichen Vereines. Als Jakob Melchior Imhof 1848 starb, übernahm sein Sohn, der hochgebildete Johann Jakob Imhof, Präsident des Kunstvereins in Basel, das Grenzacher Gut, auf dem er den Landwirthen mit vielen Verbesserungen rühmlich vorangeht. Zum Andenken an seinen, 1851 verstorbenen Bruder Daniel stiftete er die Spar- und Leihkasse der Gemeinde Grenzach, die sich des besten Erfolges erfreut. ✲

Regine (Julie) Jolberg, geb. Zimmern.

Das drittälteste unter 10 Kindern eines schlichten israelitischen Handelsmannes, des Gründers eines s. Z. hochangesehenen Bankhauses in Heidelberg, ist Regine Zimmern am 30. Juni 1800 zu Frankfurt geboren. Ein stilles, schüchternes Kind, das in scheuer Zurückgezogenheit von den Menschen und den Verhältnissen, unter denen es lebte, sich gerne seine eigene verborgene Welt bildete, wuchs Regine, mit den Geschwistern durch einen eigenen Hauslehrer unterrichtet, fast mehr unter der Obhut einer alten treuen Dienerin, als unter den Augen der durch die Sorgen für eine große Haushaltung allzusehr in Anspruch genommenen Mutter heran. Von tiefem Eindruck auf das junge Herz und nicht ohne Einfluß auf ihre spätere Entwicklung war der Unterricht in einem von der Hofräthin Dapping geleiteten Pensionat und die Freundschaft des 13jährigen Mädchens mit der feingebildeten Tochter, Sophie Dapping. Ergüsse eines schwärmerisch unklaren religiösen Sehnens vertraute Regine schon frühe in stillen Stunden dem Papiere an. Ein wichtiges Bildungselement für sie und ihre Geschwister war der Verkehr mit einem Kreise bedeutender Männer, die in der Familie

Zimmern aus- und eingingen. Am 29. August 1821 mit einem Freunde ihres Bruders Sigmund, Dr. jur. Leopold Joseph Neustetel in Hanau verheirathet, schloß sie dort, wiederum mit einer Christin, Karoline Walther, der nachherigen Gattin ihres wegen dieser Verbindung zum Christenthum übergetretenen Bruders Sigmund, das innigste Freundschaftsbündniß. Ihren Gatten verlor sie schon am 24. Januar 1824 zu Nizza, wohin sie den Wiedergenesung Suchenden zur Pflege begleitet hatte. Auch ihre zweite Ehe mit Salomon (Theodor) Jolberg, einem früheren Hauslehrer in ihrem elterlichen Hause, der am 18. September 1824 gleichzeitig mit ihr den schon länger gehegten Gedanken des Uebertrittes zum Christenthum ausführte, und mit dem sie am 16. November ehelich verbunden wurde, ward schon am 20. Mai 1829 durch den Tod des Gatten wieder getrennt. Die folgenden Jahre, die sie mit ihren zwei Töchtern und einer Pflegetochter in Berg bei Stuttgart (1829 bis 1832) und Heidelberg (1832 bis 1839) zubrachte, waren ganz der treuesten Erfüllung der Mutter- und Tochterpflichten und dem anregenden Verkehr mit dem Freundeskreise gewidmet. „Wenn in der späteren Lebensperiode der Seligen" — so äußert sich ein Freund über jenen Zeitabschnitt — „deren segensreiches, an das der Apostel erinnerndes Wirken vorzugsweise mächtig anziehen mußte, so trat mir zur Zeit, als ich sie kennen lernte, nicht minder mächtig eine andere Seite dieser hochbegabten Persönlichkeit entgegen. Es war dies die seelenvolle Art, mit welcher sie das Leben im Großen wie im Kleinen zu verschönern wußte . . . Es war die reine ungefälschte Liebe, welche ihr ganzes Sein beherrschte. . . In anmuthigster Weise wußte sie unsere Plaudereien auf einen ernsteren Gedanken zu führen, unsere Anschauungen zum klaren Ausdruck zu bringen und mit ihrem Geiste zu beleben. Sie belehrte, sie hob die sittliche Kraft, entwickelte den Schönheitssinn, Alles in einer fesselnden Form, welche das Gepräge warmer, traulicher Unterhaltung nicht abstreifte". Ihre christliche Ueberzeugung prägte sich mehr und mehr zu einem glaubensstarken, entschiedenen, werkthätigen Pietismus aus, in dessen Bekenntniß sie durch den Verkehr mit Albert Knapp, Wilhelm Hofacker u. A., während eines neuen Aufenthaltes in Stuttgart befestigt wurde. Dem lange gefühlten Drange, nicht blos dem engen Familienkreise, sondern dem allgemeinen Wohle Kräfte und Gaben dienstbar zu machen, konnte sie nun nicht mehr widerstehen; „nachdem sich Familienverhältnisse und andere Schwierigkeiten geebnet hatten, ließ ihr der Geist Gottes keine Ruhe, bis sie zu dem Entschlusse kam, mit ihren Kindern in das stille Dorf Leutesheim bei Kehl zu den einzigen christlichen Freunden, die sie damals im Vaterlande Baden kannte, (Pfarrer Fink's Familie) zu ziehen und ihnen bei ihrer Thätigkeit die Hand zu bieten". Mit dem Sommer 1840 beginnt dann die segensreiche Thätigkeit, welche Mutter Jolberg (oder Mutter Julie, wie sie sich am liebsten nennen ließ), als Gründerin und Vorsteherin des Mutterhauses für Kinderpflege in Leutesheim und später in Nonnenweier, im Verein mit und auf's treueste unterstützt von gleichgesinnten Geistlichen, wie Fink, Mann, Rein, entfaltete, und durch die sie vielfache Anregung zur Errichtung ähnlicher Anstalten in Baden und auswärts gab. Zunächst wurde in Leutesheim ganz im Kleinen eine Arbeitsschule für Mädchen und Knaben, später in einem, mit vorgeschossenem Kapital angekauften Hause, eine Mutteranstalt für Ausbildung von Kinderpflegerinnen eingerichtet. Die anfangs von manchen Seiten her verdächtigte Anstalt erhielt am 24. August 1846 Staatsgenehmigung. Aber schon nach wenigen Jahren ungestörter Entwickelung brachten die Revolutionsstürme die gewaltsame Vertreibung aus Leutesheim (16. Mai 1849). Nach zweijährigem Zwischenaufenthalt in Langenwinkel bei Lahr fand die Anstalt wieder eine bleibende Stätte in dem benachbarten Nonnenweier, wo Rein Pfarrer war, und wo ein Schlößchen

des Freiherren v. Böcklin gepachtet wurde. Die Verpflanzung von Langenwinkel nach Nonnenweier erwies sich für das innere Gedeihen der Anstalt selbst, wie für die Verbreitung des Interesses an der dort gepflegten Sache nach außen, von sichtlichem Vortheil. Die Nonnenweirer Schwestern wurden überallhin, in die neu entstehenden Kinderpflegen in Baden selbst, nach der Pfalz, Schweiz, Württemberg, Hessen, selbst über das Meer, begehrt. Um Neujahr 1854 sah Mutter Jolberg mehr als 100 Schwestern in der Arbeit stehen; 1866 waren 234 Kinderpflegen von Nonnenweier aus besetzt und bedient, und das Verzeichniß von 1871 weist deren 358 auf. Den in der Anstalt geweckten Geist suchte Mutter Jolberg durch ständigen brieflichen Verkehr mit den auswärtigen Schwestern, sowie durch die mit Liebe gepflegte Feier der von überallher, wenn irgend möglich, besuchten Jahresfeste, wach zu erhalten. Hin und wieder übernahm Mutter Jolberg selbst Schulreisen, „nicht von oben herab, als eine Schulinspectorin, sondern als eine Mutter, die ihre Kinder besucht und berät“. Die günstige Aufnahme eines Versuches ihrer Tochter Emma gab die Anregung zu der Herausgabe der weit verbreiteten Nonnenweirer Kinderschriften (75 Nummern bei Mutter Jolberg's Tode). Nachdem die Gründerin in ihrem 70. Lebensjahre noch die Freude der 25jährigen Jubiläumsfeier der Anstalt (6. Juli 1869) erlebt hatte, starb sie (5. März 1870) nach längerem Leiden. Ihr Schwiegersohn, M. G. W. Brandt, Director der höheren Töchterschule in Saarbrücken, hat ihr Andenken in einer ausführlichen Biographie (1871 bis 1872, 2 Bde.) geehrt, die zum großen Theil aus wortgetreuen Auszügen aus Mutter Jolberg's Tagebüchern und weitverzweigtem Briefwechsel besteht, und aus der diese Zeilen ein dürftiger Auszug sind. Seltene Menschenkenntniß, außergewöhnliche Begabung für erzieherisches Einwirken auf Andere, thatkräftige Ausdauer in der Ueberwindung von Schwierigkeiten, vor Allem aber unwandelbares Gottvertrauen und opferwillige Selbstverleugnung waren die Eigenschaften, die sie bei der Wahl und Erfüllung ihres freiwilligen Berufes in so hervorragender Weise bethätigte. M. Gmelin.

Isaak Jolly

wurde in Mannheim am 12. November 1785 geboren, wo sein Vater, von französischer Abkunft, Pfarrer der wallonischen Gemeinde war. Sein frühgereifter Geist führte ihn schon im sechszehnten Jahre auf die Hochschule, wo er sich, durch sorgfältiges Studium der Mathematik vorbereitet, den Cameralwissenschaften widmete. Seine Neigung wendete sich indeß bald zur Rechtsgelehrsamkeit, welcher er, vom Jahr 1803 an in Göttingen und später in Heidelberg, sechs Jahre hindurch mit dem lebhaftesten Eifer oblag. Er war noch mit der Vorbereitung zur Staatsprüfung beschäftigt, als ihn der damalige Prorector Martin zu Heidelberg aufforderte, sich um die Stelle eines Universitäts-Secretairs zu bewerben. Diese Stelle wurde ihm im April 1808 übertragen und dabei freigestellt, sich nachträglich dem Staats- oder dem Doctorexamen zu unterziehen. Auch wurde er alsbald zum Mitglied des Spruchcollegiums erwählt. Nach einem so glänzenden Beginn seiner amtlichen Laufbahn mußte er indeß auch die Bitterkeit der Zurücksetzung empfinden, indem er sich zehn Jahre lang vergebens bemühte, ein anderes Feld für seine Thätigkeit zu finden. Erst 1818 gelang es ihm, eine Verwendung beim Hofgericht in Mannheim zu erhalten. Die lebhaftere Bewegung im öffentlichen Dienste, die mit dem Schlusse des Jahres 1818 eintrat, brachte auch ihm ihre Früchte. 1819 wurde er mit dem Titel Regierungsrath Mitglied des Fiscalats, 1821 trat er in die Justizsection des Staatsministeriums, 1822 als Ministerialrath in das Justizdepartement. In demselben Jahre wurde er zum Regierungscommissair bei den Ständeverhand-

lungen ernannt und zog von da an die Aufmerksamkeit des Großherzogs Ludwig auf sich, dessen Gunst ihm unverändert erhalten blieb. Zunächst wurden Jolly die Verhandlungen vor dem Bunde und dem Austrägalgericht über die Theilnahme von Baiern an der pfälzischen Staatsschuld übertragen. Er fand hier Gelegenheit, seine ausgezeichneten Kenntnisse, besonders im deutschen Staatsrecht, zu bewähren und die Gerechtsame des badischen Staates mit gutem Erfolge zu vertreten. In besonderer Anerkennung dieser Verdienste wurde er 1825 zum Geheimen Referendair ernannt. Im November 1826 wurde ihm mit dem Staatsrath Winter die Ausarbeitung der Verträge in der Sponheim'schen Angelegenheit übertragen, und in Folge der hierbei abermals an den Tag gelegten hervorragenden Tüchtigkeit wurde er 1828 als Geheimer Legationsrath in das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten und zu den Sitzungen des Staatsministeriums berufen, um daselbst bei Verhinderung seines Ministers die Vorträge dieses Departements zu erstatten. 1829 wurde ihm der Rang eines Geheimen Rathes II. Classe, 1830 Sitz und Stimme im Staatsministerium verliehen. Die Gesinnungen des Wohlwollens und Vertrauens, welches Großherzog Ludwig Jolly schenkte, bewies ihm auch Großherzog Leopold. Schon 1831 ernannte ihn dieser zum provisorischen Chef des auswärtigen Departements und 1835 zum Präsidenten des Justizministeriums. Mit eiserner Willenskraft, mit unerschöpflicher Ausdauer, mit seltener Klarheit des Geistes, Umsicht und umfassender Kenntniß lenkte er über 11 Jahre lang die Geschäfte dieses Ministeriums. Er war unabläßig bestrebt, die Gerichtshöfe zum Sammelplatz der Männer zu machen, deren sittliche Haltung und geistige Fähigkeit ihm hervorragend erschienen. Er liebte es, das Verdienst durch Vorschläge zu Beförderung und Auszeichnungen zu belohnen, ohne daß solche Belohnung gesucht und erwartet worden war. Mit ganzer Kraft ergriff er die Arbeit, an Stelle des alten, auf Grundlage der Carolina beruhenden Strafgesetzes, ein neues zu schaffen, allen anderen deutschen Staaten vorangehend, dem Geiste der Zeit und den Fortschritten der Wissenschaft entsprechend, und vollendete sie nach unsäglicher Mühe, nach schweren Kämpfen in und außer den Kammern, im Jahre 1845. Die Strafanstalten des Landes erfuhren unter seiner Leitung eine gänzliche Umgestaltung. Seine religiösen und politischen Ansichten machten ihn zum Freunde des pennsylvanischen Systems, in welchem er das einzige Mittel zur Besserung der Strafgefangenen erblickte. Auch hierüber wurde unter seiner Leitung 1844 ein Gesetz entworfen. Indeß hatte die ungeheure Anstrengung, welche die Durchführung dieser Gesetze in den Kammern nöthig machte und welche der Vollzug in Anspruch nahm, die Kraft des Sechzigjährigen erschöpft und die parlamentarischen Kämpfe des Jahres 1846 waren nicht geeignet, ihn zur Erholung gelangen zu lassen. Nachdem er 1845 zum Geheimen Rath I. Classe ernannt worden war, legte er im Mai 1847 sein Amt nieder, um seine Gesundheit herzustellen. Allein eine Gehirnerweichung hatte ihre Wirkungen bereits begonnen und endete am 18. Oktober 1852 sein Dasein. Seine Gemahlin, eine Tochter des Geheimen Hofrathes Loschge zu Erlangen, hatte er früh verloren. Die einzige Tochter, mit dem späteren Oberstlieutenant Bender vermählt, schenkte ihm noch ein Enkelkind, das die letzten Tage seines Lebens erheiterte. (Vgl. K. Z. 1852 No. 251). W.

Georg Wilhelm Issel,

wurde zu Darmstadt den 13. Oktober 1785 geboren. Am Hofe des kunstliebenden Landgrafen, späteren Großherzogs Ludwig I. erhielt der reich begabte Knabe seine Erziehung. Mit besonderer Liebe verlegte er sich, zum Jüngling herangewachsen, auf die Landschaftsmalerei, und fertigte in dem ängstlich genauen

Stil der damaligen Zeit mehr gemüthvoll ansprechende kleine Bilder, als große, effectvolle Werke. Auf seine Verwendung hin kam der junge Heidelberger Maler Karl Philipp Fohr nach Darmstadt, um sich unter Issel's Leitung zum Landschaftsmaler auszubilden. Unter dem Titel eines Geheimen Kammersecretairs machte Issel zu seiner künstlerischen Vollendung mit dem darmstädtischen Gesandten Reisen nach Paris in den Jahren 1813 und 1815; ebenso mit der Gesandtschaft 1814 nach München. Hier traf er den Grafen von Platen, mit dem er bald innige Freundschaft schloß (Platen's Tagebuch, 1860, S. 37 ff.). Reisen in die Schweiz und das badische Oberland gaben zu reicher malerischen Ausbeute Gelegenheit. 1818 unter dem Titel Hofrath aus dem hessischen Staatsdienst entlassen, begab sich Issel nach Baden, vermählte sich mit Victorie von Chrismar aus Konstanz und blieb nun, ein Jahr in Worms ausgenommen, von 1820—1870 in Baden. Den Wormser Aufenthalt benützte Issel zu eifrigen Nachforschungen in dem Archiv. Das Resultat war die Auffindung eines werthvollen Manuscriptes des kaiserlichen Pfalzgrafen Johann Friedrich Seydenbaender über die Einnahme der Stadt Worms 1688 durch die Franzosen, welches Manuscript, von Issel sorgfältig abgeschrieben, 1871 durch W. Oncken im 23. Bande der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins veröffentlicht wurde. Nach Konstanz zurückgekehrt, brachte Issel, außer vielen einzelnen Urkunden des Archivs daselbst, welche er theils in Abschrift Herrn Vierordt zur Bearbeitung seiner „Geschichte des Protestantismus in Konstanz" und der „Geschichte der Reformation in Baden" zusendete, theils noch ungedruckt hinterließ, die 1846 von ihm anonym herausgegebene „Beschreibung des Konstanzer Sturmes 1548 von Georg Vögeli" an das Licht. Während seines Aufenthaltes zu Freiburg i. B. führte er einen für das Kirchenrecht wichtig gewordenen zehnjährigen Proceß mit der erzbischöflichen Curie in Betreff eines akademischen Familienstipendiums, welcher endlich gewonnen wurde. Neben seinen archivalischen Arbeiten beschäftigte sich Issel viel mit Archäologie, besonders Heraldik. Es gelang ihm auch mehrere bedeutende, bisher unbeachtet gebliebene Bilder, wie das später an das Staedel'sche Institut in Frankfurt verkaufte Bild Philipp IV. von Spanien, einen Rafael Mengs, verschiedene Niederländer zu erwerben und ihnen die gebührende Würdigung zu verschaffen. Issel starb zu Heidelberg den 15. August 1870. Ernst Issel.

Josef Albert von Ittner

war als Sohn eines Auditors bei den kurfürstlich Mainzischen Truppen am 2. März 1754 auf einem Familiengute bei Bingen geboren. Des Vaters früh beraubt, und in das Haus seines Oheims, des kurfürstlichen Leibarztes, aufgenommen, genoß er seinen Jugendunterricht auf dem durch Jesuiten geleiteten Gymnasium und fand, nur wenig angeregt durch die dortige Lehrmethode und zu Hause durch eine launenhafte Tante in seiner jugendlichen Leichtlebigkeit nicht verstanden und vielfach gequält, den einzigen Trost in der reichen Büchersammlung des Oheims, die dem Knaben, freilich ohne Auswahl und Leitung, Gelegenheit zu historischen und naturwissenschaftlichen Studien darbot. Eine romantisch aufgefaßte jugendliche Neigung, die durch aufgefangene Briefe den Verwandten bekannt und von ihnen sehr ungünstig beurtheilt wurde, veranlaßte den jungen Mann aus der Heimath zu fliehen. In Wiesbaden fiel der Unerfahrene einem preußischen Werbeofficier in die Hände, der ihn zu einem Regiment in der Gegend von Magdeburg brachte. Mit Mühe gelang es dem Einflusse seiner Verwandten, ihn aus dieser fatalen Situation zu befreien. Nachdem er noch einige Zeit den Studien auf der Mainzer Universität obgelegen, ging er nach Göttingen. Neben den juristischen Vorlesungen war er namentlich

bemüht, sich unter Heyne's Leitung in der Literatur der Griechen und Römer bedeutende Kenntnisse zu erwerben, die er unablässig weiter ausbildete. Die juristische Praxis begann Ittner bei dem Reichskammergerichte zu Wetzlar und setzte sie fort an der Canzlei des Reichstags zu Regensburg und bei dem k. k. Reichshofrathe zu Wien. Nach diesen Vorbereitungen erhielt er 1778 eine Anstellung als Hofrath und Archivar bei der fürstlich Hohenzollern-Hechingenschen Regierung, und nach wenigen Jahren, 1786, wurde ihm eine eben so angenehme, als bedeutende Stellung zu Theil, da ihn der Fürst-Großprior des Maltheserordens zum Capitels-Kanzler ernannte. Ihm lag die innere Geschäftsführung des Ordens und die seiner äußeren Verhältnisse ob, welche zunächst den Verband mit dem Großmeisterthum und mit dem deutschen Reiche betrafen. In Heitersheim, dem Sitze des Großpriors, verlebte Ittner die glücklichsten Jahre seines Lebens. Der angenehme Geschäftskreis, der Verkehr mit wohlgesinnten und gebildeten Beamten, die vortheilhafte äußere Stellung vereinten sich, ihm seine Thätigkeit lieb zu machen. Sein schönes Haus mit geräumigem Garten, den Ittner selbst verschönerte, da er ein eifriger Botaniker war (Gmelin hat ihn durch die Benennung einer Pflanze „Ittneria" verewigt), der liebenswürdige Familienkreis, die zahlreichen, gern gesehenen Gäste, die zumal von dem nahen Freiburg herbeikamen, das alles machte diesen Aufenthalt für Ittner unvergeßlich. Ein vortrefflicher Gesellschafter, voll Witz und Laune, für ernste Unterhaltung mit dem reichen Schatze vielseitigen Wissens ausgerüstet, durch ein treffliches Gedächtniß in den Stand gesetzt, die schönsten Stellen der griechischen und römischen Lyriker und Tragiker in die Conversation zu verweben, in den neueren Sprachen und ihrer Literatur wohl bewandert, so war er der Mittelpunkt eines im edelsten Sinne geselligen Kreises, dem Männer wie Hug, Ecker, Jacobi angehörten. Die Aufhebung des Maltheserordens zerstörte dieses poetische Leben und schleuderte den Kanzler in die, freilich vergeblichen, Kämpfe zur Rettung des Ordens. Die badische Regierung, die ihn in ihre Dienste übernahm, übertrug ihm wichtige und bedeutungsvolle Aufgaben und ehrte ihn mit Beförderungen und Auszeichnungen, aber sie konnte ihm unmöglich den Verlust jenes vornehm-behaglichen Stilllebens ersetzen. Zunächst wurde er beauftragt, das gefürstete Benedictinerstift St. Blasien aufzulösen und seine Reichthümer und Liegenschaften zu übernehmen. Er entledigte sich der schwierigen und oft peinlichen Mission mit dem glücklichen Tacte, der ihm eigen war, indem er bei energischer Vertretung der Staatsinteressen mit Schonung, Humanität und Milde gegen die vom Schicksal schwer betroffenen Klostergenossen verfuhr. 1807 wurde er zum Curator der Universität Freiburg ernannt, wo er manchen eingerissenen Mißbrauch beseitigte und ein reges literarisches Leben zur Bildung der Akademiker veranlaßte. Sein idealer Sinn, dem die Georgia Augusta als nachzubildendes Muster vor Augen schwebte, gerieth mit den realen Verhältnissen und beschränkten Mitteln zuweilen in Conflicte, die ihm die Führung dieses Amtes erschwerten. Gleichzeitig wurde er zum Gesandten in der Schweiz ernannt und wirkte mit großer Klugheit und Gewandtheit zur Lösung und Entwirrung so mancher schwierigen Verhältnisse mit, welche sich aus der neuen Lage der Dinge für die beiden Nachbarländer ergaben. Für sich selbst benutzte er den Aufenthalt in der Schweiz, der sich stets nur auf die Dauer der Tagsatzung erstreckte, zur Anknüpfung oder Erneuerung freundschaftlicher und literarischer Beziehungen, so mit dem Antistes Heß, dem Professor Hottinger, dem Grafen Müllinen, dem Junker Escher von Berg und besonders Zschokke, an dessen „Miscellen", „Erheiterungen" und „Ueberlieferungen" er als Mitarbeiter eifrigen Antheil nahm. Er genoß in der Schweiz als Staatsmänn, als Gelehrter und Mensch gleich hohe Ver-

ehrung und seine Abberufung wurde allgemein bedauert. Er wurde nun (1812) als Director des Seekreises nach Konstanz versetzt und sah sich damit auf ein ganz neues Arbeitsgebiet hingewiesen. Seine Befähigung und Arbeitskraft wußte diese Schwierigkeit zwar rasch zu überwinden, aber wie ihn schon die plötzliche Abberufung aus der Schweiz schmerzlich berührt hatte, so legte er nun auch nur mit tiefem Bedauern die Curatie über die Universität Freiburg nieder, die mit der Last seines neuen Geschäftskreises nicht mehr zu vereinbaren war. Indeß wurde er im Jahre 1818 abermals mit einer diplomatischen Sendung betraut, indem er zum Mitglied der in Frankfurt zusammentretenden Commission ernannt wurde, die sich mit Regulirung der katholisch-kirchlichen Angelegenheiten in den deutschen Bundesstaaten zu beschäftigen hatte. In derselben vertrat er mit Entschiedenheit die Ansicht, die gut begründeten Rechte der Kirche und die Stellung des Papstes, als geistlichen Mittelpunktes der katholischen Kirche, zu achten, dagegen auch alle Uebergriffe derselben in das der Staatsgesetzgebung zustehende Gebiet zurückzuweisen und weniger den Abschluß eines Concordates herbeizuführen, als vielmehr „die Anerkennung der Grundsätze zu erreichen, welche auf ein geläutertes katholisches Kirchenrecht und auf die ächt canonische Form gebaut sind". Allgemein glaubte man, daß er nun auch ausersehen sei, die Verhandlungen in Rom persönlich weiterzuführen; es wurde indeß eine andere Persönlichkeit für diese Mission bestimmt und Ittner zog sich, nachdem er die ihm angebotene Curatie der Universität Heidelberg abgelehnt hatte, nach Konstanz zurück, wo er von nun an nur noch seiner Familie, seinen Freunden und den Wissenschaften lebte. Mit dem Bisthumsverweser von Wessenberg und dem als Jugendschriftsteller geachteten Decan Straßer verband ihn gleiche Gesinnung und Neigung. Er las wieder, wie ehedem seine Classiker und öffnete gastlich sein Haus den alten Freunden, die oft einen Umweg nicht scheuten, um in dem etwas entlegenen Konstanz einige genußreiche Stunden bei dem geistvollen Greise zu verleben. Auch literarisch war er noch immer thätig, nach wie vor an Zschokkes Zeitschriften betheiligt; auch die Biographie seines Freundes, des Dichters Jacobi, ist in dieser Zeit (1822) entstanden. Ein neues Gebiet der Literatur eröffnete ihm der Umgang mit dem Freiherren von Laßberg; durch diesen wurde er mit der deutschen Poesie des Mittelalters näher bekannt, und fühlte sich besonders zu den Liedern der Minnesänger hingezogen; auch dem großen nationalen Werke der Monumenta Germaniae historica, für das ihn der Freiherr vom Stein bei einem persönlichen Besuch interessirte, widmete er lebhafte Theilnahme. Dem Greise war der Schmerz beschieden, einen hoffnungsvollen Sohn, den Professor Franz von Ittner zu Freiburg, in der Blüthe seiner Jahre plötzlich sterben zu sehen. Von diesem Schlage hat er sich nie mehr zu alter Frische erholt. Mit philosophischer Ruhe sah er dem Tode entgegen und trug die Uebel, die aus dem allmälichen Nachlaß der Kräfte hervorgingen, mit Gleichmuth und Entschlossenheit. Die sechszehn letzten Lebenstage vermochte er nur noch, im Lehnstuhle sitzend, zu athmen. So entschlummerte er sanft und schmerzlos am Morgen des 9. März 1825. „Auf seinem Antlitze sprach sich der Friede aus, welcher in einem Leben gewaltet hatte, das, außer der Zeit, auf antikem Boden ruhend, doch alle guten Elemente seiner Zeit in sich aufnahm, ohne durch ihre Stürme gestört zu werden". (Vgl. J. L. Hug im N. Nekrolog der Deutschen 3, 325 und Ittner's Biographie von H. Schreiber in Ittner's Schriften 4, 121 ff.)

W.

Franz von Ittner.

der Sohn Albrecht von Ittner's, ward am 11. Februar 1787 zu Heitersheim geboren. Schon früh zeigte der Knabe lebhaftes Interesse an dem Leben der Natur und an den technischen Fertigkeiten der ländlichen Handwerker, deren Werkstätten er zuweilen betrat. Durch vortrefflichen Unterricht in den alten Sprachen, und durch die werthvolle Anregung auf dem Gebiete der Physik und Mathematik, die er dem zu Müllheim wohnenden Hofrath Wild und einem Artillerieofficier des Condé'schen Heeres, Audibert Ferrusac, verdankte, wohl vorbereitet, bezog Ittner 16jährig (1803) die Universität Landshut, wo er bei dem berühmten Röschlaub wohnte, und des näheren Umgangs des Botanikers Schrank und des Chemikers und Mineralogen Bertele sich erfreute; von hier siedelte er nach Würzburg, von da nach Göttingen über, bis er endlich in Freiburg seine Studien abschloß und (1807) mit einer ausgezeichneten Abhandlung über die Blausäure den Doctorgrad erwarb. Nachdem er zu seiner weiteren Ausbildung noch ein Jahr in Paris zugebracht hatte, arbeitete er, nach Freiburg zurückgekehrt, in dem Laboratorium des tüchtigen Pharmaceuten Keller, und verwerthete seine chemischen Kenntnisse durch Betheiligung an mehreren industriellen Unternehmungen, indem er sich mit Dr. Sulzer und dem obengenannten Keller zur Bereitung künstlicher Mineralwässer verband, auch (zur Zeit der Continentalsperre) an einer Fabrik von Zuckersurrogaten betheiligte. Am 19. Juli 1813 zum außerordentlichen Professor der Arzneikunde und Naturwissenschaften ernannt, beschäftigte er sich vorzüglich mit der Ordnung des Naturaliencabinets, das durch die Einverleibung der St. Blasischen Sammlungen einen bedeutenden Zuwachs erhalten hatte, und das er durch Erwerbung der Ecker'schen und von Kalm'schen Sammlung noch beträchtlich vermehrte. Im Jahr 1818 zum ordentlichen Professor befördert, hielt er eine mit großem Beifall aufgenommene Rede über den gegenwärtigen Zustand der Chemie, welche in der in Freiburg herausgegebenen Zeitschrift „Eleutheria" im Druck erschien, für die er auch noch andere Beiträge lieferte, z. B. über die Inseln des Rheins, die Pflanzen und Fossilen des Kaiserstuhls u. a. Nach Menzinger's Rücktritt vom Lehrstuhle der Chemie wurde am 21. August 1820 Ittner das Lehramt der allgemeinen und pharmaceutischen Chemie übertragen; nach seinen Angaben wurde ein neues Laboratorium erbaut und eingerichtet, in welchem er zahlreiche Schüler um sich schaarte. Seine Lehrthätigkeit berechtigte zu den schönsten Hoffnungen auf eine segensreiche Wirksamkeit, als er am 29. August 1823, nach nur dreitägiger Krankheit, einer Gehirnentzündung erlag. (Vgl. Biographische Skizze von A. Ecker, Freiburg 1825.) W.

Johann Adam von Itzstein.

Unter den Führern der liberalen Partei in Baden, deren Namen weit über die Gränzen ihrer Heimath hinaus bekannt, und je nach dem Parteistandpunkt gefeiert oder geschmäht wurden, steht J. A. von Itzstein in erster Reihe. Er war recht eigentlich ein Agitator in und außerhalb der Kammer, mit dem ganzen Talent und der ganzen Neigung des Demagogen ausgestattet, redegewandt, schlagfertig, beweglich, stets bereit, für die liberale Sache in erster Linie zu kämpfen, ein guter Gesellschafter, einem festlichen Trunk nicht abgeneigt, in seinem Hause der liebenswürdigste Wirth, kurz ein Mann, dem es leicht wurde, die Menge zu enthusiasmiren und der von dieser Gabe nicht sparsam Gebrauch machte. — Am 28. September 1775 zu Mainz geboren, wo sein Vater kurfürstlicher Geheim-Rath war, trat er 1799 in die Dienste der Benedictinerabtei Amorbach, und nach deren Aufhebung in Leiningen'sche Dienste. Von diesen

trat er, als das Fürstenthum mediatisirt wurde, 1809 in den badischen Staatsdienst über und wurde zunächst Oberamtmann in Schwetzingen, 1819 Hofgerichtsrath in Mannheim. Schon zum zweiten Landtag (1822) wählte ihn die Stadt Mannheim zu ihrem Vertreter in der zweiten Kammer, in welcher er alsbald eine hervorragende Stellung einnahm. Sein Einfluß entschied die Abstimmung in der wichtigen Frage des Militärbudgets. Die Regierung bestand auf der Bewilligung von 1,600,000 fl. jährlich, während die zweite Kammer sich nur zur Genehmigung von 1,500,000 fl. bewegen ließ. Ein letzter Versuch, die Forderung durchzusetzen, wurde durch ein Manifest des Großherzogs gemacht, welches erklärte, daß er außer Stande sei, mit der bewilligten Summe seinen Bundespflichten zu genügen, unter Zusicherung aller möglichen Ersparnisse die geforderte Summe von 1,600,000 fl. festhielt und in nicht mißzuverstehender Schlußwendung aussprach, daß er diese Entschließung vor seinem Gewissen verantworten und vor seinem Volke zu rechtfertigen wissen werde. Hier war Nachgiebigkeit vielleicht ein Act hoher politischer Klugheit; denn die Folgen des Beharrens auf dem Kammerbeschluß waren unschwer vorauszusehen; anderseits wurde, wenn man auf ein solches persönliches Eingreifen des Regenten in die Debatten hin von der früheren Beschlußfassung abwich, das wesentlichste Lebensprincip des constitutionellen Systems geopfert. Itzstein sprach mit aller Entschiedenheit für das unbedingte Festhalten an dem Princip. Er legte dar, daß es eine Ehrenpflicht der Abgeordneten sei, auf ihrem Beschlusse zu beharren, und daß ihre beschworene Pflicht als Vertreter des Volkes, bei dem ihnen bekannten finanziellen Zustande des Landes, Ersparnisse auf das Allernothwendigste verlange. Bei der Abstimmung wurde die Regierungsvorlage, wenn auch nur mit der Majorität von einer Stimme, verworfen. Am anderen Tage ward der Landtag geschlossen und in einer Proclamation die ganze Verantwortung dafür, daß kein Budget zu Stande gekommen sei, eben dieser Majorität zur Last gelegt. Itzstein, den man wohl mit Recht als den Führer derselben betrachtete, wurde durch seine Versetzung an das Hofgericht Meersburg bestraft, die er, im Rheingau begütert, geradezu als eine Art von Verbannung ansehen mußte. Er war denn auch keineswegs gesonnen, sich dieser Maßregelung zu fügen. Auf Grund seines, durch den Reichsdeputationshauptschluß wohl begründeten Rechtes verlangte er, nur da, wo er beim Uebertritt in badische Dienste ansässig gewesen, angestellt zu werden; ärztliche Zeugnisse erklärten seine Uebersiedelung in die Bodenseegegend für seine Gesundheit bedenklich; endlich erbat er seine Entlassung. Aber er fand die Regierung unnachgiebig. Nach langem Processiren wurde er schließlich pensionirt. Die Regierung hatte sich einen unversöhnlichen und — wie Fürst Metternich meinte — den einzigen gefährlichen Gegner geschaffen. — Zunächst wurde Itzstein nicht wieder in den Landtag gewählt, aber als 1831 eine liberalere Strömung in der Regierung freie Wahlen zuließ, schickte ihn Schwetzingen in die zweite Kammer, in welcher er von nun an als entschiedener Führer der Opposition eine hervorragende Stellung einnahm. Er erschien, zwar mit gebleichtem Haupte, aber durch den Umschwung der Zeit gleichsam verjüngt, in der Kammer und nahm mit wahrhaft jugendlicher Kraft an ihren wichtigen und lang dauernden Verhandlungen den lebhaftesten Antheil. — Zunächst trat Itzstein mit seiner Motion auf Wiederherstellung der 1825 veränderten Verfassung auf, welche das Resultat hatte, daß die Regierung alsbald einen entsprechenden Gesetzentwurf vorlegte. Seit 1831 war er auch Vorsitzender der Budgetcommission und Mitglied des ständischen Ausschusses. Ersparnisse in allen Zweigen des Staatshaushaltes herbeizuführen, Ordnung in denselben zu bringen und allen Ueberschreitungen zu begegnen, war das Ziel, dem er in dieser Eigenschaft mit rastlosem Eifer und unterstützt von einer in's

Detail gehenden gründlichen Kenntniß der Staatsverwaltung und der Finanzgebahrung, zustrebte. Er gehörte auch stets zu den Candidaten, welche die Kammer der Regierung zur Wahl des Präsidenten vorgeschlagen hatte. — Der Sache der Preßfreiheit nahm er sich im Vereine mit Rotteck stets von Neuem mit großer Wärme und Entschiedenheit an. Indem er zuerst die hannöver'sche Verfassungsfrage auf den Landtagen von 1837—1839 zur Sprache brachte und verlangte, daß die badische Regierung am Bundestage mit allen ihr zu Gebote stehenden Mitteln auf die Wiederherstellung der Verfassung Hannovers von 1833 hinwirke, gab er ein Beispiel, das bald von den Landtagen anderer deutschen Staaten nachgeahmt wurde. — In dem Urlaubsstreit (s. d. Art. v. Blittersdorff) nahm Itzstein von Anfang an eine sehr entschiedene Haltung ein. Nachdem er im Juli 1841 seine Absicht, die Kammer für eine Incompetenzerklärung zu weiteren Arbeiten zu gewinnen, nicht erreichen konnte, sprach er gegen das von keinem Minister contrasignirte Manifest des Großherzogs, welches die Urlaubsverweigerung als ein Recht der Krone in Anspruch nahm, in der Sitzung vom 10. Januar 1842 mit aller Energie, und stellte den Antrag, das Manifest für verfassungswidrig zu erklären, und den in demselben ausgesprochenen Tadel zurückzuweisen; der Antrag wurde mit 31 gegen 26 Stimmen angenommen, und hatte die alsbaldige Auflösung der Kammer zur Folge. Die Neuwahlen wurden durch Circularschreiben der Minister möglichst beeinflußt; trotzdem erlitt die Regierung eine empfindliche Niederlage. Die Circularschreiben selbst aber machte Itzstein, der auf dem Landtag von 1842, durch Wahlmanöver von seinem bisherigen Sitze verdrängt, den Wahlbezirk Ettlingen-Rastatt vertrat, zum Gegenstand eines Mißtrauensvotums gegen das Gesammtministerium, welchem am 19. August 1842 die Kammer mit 34 gegen 24 Stimmen beitrat. Itzstein wurden in Anerkennung dieses Auftretens Ovationen aller Art aus fast allen Landestheilen dargebracht, welche sich bei der von der Regierung ungern gesehenen festlichen Feier des 25jährigen Jubiläums der Verfassung wiederholten. Ein großartiges Fest aber wurde Itzstein am 22. September 1844 bereitet, als ihm zu Mannheim von Deputationen aller größeren Städte und vieler Landorte eine ihm zu Ehren geprägte Denkmünze feierlich überreicht wurde. Vor seinem Hause und nachher bei dem Festmahl wurden begeisterte Toaste ausgebracht, und ein von Hoffmann von Fallersleben gedichtetes Itzstein-Lied nach der Melodie: „Noch ist Polen nicht verloren" gesungen, dessen Schlußvers lautete: „Vaterland freue dich! — Deine Nacht wird immer heller: — Itzstein, unser Stern, — Leuchtet nah und fern". Im Gegensatz dazu erlebte Itzstein, als er 1845 mit seinem Freunde Hecker eine Erholungsreise machte, das Schicksal, daß er, kaum in Berlin angekommen, angewiesen wurde, die Hauptstadt und den preußischen Staat sofort wieder zu verlassen. Diese barsche und ungesetzliche Handlungsweise der preußischen Behörden rief alsbald neue Demonstrationen zu Ehren Itzstein's hervor, der nun nicht nur aus Baden, sondern fast aus allen deutschen Bundesstaaten Beweise der Verehrung und Theilnahme empfing. — Damals stand Itzstein auf dem Höhepunkte seiner Popularität. Was sie ihm erworben, war doch wohl in erster Reihe das Feurige, Jugendliche, die Begeisterung in seinem Auftreten, das Gewinnende seiner Persönlichkeit, die Streitbarkeit und Entschiedenheit seiner Gesinnung und die fortreißende Gewalt seiner Beredtsamkeit. Er war kein Mann von hervorragender staatsmännischen Begabung, auch nicht durch politische Bildung oder einen großen Reichthum an Kenntnissen ausgezeichnet, aber er besaß in hohem Grade das Talent, die Menschen an sich zu fesseln, besonders auch die jüngere Generation, den parlamentarischen Nachwuchs, in seine Bahnen zu leiten. „Er ist vielleicht das größte parlamentarische Talent in Deutschland", sagt Bülau von Itzstein, „als

Redner in seltener Weise ausgezeichnet, von wohllautender, dem Ohre schmeichelnder Stimme, zugleich feurig und besonnen, scharf angreifend und glatt entschlüpfend, reich an epigrammatisch treffenden Wendungen, in allen Verhältnissen fein, elegant, auch wo er den Gegner zu Boden wirft, mit seiner Kraft sparsam bis zum entscheidenden Augenblick". Obwohl die Altliberalen mancherlei gegen ihn auf dem Herzen hatten, und die junge, radicaleren Tendenzen zuneigende Partei seine Anschauungen bald als einen überwundenen Standpunkt betrachtete, durfte Itzstein doch in den vierziger Jahren noch recht eigentlich als das Haupt der Opposition betrachtet werden. Aber nach und nach machte doch auch bei ihm das Alter seine Rechte geltend. Den Aufregungen und größeren Anforderungen der Jahre 1848 und 1849 war er nicht mehr gewachsen. Der revolutionairen Leidenschaft der Hecker und Fickler gegenüber war Itzstein's Art, Opposition zu machen, nicht mehr zeitgemäß; aber die Revolutionaire konnten den populairen Namen nur zu gut verwerthen. Itzstein war auch in seinen besten Tagen nicht frei von Eitelkeit gewesen. Den alten Mann zogen die Agitatoren leicht mit sich fort, und während er sich noch das Haupt einer Partei wähnte, war er schon seiner Freiheit und Selbstbestimmung verlustig gegangen. So entsprach denn die Stellung, die er in den Jahren 1848 und 1849 einnahm, nicht mehr der unleugbaren Bedeutung, die er früher in dem parlamentarischen Leben seines Heimathlandes besessen. Im Vorparlament trat er noch einmal in den Vordergrund, als es seiner diplomatischen Klugheit und dem Ansehen, das er auch bei den Fortgeschrittensten unter den Liberalen genoß, gelang, das vorzeitige und unzeitige Ausscheiden der Linken zu verhüten. Im Parlamente selbst aber kam er kaum mehr zur Geltung. Er hielt sich zur äußersten Linken, und es ist nur eine Rede von ihm zu erwähnen, in welcher er die wegen des badischen Aufstandes Verurtheilten der Amnestirung empfahl. Seine Parteigenossen wollten ihm wohl dadurch eine Ehre erweisen, daß sie bei der Wahl des Reichsverwesers Itzstein ihre Stimme gaben. Aber bei dem Ernst der Situation nahmen sich die 32 Stimmen, mit denen der Veteran der deutschen Kammeropposition dem Erzherzog Johann gegenübergestellt wurde, doch fast wie eine Ironisirung des ganzen Wahlactes aus. Indeß wenn der alte Herr, damals schon im 74. Lebensjahre stehend und durch einen Fall auf der Treppe seines Gasthofes in seiner Gesundheit schwer erschüttert, auch nicht mehr fähig war, eine hervorragende Rolle in den politischen Vorgängen der Zeit zu spielen, seinen Principien blieb er doch mit Muth und Consequenz getreu. Er siedelte mit dem Rumpfparlament nach Stuttgart über, und sein weißes Haupt bedrohte, wie das Leben Uhland's, die Waffe der die Versammlung sprengenden Reiterei. Nach seinem Landsitze zu Hallgarten im Rheingau zurückgekehrt, entging er, obwohl an den revolutionairen Bewegungen von 1849 unbetheiligt, nur durch die schleunigste Flucht der Verhaftung durch preußische Truppen. Er lebte dann eine Zeit lang im Elsaß und in der Schweiz inmitten einer Gesellschaft, die nicht aus den lautersten Elementen der Flüchtlinge bestand. Von diesen vergebens bestürmt, nach Amerika auszuwandern, konnte der müde Greis endlich, nachdem nachgewiesen worden, daß er an dem Aufstand von 1849 nicht betheiligt gewesen, unbehelligt nach Hallgarten heimkehren. — Den Aufregungen und Anstrengungen der bewegten Zeit hatten seine Kräfte nicht trotzen können. Eine Gehirnerweichung stellte sich ein, und sein einst so frischer und klarer Geist verfiel einem dumpfen Dahinsiechen. Aber aus der ihn umfangenden Nacht des Geisteslebens tauchte dann und wann, wie ein Lichtblitz, die Erinnerung an die glorreichen Tage der Vergangenheit auf. Dann ließ er wohl die ihm einst gespendeten Ehrenbecher und Bürgerkronen vor sich aufstellen und sang thränenden Auges, aber noch mit kräftiger Stimme und

mit wuchtiger Faust den Tact schlagend, die politischen Lieder der vergangenen Tage. — Am 14. September 1855 erlosch sein Leben, das er auf 80 Jahre gebracht hatte. Er ruht auf dem stillen Dorfkirchhofe von Hallgarten. Sein Grabstein trägt die Inschrift: „Müde von den Jugendkämpfen deutscher Freiheit ruhet hier ein muthig Herz". W.

Johann Heinrich Jung, genannt Stilling.

Eine Biographie Jung-Stilling's im eigentlichen Sinne kann nicht in den Rahmen dieses Werkes fallen; noch weniger kann es seine Aufgabe sein, eine Würdigung dieses ebenso wunderbaren als sonderbaren Charakters mit seinen Vorzügen und seinen Schwächen, und dieser reichen, für Baden erst mit dem Lebensabend beginnenden Wirksamkeit zu versuchen. Wer Jung-Stilling kennen und verstehen will, muß seine, mit der ganzen diesem Manne eigenen Offenheit und Natürlichkeit geschriebene Selbstbiographie lesen, die er, durch Göthe angeregt, sie niederzuschreiben, in fünf Abtheilungen, unter stets wachsendem Interesse des Publicums, veröffentlichte, und die sich, mit den von der Hand seines Schwiegersohnes, des Geheimen Kirchenrathes Schwarz in Heidelberg, und seines Enkels, des Stadtpfarrers Schwarz in Mannheim, herrührenden Nachrichten in seinen gesammelten Werken findet. Wohl aber gebührt es sich, die Zusammenhänge anzudeuten, die sein und der Seinigen Leben und Thätigkeit mit badischen Verhältnissen und Persönlichkeiten haben; zugleich ist es geboten, einige auffallende Verstöße zu berichtigen, die sich in den Conversations-Wörterbüchern eingeschlichen und bis heute erhalten haben. — Zu Im-Grund im Nassauischen von armen Eltern am 20. September 1740 geboren, frühe der zartsinnigen Mutter, einer Predigerstochter, durch den Tod beraubt, deren Andenken der Sohn mit dem Vater mit einer Art mystischer Pietät hochheilig hielt, wurde Heinrich von seinem Vater, der selbst abwechselnd oder gleichzeitig das dreifache Handwerk des Schneiders, des Schulmeisters und des Landmannes trieb, zum Schulmeister bestimmt, mußte aber zugleich das, eigenes Brod sichernde, Schneiderhandwerk erlernen. Noch keine vollen 15 Jahre alt, sah Heinrich seinen sehnlichen Wunsch erfüllt, Schulmeister zu werden, hinter dem sich schon in seiner Kindheit, noch halb unbewußt, schüchtern der höher gehende, nach dem Predigerberufe, wie verborgen hielt, um von jetzt an Jahre lang den tragischen Kampf zwischen Neigung und Mißgeschick in dem, wie es schien, verfehlten Beruf durchzukämpfen. Wiederholte Versuche in der Lehrthätigkeit endeten schnell immer wieder mit der dem Vater mißliebigen und für den Sohn beschämenden Rückkehr zum Schneiderhandwerk und zu der für den schwächlichen Körper fast unerträglichen Feldarbeit, bis es ihm endlich im 25. Lebensjahre mit einer äußerlich wenigstens zufriedenstellenden Hauslehrerstelle, auf sieben Jahre eifrigen Lehrens und rastlosen Selbststudiums, gelang. Ueber 30 Jahre alt, ohne die geringsten eigenen Mittel, aber voll des ihm eigenen Gottvertrauens, entsagt Stilling plötzlich der Lehrthätigkeit, um sich für den zweiten, als von der Vorsehung ihm bestimmt erkannten Beruf vorzubereiten. In Straßburg studirt er, zumeist mit seines Schwiegervaters, nebenbei mit anderer Freunde Unterstützung, Medicin. Aber die ärztliche Praxis in Elberfeld (1772—1778) gibt ihm zwar reichlich Gelegenheit zu segensreicher Wirksamkeit unter den Armen, besonders durch seine hier schon sich entwickelnde Meisterschaft in der Augenoperation; aber diese Periode seines Lebens ist zugleich eine Kette der schwersten Prüfungen für den frommen und glaubensstarken, von den Anhängern des landläufigen Pietismus allezeit am meisten verkannten Mannes. Wie eine Erlösung aus unerträglichem Zustande, und wiederum mit der vollen Freudigkeit als zu dem gottgewollten Berufe nahm daher der mit Schulden belastete Mann (1778) einen Ruf an

die pfälzische Ritterakademie zu Kaiserslautern, als Professor der Landwirthschaft, Technologie, Handlung und Vieharzneikunde an, von wo er (1784) bei der Vereinigung der Akademie mit der Universität Heidelberg dorthin übersiedelte; 1787 folgte er einem Rufe nach Marburg als Professor der Oekonomie, der Finanz- und Cameralwissenschaft. Aber auch bei der akademischen, lange mit großem Erfolg bekleideten, in der Revolutionszeit durch mancherlei Umstände ihm allmählig verleideten Lehrthätigkeit ließ es Jung-Stilling keine Ruhe. Volle Befriedigung glaubte der 63jährige Mann erst mit dem Eintritt in das vierte, nach seiner Ueberzeugung von Uranfang an eigentlich für ihn bestimmte Berufsfeld, finden zu sollen. Karl Friedrich von Baden, dem die mystisch-theosophische Lebensanschauung und die philanthropischen Bestrebungen des hochgefeierten religiösen Volksschriftstellers in manchem Betracht sympathisch sein mußten, berief ihn, nach wiederholter flüchtiger Begegnung (1803) mit bescheidenem Gehalt in sein Land, um hier ohne irgend ein eigentliches Amt, als Schriftsteller in allgemein menschlichem Interesse thätig zu sein. Jetzt glaubte sich Stilling „auf den wahren Standpunkt gestellt". „Ich freue mich", so hatte Karl Friedrich den Ankommenden begrüßt, „Sie in meinem Lande zu wissen; ich habe von Jugend auf den Wunsch gehabt, der Religion und dem Christenthum alle meine Kräfte zu widmen; allein Gott hat mir das Regentenamt anvertraut, dem ich alle meine Kräfte schuldig bin; Sie sind nun der Mann, den Gott zu diesem Zweck zubereitet hat. Ich entbinde Sie daher von allen irdischen Verbindlichkeiten und trage Ihnen auf, durch Ihren Briefwechsel und Schriftstellerei Religion und praktisches Christenthum an meiner Stelle zu fördern; dazu berufe und besolde ich Sie". 1806 vertauschte Stilling Heidelberg, das er sich zum Wohnort ausersehen hatte, mit Karlsruhe, wo er, von Karl Friedrich mit dem Titel eines Geheimen Hofrathes geehrt, in stiller Wirksamkeit und in einer, durch körperliche Leiden immer nothwendiger werdenden Zurückgezogenheit seinen Lebensabend zubrachte, bis er am 2. April 1817 starb. Wenige Tage zuvor war ihm seine dritte, an Verstandeskraft und Energie ihm selbst weit überlegene Gattin im Tode vorangegangen. Wenn Stilling selbst auch diese Lebensseite so auffaßte, daß er in seinen Gattinnen jedesmal die für eine bestimmte Lebensperiode ihm von der Vorsehung zugedachten Gefährtinnen erblickte, „Werkzeuge in der Hand seines himmlischen Vaters, gottgesandte Engel der Hülfe zur Erreichung des einen großen Zweckes mit ihm", so war mit seiner dritten Frau dem häuslichen Leben Stilling's die Krone aufgesetzt. Stilling's schriftstellerischer Ruhm beruht bekanntlich weit mehr auf seinen religiösen Volksschriften, als auf seinen, übrigens in manchem Betracht als Bahn brechend anerkannten, cameralistischen Werken. Den größten Antheil an seiner Popularität hatte unstreitig seine Selbstbiographie, die z. B. auf den bekannten Missionar Zaremba, einen russischen Edelmann von Geburt, so tiefen Eindruck machte, daß er Alles verließ, um Menschen aufzusuchen, die wie Jung-Stilling nach der Bibel leben; sie erhält auch heute noch Stilling's Gedächtniß in weiten Kreisen, während die Mystik seiner anderen, besonders der aus der letzten Periode stammenden, Schriften schon bei ihrem Erscheinen auf vielfachen Widerspruch stieß. Stilling selbst hatte sich bei seiner Uebersiedelung nach Baden ganz auf die dreifache Aufgabe der Fortsetzung seiner religiösen Schriftstellerei, der Austheilung und Ausarbeitung kleiner erbaulichen Schriften für den gemeinen Mann und der Fortsetzung der Augenkuren zu beschränken beschlossen. Seine Wirksamkeit als Augenoperateur übte er denn auch bis an sein Lebensende aus, wie ihm noch im letzten Sommer (1816) mehrere Staaroperationen gelangen; die Zahl derer, die ihm überhaupt gelungen sind, betrug über 2000. Seine häufigen und weiten Reisen in Deutschland und der Schweiz in seinen

späteren Jahren waren immer zugleich für Augenkranke wohlthätig. Treffende, bei aller Verschiedenheit der Lebensanschauung dem wahren Wesen Stilling's gerechtwerdende Charakteristiken des dreißigjährigen Mannes und des hohen Siebzigers haben wir von seinem Tischgenossen in Straßburg, Göthe, (Aus meinem Leben, 2. Thl. 9. Buch) und von Varnhagen von Ense (Denkwürdigkeiten 9. Bd. S. 25 und 100). — Von Stilling's Kindern war, auf des Vaters Verwendung hin, schon vor ihm selbst sein Sohn Jakob als Justizrath nach Mannheim (1803) berufen worden, der als Oberhofgerichtsrath 1837 in den Ruhestand getreten, in diesem als erster Präsident des 1840 gegründeten badischen Missionsvereins thätig war. Von Stilling's Töchtern hatte zuerst Karolina die Leitung des von Frau von Graimberg in Karlsruhe gegründeten, mit der verwittweten Großherzogin Stephanie am Ende des 2. Jahrzehnts nach Mannheim übergesiedelten Großherzoglichen Fräulein-Instituts übernommen, aber schon nach wenigen Jahren wegen Kränklichkeit wieder niedergelegt. Ende 1834 übernahm Amalie Jung die Direction, die sie bis zu ihrem Tode (17. Januar 1860) beibehielt. Was sie dort und in ihrem früheren Berufe, als Erzieherin der Prinzessinnen, am badischen Hofe gewirkt hat, hat eine Angehörige des Instituts mit warmer Pietät geschildert (Amalie Jung. Ein Lebens- und Charakterbild. (Weimar 1872).

M. Gmelin.

Feodor Iwanowitsch,

ein Kalmück seinem Ursprung nach, war um das Jahr 1765 geboren und wurde Ende des Jahres 1770, nahe der russisch-chinesischen Grenze, bei einem Ueberfall der kalmückischen Horde von russischen Soldaten entführt. Sein Name wurde ihm bei der Taufe in St. Petersburg gegeben, wo dem Knaben der Schutz der Kaiserin zu Theil wurde. Diese schenkte ihn hernach der Erbprinzessin Amalie von Baden. Feodor Iwanowitsch kam nach Karlsruhe, besuchte hier und dann im Philantropin Marschlins die Schule. Als er sich der Malerei zuwandte, empfing er von dem Hofmaler Melling zu Karlsruhe, dann von dem Galeriedirector Becker Unterricht. Hierauf ging er nach Italien, blieb sieben Jahre in Rom, begleitete drei Jahre lang den Lord Elgin auf seiner Reise in Griechenland und kehrte dann nach Karlsruhe zurück, wo er unter dem Großherzog Karl Friedrich Hofmaler wurde. Er starb hier am 27. Januar 1832. — In der Stadtkirche daselbst befinden sich zahlreiche Bilder nach seinen Compositionen, theils von ihm selbst, theils von Zoll und Koopmann ausgeführt, Darstellungen aus dem Leben Christi, an den Seitengalerien, und die vier Evangelisten, grau in grau. Das Kupferstichcabinet zu Karlsruhe bewahrt zahlreiche Handzeichnungen, religiösen, classischen, allegorischen Inhalts von ihm. Eine Frucht seiner italienischen Studien sind die zwölf Blatt Radirungen nach Ghiberti's Hauptthüre des Baptisteriums zu Florenz, 1798 vom Bildhauer Keller in Rom herausgegeben. — Feodor Iwanowitsch war seiner künstlerischen Richtung nach ein Akademiker gewöhnlichen Schlages, ein geschickter Zeichner, doch ohne jede geistige Eigenthümlichkeit und von dem neuen künstlerischen Aufschwung, welcher seit Carstens begann, vollkommen unberührt. (Vgl. Neuer Nekrolog der Deutschen 10, 68.)

A. Woltmann.

Ludwig Kachel, d. ä.

Wer im Lauf der letzten Jahrzehnte Karlsruher Kreisen nahe kam, dem dürfte schwerlich eine kräftige, hohe Gestalt mit ehrwürdigen weißen Locken, mit feinen Zügen und wohlwollend beobachtendem, den Sinn für's Ideale verrathenden Blick, entgangen sein: der Geheimerath Ludwig Kachel, der am 5. November 1874 nach mehr als 50jähriger Dienstzeit in den Ruhestand versetzte Vorstand

der Großherzoglichen Münzverwaltung. — Am 18. August 1791 zu Ludwigsburg in Württemberg geboren, brachte Kachel seine ersten Lebensjahre zuerst dort, und später in dem Hohenlohe'schen Städtchen Ingelfingen zu. Die Eltern — sein Vater war ein geachteter Künstler im Steinschneiden und Metallgraviren, seine Mutter eine vortreffliche Frau, Vorbild in Gottvertrauen und pflichttreuer Arbeitsamkeit — wandten alle Sorgfalt auf die Erziehung des Knaben, bei dem neben glücklichen Gaben und reger Empfänglichkeit für alle ihm nahe tretenden Eindrücke auch schon früh ausgeprägtes künstlerisches Talent zur Erscheinung kam. Im Jahre 1801 siedelte die Familie nach Pforzheim über; hier besuchte Kachel das Pädagogium und that sich besonders durch Fortschritte im Zeichnen hervor. Ein schwerer Schlag war für ihn im Januar 1806 der nach nur 3tägiger Krankheit erfolgte Tod des Vaters. Mit ihm sanken seine liebsten Hoffnungen, Bildhauer werden zu können, in's Grab. Jetzt galt es, unter den dürftigsten Umständen mit Mutter, Schwester, und dem nur wenige Monate alten Bruder sich durchzuhelfen; selbst die lockende Möglichkeit, bei dem Kupferstecher Haldenwang in die Lehre zu können, mußte, obgleich aus öffentlichen Mitteln das Lehrgeld bewilligt worden wäre, unbenützt gelassen werden und so blieb zunächst nur übrig, durch Zeichnen und Malen um Geld zum Unterhalt der Familie beizutragen. In der Folge trat Kachel noch im selben Jahre als Graveur in die Dennig'sche Bijouterie-Fabrik ein, wo wir ihn bereits im ersten Winter mehreren Lehrlingen Zeichenunterricht geben sehen. Emsig suchte er dabei die Zeit zu seiner eigenen künstlerischen Weiterbildung auszukaufen, und es wurde schon hier, am meisten durch den Einfluß Schiller's und im Umgang mit gleichgesinnten Freunden, jene ideale Richtung des Geistes bei ihm maßgebend, welche von nun an die Grundlage seines ganzen Wesens und Wirkens geblieben ist. — Durch Vermittelung des ihm freundlich gesinnten Kirchenrathes Zandt trat Kachel 1814 als Graveurgehilfe in die Münze zu Mannheim, wo der damalige Münzrath Dieze ihm seine Gunst zuwendete. Wir finden ihn dort seit 1816 als eigentlichen Münzzögling, als welcher er ein Wartegeld von 500, später 800 Gulden bezog. Im Jahre 1823 ward ihm durch Staatsunterstützung eine Studienreise nach Berlin und Dresden ermöglicht, auf welcher der begabte, strebsame junge Mann dort bei Rauch, hier bei Tieck, in Weimar bei Göthe freundliche Aufnahme fand. Im Januar 1824 wurde er zum zweiten Münzwardein in Mannheim ernannt, und als die Verlegung der großherzoglichen Münze nach Karlsruhe beschlossen war, siedelte er 1825 dorthin über, um zunächst den Bau der nach seinen Plänen zu errichtenden neuen Münzwerkstätten zu überwachen. Nach Dieze's Tode (1824) wurde er mit der Vorstandsstelle der Münzverwaltung betraut und 1836 wurde ihm der Titel Münzrath verliehen. In diesem Amte war seine unermüdliche und umsichtige Wirksamkeit nicht nur dem Münzwesen des engeren Vaterlandes gewidmet, sondern er arbeitete auch als technischer Commissair bei der von Baden veranlaßten Münzcommission in München 1837 und später ebendort 1845 und 1858 nachdrücklich mit, ein einheitliches süddeutsches Münzsystem zu begründen und durchzuführen. Im Zusammenhange damit unternahm er technische Reisen, auf welchen er die Münzeinrichtungen in Wien, dann in Utrecht und Paris kennen lernte. Als Krönung seiner Thätigkeit durfte er es aber betrachten, in den letzten Jahren auch seinerseits auf seinem so besonders wichtig gewordenen Gebiete mitarbeiten zu können an der Befestigung des neuen deutschen Reiches, indem er die Einrichtung der großherzoglichen Münzstätte rasch so ordnete und vervollständigte, daß sie noch unter seiner Leitung an der großen Aufgabe der Schaffung der neuen deutschen Reichsmünzen rühmlichsten Antheil nehmen konnte. Häufig war ihm auch die Lösung

von künstlerischen Aufgaben beschieden, die für seine Neigungen besonders willkommen waren. Nicht nur ging eine Reihe von Medaillen (die auf die Errichtung des erzbischöflichen Sitzes zu Freiburg mit dem Münster dieser Stadt, die auf die Thronbesteigung des Großherzogs Leopold, die mit dem Denkmal der 400 Pforzheimer, eine auf die silberne Hochzeit des Fürsten von Fürstenberg u. A.) ferner das großherzogliche große Staatssiegel, dessen bildliche Darstellung er entwarf, aus seiner Hand hervor, sondern es wurden auch seine Zeichnungen der Fertigung der großherzoglichen Staatspapiere zu Grunde gelegt; daneben verdanken mehrere aus seiner Zeit stammende öffentliche Denkmäler und gelegentliche Festgaben ihm die Idee oder die Ausführung. Wir wundern uns nicht, daß solcher Thätigkeit gegenüber auch die öffentliche Anerkennung nicht ausblieb; Kachel's 40jähriges Dienstjubiläum gestaltete sich zu einem schönen, von allgemeiner Theilnahme getragenen Feste; beim Antritt des 81. Lebensjahres wurde ihm die Geheimeraths-Würde zu Theil und sein 50jähriges Dienstjubiläum 1874 ehrte die fürstliche Gnade durch Verleihung des Sterns zum Commandeur-Kreuz des Zähringer Löwenordens. — Am 19. Juni 1828 schloß Kachel mit der am 7. August 1871 heimgegangenen Amalie Fischer den glücklichen Ehebund; derselbe war mit 2 Söhnen und 3 Töchtern gesegnet; ein Sohn (s. d. folg. Art.) wurde allzufrüh durch den Tod einer vielversprechenden künstlerischen Laufbahn entrissen; eine Tochter starb in den ersten Jahren ihrer Ehe. Das dem Vater im Leben vorschwebende Ideal, „ein ernstes Bestreben, das Schöne und Rechte erkennen zu lernen und es mit Fleiß und Treue zu üben", bildete auch den Grundzug seines Familienlebens. Nicht minder verrieth sich sein reger Sinn für jeden gesunden Fortschritt im Wissen und Können, seine anregende und stets wohlwollende Theilnahme für Alle in den weiteren geselligen Kreisen, mit welchen er in Berührung kam. Viele erinnern sich noch dankbar und gern des liebenswürdigen Gesellschafters, der durch die Gabe der Rede, durch ernste Dichtung und rasche, glückliche Improvisation, durch treffliche Erzeugnisse seiner Künstlerhand, die Freunde und Bekannten immer neu zu erheitern wußte, und bleibend sind die Verdienste, die er sich um die ernsteren Associationen zur Förderung höherer geistigen Interessen, zu gemeinnützigen Zwecken, oder zur Abhülfe von Nothständen erwarb. Während 20 Jahren leitete er ununterbrochen den badischen Kunstverein; gleichfalls viele Jahre wirkte er im Vorstand des Karlsruher Gewerbevereins; dabei war er lebendiger und thätiger Mitbegründer und Förderer des Vereins zur Rettung sittlich verwahrloster Kinder, des Vereins zur Belohnung treuer Dienstboten und der Privatspargesellschaft. — Dieser ideale, menschenfreundliche Sinn, gewürzt mit ungetrübtem Humor, diese rege Theilnahme für alles Schöne und Gute, sind ihm bis in's hohe Alter in immer noch jugendlicher Frische geblieben, und wenn er heute dankbar dabei verweilt, daß „ein glücklicher Stern im Leben ihm leuchtete, daß vortreffliche Eltern ihn erzogen, Freunde, bis zu ihrem Tode getreu, ihm schon als Knaben zur Seite standen, ein Weib, klar und von unbestechlicher Wahrheitsliebe, über 43 Jahre sein Leben verherrlichte und brave Kinder ihn erfreuten und erfreuen, daß ihm gegeben war, auch im Kampf mit vielen schweren Stunden aufrecht zu stehen und demuthsvoll gefaßt in frühe Gräber zu sehen", so folgen ihm auch in seinen wohlverdienten Ruhestand die treuen liebenden Wünsche der Seinen, das persönliche Wohlwollen seines Fürsten, die dankbar theilnehmende Verehrung aller, die seine Person und sein Wirken zu schätzen Gelegenheit hatten.

E. W.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Ludwig Kachel d. j.,

der Sohn des Vorigen, wurde am 10. Dezember 1830 in Karlsruhe geboren. Schon im vierten Jahre machte er Zeichnungsversuche, die den Glauben erweckten, er sei zum Künstler berufen. Im Lyceum seiner Vaterstadt machte er den regelmäßigen Schulgang mit, bis er im fast vollendeten siebzehnten Lebensjahre entschieden erklärte, er könne sich nur als Maler glücklich fühlen. Nun wurde er Schüler von Professor Koopmann, dessen Hauptaugenmerk auf gewissenhafte Zeichnung gerichtet war. Nachdem er, als ersten Versuch in Farben, sein eigenes Portrait in malerischer Tracht, den Pinsel in der Hand, gemalt hatte, wurde ihm im Frühling 1849 die Freude, München zu besuchen. Die dort erhaltenen Eindrücke zu verarbeiten, kehrte er Mitte Mai heim, aber die eben ausgebrochene Revolution gebot sofortige Umkehr nach München. Eine schon früher entworfene Composition zu dem Goethe'schen Gedichte „der Fischer" führte er in Bleistiftzeichnung aus, und malte sein eigenes Bildniß als Studienkopf. Im Mai 1850 ging er nach Antwerpen, wurde Schüler der Akademie und fand in Professor Dykmans einen liebenswürdigen, namentlich in der Pinselführung sehr gewandten Lehrer. Hatte er sich bisher in Deutschland vorwiegend mit der Linie beschäftigt, und war ihm die Contur Hauptsache gewesen, so trat jetzt die Fläche an die Stelle jener und er dachte bei Zeichnen wie bei Malen an Ton und Farbe. Er malte viele Studienköpfe und mehrere Portraits, doch gab er sich dabei belgischem Einfluß nicht unbedingt hin. Im Juni 1851 kam er auf kurze Zeit nach Hause und malte ein Portrait seines Vaters. Ein Besuch bei Gallait in Brüssel im November 1851 und dessen Rath bestärkte ihn in seiner Absicht, nicht allzulange in Antwerpen zu bleiben; er gedachte, wenn er erst sein Material bis auf einen gewissen Grad kenne, nach Paris, der wahren Kunststadt, zu gehen, um frei nach den Alten zu studiren. Verschiedene Compositionen zu Bildern ließ er bald nach dem ersten Entwurf wieder liegen, weil ihm der Stoff zur Ausführung nicht mehr geeignet erschien. Im Oktober 1852 schickte er sein erstes Bild nach Hause: zwei junge Damen, die sich von einer Zigeunerin aus der Hand und den am Boden liegenden Karten wahrsagen lassen. Er hatte die Freude, daß der Regent das Bild kaufte. Immer enger schloß sich seine Kunstrichtung der Natur an, die geschmackvolle Wahl des Wahren erkannte er für das Beste, wie er es auch bei allen großen Meistern fand, die Ideales schaffen, ohne sich in unwahren Formen zu bewegen. Die Farbenzusammenstellungs-Theorie, nach der immer eine Farbe in die andere hinüberschwimmt, verwarf er ganz; sie war ihm keine Harmonie; harmonisch waren ihm die entgegengesetztesten Farben über die das gleiche Licht scheint, der gleiche Tag. Nachdem er noch einige Portraits gemalt, verließ er Antwerpen im Mai 1853. Auf der Heimreise hielt er sich in Dresden auf, wo ihn, außer dem Wunderwerk Raphael's, Paul Veronese ganz besonders anzog. Er malte drei kleine Copieen nach dessen Bildern, die heiligen drei Könige, die Hochzeit von Cana und der Convertite, und eine Copie nach Titian. Diese sämmtlichen Arbeiten erfreuten sich der Anerkennung Schnorr's. Ein Besuch in Berlin ward durch die dort herrschende Cholera vereitelt, und er kam im Oktober 1853 nach Hause zurück. Nun malte er das Bild des Regenten, von demselben zum Geschenk für die Stadt bestimmt, das Portrait seines Vaters für die Münchener Ausstellung 1854, sodann die Bildnisse des Staatsministers von Dusch, von dessen Frau und Schwiegertochter, sowie dasjenige des Physikers, Professor Eisenlohr. 1855 reiste er nach Paris ab. In der Galerie des Louvre sprach ihn Paul Veronese nicht mehr so sehr an wie in Dresden; Leonardo da Vinci, Titian, Giorgione,

Raphael, Michel Angelo, Mantegna ꝛc. waren ihm lieber, die bei aller äußeren Vollendung eine spiritualistische Richtung verfolgen und viel tiefer, inniger empfinden. Die Erzählung aus Dante's Hölle von Franceska von Rimini und Paolo Malatesta gab ihm den Stoff zur Composition für ein Bild, das leider nicht mehr zur Ausführung kam. Auch ein Urtheil Salomo's blieb Skizze; mit einer Leidenschaftlichkeit wirft sich hier die Mutter zwischen Messer und Kind, wie sie nur die tiefste Empfindung wiedergeben kann. Einen Entwurf zum Aennchen von Tharau führte er als Zeichnung aus für das dem Großherzog zur Hochzeitsgabe bestimmte Künstleralbum. Schnorr fand diese Zeichnung im Stile der besten Meister. Für das Heidelbergalbum zeichnete er Friedrich Barbarossa und Heinrich den Löwen und auch für das Hebelalbum einige Blätter. 1856 vollendete er ein kleineres Oelbild: Musikanten auf der Fahrt, Vater, Mutter und Kind, die bei gewitterschwerem Himmel sich lagern, um dem Kinde Nahrung zu geben, wobei die Mutter ihr Elend vergißt. Ein Mädchen am Brunnen fällt auch in diese Zeit. Im August 1856 begann er, nach vielen, theils Figuren-, theils Landschaft- und Thierstudien sein Bild „die Minne". Den Namen erhielt es erst auf der Münchener Ausstellung. Dabei schwebten ihm Van Eyk und Holbein als Muster vor. Als er schon einigermaßen vorgeschritten war, sprang das Brett, worauf er gemalt, und er fing von neuem an, auf Leinwand aufzuzeichnen, nur alles viel genauer, alles viel reicher. Im Juni 1857 brachte er das schon weit vorgerückte Mittelbild nach Karlsruhe. Oft wiederholte, wenig beachtete Erkältungen hatten den Grund zu einem Halsleiden gelegt, welches immer tiefer einwurzelte. Eine Kur in Langenbrücken war erfolglos. Nach der Rückkehr von dort befiel ihn ein Schleimfieber, nach dessen Ueberwindung er rastlos arbeitete, um das Bild zur ersten allgemeinen deutschen Kunstausstellung in München (1858) fertig zu bringen. Dann legte er den Pinsel weg, den er nie wieder führen sollte. Das Bild machte Aufsehen in der Künstlerwelt, freudig sprachen die ersten Maler Münchens ihre Anerkennung aus; er selbst glaubte erst an diesen Erfolg, als der tüchtige Kupferstecher Julius Ernst um die Erlaubniß bat, das Bild stechen zu dürfen, das ihm unter den Staffeleibildern die Perle der Ausstellung war. Immer mehr schwand die Körperkraft, aber die geistige Empfänglichkeit blieb rege bis zuletzt. Am 17. Oktober 1858, dem Tage, an welchem die Ausstellung schloß, entschlief er sanft. Eine ihm zugedachte Auszeichnung konnte ihm nicht mehr zu Theil werden. Das Bild kam in den Besitz des Großherzogs Friedrich von Baden und befindet sich in der Galerie zu Karlsruhe. Die Zeit seines Wirkens war eine kurze, aber doch lange genug, um die Auffassung von der Aufgabe des Künstlers zu bewähren, wie er sie selbst in den Worten ausgesprochen hat: „In der Kunst, wie im Leben müssen wir nur nach dem Höchsten, dem ewig Schönen und Großen streben, sonst sind wir mit Recht vergessen, sobald das Licht erlischt." M. K.

Wilhelm von Kalenberg,

eine lange Reihe von Jahren in der höheren Adjutantur vom Vertrauen zweier Großherzoge geehrt, seiner unermüdlichen Thätigkeit und seines regsamen Geistes wegen in den verschiedensten Functionen bis in das vorgerückte Lebensalter dem Staate nutzbar, bei merkwürdigen und harten Schicksalsfügungen ein fester Charakter von unwandelbarer Pflichttreue, wurde, aus einer alten Brandenburgischen Familie stammend, als Sohn eines preußischen Regiments-Commandeurs am 3. Februar 1775 in Wesel geboren. Er trat, im Berliner Cadettencorps vorgebildet, 1789 in preußischen Dienst, wo er, in allseitigem Streben, sich dienstlich und wissenschaftlich auszubilden, mit später hochberühmten Männern

wie Grolmann, Müffling, Hüser u. a. Umgang pflegte, machte sodann den Feldzug 1806 mit und erlebte, verwundet in Gefangenschaft gerathen, bis dahin fast romanhafte Züge, fand sodann, nach zehnmonatlicher Gefangenschaft in Nancy, nach Hause zurückkehrend, eine entfremdete Gattin und Enterbung durch eine Tante, und trat deshalb 1809 als Stabshauptmann nach Baden über. Im Feldzuge des gleichen Jahres (s. d. A. Harrant) zeichnete er sich besonders dadurch aus, daß er als Hauptmann in der Schlacht bei Wagram und dem Gefechte bei Kornneuburg ein Bataillon, in den folgenden Gefechten und in der Schlacht bei Znaim das Regiment zur Anerkennung der Obern führte. Schon 1810 mit einer Sendung an Napoleon nach Compiegne beehrt, 1812 zum Inspections- und Flügel-Adjutanten ernannt, fand ihn der russische Feldzug als Major und ersten Adjutanten an der Seite des fürstlichen Commandeurs der Feldbrigade, nach dessen Heimkehr ihm die Ausbildung der zur Reorganisation des Armeecorps neu zu ernennenden Officiere übertragen wurde. 1814 im Hauptquartier des Fürsten Wittgenstein (s. d. A. Franken.) 1814 und 1815 als Flügel-Adjutant im Gefolge des Großherzogs auf dem Fürstencongreß zu Wien, 1815 vortragender Flügel-Adjutant, wurde Kalenberg 1827 Oberst und Commandeur des Infanterie-Regiments von Stockhorn No. 3 (später No. 4) und 1839, als General-Major, Stadtcommandant von Karlsruhe. Das fühlbar werdende Alter führte 1845 seine Zuruhesetzung herbei; er blieb aber dennoch in thätiger Berührung mit den militairischen Interessen und erwarb sich 1849 als Vorstand der Verwaltungs-Commission der Militair-Wittwencasse dadurch ein hohes Verdienst, daß er, durch seinen energischen Widerstand, die Abführung der Gelder durch die Revolutionsbehörden zu verhindern wußte. Kalenberg starb am 23. September 1858 in Bern, über 83 Jahre alt. L. Löhlein.

Johann Wenzel Kalliwoda.

Durch die Lebensskizze J. W. Kalliwoda's bereichern wir die Galerie der badischen Biographieen mit einem hochangesehenen Namen. Dieser als vorzüglicher Dirigent bekannte, noch mehr aber als Violinspieler und Componist hervorragende Künstler wurde am 21. Februar 1801 zu Prag geboren. Schon frühzeitig besonderes musikalisches Talent offenbarend, besuchte er vom 10. bis 16. Jahre das dortige treffliche Conservatorium der Musik und machte unter der Leitung des berühmten Virtuosen und Lehrers Friedrich Wilhelm Piris auf der Violine so bedeutende Fortschritte, daß er für seine Leistungen 1815 durch ein Stipendium belohnt wurde, und daß sein Spiel bei einem Prüfungsconcert im Jahre 1816 sogar der öffentlichen Anerkennung K. M. von Weber's sich erfreute. Nach Absolvirung des sechsjährigen Unterrichtscursus von Director Dionys Weber auch wegen seiner entschiedenen Begabung in der Instrumentalcomposition als einer der besten Schüler entlassen, trat er sofort in das Theaterorchester seiner Vaterstadt als Mitglied ein, welche Stelle er bis zum Jahre 1822 bekleidete. In diesem Jahre unternahm er, nachdem er unterdessen im Violinspiel sich sehr vervollkommnet hatte, seine erste, von günstigem Erfolg begleitete Kunstreise nach München. Hier hörte und lernte ihn der kunstsinnige Fürst von Fürstenberg kennen, der den jungen Mann an Konradin Kreutzer's Statt zu seinem Capellmeister ernannte. Kalliwoda trat im December 1822 sein neues, durch diese glückliche Gunst ihm zu Theil gewordenes Amt an, dessen Obliegenheiten hauptsächlich in der Direction der Hofcapelle, der Thätigkeit als Solospieler und der Unterrichtsertheilung an die fürstlichen Kinder bestanden. Da der Aufenthalt an dem damals in Pracht und den mannigfaltigsten geistigen Bestrebungen mit größeren Residenzen wetteifernden Hofe zu Donaueschingen ihm in künstlerischer und geselliger Beziehung überaus wohlgefiel, und seine

Berufsgeschäfte ihm überdieß Muße genug zum eigenen Schaffen übrig ließen, so schlug er mehrfache ehrenvolle Berufungen, darunter auch solche an Theaterinstitute, aus. Doch machte er von hier aus öfter Kunstreisen durch Deutschland, z. B. größere in den Jahren 1824, 1832, 1835, 1840 und 1847, welche seinen Ruf als Virtuos und Componist immer mehr verbreiteten. Nachdem die Stürme der Revolution im Jahr 1848 den Fürsten von Fürstenberg zur vorübergehenden Aufhebung seines Orchesters veranlaßt hatten, brachte Kalliwoda mehrere Jahre in Karlsruhe privatisirend zu, an dessen Kunstleben er regen Antheil nahm. Von dem jetzigen Fürsten im Jahre 1859 zur Wiederübernahme seines Dienstes nach Donaueschingen zurückberufen, organisirte er mit den wenigen Ueberresten der früheren Kräfte eine neue Capelle in kleinem Maßstab und wirkte an der Spitze derselben bis zu seiner wegen Kränklichkeit am 7. Juni 1866 auf Ansuchen erfolgten Zuruhesetzung. Von einem milderen Klima für die öfteren Beengungen seines Herzleidens Besserung hoffend, zog er mit der Familie nach Karlsruhe, starb jedoch in Folge eines Herzschlags schon am 3. Dezember 1866. Mit ihm schied ein reich begabter Künstler aus dem Leben, der sich durch seine Leistungen die allgemeinste Anerkennung, durch Liebenswürdigkeit des Benehmens und heitere Geselligkeit allseitige Beliebtheit erworben hatte. Als Violinvirtuos zeichnete er sich durch bedeutende Fertigkeit, wohlthuende Reinheit des Spiels und edlen Ton aus; eine ungleich höhere Stufe nimmt er jedoch als Componist ein, und zwar ebensowohl wegen der ungewöhnlichen Fruchtbarkeit seiner schaffenden Kraft, als wegen der Vielseitigkeit der ihr entquollenen, die Zahl von 250 erreichenden Werke, von welchen nicht wenige einen hervorragenden Werth besitzen. Ihre gedruckte Herausgabe begann im Jahr 1825 und wiederholte sich von da an in schleuniger Folge. Sie bestehen in vielen Solo- und Concertstücken für Violine mit und ohne Begleitung, deßgleichen für Clavier oder für beide Instrumente, Violinquartetten, Sonaten, Trio's und Quartetten für Clavier und Streichinstrumente, 17 Ouverturen und 6 Symphonieen, unzähligen Liedern für eine Singstimme, Quartetten für Männer- und gemischte Stimmen, 1 Messe, zwei Opern: „Blanda" und „Prinzessin Christine", letztere nur in Bruchstücken veröffentlicht. Lieblichkeit, gemüthliche Innigkeit und melodische Frische erscheinen als die Hauptvorzüge von Kalliwoda's Compositionen, welche gerade diesen Eigenschaften ihre schnelle Verbreitung und Popularität verdanken. Groß war das leichte Gestaltungstalent des Verfassers, indem seine Phantasie rasch die anmuthigen Tongebilde schuf. Freilich litt aber auch bei dieser freundlichen Dienstbarkeit des Genius und bei dem häufigen Bestreben, dem Publicum sogenannte angenehme Unterhaltungsmusik zu bieten, öfter der innere Gehalt, da verfrühte Vollendung einer geistigen Arbeit und allzu viele Rücksicht auf den herrschenden Modegeschmack selbstverständlich die rechte, den Einfluß der Zeit allein überdauernde Gediegenheit und Vertiefung des Inhaltes ausschließen. Darum ist namentlich die ausgedehnte Reihe der meistens im gefälligen Rondo- und Potpourristil geschriebenen Werke für Violine jetzt schon beinahe der Vergessenheit anheimgefallen. Aus der erwähnten Nachgiebigkeit gegen die musikalischen Liebhabereien der Menge entsprangen sodann als natürliche Folge auch jene Nachahmungen oberflächlicher französischer Erfindungen in Melodie und Rhythmus, sowie jene Hinneigung zu sinnlicher italiänischer Cantabilität; Beides Stilvermengungen, welche die unverfälschte Reinheit und Innerlichkeit des deutschen Charakters seiner Hervorbringungen in den betreffenden Stücken beeinträchtigten und zugleich die Selbständigkeit des eigenen Schaffens antasteten. Kalliwoda, von Robert Schumann treffend der „heitere harmonische Mensch" genannt, war überhaupt eine jener glücklichen Naturen, die über dem Ernst

des Lebens ihren stoischen Gleichmuth nicht verlieren und eine gewisse Leichtigkeit des Sinnes sich selbst in schweren Tagen stets zu bewahren wissen. Dieser Grundzug seines lebenslustigen Wesens beseelt auch mehr oder minder seine Compositionen und erklärt am besten die denselben im Allgemeinen innewohnende Richtung. Rechten wir mit solcher musikalischen Anschauungsweise nicht, sondern seien wir vielmehr dankbar für das zahlreiche Schöne und Gute, das uns Kalliwoda in seinen Tonschöpfungen hinterlassen. Zu dem Bedeutendsten gehören jedenfalls die Mozart's und Hadyn's Stil nachahmenden Symphonieen, von welchen mehrere, z. B. die dritte in D-moll, sich zu großartiger Ausführung erheben. Ihnen reihen sich die geistesverwandten Ouverturen, gleich ersteren durch sprühenden Melodieenfluß, gewandte thematische Arbeit und treffliche Instrumentation hevorragend, würdig an. Darunter befindet sich auch die 15., eine durch effectvolle Verwebung der österreichischen Volkshymne in ihren Schluß bemerkenswerthe Festgabe, welche Kalliwoda zur fünfzigjährigen Jubelfeier des Conservatoriums in Prag 1858 componirte und damals unter persönlicher Anwesenheit mit besonderem Beifall aufführen ließ. Nennen wir neben derartigen großen Gebilden als lieblichen Gegensatz die charakteristischen, nur zu wenig gekannten Walzer und Tänze für Clavier, deren innige, populäre Weisen ein Stück deutschen Volkslebens musikalisch wiedergegeben. Noch mehr als in diesen flüchtigen Erzeugnissen sprudelnder Lust und in anderen Werken der Instrumentalmusik konnte natürlich Kalliwoda's entschiedene Neigung wie Begabung für volksthümliche Gestaltungen in seinen sinnigen Liedern und Chören zu prägnantem Ausdruck gelangen, weil hier die Wirkung des Tones durch das Wort wesentlich verstärkt wird. Sie schildern die Empfindungen geselliger Freude und heiteren Lebensgenusses, die mannigfachen Reize der Natur und das Leben in ihr, das Walten der Liebe und endlich die verschiedensten poetischen Vorgänge je nach dem Text theils in frohen und humoristischen Melodieen, theils in ernsten und dramatisch geformten Klängen. Ja selbst zu nationaler Kundgebung schwingt sich Kalliwoda's patriotisches Herz auf, wie in dem vortrefflichen Männerchor „das deutsche Lied", welcher die weiteste Verbreitung gefunden hat und begeisternd wirken wird, so lange es ein deutsches Volk und eine deutsche Tonkunst giebt. Durch alle solchen Compositionen aber zieht als gemeinsames geistiges Band der wohlthuende Hauch deutschen Wesens und Fühlens, dessen schlichte Einfachheit und frische Innigkeit aus den Tönen gewinnend zu unserem Herzen spricht. Rechnet man zu diesen inneren Vorzügen noch die nicht zu unterschätzenden äußeren, welche im leichten Verständniß und der durchschnittlich nicht schwierigen Ausführbarkeit der Stücke bestehen, so erklärt sich die große Beliebtheit Kalliwoda'scher Werke gerade bei der Masse der sogenannten Dilettanten oder Musikfreunde von selbst. Uebrigens wird auch bei den Künstlern der Werth seiner Schöpfungen im Ansehen bleiben und deßhalb die Erinnerung an das erfolgreiche Wirken Johann Wenzel Kalliwoda's in der Geschichte der Tonkunst mit Recht ehrenvoll fortdauern. H. Giehne.

Johann Georg Kaltenbach

wurde auf dem Lochbrunn bei Peterzell den 28. September 1772 geboren. Er wuchs in der größten Armuth auf, aber schon frühe zeigte er einen nach der Ewigkeit gerichteten Sinn, besonders von seiner frommen Mutter genährt. Sein Vater verdiente durch Holzmachen und andere Taglöhnerarbeiten das spärliche Einkommen. Der „Hans Jörgle" mußte frühe schon die Ziege und die Kuh vor der armseligen Hütte in der unwirthbaren Gegend hüten. Die Schule wurde von einem Strohdachdecker, der Lochhans genannt, gehalten; da konnte nicht viel gelernt werden. Auch hier zeichnete sich Kalten-

bach durch seine Geschicklichkeit und seinen Fleiß aus, und hatte schon damals das Verlangen, einmal Schulmeister zu werden. Der Pfarrer von St. Georgen, in dessen Kirchspiel der Lochbrunn gehörte, stellte den 15jährigen Knaben als Provisor in St. Georgen an. Er wurde dazu in Haiterbach bei Nagold von einem Schulmeister weiter unterrichtet. In St. Georgen ging es ihm sehr hinderlich, doch ließ er sich dadurch nicht vom Berufe eines Schulmeisters abschrecken. Er griff mit beiden Händen nach dem Anerbieten, in Peterzell die Schulstelle zu übernehmen. Aber er blieb hier nicht lange, denn am 28. September 1794 wurde er auf Verlangen der Gemeinde St. Georgen Schulmeister daselbst. Zwanzig Jahre wirkte er dort mit gesegnetem Erfolge; er gehörte zu den tüchtigsten Schullehrern jener Zeit. Doch strebte er weiter in seiner Bildung, er machte sich an das Lateinische und Griechische. Durch die neu entstandene Brüdergemeinde Königsfeld, nicht weit von St. Georgen, wurde auch sein Inneres auf die wichtigsten Punkte des Christenthums gelenkt, besonders begeisterten ihn die Vorträge des Predigers Tschirpe. Kurz, er war vorbereitet, Seelenhirte zu werden. Sein damaliger Decan in Hornberg ermunterte ihn, sich einem Examen in Karlsruhe zu unterwerfen. Er bestand es zur Zufriedenheit der Kirchenbehörde. Das Decret, das ihn unter die Candidaten aufnahm, ist vom 20. Juli 1814. Nachdem er zuerst Pfarrverweser in Weiler gewesen, wurde er unter dem 8. August 1815 zum Pfarrer von Mönchweiler ernannt. Hier entfalteten sich seine Hirtentugenden auf's schönste. Seine hinterlassenen Predigten zeichnen sich durch Klarheit, Einfachheit, Innigkeit und Eindringlichkeit aus. Seine Gemeinde, der er bis zu seinem Ende mit Eifer und Treue vorstand, liebte ihn sehr. Man mußte ihn auch lieb haben. Im Herbste 1834 begann er noch seinen Confirmanden-Unterricht, aber schon im Februar 1835 sanken seine Kräfte. Am Palmsonntag war er so krank, daß man die Hoffnung aufgab, sein Leben zu erhalten. Noch in der Fieberhitze beschäftigte er sich mit seinem Berufe. Am Charmittwoch 1835 verschied er. (Näheres in: „Erinnerungen aus dem Leben Joh. Georg Kaltenbachs", von Ledderhose, und Vierordt, Geschichte der ev. Kirche in Baden. 2. Bd. S. 509.)

K. F. Ledderhose.

Ernst Friedrich Kärcher.

In der Entwickelungsgeschichte der badischen Gelehrtenschulen gebührt Kärcher eine der höchsten Stellen, da mit seinem Namen die erste tiefgehende Umgestaltung des höheren Schulwesens in Baden aufs Engste verbunden ist und da er als Leiter und Lehrer der größten Anstalt des Landes durch Originalität und Energie mehrere Jahrzehnte hervorragte, sowie auch als gelehrter Schriftsteller den Blick der akademischen Philologen auf sich zog. Seine erste Ausbildung fand der zu Ichenheim bei Kehl am 4. August 1789 geborene Sohn des im Jahre 1813 zu Durlach gestorbenen Amtschirurgen an dem Durlacher Pädagogium und an dem Karlsruher Lyceum, wo Sander, Hebel und K. W. Böckmann am meisten auf ihn einwirkten. Tüchtig vorbereitet bezog der 18jährige Studiosus, in jeder Hinsicht gefördert durch den Staatsrath Wielandt, der ihn wie ein Vater in sein Haus aufgenommen hatte, die Universität Heidelberg, um sich der Theologie zu widmen, die damals von Daub, Marheinecke und de Wette vertreten war. So sehr aber Kärcher von diesen geistvollen Lehrern sich angezogen fühlte, so offenbarte sich doch bald, daß seine Neigung zur Philologie überwog, die seiner Geistesrichtung vorzüglich zusagte. So studirte er unter Creuzer, August Böckh und dem jüngeren Voß mit Eifer und Ausdauer die zwei altclassischen Sprachen und fertigte noch vor Abschluß seiner Universitätszeit einige Arbeiten über Plato, Cicero und Aristophanes. Nach

Vollendung seiner Studien bestand er im Herbst 1810 seine Prüfung als Candidat des evangelischen Predigtamts — denn nur als solcher hatte er damals Aussicht auf ein Lehramt — und wurde alsbald in die Stelle eines Hauslehrers bei dem königlich Westfälischen Gesandten Girard zu Stuttgart berufen. Im Hause dieses geistreichen Franzosen gewann er nicht nur eine solche Fertigkeit in der französischen Conversation, daß er später sich rühmen konnte, von Franzosen für einen Franzosen gehalten zu werden, sondern vertiefte sich, in Folge seiner Bekanntschaft mit dem Abbé Mozin, dem Herausgeber des bekannten großen Wörterbuchs der französischen Sprache, in diese durch so gründliches Studium, daß der 24jährige Hofmeister als Mitarbeiter Mozin's einen großen Theil des deutsch-französischen Wörterbuchs vollendete, welcher auch seinen Namen trägt. Nach 2jährigem Aufenthalt in Stuttgart wurde Kärcher zum Lehrer an der großherzoglichen Pagerie in Karlsruhe ernannt, in welcher Stellung er zwei Jahre mit Auszeichnung thätig war. Obwohl nun seine bisherige Wirksamkeit lediglich dem Unterrichtsfache gewidmet war, so hatte Kärcher sich doch noch nicht darüber entschieden, ob er nicht von seiner Berechtigung zum Eintritt in den Kirchendienst Gebrauch machen wolle. Die Entscheidung wurde ihm bald leicht, da er, nach einer vergeblichen Bewerbung um die Stelle eines Hofdiakonus an der Schloßkirche in Karlsruhe, eine Signatur als erster Lehrer an dem Durlacher Pädagogium (1815) erhielt. Mit dem Charakter als Diakonus — und bald als Professor — wirkte er dort mit solchem Eifer und Erfolg, daß er im Jahre 1820 an das Karlsruher Lyceum berufen wurde, dem er nun 35 Jahre lang bis an seinen Tod (12. April 1855) als Lehrer, und 18 Jahre lang als Director seine Dienste widmete. Diese bestehen zunächst in einer ungemeinen Anregung, die seinem lebendigen, geistesfrischen Unterricht eigen war und in einer Führung der Direction, die nach dem Zeugniß seines Jugendfreundes und vieljährigen Amtsgenossen Vierordt, hauptsächlich durch Ordnung und kräftige Handhabung der Schulzucht ausgezeichnet war. Ebenso diente er seiner Anstalt unmittelbar durch geschickte Wahl tüchtiger Lehrkräfte aus der Zahl der jüngeren Philologen und durch ermunternden Verkehr mit seinen Collegen. Aber auch Alles, was Kärcher neben seinen nächsten Berufsgeschäften im Gebiete der Wissenschaft und der Administration des gesammten höheren Schulwesens im Lande wirkte, war geeignet, seiner Anstalt Förderung und Ehre zu bringen. In seinem unermüdlichen Arbeitseifer hatte er der ersten oben erwähnten lexikographischen Schrift bereits im Jahre 1824 ein etymologisches Wörterbuch der lateinischen Sprache folgen lassen, welches durch Bündigkeit, Klarheit, Vollständigkeit und richtige Ableitung die seit mehr als 30 Jahren vielverbreiteten Wörterbücher von Scheller in Schatten stellte. Die Grundsätze, die ihn bei der Abfassung des Buches leiteten, welches auf der Anregung der Meisterwerke der beiden Stephanus und der Italiener Facciolati und Forcellini und auf einer Kritik der Scheller'schen Schriften ruhte, legte er in den Vorreden des dreimal aufgelegten Werkes und in der kleinen Schrift nieder, die unter dem Titel: de optima lexici latini condendi ratione 1826 erschien. Die Anerkennung, die Kärcher's etymologisches Wörterbuch verdiente, spricht sich darin aus, daß es bald nach seinem Erscheinen für die belgischen Schulen bearbeitet, allmählich in allen deutschen Staaten eingeführt und ins Niederländische und Englische übersetzt wurde. Auf vielseitiges Verlangen hatte er im Jahre 1824 ein kleines deutsch-lateinisches Wörterbuch für Anfänger erscheinen lassen, für welche auch sein kleineres lateinisches Wörterbuch in etymologischer Ordnung nach dem Plane des größeren Werkes dienen sollte. — An die bisher erwähnten lexikographischen Schriften, in denen das leitende Moment die Etymologie bildet,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

reihen sich die lateinisch-deutschen und deutsch-lateinischen Wörterbücher in alphabetischer Ordnung an. Das Jahr 1826 brachte die Vollendung des von Ruhkopf begonnenen lateinisch-deutschen und die Bearbeitung des deutsch-lateinischen Theils nach Scheller-Lünemann. Die lateinisch-deutsche Abtheilung erschien 1833 in holländischer Uebersetzung, beide Theile 1840 in zweiter Auflage, welche als Kärcher's eigenes Werk gelten konnte. Schließlich bleibt aus dem lexikographischen Gebiete das Handwörterbuch der lateinischen Sprache, besonders für Lyceen und Gymnasien zu nennen, welches auch die historischen und geographischen Wörter behandelt. — Die zahlreichen kleineren Schriften Kärcher's, welche kritische, hermeneutische, metrische, grammatische und literarhistorische Fragen behandeln, finden sich zum Theil in Programmbeilagen des Karlsruher Lyceums, zum Theil in wissenschaftlichen Zeitschriften niedergelegt. Die letzte seiner Untersuchungen im Philologus von Schneidewin (1853) behandelt das Thema: „der alte Cato dennoch ein Dichter", wozu der zweite Beweis 1854 folgte: „Cato's carmen de moribus ist in Versen geschrieben". Diese Arbeit, von ihm selbst sein *εὕρημα* und *κειμήλιον* genannt, erfuhr die Auszeichnung, daß August Böckh zu Berlin in einer Sitzung der Akademie der Wissenschaften einen Vortrag darüber hielt, worin der gelehrte Freund sich im Wesentlichen mit Kärcher's Fund einverstanden erklärte. — Neben dem Interesse für wissenschaftliche Forschung beschäftigte Kärcher's Geist auch die Verwaltung der höheren Lehranstalten des Landes in den Jahren 1837—1850, in denen er dem Oberstudienrath angehörte, zu dessen Gründung er als Mitglied der betreffenden Vorbereitungscommission beigetragen hatte. Durch weise Anordnungen wußte er die Einführung des neuen Lehrplans vorzubereiten, in welchen unter anderem der Turnunterricht neu aufgenommen und die ästhetischbildenden Fächer des Zeichnens und des Gesangs mehr als bislang berücksichtigt worden waren. Unter den zahlreichen Anerkennungen, die Kärcher's Thätigkeit als Lehrer, Director, Oberstudienrathsmitglied und Schriftsteller fand, sei neben der Verleihung höherer Titel die durch beide Landesuniversitäten vollzogene Ernennung zum Doctor philosophiae und sein wenige Wochen vor seinen Tod fallendes vierzigjähriges Dienstjubiläum erwähnt, zu dem ein feierlicher Act in der Aula des Lyceums veranstaltet und eine Menge der ehrendsten Zuschriften übersendet wurden. Sein Nachruhm aber bleibt dauernd gesichert durch das, was der Mann in rastloser Thätigkeit mit scharfem Geistesblick, beweglich gewandtem Wesen und ruhmwürdiger Willenskraft geleistet hat, und sein Name mit einer glänzenden Periode des Karlsruher Lyceums, an welchem mit ihm treffliche, zum Theil ihm persönlich nahestehende Männer wie Vierordt, Gockel, K. F. Süpfle, Maurer, Eisenlohr in seltener Harmonie wirkten, unzertrennlich verbunden. (Vgl. Gockel, E. F. Kärcher. Karlsruhe 1855.)

Theodor Löhlein.

Christof Käß,

geboren am 21. November 1796 in Mannheim als Sohn einer ehrenwerthen Bürgersfamilie, besuchte daselbst das Lyceum. Er zeigte frühe gute Anlagen. Seine reformirten Eltern bestimmten ihn zum Stande eines Geistlichen. Er hörte Daub, Schwarz, Paulus. Letzterer zog den verständigen Käß am meisten an. Auch löste er hier eine Preisaufgabe über die Versöhnungslehre. Er hing damals so fanatisch an dem Rationalismus, daß er sich mit zwei Freunden verband, fest dabei verharren zu wollen. Er bestand 1816 sein Examen rühmlich und hätte am liebsten das Lehrfach gewählt, wenn die Kirchenbehörde nicht bei dem herrschenden Mangel an Geistlichen ihn gebraucht hätte. Nachdem er Vicar in Mauer und Pfarrverweser in Käferthal gewesen, zog er im

Jahre 1821 als Pfarrer nach Hochstetten bei Karlsruhe. In große Aufregung versetzte ihn die Wirksamkeit Henhöfer's in dem nahen Graben, wohin auch ein Theil seiner Gemeinde an den Sonntagen ging. Seine freisinnige Anschauung und die Predigt Henhöfer's, der an der Lehre der Schrift und der Kirche festhielt, standen sich schroff gegenüber. Und es war wohl Niemand, der dem Pfarrer von Graben bei jeder Gelegenheit mehr zu schaffen machte, als Käß. Henhöfer erhielt die Pfarrei Spöck und Käß wurde sein Nachfolger in Graben. Hier war es nun, wo er sich wandte, die streng biblische Auffassung des Christenthums annahm und mit Eifer und Treue verkündigte. Bei seinem scharfen Denken war er ganz besonders geeignet, die Sache der Bibelwahrheit gegen die Feinde derselben zu vertreten. Von ihm rührt die zweite Auflage der Schrift her: „Der neue Landeskatechismus der evangelischen Kirche des Großherzogthums Baden, geprüft nach der heiligen Schrift und den symbolischen Büchern". Seine drei Gegenschriften gegen die Vertheidiger des Katechismus, Langsdorff, Schlatter und Sonntag, zeichnen sich durch Ernst und Gediegenheit aus. In einem anderen Schriftchen beantwortet er die zwei Fragen: 1. „Kann die evangelisch-protestantische Kirche überhaupt ihrem Principe nach fortschreiten? 2. Ist insbesondere die evangelisch-protestantische Kirche im Großherzogthum Baden wirklich fortgeschritten?" mit Nein. Er verfertigte auch 1834 einen Katechismus mit dem Titel: „Katechismus der christlichen Heilslehre nach dem Bekenntnisse der vereinigten evangelischen Kirche im Großherzogthum Baden". Die im Jahre 1835 versammelte Generalsynode nahm keine Notiz von dem trefflichen Büchlein. Um über die religiösen Privat-Versammlungen, die man gewöhnlich Conventikel nannte, richtige Anschauungen zu verbreiten, schrieb er eine auf Erfahrung gegründete, noch immer lesenswerthe Broschüre: „Die religiösen Privatversammlungen oder die sogenannten Conventikel". Zur Aufklärung des Publicums über Hauptwahrheiten der Schrift ließ er mit seinen Freunden die „Christlichen Mittheilungen" erscheinen, in die er viele Aufsätze lieferte und die ausgedehnte Verbreitung fanden. Auch zwei Jahrgänge „Andachten", meistens von ihm, gab er heraus. Er gehörte zu den Mitgründern des badischen Vereins für äußere Mission. Im Jahre 1840 wurde ihm die Pfarrei Diedelsheim bei Bretten übertragen. Sowohl hier als in Graben hatte er mit großem Segen gewirkt, und es war nur Schade, daß er aus seinem Arbeitsfelde so bald abgerufen wurde. Eine seiner gesegnetsten Wirkungen war die Umkehr des Pfarrers Rein von Gondelsheim und späterhin von Nonnenweier. Auf ihn gewann Käß durch die Macht der Wahrheit einen entscheidenden Einfluß. Am 6. Dezember 1843 starb er. (Näheres über ihn in: „Altes und Neues aus dem Schatze christlicher Biographieen" von K. F. Ledderhose. Basel 1867.)

K. F. Ledderhose.

Karl Philipp Kayser

war geboren am 18. November 1773 in Enzheim im jetzigen Rheinhessen als Sohn des reformirten Pfarrers daselbst, erhielt als Knabe Unterricht von dem Dichter Kipp von Neustadt in der Rheinpfalz, besuchte das Gymnasium in Grünstadt $1^1/_2$ Jahre, folgte dann seinem Lehrer Karl Christian Heyler bei dessen Berufung als Professor nach Buchsweiler, in die jetzt elsäßische Stadt, in das damals blühende fürstlich hessisch-hanau-lichtenbergische Collegium. Hier wurden bereits Vorlesungen über biblische und profane Literatur, über Geschichte und Statistik, römische Alterthümer und einzelne Theile der Philosophie gehört. Besonders rühmte Kayser den Unterricht des Professors Rybald neben dem von Heyler. Einem glänzenden Abgangszeugniß vom 12. September 1790 fügte Heyler die Prophezeiung hinzu: „Einst wird der Erfolg die

Wahrheit dieses ungeschmückten, aufrichtigen Zeugnisses bekräftigen". Kayser bezog die Universität Göttingen, um Theologie und Philologie zu studiren und besuchte hier die Vorlesungen von Heyne, Eichhorn, Spittler, Heeren, Plank, Blumenbach, Gatterer, Buhle, Feder. Aus dem Zeugniß von Eichhorn vom 6. September 1793 lernen wir die ganze Mannigfaltigkeit der Thätigkeit Eichhorn's kennen, die ebenso sehr auf die Exegese des alten und neuen Testaments, wie auf Dogmatik, auf Welt- und Culturgeschichte Europas sich verbreitete. Besonders eng schloß sich Kayser an J. Chr. Heyne an. Die noch erhaltenen ungedruckten Briefe des großen Philologen und Alterthumskundigen an seinen Schüler erstrecken sich von 1793 bis 1809 und geben uns ein wahrhaft erfreuliches Bild von dem fortdauernden, innerlichen Zusammenhange des berühmten Lehrers mit seinem einstigen Schüler; da ermahnt er denselben, nicht sofort bei Uebernahme einer Erzieherstelle an gelehrte Specialstudien, sondern an eine Erweiterung seiner allgemeinen literarischen Bildung zu denken. Da ist er sein Herzensberather bei einer tiefgehenden Neigung, die der junge Studiosus zu einer vielumworbenen Schönheit der Umgegend Göttingens gefaßt, ohne sie ernstlich erwidert zu sehen und von der ihn innerlich zu befreien er bestrebt ist, da geht er auf dessen literarische Arbeiten freundlichst ein und legt endlich in ergreifenden Worten den tiefen Druck, der mit der westphälischen Zeit auf Göttingen und speciell auf Heyne lastet, nieder. Mit dem nachherigen Professor der Philologie in Breslau und Bonn, Heinrich, trat Kayser in ein enges, freundschaftliches Verhältniß. Seine selbständige Thätigkeit zeigte sich in Bemerkungen, die er noch als Student an Hermann, den Verfasser des bekannten, vielangefochtenen Lesebuches der Mythologie sandte, wie an seiner Dissertation, die eine Sammlung der Fragmente des Koser Philetas enthielt (1793). Im Jahre 1793 ward er als Candidat der Theologie in der Pfalz recipirt und erhielt auf Heyne's Empfehlung eine Hauslehrerstelle bei Johann Georg Schlosser in Karlsruhe, dem Schwager Göthe's; seitdem entwickelte sich eine lange dauernde freundliche Beziehung zu der ganzen Schlosser'schen Familie in Frankfurt. Mit dem Herbst 1794 wurde er als vierter Präceptor an dem reformirten Gymnasium in Heidelberg angestellt und hat seitdem, in großer Uneigennützigkeit und mit seltener Treue, allmählich vorrückend, an dieser Anstalt, wie dann an dem seit 1808 vereinten Gymnasium zu Heidelberg, bis an sein Lebensende gewirkt. 1796 wurde er erster Präceptor, 1808 Professor am vereinten Gymnasium, 1820 alternirender Director. Anfragen von Lübeck und Bremen 1805, wie einen Ruf an das Casimireum nach Neustadt, 1816, lehnte er ab, kaum dafür irgend entschädigt. Daneben bekleidete er seit 1803 die Custos- oder Secretairstelle an der Universitätsbibliothek, ward gleichzeitig von Straßburg aus Doctor philosophiae, 1807 Privatdocent an der Universität, 1819 außerordentlicher Professor, und wirkte als Lehrer an dem in großem Stile 1805 gegründeten philologisch-pädagogischen Seminar der Universität. Außerdem hatte er, seit 1805 mit einer thätigen und geistig hochbedeutenden Frau, Gertrud Keibel, Tochter des reformirten Pfarrers Dr. Keibel in Mannheim verheirathet, in seinem Hause, später in einer geräumigen Amtswohnung, ein Pensionat, und Söhne aus den besten Familien, besonders Süd-Frankreichs wie Englands, so der bekannte Reisende Hamilton, so der Philosoph Quinet, sind bei ihm erzogen worden oder haben als Studenten da gewohnt. Seit 1822 besaß er ein kleines Weingut zu Wachenheim in der Rheinpfalz, und die Herbstferien führten die ganze Familie mit Freunden auf Wochen über den Rhein. Kayser gehörte zu den Schulmännern, welche in den zu Baden gekommenen pfälzischen Landen den Uebergang des Schulwesens aus verrotteten, von einem äußerlichen Confessionalismus engherzig beherrschten Zuständen in eine

neue, von dem Geiste tüchtiger in Norddeutschland gepflegter Humanitätsstudien und nationaler Literatur, wie einer freudiger Anerkennung auch der Naturwissenschaften beseelte Zeit selbstthätig mit herbeigeführt haben. Ein sorgfältig seit 1796 in einer Reihe von Bänden geführtes Tagebuch, wie ein eifriger Briefwechsel mit dem Pfarrer Lepique, giebt davon ein merkwürdiges Zeugniß und ist ein reicher Schatz zur näheren Kenntniß der Geistesgeschichte der seit 1804 neu regenerirten Universität Heidelberg, von der ein besonders hervorragendes Glied, Friedrich Creuzer, in engstem Freundschaftsband mit der Kayser'schen Familie stand. Kayser's Haus war ein, in den bescheidensten Verhältnissen, immer gastlich den interessantesten Fremden, wie L. Tieck, geöffnetes, wo Musik und Literatur eifrig gepflegt ward. Aus dem Jahre 1798 existirt von ihm ein Plan zur Gründung eines Institutes für junge Republikaner mit einer Verbindung von Studien der Philosophie und der Naturwissenschaften. Wegen Abhaltung botanischer Excursionen am Sonntag gerieth er 1802 in einen scharfen Conflikt mit dem der Schule vorgesetzten reformirten Kirchenrath. Unermüdlich strebte er nach einem persönlichen Verkehr mit seinen Schülern, denen er auf diesen Excursionen auch neue literarische Erscheinungen mitzutheilen liebte. Dabei war Kayser eifrig mit Pflege der classischen Studien beschäftigt; seine Geschichtsvorträge galten für besonders gediegen. Ganz im Interesse der Schule stand auch seine literarische Thätigkeit; so gab er 1806, noch einmal 1824, eine Sammlung interessanter Erzählungen aus Livius für den Schulgebrauch heraus, indem er überall an Stelle der späteren, damals so beliebten Autoren wie Phaedon, Eutrop, Aurelius Victor, Cornelius Nepos, classische Musterbilder zu setzen bemüht war. Von Muret wurden die Institutio puerilis 1815, wie die Scripta selecta herausgegeben, ebenso 1816 des Erasmus Institutio hominis christiani; in mehreren Schulprogrammen behandelte er einzelne lateinische Textstellen. Für eine vergleichende griechische und lateinische Grammatik hatte er große Sammlungen angelegt. Seine Schüler bezeichneten ihn in späteren Jahren als einen ebenso strengen, eifrigen, wie kenntnißreichen Lehrer, dem sie ihre beste Leitung auf der Schule verdankten. Er starb plötzlich am 18. November 1827 in dem kräftigsten Mannesalter. Nach seinem Tode erschien noch, in der gemeinsam mit Fr. Creuzer und G. H. Moser unternommenen Ausgabe von Cicero's Schriften de divinatione und de fato 1828, eine Frucht seiner gelehrten Studien.

B. Stark.

Karl Ludwig Kayser

wurde am 3. Februar 1808 in Heidelberg als Sohn des vorgenannten Professors Karl Philipp Kayser und seiner Ehefrau Gertrud, geb. Keibel aus Mannheim geboren. In einem einfachen und doch geistig reichen, durch den Verkehr mit ausgezeichneten Männern, vor allem mit Fr. Creuzer und durch das musikalische Talent der Mutter wie aller Geschwister belebten Familienkreis wuchs derselbe heran mit einem jüngeren Bruder Friedrich, der als Diakonus und Rector in Gernsbach früh gestorben ist und durch warme Religiosität wie dichterische Begabung sich auszeichnete (s. d. folg. Art.). Das musikalische Talent des Knaben erschien so bedeutend, daß man denselben nach seiner Confirmation 1822 auf länger als $1^1/_2$ Jahre nach Frankfurt a. M. in das Haus des trefflichen Musiklehrers und Theoretikers Vollweyler that, wo neben dem Besuche des damals unter dem jugendlichen Bömel und Weber blühenden Gymnasiums auf das Ernsteste musikalische Studien, technische wie theoretische, getrieben, ausgezeichnete Musikaufführungen regelmäßig besucht wurden, ja daneben noch Mathematik und Französisch besonders cultivirt werden sollte. Daß dabei von

den Freuden der reiferen Knabenzeit, von Ausbildung des Körperlichen, von einem Verkehr mit Altersgenossen nicht viel die Rede sein konnte, ist wohl klar. Im April 1824 in das elterliche Haus zurückgekehrt, besuchte Kayser noch die oberste Classe des Heidelberger Gymnasiums, an dem sein Vater wirkte, und begann im Herbst 1825 seine theologischen und philologischen Studien in seiner Vaterstadt unter Creuzer, Daub, Bähr u. a., die er auch dort allein vollendete. Noch als Student machte er in Begleitung von Creuzer die größte und einflußreichste Reise seines Lebens, eine Reise nach Paris in den Sommermonaten 1826. Bezeichnend für das damals noch ganz überwiegende musikalische Interesse Kayser's ist es, daß er eine von ihm componirte Messe Cherubini vorlegen wollte, ebenso daß auch die brieflichen Mittheilungen über Paris ganz überwiegend der Musik galten. — Der plötzliche Tod des Vaters im November 1827 traf die Familie schwer, aber spornte um so mehr zu allseitiger, angestrengter Thätigkeit, und unter der geistesstarken, hochbegabten Mutter erwuchs das schon seit 1812 bestehende kleine Pensionat zu einem blühenden Knabeninstitut und einer Schule, welche beiden Anstalten Jahre lang eines weitverbreiteten Rufes genossen. Franzosen und Engländer bildeten einen Hauptbestandtheil der Hauszöglinge, und die Schüler konnten mehrfach nach wohlbestandenem Abiturientenexamen sofort die Universität beziehen. Ludwig Kayser begann daher schon als Student eine oft anstrengende Lehrthätigkeit; als Pädagoge hatte er nicht viel Begabung, dagegen hat er als Lehrer durch Eifer, reiches und klares Wissen, durch Offenheit und Wahrheit des Wesens gerechte Anerkennung bei seinen Schülern sich erworben. Bis zum Jahre 1846 ward diese Anstalt fortgesetzt. — Im Jahre 1827 gewann Kayser einen akademischen Preis durch Bearbeitung der Aufgabe über die literarischen Verdienste von Janus Gruter und war dadurch früh auf die Heidelberger Gelehrtengeschichte hingewiesen, zu der er im Jahre 1864 noch einen werthvollen Beitrag geliefert hat in der Festschrift des historisch-philosophischen Vereins zur Philologenversammlung. Im Sommer 1830 bestand er das theologische und philologische Examen in Karlsruhe. Ende desselben Jahres erwarb er sich die philosophische Doctorwürde; im Mai 1833 habilitirte er sich an der Universität und hat seitdem ununterbrochen bis an sein Lebensende als akademischer Lehrer gewirkt. Langsam ist er, trotz der vielseitigen und trefflichen literarischen Leistungen und der stetigen Wirksamkeit als Lehrer, die Stufenleiter der akademischen Aemter emporgestiegen und hat erst in den letzten Jahren einen nicht ganz ungenügenden Gehalt bezogen. Seit 1838 nahm er an der Leitung der Uebungen des philologischen Seminars, zuerst als Volontair, Antheil. 1841 ward er außerordentlicher Professor, im Jahre 1840 erhielt er den ersten festen Gehalt, 1864 ward er Ordinarius. Bereits 1851 war er ordentliches auswärtiges Mitglied der Münchener Akademie der Wissenschaften geworden. — Eine Natur, wie die von Ludwig Kayser, welche sich mimosenhaft von der Berührung mit dem öffentlichen Leben zurückzog, welche in der Wissenschaft und in der Musik ganz und gar lebte, bedurfte vor allem des häuslichen festen Untergrundes und einer stillen weiblichen Leitung. Diese übte bis zu ihrem Tode 1843 die von ihm hochverehrte Mutter. Die erste Ehe, welche er mit der Tochter seines musikalischen Meisters Vollweyler geschlossen, führte nicht zu beiderseitigem Glücke. Sie ward 1853 getrennt. Im Jahre 1863 schloß er einen neuen Lebensbund mit einer jungen Verwandten, Sophie Hilgers, welche das Glück und die Leuchte seiner späteren Lebensjahre ward. Viele Jahre hatte er noch nach dem Aufhören des Institutes das große Familienhaus bewohnt, das 1868 zu entschiedener Erleichterung seiner äußeren Verhältnisse verkauft ward. Ungern verließ er die Heimath, meistens zum Besuche seiner Geschwister in Darmstadt und Gießen, doch hatte er auch in

München 1838 sich länger aufgehalten. Die letzten Lebensjahre führten ihn zu Badekuren an die Nordsee, zuletzt nach Brückenau. — Kayser's wissenschaftliche Thätigkeit liegt in einer überraschend großen Anzahl von Drucksachen vor uns: in großen kritischen Ausgaben griechischer und römischer Autoren, in einer fast unabsehbaren Fülle von gründlichen Recensionen fremder Arbeiten und einer kleineren Zahl von selbständigen Abhandlungen, sie wird uns zugleich durch das von ihm seit 1831 ununterbrochen geführte wissenschaftliche Tagebuch, welches jedes von ihm gelesene Buch nennt und Bemerkungen dazu enthält, in erfreulichster Weise anschaulich vorgeführt. Es kann uns wohl Wunder nehmen, wenn der Schüler, ja der Pflegling Fr. Creuzer's — und er ist von Kindsbeinen an bis zu Creuzer's Tod im engsten Pietätsverhältniß zu ihm gestanden — wenn dieser sehr bald und in hervorragendster Weise der Textkritik sich zuwendet, wenn er durch eine Fülle glücklicher, ja glänzender Conjecturen mit den verschiedensten Schriftstellern bleibend seinen Namen verknüpfte, wenn er ganz speciell in der metrischen Gestaltung der griechischen Dichter, sowie des Plautus und Terenz thätig ist, andererseits der Technik der antiken Rhetorik nachgeht. Jedenfalls ist Kayser ein Beweis, daß der wahre, bleibende Einfluß eines bedeutenden Meisters auf seine Schüler nicht in der einseitigen Verfolgung gewisser Richtungen der Wissenschaft ruht. Und Kayser hatte aus Creuzer's Lehre und Umgang den großen Gewinn mannigfaltigster Kenntnisse und Interessen für Numismatik, Archäologie, Literarhistorie gezogen! — Auf Philostratos frühzeitig hingewiesen hat er seine Erstlingsschrift 1831 diesem als Notae criticae gewidmet, er hat 1844 die große Ausgabe aller Schriften desselben vollendet, er hat dann 1870 auf 1871 noch einmal eine Textausgabe gegeben. Damit hängen die vielfachsten Studien zu Dio Chrysostomus, Pausanias, Sextus Empiricus, wie zu allen griechischen Rednern, besonders zu Hyperides zusammen. In die Homerfrage griff er frühzeitig in Abhandlungen 1835, 1842 de diversa Homericorum carminum origine und de Homerico interpolatore ein. Pindar, die Tragiker und Komiker, ganz besonders Aeschylos und Euripides hat er Revisionen unterworfen. Seit 1850 hat er an einer großen kritischen und erklärenden Ausgabe des sogenannten Auctor ad Herennium gearbeitet und sie ist 1854 erschienen mit dem bestimmten Namen des Cornificius. Daran schließt sich die große gemeinsam mit Baiter unternommene Textausgabe des Cicero, wobei ihm die rhetorischen Schriften und die Redner zufielen. — Die literarischen Arbeiten standen in enger Verbindung mit Kayser's Collegien, welche ein weites Gebiet der Schriftstellerexegese umfaßten, aber von systematischen Darstellungen auch Geschichte der Philologie, insbesondere Metrik, Epigraphik, Syntax, griechische und römische Antiquitäten. Sie zeichneten sich weniger durch Schwung und Reichthum der Darstellung, als durch seine treffliche Auswahl von grundlegenden Exempeln aus, und mit ihnen verknüpfte er fast überall praktische Uebungen. Kayser ist von förderlichstem Einfluß auf die jungen Philologen Badens gewesen; er hat sich nie gescheut, von unten aufzubauen und z. B. in der Accentlehre die auf der Schule versäumte, oft gar nicht angestrebte Sicherheit nachträglich bei den Studirenden zu erreichen. — Neben der Philologie stand die Musik als eine fast ebenbürtige Macht im Geistesleben Kayser's. Sie war ihm nicht allein Erholung und Erfrischung nach der Arbeit, sie war ihm selbst Arbeit und Genuß zugleich. Es drängte ihn, noch in späteren Jahren den Musikverein, der einst in dem Kayser'schen Hause so schön geblüht, neu in's Leben zu rufen und zu dirigiren. In durchdachten Recensionen hat er in der Allgem. musikalischen Zeitung, 1863, 1864, 1867, 1872 seine Auffassung Händel's, Gluck's, Sebastian Bach's ausgesprochen. — Die, wie es schien, feste und gleichmäßige Gesundheit Kayser's ward im Herbst 1868 durch einen Krampfanfall bedenklichst erschüttert; langsam

schritt die zu Tage tretende Nierenkrankheit vor; er selbst, der lakonisch damals die Worte: Mors comes in das Tagebuch einzeichnete, arbeitete unermüdlich weiter unter der sorgsamsten häuslichen Pflege. Am 5. Mai machte ein Herzkrampf seinem Leben ein Ende, nachdem er Tags zuvor Colleg gehalten und einem Examen beigewohnt hatte. — Nähere biographische Nachrichten sind von dem Unterzeichneten gegeben in den Heidelberger Jahrbüchern 1872. Bd. LXV Nr. 26. 27. B. Stark.

Georg Friedrich Kayser,

der zweite Sohn Karl Philipp Kayser's am 21. Februar 1817 zu Heidelberg geboren, verrieth schon als Knabe große geistige Begabung. Als 16jähriger studirte er in Heidelberg unter Creuzer, seinem Taufpathen, und Daub Philologie und Theologie. In Halle erhielt er von Gesenius, bei dem er wohnte, von Ullmann und Tholuck wissenschaftliche, von einem Studiengenossen Eduard von Wattenwyl tiefere religiöse Anregung. Auch Rothe's Frömmigkeit und Gedankentiefe hat fördernd auf ihn eingewirkt. — Sein Tagebuch läßt in der Zeit nach dem Examen (1838), da er zu Heidelberg mit Predigt und Schulunterricht eifrigst sich beschäftigte, tiefe Blicke in die ernste innere Arbeit seines reichen Geistes und Gemüthes thun, deren Ziel war, den mühsam gefundenen Glauben an den lebendigen Christus zu befestigen. Am 10. Juli 1843 verheirathete er sich mit Lisette Zimmer, eines Frankfurter Consistorial-Rathes Tochter, und gründete einen Hausstand, in welchem der Friede wohnte, und das Wort Christi, Gebet und Gesang die frische Würze bildete. In Gernsbach, wo er seit 1844 als Diakonus wirkte, entfaltete er neben seinem Lehrerberuf eine unermüdliche geistige Thätigkeit, welche in der Art des † Ludwig Hofacker von der glühendsten Liebe, Seelen zu retten, erfüllt war. Mit seinen warmen Predigten und eifrigen Hausbesuchen bemühte er sich, an die Herzen seiner Zuhörer zu kommen und sie zum Glauben zu führen. Selbst für die Heiden-Mission und die innere Mission lebhaft angeregt, suchte er in der Gemeinde das Interesse dafür zu wecken, wie denn auch sechs Missions-Zöglinge aus Gernsbach, Staufenberg und Scheuern unter Kayser's Wirksamkeit hervorgingen. Zur Förderung der inneren Mission gab er sein Büchlein: „David Hasmith" heraus (1853) und „William Wilberforce". Letzteres widmete er dem Markgrafen Wilhelm von Baden und seiner Gemahlin zur Feier ihrer silbernen Hochzeit (1856). — Vor dem Geist des Umsturzes, der alle geheiligten Ordnungen in der menschlichen Gesellschaft bedroht, hat er vor und in der Revolution mit eindringlichem Ernst und unerschütterlichem Freimuth gewarnt und nach der Revolution mit erneutem Eifer durch Predigt und Seelsorge gewirkt, um zu bauen, was zerfallen war. Von seiner poetischen Begabung zeugen seine reichen Lieder und Gedichte. In innig freundschaftlicher Beziehung stand er mit Fink, Zimmermann, Rein, Frau Jolberg u. A. — Mit heiligem Eifer und treuem Ernst war milder und friedfertiger Sinn in ihm gepaart. Bei sichtlichem Erfolg seines geistlichen Wirkens hielt er stets fest an der Demuth und gab überall Gott die Ehre; der Polemik blieb er fern. Als er 1856 Religionslehrer am Gymnasium zu Gütersloh werden sollte, erkrankte er an unheilbarem Brustleiden und ist als ein Frühvollendeter dahin geschieden. Er starb auf der Reise nach Soden in Frankfurt am 28. Juni 1857. — (Vgl. Ledderhose: Kayser's Leben.) K. Ströbe.

Philipp Friedrich Keerl.

Am 14. Mai 1805 in Würzburg geboren, wo sein Vater Weinhändler war, trat er nach längerer Vorbereitungszeit im Realgymnasium zu Stuttgart in den

kaufmännischen Beruf ein. Erst später entschloß er sich zum Studium der Theologie, bereitete sich privatim für die Universität vor und studirte 1826 in Basel, 1827 in Halle, mit Tholuck nahe befreundet, und von 1828 an in Berlin Theologie und Philosophie. Sein theologisches Examen bestand Keerl 1831 in Baden, wohin seine Familie inzwischen übergesiedelt war. Die Lehrstelle der hebräischen Sprache am Lyceum in Heidelberg, welche ihm bald darauf übertragen wurde, gewährte ihm die Möglichkeit, sich an der theologischen Fakultät als Docent zu habilitiren, was 1832 geschah. Als Dissertation zur Erlangung der Licentiatenwürde schrieb er eine lateinische Erklärung von Gal. 6, 1—10. Seine Thätigkeit als Docent, zu welcher ihn Kenntnisse und Begabung besonders befähigten, konnte er bei der kleinen Anzahl von Theologen, welche damals in Heidelberg studierten, nur bis 1836 fortführen. Von da an vertauschte er das akademische Lehrfach mit dem Pfarramt, welches er in Bobstadt, Tannenkirch, Mahlberg (hier zugleich als Vorstand der höheren Bürgerschule), Hohensachsen bekleidete. Jetzt ist er Pfarrer in Leutershausen bei Weinheim. — Keerl nimmt unter den badischen Geistlichen, welche sich durch wissenschaftliche Leistungen ausgezeichnet haben, eine hervorragende Stellung ein. Seine Begabung liegt vorzugsweise auf dem Gebiete der speculativen Theologie, und ist durch ein fleißiges, umfassendes Studium unterstützt. Sein Standpunkt ist der der biblischen Offenbarung. Als theologischer Schriftsteller wurde er zuerst durch einige Arbeiten über die Apokryphen des Alten Testamentes bekannt, die aus Anlaß der Differenz zwischen den englischen und den deutschen Bibelgesellschaften über den Abdruck der Apokryphen in den Bibelausgaben entstanden. Keerl stellte sich auf die Seite der englischen Gesellschaft, welche nur Bibeln ohne Apokryphen herausgibt, und ging dabei von einer schärferen Betonung des Begriffs des Wortes Gottes aus. Diese Schriften von ihm sind: Die Apokryphen des Alten Testamentes, ein Zeugniß wider dieselben auf Grund des Wortes Gottes. Erstgekrönte Preisschrift. 1852. — Das Wort Gottes und die Apokryphen, eine Streitschrift wider Dr. Hengstenberg. 1853. — Die Apokryphenfrage mit Berücksichtigung der darauf bezüglichen Schriften Stier's und Hengstenbergs. Mit einem Anhang: Philo im Neuen Testament. 1855. — Sendschreiben an Freunde des Wortes Gottes mit Rücksicht auf die Schrift von Antistes Burkhardt „ein Wort zur Vertheidigung der Apokryphen". 1854. — Später wendeten sich Keerl's Studien vorzugsweise der biblischen Urgeschichte zu. Es erschienen zwei kleinere damit im Zusammenhang stehende Publicationen: Die Einheit der biblischen Urgeschichte, 1863, und: Die Lehre des Neuen Testamentes von der Herrlichkeit. 1863. Aber sein Hauptwerk, dem bedeutende Studien auf dem Gebiete der Geologie, Astronomie und Paläontologie vorangingen, ist die Schrift: Der Mensch das Ebenbild Gottes, sein Verhältniß zu Christo und zur Welt (1. Bd. 1861, 2. Bd. 1866). Der erste Band behandelt die Schöpfungsgeschichte und die Lehre vom Paradies, der zweite den Gottmenschen, das Ebenbild des unsichtbaren Gottes. Der dritte Band ist bisher noch nicht erschienen. Die selbständige Entwickelung der Gedanken, welche mit der orthodoxen Lehre nicht überall zusammentrifft, aber auf neuer geistvoller Erfassung der Schriftwahrheit beruht, ist ein besonderer Vorzug dieser Arbeit. Später erschien noch ein auf der evangelischen Allianz in Amsterdam gehaltener Vortrag: Die menschlich sittliche Entwickelung Jesu Christi. 1867.

Dr. Mühlhäusser.

Franz Keller.

Als im Jahre 1837 der Entschluß zur Reise gediehen war, eine Eisenbahn zwischen Mannheim, Kehl und Basel auf Staatskosten zu bauen, war die Frage:

ob die badischen Ingenieure dieser Aufgabe gewachsen seien, sowohl in maßgebenden Regierungskreisen als in dem Publicum Gegenstand mehrfacher Erörterung. Niemand verkannte dabei die vielbewährte Tüchtigkeit und die vorzüglichen Leistungen dieser Ingenieure auf dem Gebiete des Wasser- und Straßenbaues, allein man glaubte von manchen Seiten, daß ebensowohl für die Ausführung der Bahnbauten, als schon zur richtigen Beurtheilung der damals üblichen verschiedenen Constructionssysteme Erfahrung im Eisenbahnbau und Eisenbahnbetrieb erforderlich sei. Man bevorwortete darum vielfach die Berufung eines oder mehrerer Eisenbahnbau- und betriebskundigen Ingenieure aus England oder Belgien, ja, man hörte sogar die Ansicht, daß es zur Erstellung einer sicheren Bahn mindestens nothwendig sei, englische Schienenleger zu verwenden! Das Vertrauen auf die badischen Ingenieure siegte in diesem Kampfe verschiedener Ansichten (s. d. Art. Nebenius). Die Großherzogliche Regierung sendete im Jahre 1838 eine Anzahl der tüchtigsten badischen Ingenieure mit dem Auftrag nach England und Belgien: die Eisenbahnen und deren Betrieb dort genau kennen zu lernen und nach Benehmen mit den ersten Eisenbahningenieuren daselbst Vorschläge über das zu wählende Constructions- und Betriebssystem zu machen. — Zu dieser Abordnung wurde auch Ingenieur Franz Keller gewählt, der damals erst im 31. Lebensjahr stand, seit 1831 als Ingenieurpraktikant recipirt und seit 1832 als Lehrer an der Ingenieurschule des Polytechnicums und zugleich in dem Collegium der Oberdirection des Wasser- und Straßenbaues beschäftigt war. Diese Wahl erwies sich sowohl für die Interessen des Landes als für Keller selbst als eine glückliche, denn in ihr lag der Grundstein für die so bedeutenden und nutzbringenden Leistungen dieses Ingenieurs. — Franz Keller wurde in Gerlachsheim, wo sein Vater Oberamtmann war, am 2. Juli 1807 geboren. Reich an Kenntnissen, die er sich an dem Lyceum und der Ingenieurschule in Karlsruhe, sowie an dem polytechnischen Institut in Wien durch unermüdliches Studium gesammelt hatte, war es ihm leicht, in kurzer Zeit sowohl mit dem Eisenbahnbau als mit der Construction und Benützung der Betriebswerkzeuge in England und Belgien bekannt zu werden. Der Erfundbericht der technischen Commission (der in der ersten gedruckten Eisenbahnbau-Nachweisung von 1844 enthalten ist), auf dessen Inhalt Keller überwiegenden Einfluß übte, erschien vollständig befriedigend und überzeugend. Die gestellten Anträge wurden im Wesentlichen angenommen, und der Bau begann schon 1838 mit ausschließlicher Verwendung badischer Ingenieure. Keller erhielt die obere Leitung des gesammten Oberbaues der Bahnen und Bahnhofanlagen, sowie des Baues sämmtlicher Uebergangswerke. Er hat diese Aufgabe mit anerkannter Umsicht und mit Benützung aller Mittel, welche Wissenschaft und Erfahrung damals an die Hand gaben, gelöst. Wenn inzwischen an den erstellten Bauten Manches geändert und verbessert wurde, so liegt der Grund einerseits in den raschen Fortschritten der Eisenbahntechnik, andererseits in Verhältnissen, die Niemand vorauszusehen vermochte. Insbesondere darf aber aus der Thatsache, daß die von den Commissairen bevorwortete und ausgeführte Spurweite von 1,6m. Lichtweite später auf eine lichte Weite von 1,436m. umgebaut werden mußte, ein Tadel der Commissionsanträge nicht abgeleitet werden. Die damaligen bedeutendsten Eisenbahn-Ingenieure Englands sprachen sich für die breite Spurweite aus. Die Hauptgründe dafür lagen in größerer Sicherheit des Betriebs und in günstigeren Raumverhältnissen zur Verstärkung der Maschinen, wogegen sich die schmale Spur durch eine nicht unerhebliche Kostenverminderung empfahl. Wenn man sich gleichwohl im Jahre 1854 mit großen Opfern zu Aenderung der Spurweite in Baden entschloß, (s. d. Art. K. v. Rüdt) so geschah dies nur mit Rücksicht auf den Anschluß an

die später erst erstellten benachbarten Bahnen, welche im Interesse der Kosten mit schmaler Spur hergestellt sind. Die badische Bahn konnte ohne Verzicht auf den durchgehenden Verkehr für die Dauer nicht isolirt bleiben. Es liegt übrigens heute außer Zweifel, daß bei allgemeinem Einhalten der weiten Spur die Bahnen eine größere Leistungsfähigkeit hätten, weil Maschinen mit größerer Zugkraft verwendet werden könnten. — Die Doppelstellung, in der Keller von 1848 bis 1861 als Vorstand und erster Lehrer der Ingenieurschule und als Mitglied der obersten Baubehörde thätig war, kam ebensosehr der Schule als dem praktischen Dienste zu Statten, da Keller es verstand, mit Vermeidung jeder störenden Berührung, nach beiden Richtungen hin anregend und nützlich zu wirken. Die Erfahrungen, die er als bauleitender Ingenieur täglich zu machen Gelegenheit fand, konnten sofort für den Unterricht verwerthet werden, während seine wissenschaftliche Thätigkeit zu Lösung der vorliegenden praktischen Aufgaben entschiedenen Nutzen gewährte. In steter Kenntniß aller Fortschritte der Technik konnte Keller die Bauausführung damit um so besser in entsprechendem Einklange halten, als er durch die im Jahre 1843 erfolgte Einräumung von Sitz und Stimme in dem Collegium der Direction der Posten und Eisenbahnen Gelegenheit fand, sich über die jeweiligen Bedürfnisse des Eisenbahnbetriebs zu unterrichten. — Keller war darum als Lehrer wie als Baumeister gleich hochgeschätzt. Der zahlreiche Besuch seiner Vorlesungen von in- und ausländischen Studirenden und die vielfache Anerkennung, die seine Bauwerke im In- und Auslande fanden, geben hiefür den sprechendsten Beweis. — Nach Keller's Entwürfen und unter seiner Leitung sind der Oberbau der Bahn und der Bahnhöfe sowie der Brücken von Mannheim bis Kehl und Basel, der badische Theil der Main-Neckarbahn, die Odenwaldbahn, die Tauberthalbahn, und die Brücken bei Ladenburg und Neckarelz über den Neckar, bei Kehl und Mannheim über den Rhein ausgeführt. — Die letzten Bauwerke, die nach seinen Planen herzustellen waren, sind der neue Personen- und Güterbahnhof nebst Hafen in Mannheim; leider war es ihm nicht mehr vergönnt, diese Bauten in ihrer Vollendung zu schauen. Er starb am 18. Juni 1870, unmittelbar nach dem Besuche der gedachten Baustellen. ✲

Friedrich Keller,

Chef des Generalstabes der badischen Division im Feldzuge von 1866 gegen Preußen, wurde am 5. Oktober 1814 zu Wertheim geboren, wo sein Vater Oberamtmann war. Nach tüchtiger Schulbildung 1829 Cadet, 1834 Lieutenant in der Leib-Grenadier-Garde geworden, wurde er 1847 als Hauptmann dem Generalstabe zugetheilt, in welchem er die Feldzüge 1848 und 1849 mitmachte (s. d. A. Hoffmann). Aus Neigung Soldat, durch eifrige Dienstleistungen und ernstes Streben zur Fortbildung wie vielseitige Befähigung ausgezeichnet, wurde er 1852 zum Flügel-Adjutanten, 1854 zum Commandeur des 2. Füsilier-Bataillons und 1859 als Oberstlieutenant zum Chef des Generalstabs ernannt. — Die Auseinandersetzungen im deutschen Bunde führten 1866 Conflikte zwischen Oesterreich und Preußen herbei. In dem daraufhin ausbrechenden Kriege war Baden, seine innersten Ansichten mochten sein welche sie wollten, zur activen Theilnahme gezwungen. Es stellte seine Truppen auf, Rastatt wurde armirt. Die Division bildete, entsprechend der Bundeskriegsverfassung, die 2. Division des VIII. deutschen Bundes-Armee-Corps, welchem, der besonderen Verhältnisse wegen, die kurhessischen und nassauischen Truppen, wie auch eine österreichische Brigade zugetheilt waren. Den Oberbefehl führte der seitherige österreichische General Prinz Alexander von Hessen,

seinerseits wieder dem baierischen Prinzen Karl unterstellt, der das Obercommando über die vereinigten Bundestruppen (VII. (baierisches) und VIII. Armeecorps) führte. Die österreichische Hauptarmee wurde in der Entscheidungsschlacht bei Königgrätz am 3. Juli geschlagen, der Feind rückte bis zum 18. Juli bis vor Wien, worauf am 22. Juli Waffenruhe eintrat, welcher der Abschluß der Friedenspräliminarien und der Friede folgten. Der Bundesarmee (ca. 90,000 Mann, die freilich erst nach und nach einrückten) war General Vogel von Falkenstein mit 3 preußischen Divisionen (45,000 Mann, darunter ca. 3000 Sachsen-Coburger und Lippe-Detmolder) gegenüber gestellt worden; dieser concentrirte sich bei Eisenach und marschirte am 2. Juli auf der Straße Eisenach-Fulda-Hanau vor. Prinz Karl von Baiern stellte bei Bamberg das VII., bei Frankfurt das VIII. Armee-Corps auf und rückte zunächst auf Coburg und Meiningen mit dem rechten Flügel vor, um den Hannoveranern die Hand zu reichen. Nach der Capitulation der letzteren wandte er sich zur Vereinigung mit dem VIII. Corps westlich, wobei er am 4. Juli in den Gefechten bei Dermbach, Neidhardhausen, Zella, Wiesenthal und Roßdorf zurückgedrängt wurde, während seine Truppen bei Diedorf und Fischbach dem Feinde die Waage hielten. Dem Rückmarsche an die fränkische Saale folgte Falkenstein, erzwang am 10. in den Gefechten bei Kissingen, Haußen und Waldaschach, sowie bei Hammelburg den Uebergang über den Fluß, worauf Prinz Karl über Schweinfurt hinter den Main zurückging. Falkenstein wandte sich jetzt gegen die rechte Flanke des VIII. Corps und auf Frankfurt; die zur Deckung der Mainlinie und Frankfurt in richtiger Erkenntniß der Situation auf Aschaffenburg dirigirte hessische Division reussirte bei ihrem Angriff auf die aus dem Spessart debouchirende Division Göben am 13. bei Laufach und Frohnhofen nicht, der mit österreichischen und kurhessischen Truppen zur Verstärkung vorgerückte österreichische General Graf Neipperg wurde am 14. geschlagen; Prinz Alexander räumte Hanau und Frankfurt und ging mit dem ganzen Corps auf dem linken Flußufer nach dem Odenwald über Miltenberg auf Würzburg zur Vereinigung mit dem VII. Corps. Die preußische Armee jetzt unter General Manteuffel in dem am 16. besetzten Frankfurt auf 66,000 Mann verstärkt, darunter Oldenburger, Hamburger, Lübecker, Bremer, Waldecker und Sondershauser Contingente, rückte am 20. mit 2 Divisionen über Miltenberg, mit einer über Darmstadt gegen die Tauber vor, drängte mit der Division Flies (früher Manteuffel) am 23. die Badener bei Hundheim, am 24. mit Göben und Flies die Württemberger und Badener bei Bischofsheim und Werbach zurück, schlug, trotz der nahen Vereinigung der zwei süddeutschen Corps, am 25. das auf den Höhen um Gerchsheim stehende VIII. Corps mit der Division Göben, und den bei Helmstädt stehenden linken Flügel des VII. Corps mit der Division Flies, ebenso am 26. mit Flies und Beyer nach schwerem Kampfe die Baiern bei Uettingen und Roßbrunn, worauf das VII. und VIII. Corps sich jenseits des Maines unter Besetzthalten von Würzburg und dem Marienberge aufstellten. Inzwischen war ein preußisches Reservecorps über Leipzig auf Hof, Baireuth und Nürnberg (31. Juli) vorgedrungen, als die Unterhandlungen auch hier Waffenstillstand eintreten ließen. Die badische Division war schon am 29. Juli in die Heimath zurückberufen worden; der Feldzug hatte einen Verlust von 8 Officieren und 140 Mann gebracht. Baden bezahlte eine Kriegskostenentschädigung von 6 Millionen. Wie immer nach einem unglücklichen Allianzenkrieg blieben auch nach diesem Feldzuge Verdächtigungen, Anklagen einzelner Verbündeten nicht aus. Sie können ruhig dem Spruche der Geschichte überlassen bleiben: die badische Felddivision hat ein gutes Gewissen mit sich nach Hause genommen. Bald nach Beendigung des

Feldzuges kränklich geworden, starb Oberst Keller am 25. Februar 1867 zu Karlsruhe. L. Löhlein.

Georg Victor Keller,

geboren in Ewattingen bei Bonndorf den 14. Mai 1760 — er erhielt den Taufnamen Georg — studirte in Villingen, Freiburg und Wien, trat 1778 als Novize in das Kloster St. Blasien und empfing nach Ablegung der Klostergelübde, wobei er den Namen Victor annahm, in Konstanz im Jahre 1785 die Priesterweihe. Unter Abt Rottler wurde er auf die Propstei Gurtweil, dann auf die Pfarrei Schluchsee abgesandt; nach mehrjährigem Aufenthalte erhielt er von hier die Versetzung nach Wislikon, mit St. Blasiens Sturz wurde seine Hoffnung, ins Vaterland zurückzukehren, vernichtet. Er nahm 1806 den an ihn ergangenen Ruf nach Aarau an, wo er das Pfarramt acht Jahre verwaltete und in der obersten Schulbehörde Sitz und Stimme hatte, dazu erhielt er von Konstanz das bischöfliche Commissariat für den schweizerischen Antheil. Von Aarau kam Keller 1814 als Decan und Pfarrer nach Zurzach, von wo er nach Ablösung des schweizerischen Antheils vom Bisthum Konstanz und Einführung einer provisorischen Verwaltung baldigst den Rückweg in sein Vaterland suchte. Es gelang ihm dieses gegen Ende 1816, er kam auf die Pfarrei Grafenhausen, die er 1820 mit Pfaffenweiler im Breisgau vertauschte, Anfeindungen von Seiten der Geistlichen des Capitels hatten ihm den Aufenthalt in Grafenhausen verbittert, so daß er um jeden Preis von da wegzukommen und einen anderen Wirkungskreis zu erhalten suchte. In Pfaffenweiler setzte er seine schriftstellerische Thätigkeit bis zum Eintritte der Krankheit im Jahre 1823 fort; von dieser Zeit war er fast beständig von schweren Leiden heimgesucht, bis ihn der Tod am 7. Dezember 1827 erlöste. — Keller galt lange für den Verfasser der berühmt gewordenen „Stunden der Andacht", die von 1808 an als Wochenschrift erschienen, und nunmehr in 10. Auflage vorliegen. Doch erklärte H. Zschokke nach langer Zeit, daß er der Verfasser der Stunden der Andacht sei (vgl.: „Eine Selbstschau". Von Heinrich Zschokke. 1. Thl. 2. Ausg. 1842. S. 237—245.) Neuerdings ist diese Erklärung von Zschokke's Sohn wiederholt, dabei aber eben so wenig, als in der Erklärung des Vaters, auf die durchaus glaubwürdigen Mittheilungen des Biographen Keller's Rücksicht genommen worden. Demnach wird G. V. Keller der Ruhm, einen ganz hervorragenden, wenn nicht den größten, Antheil an den „Stunden der Andacht" zu haben, gewahrt bleiben müssen. — Im Jahre 1819 erschienen von Keller die „Ideale für alle Stände, oder Moral in Bildern" (ohne seinen Namen) in demselben Verlage, wie die Stunden der Andacht, später (1824) das „Katholikon", dessen allgemein beifällige Aufnahme für den Werth des Buches Zeugniß ablegt. Er arbeitete an dem „moralisch-religiösen Lexikon", als er von seiner schweren Krankheit befallen wurde, dasselbe war auf 4 Bände berechnet, wurde aber nur bis zur Hälfte vollendet, in Pfaffenweiler schrieb er auch eine Schutzschrift für den Freiherren von Wessenberg, seinen Freund und Gönner, und die „Dankadresse des Satans an die Kritiker der Stunden der Andacht". Nach seinem Tode wurde von seinem Amtsgehilfen (J. Barbisch) sein „Nachlaß" herausgegeben (1830), ferner „Blätter der Erbauung und des Nachdenkens" (1832—1833). Dem „Nachlasse" ist eine Nachricht über Keller's Leben vorausgeschickt, welche in mancher Hinsicht Bemerkenswerthes enthält. (Vgl. auch Freiburger Diöcesan-Archiv, achter Band, 1874, S. 227 ff.: „Das ehemalige Kloster St. Blasien" von Jos. Bader.) F. Kössing.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

Johann Baptist von Keller

wurde den 16. Mai 1774 zu Salmansweiler (Salem) geboren; er besuchte die Schule des dortigen Cisterzienser-Stifts und setzte seine Studien in Dillingen und Würzburg fort, wo er 1797 die Priesterweihe empfing. Er wurde in der Seelsorge zu Bermatingen verwendet und bekam 1798 die Caplanei zu Stetten a. k. M.; von da kam er als Pfarrer nach Weildorf bei Salem und darauf nach Binningen bei Engen; 1808 erhielt er die Beförderung zur Stadtpfarrei Rudolphzell. Im Jahre 1811 wurde er Mitglied der königlich württembergischen Oberstudiendirection; er erhielt wiederholt in kirchlichen Angelegenheiten Sendungen nach Rom, auch als königlicher Geschäftsträger nach Paris. Im Jahre 1816 wurde er in Rom zum Bischofe von Evara geweiht und vom Könige von Württemberg zum Staatsrath ernannt; er trat als Provicar in das Generalvicariat zu Ellwangen, und nach Verlegung desselben wurde er Generalvicar in Rottenburg. Nachdem Rom den von der württembergischen Regierung designirten Professor Drey verworfen, wurde Keller als erster Bischof von Rottenburg in Vorschlag gebracht und am 28. Januar 1828 präconisirt, seine Inthronisation fand den 20. Mai desselben Jahres Statt. Besonders hervorzuheben ist Keller's Mitwirkung zum Zustandekommen einer Vereinbarung mit Rom über die Ordnung der Angelegenheiten der oberrheinischen Kirchenprovinz; er ward vom Papste zum Executor der Bulle Provida Sollersque bestellt und brachte nach dem Abschlusse der Verhandlungen die beiden päpstlichen Bullen zur Publication (s. d. Art. Boll). Keller starb am 17. Oktober 1845.

F. Kössing.

Josef Kern,

zu Waldshut am 17. März 1766 geboren, studirte zu Freiburg, wurde 1794 Advocat, 1807 Stadtamtmann in Freiburg, 1810 Rath bei der Direction des Wiesenkreises zu Lörrach, 1813 in gleicher Eigenschaft nach Freiburg versetzt, kam 1820 als Hofgerichtsrath nach Meersburg, kehrte aber noch im nämlichen Jahre als Kreisrath nach Freiburg zurück. In die zweite Kammer gewählt, und in derselben als sachkundiger und schlagfertiger Redner hervorragend, bekleidete er in derselben in den Sessionen von 1820 und 1825 das Amt des Präsidenten. Kern verstand es, diesem Amte eine eminent politische Bedeutung zu verleihen, indem er sich dem herrschenden Regierungssystem und dessen Vertretern mit großer Gewandtheit als Organ darbot, durch welches die Kammerverhandlungen in das von der Regierung gewünschte Geleise gelenkt und in demselben erhalten wurden. Kern war mit aller Entschiedenheit conservativ; er haßte die liberale Partei und ihre hervorragenden Vertreter und trat denselben auch mit Entschlossenheit in und außer der Kammer entgegen. Die Regierung wußte die Dienste, welche er in der Stellung als Präsident leistete, denn auch sehr wohl zu schätzen; am Schlusse des Landtags von 1825 ließ ihm der Großherzog Ludwig durch den Staatsminister von Berstett als Beweis seiner besonderen Zufriedenheit eine Gratification von 2000 fl. überreichen. Als im Herbst 1841 das Blittersdorff'sche System in voller Blüthe stand und man namentlich den Seekreis schärfer überwachen wollte, wurde Kern, obwohl schon 75 Jahre alt, zum Kreisdirector in Konstanz ernannt und blieb in dieser Stellung bis er 1844 seine Pensionirung beantragte. Auch in die Kammer trat er in so hohem Alter nochmals als Abgeordneter von Breisach ein; aber er, dem schon in jüngeren Jahren der Liberalismus unerträglich schien, konnte den Ton, der in den 40er Jahren in der badischen zweiten Kammer herrschte, nicht mehr anhören, er legte sein Mandat bald wiederum nieder. Während

seiner langen Amtsthätigkeit an der Kreisregierung zu Freiburg hatte er vielen Anlaß gehabt, sich mit den wirthschaftlichen Interessen des Kreises zu beschäftigen. An dem Zustandekommen des Elzcanals hat er sich wesentliche Verdienste erworben, die Angelegenheiten des landwirthschaftlichen Vereins lagen ihm sehr am Herzen, noch als 87jähriger Greis ging er als Vertreter der oberrheinischen landwirthschaftlichen Kreisstelle nach Karlsruhe. Ein wiederholter Blutsturz machte seinem Leben am 10. Oktober 1852 ein Ende. Neben seinen amtlichen Arbeiten fand Kern ein besonders lebhaftes Interesse an naturwissenschaftlichen Studien, besonders der Botanik und Mineralogie, sein Hausgarten war mit seltenen Pflanzen geschmückt, wie er denn überhaupt ein Mann von vielseitiger Bildung war und auch an den gemeinnützigen und gesellschaftlichen Bestrebungen seines Wohnortes sich mit Eifer und Verständniß betheiligte. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 30, 679.) W.

Theodor Gotthart von Kern

ward am 8. Mai 1836 zu Bruneck im Pusterthal geboren, wo sein Vater die Stelle eines Kreishauptmanns bekleidete und sich durch humane Verwaltung seines Amtes und lebhafte Bemühung um Erhöhung der Volksbildung bis auf den heutigen Tag ein gesegnetes Andenken bewahrt hat. Die Sorge für die Erziehung des (neben mehreren Schwestern) einzigen Sohnes bewog den Vater Kern, seine Versetzung nach Innsbruck zu betreiben, wo er im Jahre 1843 zum Gubernialrath ernannt wurde. Dort wuchs Theodor zum Knaben und Jüngling heran, ein fleißiger Schüler des damals noch unter der Leitung der Jesuiten stehenden Gymnasiums. Niemand konnte froher sein als er, als das Jahr 1848 die Mitglieder dieses Ordens vertrieb und die Schule nun tüchtige, weltliche Lehrer erhielt. Mit dem entschiedensten Widerwillen gedachte Kern noch in den späteren Jahren dieser ersten Leiter seiner Studien und mit leidenschaftlichem Pathos pflegte er, wenn die Sprache darauf kam, das auch in weiteren Kreisen bekannt gewordene Gedicht H. v. Gilm's gegen die Jesuiten zu recitiren. Kern's Vater war in Pfullendorf geboren, wo die Familie seit langer Zeit ansässig war. Theodor fühlte sich daher auch nie als Oesterreicher, sondern immer als guter Deutscher, und besonders der Gedanke, einer alten Reichsstadt zu entstammen, erfüllte ihn stets mit stolzem Behagen. So war denn auch schon früh sein Streben darauf gerichtet, seine Studien an einer deutschen Hochschule fortzusetzen, und voll Glückseligkeit bezog er, nachdem er zwei Jahre in Innsbruck philosophische und juristische Vorlesungen gehört hatte, im Sommer 1855 die Universität Heidelberg, wo er unter der Leitung L. Häusser's sich dem Studium der Geschichtswissenschaft widmete. Nach zwei Semestern erlangte er, nicht ohne manche Kämpfe, von dem vorsichtigen Vater, der den begabten Sohn gern zum Juristen herangebildet hätte, die Erlaubniß, nach Göttingen überzusiedeln, wo er die Vorlesungen und das historische Seminar des Professors Waitz mit rastlosem Eifer besuchte. Inzwischen war auch nach Innsbruck ein ausgezeichneter Gelehrter seines Faches, Professor Ficker, berufen worden, und bei diesem setzte er die historischen Studien fort, die er unter Sybel's Leitung in München vollendete. Nachdem er sich im Sommer 1858 in Heidelberg, nach einem mit größter Auszeichnung bestandenen Examen, die philosophische Doktorwürde erworben und auf Wunsch seines Vaters in Innsbruck der Lehramtsprüfung unterzogen hatte, siedelte er abermals nach München über, von wo er im Jahre 1859 nach Nürnberg ging, um einen hervorragenden Antheil an der Herausgabe der deutschen Städtechroniken zu nehmen. In den fünf Bänden der Nürnberger Chroniken, die im Drucke vorliegen, sind die meisten und besten Arbeiten von ihm. Mit einer

unsäglichen Sorgfalt und Liebe vertiefte er sich in diese Studien. Ihm war keine Mühe zu groß, um die Quellen der Geschichte dieser bedeutenden Reichsstadt zu erforschen, und mit einer Ausdauer und Zähigkeit, die nur der Fachmann ganz zu würdigen weiß, widmete er sich den oft in die minutiösesten und ermüdendsten Details auslaufenden Untersuchungen, die für die Bearbeitung der Texte und ihre Erläuterung nothwendig wurden. Er hat sich damit ein bleibendes Verdienst auf dem Gebiete der deutschen Geschichtsforschung erworben, und Niemand wird die alte Geschichte Nürnbergs wissenschaftlich behandeln können, ohne auf den grundlegenden Arbeiten Kern's zu fußen. So groß aber auch die Befriedigung war, die er in diesen Arbeiten fand, so schwebte ihm doch stets als ein ideales Ziel die akademische Wirksamkeit vor Augen. Er zauderte denn auch keinen Moment, eine ehrenvolle und vortheilhafte Stellung, die ihm an dem Archiv zu Dresden angeboten war, auszuschlagen, als sich ihm die Möglichkeit eröffnete, sich an der Universität Freiburg als Privatdocent zu habilitiren. Im Jahre 1866 wurde er zum außerordentlichen, 1870 zum ordentlichen Professor der Geschichte befördert und entfaltete eine erfreuliche und erfolgreiche Lehrthätigkeit. Sein Vortrag, der nicht durch oratorische Künste blendete, war dafür durch die sorgsame Gründlichkeit seiner Vorbereitung, durch die gewissenhafte Unparteilichkeit seiner Geschichtsauffassung ausgezeichnet, und die von ihm geleiteten historischen Uebungen haben stets hingebende und ernsthaften Studien zugewendete Zuhörer gefunden. Es ist zu beklagen, daß die Fortführung der Herausgabe der Nürnberger Chroniken ihn nicht dazu kommen ließ, sich ganz unabhängig eigenen Arbeiten zu widmen. Sein eiserner Fleiß und sein umfassendes Wissen befähigten ihn zur Lösung der bedeutendsten Aufgaben seiner Wissenschaft. Er war, wie als Gelehrter so auch als Mensch, ein Charakter von der höchsten Achtbarkeit. Ein treuer Freund, jedem Hintergedanken, jeder Intrigue fern, eine reine Seele, voll idealer Regungen, ein feuriger Patriot, dessen ächt deutsche Gesinnung keinen Augenblick durch die Beziehungen, die seine Familienverbindungen in Oesterreich mit sich brachten, ins Schwanken gerieth, als der Krieg des Jahres 1866 entbrannte. Das Jahr 1870 und besonders die Wiedererwerbung von Elsaß und Lothringen hat er mit enthusiastischem Jubel begrüßt. Eine heftige Erkältung, die er sich im Frühjahr 1873 bei seinen archivalischen Arbeiten in Nürnberg zuzog und die er nicht genügend und rechtzeitig beachtete, warf ihn im Sommer auf das Krankenlager. Schon glaubte er sich genesen und dachte daran, seine Arbeiten wieder aufzunehmen, als ein Rückfall ihn zwang, ein südlicheres Klima aufzusuchen. Aber statt der Genesung fand er im fremden Lande den Tod. Er starb in Veytaur am Genfersee am 18. November 1873. W.

Emil Keßler,

der Begründer zweier der bedeutendsten Locomotivfabriken Süddeutschlands, zu Karlsruhe und Eßlingen, wurde zu Baden am 20. August 1813 als Sohn des badischen Majors Keßler geboren. Nachdem er seinen ersten Unterricht am Pädagogium zu Baden genossen hatte, besuchte er die polytechnische Schule in Karlsruhe, wo er sich bald durch Fleiß und Talent auszetchnete. Er wollte sich zum Baufach ausbilden, fand aber durch das Zusammenarbeiten mit Jacob Meßmer, dessen Bekanntschaft er beim Unterricht in der descriptiven Geometrie gemacht hatte, immer mehr Lust zur Mechanik und unterstützte Meßmer bei größeren Arbeiten, welche diesem übertragen worden waren. Nachdem er eine Zeit lang unter Walchner's Direction im chemischen Laboratorium gearbeitet hatte, trat er 1833 in die von Meßmer eingerichtete mechanische Werkstätte am Polytechnicum ein, wo er mit Ruppert unter den ersten Schülern war, die

hier Unterricht in praktischen Arbeiten auf wissenschaftlicher Grundlage empfingen. Er nahm auch späterhin an mehreren Reisen Meßmer's und an verschiedenen größeren Arbeiten, welche dieser zu leiten hatte, Theil. Während eines Jahres assistirte er dem Professor G. Schreiber bei den Vorlesungen über praktische und descriptive Geometrie. Aber bald kehrte er wieder ausschließlich zur Mechanik zurück. Als 1837 mit dem Bau der großen Zuckerfabrik zu Waghäusel begonnen ward, wurden Keßler und Martiensen, auch ein Genosse der Meßmer'schen Werkstätte, mit der Ausführung der meisten mechanischen Einrichtungen und Apparate beauftragt. Sie kauften vor dem Ettlinger Thore auf Beiertheimer Gemarkung ein bedeutendes Grundstück und bauten dort neue Werkstätten. Die Anfertigung mathematischer Instrumente, welche ebenfalls in der Meßmer'schen Werkstätte betrieben worden war, wurde noch einige Jahre mit Sorgfalt fortgesetzt und eine größere Anzahl geschätzter Instrumente abgeliefert. Mit dem Bau der Eisenbahnen in Baden eröffnete sich dem Geschäfte ein weites Feld für Eisenbahnmaterial. Duch das Bankhaus Haber mit den erforderlichen Geldmitteln unterstützt, wurde die Fabrik in kurzer Zeit bedeutend erweitert. Aus England wurden die neuesten Werkzeugmaschinen bezogen. Durch den Eintritt des Engländers Bailli, eines im Locomotivbau erfahrenen Ingenieurs, und des im Bau größerer Maschinen geschickten Mechanikers Erhard wurden zwei tüchtige Kräfte gewonnen. Jetzt wurde auch der Anfang gemacht, Locomotiven zu bauen. Bereits 1841 wurde die erste Locomotive in Süddeutschland „Badenia" vollendet. In der Industrieausstellung zu Mainz 1842 war schon die zweite Locomotive „Karlsruhe" ausgestellt. — Martiensen trat 1842 aus dem Geschäft und folgte einem Rufe nach Wien. Keßler führte dasselbe nun unter seinem Namen fort. Bald wurde die Locomotivfabrication Hauptsache. Die bereits gelieferten Locomotiven übertrafen alle Erwartung und wurden bald den englischen als ebenbürtig an die Seite gestellt. Die Bestellungen liefen jetzt auch aus den Nachbarländern: Hessen, Württemberg, Baiern ein. Im Jahre 1845 hatte die Jahresproduction von Locomotiven mit Tendern schon die Zahl 45 erreicht; außerdem wurden noch viele Waggons, eiserne Brücken und andere Arbeiten gemacht. Im Jahre 1846 wurde an Keßler von Seite der württembergischen Regierung und einiger württembergischen Industriellen der Antrag gestellt, ein der Karlsruher Maschinenfabrik ähnliches Unternehmen in Eßlingen zu gründen. Er entsprach sofort diesem Ansinnen, siedelte nach Eßlingen über und brachte, unterstützt von tüchtigen, sachkundigen Beamten, die er mit besonderem Geschick auszuwählen wußte, die neu gegründete Fabrik zu raschem Aufschwung. Er errichtete in Ulm eine Zweiganstalt für Schiffbau und entwickelte allerorts seine Thätigkeit und seine Fachkenntnisse. Eßlingen verdankt Keßler nicht allein das Aufblühen der Maschinenfabrik, er war auch der Mitgründer der nahe gelegenen Baumwollspinnerei und Weberei, welche sich des gedeihlichsten Fortgangs erfreut. Seine Bemühungen für die ihm unterstellte Fabrik verschafften ihm einen europäischen Ruf und seine Locomotiven gehen auf den Bahnen aller europäischen Länder, ja selbst Ostindiens. Er stand im Begriff, seine achthundertste Locomotive in die Ausstellung nach Paris zu senden, als der Tod ihn am 16. März 1867 aus seinem thätigen Leben abrief. — Keßler war ein äußerst tüchtiger Geschäftsmann und besaß in hohem Grade die Kunst, die thätigen Factoren in der richtigen Zeit und Weise in Bewegung zu setzen und ihr Ineinandergreifen in der Art zu bewirken, um sichere Resultate zu erlangen. Er besaß sehr viel Geschmack; alle Eßlinger Arbeiten zeichnen sich durch schöne Formen und präcise Ausführung aus. Gewiß wurden in keiner Locomotivfabrik Deutschlands so viele Locomotivtypen als unter Keßler's Direction studiert.

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

— Sein Sohn Emil wurde der würdige Nachfolger des Vaters. Mit Unterstützung der vorzüglichen Beamten und des tüchtig geschulten Arbeiterpersonals, die fast alle noch Keßler, der Vater, herangebildet hatte, lieferte Eßlingen am 30. April 1870 seine tausendste Locomotive, und auch auf der Wiener Weltausstellung 1873 zeichnete sich unter den deutschen Personenlocomotiven durch blendende Eleganz und präciseste Adjustirung, wie immer die Fabrik Eßlingen, aus. (Vgl. auch den Artikel Meßmer.) ❋

Johann Nepomuk von Kettenacker,

geboren im Jahre 1783 in Reuthe bei Meersburg, machte seine Studien in Salzburg und Heidelberg, wurde 1806 Rechtspraktikant und Advocat in Freiburg und trat 1826 als Ministerialrath bei der katholischen Kirchensection in den Staatsdienst. Von 1832 bis 1836 war er Stadtdirector in Freiburg. Im letzten Jahre ging er in die richterliche Laufbahn über, indem er zum Director des Hofgerichts in Mannheim ernannt wurde. Im Jahre 1845 wurde er zum Präsidenten dieses Gerichtshofes befördert, dem er bis zu seinem Tode am 6. Juni 1855 in ununterbrochener Thätigkeit vorstand. Kettenacker genoß nicht nur in seinen verschiedenen dienstlichen Stellungen den Ruf eines ausgezeichneten Praktikers, sondern erwarb sich auch auf dem Felde der Wissenschaft einen ehrenvollen Namen. Er war Mitherausgeber des „Badischen Merkur" und gründete 1830 mit Duttlinger und Weiler das „Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung". Unter den von ihm herausgegebenen Monographieen sind die über Vergleichsgerichte, Ehrenkränkungen und über Begriff und Thatbestand der Verbrechen im Strafgesetzbuch von 1845 hervorzuheben. Bis in die letzten Tage seines Lebens wußte er neben seinen Berufsarbeiten noch die Muße zu finden, das rege wissenschaftliche Streben, das ihn auszeichnete, durch eine Reihe kleinerer Abhandlungen in den inländischen juristischen Zeitschriften zu bethätigen. Er war zugleich ein Freund und Kenner der Kunst. In seinem Privatleben gewann er sich durch eine seltene Humanität und anspruchslose Einfachheit die Herzen Aller, die ihm nahe kamen. (Vgl. K. Z. 1855, No. 135.) W.

Johann Franz von Kettner,

geboren zu Neukirchen (Pfalz) den 15. Mai 1765, Sohn des dortigen Forstmeisters, hörte vom 18.—20. Jahre an der Universität Heidelberg Vorlesungen über Rechts- und Forstwissenschaft, wurde schon 1787 Adjunct seines Vaters, und 1795 dessen Nachfolger. 1795 bot ihm der Rückzug der Franzosen durch den Odenwald Gelegenheit, sich an der Spitze einer Compagnie des kurpfälzischen Landsturms auszuzeichnen. — Bei der Theilung der Pfalz (1803) wo sein Dienstbezirk theilweise unter leiningen'sche Hoheit fiel, trat er als Oberforstmeister in leiningen'sche Dienste und wurde 1804 fürstlicher Forstkammerdirector mit dem Sitze in Amorbach. Mißhelligkeiten bei der Organisation veranlaßten ihn indessen 1806 zum Rücktritt. Er siedelte auf ein angekauftes Gut bei Würzburg über und trieb Landwirthschaft. Dort schrieb er das (1807 erschienene) Schriftchen: „Organische Formen einer zweckmäßigen Forstverfassung", dessen Vorrede seinen Rücktritt erörtert. 1808 berief ihn Baden als Oberforstdirector. In dieser Stellung wirkte er 24 Jahre lang unter vieler Anerkennung und Auszeichnung. Die Verbesserungen in der Forstverwaltung, welche von ihm ausgingen, wurden jedoch beeinträchtigt theils durch die politischen Zeitverhältnisse, theils durch Standesvorurtheile, welche die höheren Kreise und ihn selbst beherrschten und sich gegen das bürgerliche Element gerade in der Forstverwaltung am meisten kehrten. 1814 erfolgte seine Ernennung

zum Landoberjägermeister, 1817 die Uebertragung des Hofoberjägermeisteramts neben der bisherigen Stellung. In dieser Eigenschaft richtete er den 6500 Hektaren großen Wildpark bei Karlsruhe ein. 1819 wurden in der II. Kammer der Abgeordneten gegen die Forstverwaltung des Landes lebhafte Angriffe gerichtet, deren Abweisung schwer fiel. Kettner versuchte die Widerlegung derselben durch die im folgenden Jahre erschienene Schrift: „Darstellung der badischen Forstadministration", indem er das herrschende System als ein finanziell günstiges darstellte, auf Vereinfachungen und Ersparnisse hinwies und die bestehenden Einrichtungen vertheidigte. 1821 wurde er, durch Veränderung der Stellung der Oberforstcommission, Mitglied des Staatsministeriums. Von 1821 bis 1831 wurde er auf jeden Landtag als Mitglied der I. Kammer entsendet. Die Aenderungen, welche der Regierungswechsel von 1830 brachte, übertrugen sich auch auf seine öffentliche Stellung in empfindlicher Weise. Kränklichkeit und vorgerücktes Alter ließen ihn auf neue Thätigkeit, welche die Zeitlage beanspruchte hätte, verzichten. 1832 trat er in den nachgesuchten Ruhestand und starb am 27. Januar 1839. Schg.

Franz Wilhelm von Kettner.

der Sohn des Landoberjägermeisters, geboren zu Mannheim am 7. Januar 1801, absolvirte das Lyceum zu Karlsruhe und bezog 1818 die Universität Heidelberg zum Studium der Forstwissenschaft, wozu reger Sinn für Natur und Naturwissenschaft ihn hinzog. Nach der Staatsprüfung einige Jahre in der Forstverwaltung beschäftigt, wurde er bereits 1824 zum Forstmeister in Gernsbach ernannt, wo er sodann 25 Jahre mit Umsicht und Sachkenntniß in seinem Berufe thätig war. Bald begann er auch, durch gediegene naturwissenschaftliche Kenntnisse unterstützt, literarische Arbeiten und ward ein geschätzter Mitarbeiter forst- und volkswirthschaftlicher Zeitschriften. Als eine Schrift von topographischem Werthe ist seine „Beschreibung des badischen Murg- und Oosthals" (1843) in weitere Kreise gedrungen. 1839 als grundherrlicher Abgeordneter in die I. Kammer der Stände gewählt, gehörte er diesem Hause, zuletzt als zweiter Vicepräsident, bis zum Jahre 1863 an. 1845 erhielt er den Titel als Oberforstmeister, 1849 trat er bei der neuen Forstorganisation, welche er als entschiedener Gegner bekämpfte, in zeitweiligen Ruhestand, bis ihn 1852 der Großherzog durch Uebertragung der Hofdomainen-Intendanz in seine Nähe zog. Das Vertrauen, welches er in dieser Stellung sich zu erhalten verstand, bethätigte sich durch Ernennung zum Oberschloßhauptmann 1857, und zum Oberstjägermeister 1861. Einige Zeit versah von Kettner auch die Intendanz des großherz. Hoftheaters. 1864 entsagte er aber aller öffentlichen Wirksamkeit, und beschäftigte sich seitdem ausschließlich mit seinen Lieblingswissenschaften, der Botanik und Geognosie, und seinen reichen Sammlungen, welche theilweise in das großherz. Naturaliencabinet übergingen, setzte auch seine rege Betheiligung an dem naturwissenschaftlichen Verein in Karlsruhe fort, dessen langjähriges Mitglied er war und dessen Verhandlungen eine Anzahl Aufsätze von ihm enthalten (der letzte: „Ornithologische Beobachtungen" im Jahrgang 1873.) Geistig und körperlich rüstig, lebte er still und anspruchslos dem engeren Freundeskreise und wissenschaftlichen Studien, bis ein schwerer Krankheits-Anfall ihn niederwarf und nach längeren Leiden am 19. August 1874 zur Auflösung führte. Schg.

Karl August Freiherr von Killinger.

Vertrautheit mit der englischen Sprache und Literatur, mit den staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnissen Großbritanniens, war in Süddeutschland vor

wenigen Jahrzehnten noch ein Sonderbesitz engerer Kreise, welche sich denselben meist ziemlich mühsam mit spärlichen Hilfsmitteln hatten erringen müssen. Heut zu Tage darf sie ein Gemeingut aller Gebildeten genannt werden. Zu den Männern, welchen wir für ihre ernste Mitarbeit an der Herbeiführung dieses Ergebnisses Dank schulden, gehört Freiherr von Killinger. — Karl August von Killinger war geboren zu Heilbronn am 23. November 1802, als der älteste Sohn des damaligen Kgl. Preuß. Lieutenants im Regiment Hohenlohe, im Jahre 1809 als Großherzoglich Badischer Major im Generalstab und Flügeladjutant des Großherzogs vor der Festung Raab (s. d. Art. v. Harrant) gefallenen Freiherren August Ferdinand von Killinger auf Eschenau und der Friederike, geb. Hofer, studirte auf der Universität Heidelberg die Rechte und prakticirte, nachdem er 1825 die Staatsprüfung gut bestanden, bei verschiedenen Staatsstellen in Karlsruhe und Durlach. Der Wunsch nach Unabhängigkeit jedoch und seine Neigung zu wissenschaftlichen Studien bestimmten ihn bald, auf den Staatsdienst sowohl, als auf die juristische Laufbahn überhaupt zu verzichten. Seine Thätigkeit war fortan fast ausschließlich der Sprache und Literatur Großbritanniens, insbesondere der englischen, gewidmet, deren begeisterter Freund und gründlicher Kenner er war. Sein erstes größeres Werk, nachdem er durch verschiedene, meist in dem Cotta'schen „Ausland" erschienene Aufsätze in der literarischen Welt einen geachteten Namen sich erworben, war die „Englische Bibliothek". („Eine fortlaufende Auswahl des Anziehendsten und des Neuesten aus englischen Taschenbüchern und Zeitschriften in sorgfältig bearbeiteten Uebertragungen. Herausgegeben von K. v. Kreling". 1834—1838. 6 Bände). Diese periodische Schrift erzählenden, lebensgeschichtlichen, länder- und völkerbeschreibenden Inhaltes, erwarb ihrem Herausgeber vielfache Anerkennung; ihr Inhalt fand in weiten Kreisen Eingang, nicht zum kleinsten Theil freilich durch „freibeuterische Unterhaltungsblätter" (Holtei, Briefe an L. Tieck, II., S. 156). — In den Jahren 1845 bis 1848 erschien in der Cotta'schen Verlagshandlung seine, Karl Ritter gewidmete, Bearbeitung von Sir W. C. Harris' Werk: „The Highlands of Aethiopia" u. d. T. „Harris' Gesandtschaftsreise nach Schoa und Aufenthalt in Südabyssinien 1841—1843. Deutsch von K. v. K.". 2 Bände. Ungefähr in der gleichen Zeit war er an dem großen, seinerzeit berühmten, Englisch-Deutschen und Deutsch-Englischen Wörterbuch von Hilpert (1828—1846, 4 Bde.) als eifriger Mitarbeiter und Förderer thätig. Der 1857 erschienene Nachtrag zu diesem Werk ist von ihm allein verfaßt. Aehnlicher Art wie die „Englische Bibliothek", jedoch auf Irland bezüglich, ist das in 6 Bänden bei Cotta, 1847—1849, erschienene Werk: „Erin. Auswahl vorzüglicher irischer Erzählungen mit lebensgeschichtlichen Nachrichten von ihren Verfassern und Sammlung der besten irischen Volkssagen, Mährchen und Legenden von K. v. K.". Von dieser „seinem lieben Freunde und Vetter Ludwig Uhland" gewidmeten und zum Theil durch dessen aufmunternde Billigung des Planes entstandenen Sammlung ist besonders Bd. III und VI, irische Sagen und Märchen enthaltend, welche der Herausgeber aus mancherlei älteren und neueren in Irland erschienenen Zeitschriften, Volksblättern, Ortsbeschreibungen und dergleichen ausgewählt und übersetzt, sowie mit zahlreichen Erläuterungen versehen hat, von bleibendem wissenschaftlichen Werthe (vgl. Kinder- und Hausmärchen, gesammelt durch die Brüder Grimm, 3. Bd. 3. Aufl. S. 393—395). Im Jahre 1854 erschien seine Schrift: „Ausgewählte englische Synonymen, deutsch bearbeitet zum Gebrauch für den öffentlichen und Privatunterricht" (Bearbeitung einer von dem Erzbischof Dr. R. Whately in Dublin herausgegebenen Schrift), damit im Zusammenhang stehend seine: „Englische Etymologieen". Vom Bearbeiter der ausgewählten englischen Synonymen, 1. Heft. Es folgte

1857 die Herausgabe der sechsten, vom Herausgeber vielfach erweiterten und verbesserten Auflage von L. A. Spearman's „englischer Sprachlehre für Deutsche". Außerdem war Killinger bis in seine letzten Jahre Mitarbeiter mehrerer angesehenen Zeitschriften, namentlich des schon erwähnten Cotta'schen „Auslandes" und des Londoner Athenäum's. Nicht minder nahm er an allen allgemein wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen seiner Vaterstadt Karlsruhe regen Antheil. Auf dem politischen Gebiete thätig zu sein, entsprach — obwohl er auch hierfür ein klares Verständniß und scharfes Urtheil besaß — nicht seinen Neigungen. Gleichwohl führte seine schriftstellerische Thätigkeit und Befähigung zweimal die Redaction einer politischen Zeitung (der Karlsruher Zeitung) in seine Hände. Auch für die Wahl zum Bürgermeister und zum Abgeordneten der Residenz hatten in den 1840iger Jahren seine Mitbürger ihn in Aussicht genommen, was er zwar „als einen Beweis ihres Vertrauens, daß ein Bücherwurm und „Uebersetzer aus dem Englischen" auch für praktische Zwecke und strenge Geschäftstüchtigkeit noch brauchbar sei, recht erfreuend fand, aber natürlich ablehnte" (Holtei, a. a. O. S. 169). Seinen Wohnsitz hatte Killinger bis zu seinem Lebensende in Karlsruhe. Dort hatte er sich im Jahre 1832 mit Julie, Tochter des fürstlich Leiningen'schen Kanzlers Fischer, verehelicht. Schon frühe (1847) verlor er jedoch die Gattin und mit ihr „sein bestes Lebenstheil und seine treueste Lebensstütze" (Holtei, a. a. O. S. 172). Er folgte ihr den 1. März 1868 mit Hinterlassung von zwei Söhnen und einer Tochter. — Killinger war ein Mann von edelster Gesittung und Gesinnung bei schlichtem äußeren Wesen, von klarem und scharfem, durch die Tagesmeinungen nicht beirrtem Urtheil, von festem, eigenartigem Charakter. Höchst bezeichnend für sein Streben, seine Anschauungs- und Ausdrucksweise sind seine in der mehrfach angeführten Holtei'schen Sammlung, Bd. II. S. 154—172 enthaltenen Briefe an Ludwig Tieck, mit welch' Letzterem er wie mit einer Reihe anderer ausgezeichneter Gelehrten und Künstler Deutschlands und Englands in wissenschaftlichen und freundschaftlichen Beziehungen stand. Durch seine wissenschaftlichen Arbeiten, in welchen er gründliche Kenntnisse mit strenger Gewissenhaftigkeit und feinem Geschmack verband, und die mit der Fabrikarbeit gewöhnlicher Uebersetzer Nichts gemein haben, hat er um die Verbreitung der englischen Literatur und Sprache in unserem Vaterlande sich bleibende Verdienste, seinem Namen einen ehrenvolles Andenken im Inlande wie im Auslande erworben. Ein hervorragender englischer Gelehrter (Mr. Tartt, Memoirs etc. of Pandolfo Collenuccio, London 1868, S. V) sagt von ihm: „— Few men had so perfect a knowledge of our language and current literature, or dide more to make them appreciated by his countrymen, and few more warmhearted and unselfish men have lived.

Friedrich Wielandt.

Johann Baptist Kirner,

geboren am 25. Juni 1806 zu Furtwangen, der Sohn armer Eltern, wurde auf der Münchener Akademie gebildet, die er im Jahre 1822 bezog. Anfangs widmete er sich der religiösen Malerei. Auf der Kunstausstellung zu Karlsruhe erschien im Jahre 1829 eine heilige Familie in lebensgroßen Figuren, welche, im Stile älterer Florentiner gehalten, rühmende Anerkennung fand. Allmälig fand er aber das Stoffgebiet, das ihm vorzugsweise entsprach, in der Darstellung des Volkslebens seiner Heimath, dem er sich zuerst in Illustrationen zu Hebel's allemannischen Gedichten zuwendete. Seine Reise nach Italien (1832) gab ihm Veranlassung, auch dort Land und Leute zu studiren und lieferte ihm den Stoff zu manchen Gemälden; aber unter dem Volke des Schwarzwaldes war und blieb er vorzugsweise heimisch, und dies faßte er anspruchslos treu

und anziehend auf. Sein Humor ist naiv, heiter und liebenswürdig und er offenbart in der Composition figurenreicher Gemälde eine glückliche Erfindung. Im Costüm des vorigen Jahrhunderts bewegt er sich in einer Composition aus dem König-Ludwig-Album: der Dorfarzt (im Umriß auch in den Denkmälern der Kunst wiedergegeben). Gewöhnlich aber holt er seinen Stoff aus der eigenen Zeit. Ein kleines Bild der Galerie zu Donaueschingen, eine Episode aus Hebel's Statthalter von Schopfheim (die grobe Abfertigung der Burschen, welche zum Uhli kommen) zeichnet sich durch liebevolle Durchführung und vorzügliche Lichtwirkung aus. Einige seiner besten Arbeiten befinden sich in der Galerie zu Karlsruhe: der Schweizersoldat, welcher in dem Bauernhause von der Revolution des Jahres 1830 erzählt und die Preisvertheilung des landwirthschaftlichen Vereins. Ebenda befindet sich eine Scene aus den italienischen Revolutionstagen des Jahres 1848: Kinder, die im Spiel einen Freischaaren-Aufzug bilden, sowie die zarte kleine Gruppe einer Italienerin an der Wiege ihres Kindes. Weniger erscheint er in seinem Element in einer Darstellung des Großherzogs Leopold mit den Markgrafen Wilhelm und Max auf der Jagd, im Schlosse zu Karlsruhe. Unter Schilderungen italiänischen Lebens ist ferner eine Darstellung römischer Frauen hervorzuheben, die auf der Wallfahrt vor einem Muttergottesbilde rasten. Eine traurige Scene aus den Revolutionstagen von 1849 stellte er in dem badischen Landsturm auf Vorposten bei Herannahen der Preußen dar. Auf der Münchener Ausstellung von 1858 erweckte ein Bild Interesse, das den ersten Eindruck der Eisenbahn auf das Landvolk schildert. Kirner's Auffassung reicht nicht entfernt an jene tiefe, energische Charakteristik heran, welche die Bevölkerung des Schwarzwaldes neuerdings in Arbeiten von Meistern, wie Knaus und Vautier, gefunden hat, aber sie ist launig und lebendig. In der Ausführung haben seine Arbeiten dagegen häufig eine Glätte, die ermüdet und die manche hübsche Materie um ihre volle Wirkung bringt. Frischer und unmittelbarer erscheint Kirner in seinen Studien, von denen vier Mappen, Zeichnungen, Aquarell- und Oelstudien, als ein Vermächtniß des Künstlers in das Kupferstichcabinett zu Karlsruhe gelangt sind. — Kirner lebte bis 1864 in München, ging dann, wegen Kränklichkeit, zu seinen Angehörigen nach Furtwangen und starb daselbst am 19. November 1867. (Vgl. Kunstchronik Bd. II. S. 45).

A. Woltmann.

Johann Ludwig Josef Klauprecht,

geboren zu Mainz am 26. Dezember 1798, besuchte nach seiner Vorbildung auf dem dortigen Gymnasium, 1815, in lebhafter Neigung für Natur und Naturwissenschaft, die Forstlehranstalt zu Aschaffenburg, prakticirte dann bis Ende 1817 bei Oberförster Braun daselbst, worauf er die Universität Gießen bezog, um staatswirthschaftlichen Studien obzuliegen. Nach forstlichen Bildungsreisen, in den Sommern 1818 und 1819 leistete er dem damaligen Forstrath und Forstschuldirektor Deßloch zu Aschaffenburg auf dessen Antrag bis 1821 Assistenz in der Verwaltung des Spessarts und half ihm in der Durchführung wichtiger organisatorischer Arbeiten. Die ungünstigen Verhältnisse in der damaligen baierischen Forstverwaltung, welche den geprüften Candidaten jahrelangen Forstschutzdienst aufnöthigten, ließen Klauprecht den Entschluß fassen, sich dem Lehrfache zu widmen. In Aschaffenburg begann er mit mathematischen und forstlich-technischen Vorträgen, promovirte dabei 1823 an der Universität Göttingen als Dr. philosophiae und trat sodann 1827, veranlaßt durch den Director der Forstakademie in Gießen, Oberforstrath Dr. Hundeshagen, an die dortige Forstlehranstalt über. Bei der Verschmelzung der letzteren mit der Universität wurde er zum Professor der staatswirthschaftlichen und forstlichen Fächer ernannt

und verblieb in dieser Stellung bis ihm, Ende 1834, die badische Regierung die durch den frühen Tod Bronn's erledigte Stelle als Professor und Vorstand der Forstschule am Polytechnicum zu Karlsruhe, mit dem Titel Forstrath, antrug. Hier war ihm eine ununterbrochene 33jährige Lehrthätigkeit beschieden, welche er gewissenhaft nach festen wissenschaftlichen Grundsätzen durchführte. — Schon mit dem Ergreifen des Lehrberufs war Klauprecht auch literarisch thätig. Naturwissenschaftliche und forstliche Aufsätze nahmen die Laurop'schen Annalen der Forst- und Jagdwissenschaft auf; solche und namentlich die meisten literarischen Kritiken verfaßte er für die von Behlen fortgesetzte Mayer'sche Zeitschrift des Forst- und Jagdwesens. 1821 erschien von ihm eine „Trigonometrie für Forstleute", 1826 folgte seine „Statistik des Spessarts" und die Zeitschrift „Sylvaneion" (4 Hefte). Aufsätze derselben und der Folgezeit sind in den Laurop'schen Jahrbüchern und v. Wedekind's Neuen Jahrbüchern enthalten. Seit 1825 verkehrte er mit Hundeshagen in Gießen über eine „Statik der Forstwissenschaft", hielt seit dem Herbste 1827 Vorträge darüber an der Universität Gießen und setzte dieselben auch an der Karlsruher Forstschule fort. Nach Hundeshagen's Tode besorgte er die wiederholten und vermehrten Auflagen der Werke desselben, namentlich „Encyklopädie der Forstwissenschaft" (3 Bände, 4. Aufl. 1842 bis 1859), „Forstabschätzung auf neuen wissenschaftlichen Grundlagen" (2. Aufl. 1848) und „Landwirthschaft für Staatswirthe". Sodann mit Benützung des Nachlasses „Lehre vom Klima" (1840), „Holzmeßkunst" (2. Aufl. 1846). — Der Unterricht an der jungen Karlsruher Forstschule mußte unter mancherlei Hemmungen und Schwierigkeiten begonnen werden. In Alter, Bildung und Vorkenntnissen waren die Studirenden noch weit auseinander, Viele sehr zurück. Die Ausstattung der Schule mit Lehrmitteln war noch lückenhaft, der verfügbare Fond beschränkt, die Schulzustände waren noch unfertig und standen der Universität weit nach. Für den demonstrativen Unterricht standen noch keine Waldgebiete offen. Die Behörden, mit der neuen Gesetzgebung und ihrer Einführung, sowie mit Verwaltungsorganisationen und Anderem vollauf in Anspruch genommen, waren den vielen dringenden Wünschen nicht immer zugänglich. Die forstlichen Theorieen, welche Klauprecht als Grundlage seines Unterrichts vertrat und nach Außen verfocht, fanden in und außer Baden viele Widersacher. Die für die Wirthschaft in den Domainen-, Gemeinde- und Körperschaftswaldungen so wichtige Forsteinrichtung wurde nach einer Methode in Scene gesetzt, welche seinen Lehrsätzen gerade zuwiderlief. Den daraus erwachsenden schroffen Gegensätzen gegenüber und zur Geltendmachung von Forderungen, welche er für den forstlichen Unterricht und seinen Standpunkt erhob, verschärfte sich seine Feder oft ohne Acht auf persönliche Gunst und Ungunst. Die vielen politischen Wechsel innerhalb einer 33jährigen Activität erschwerten ohnedem eine tadelfreie öffentliche Stellungnahme. — Für das Emporblühen seiner Schule und umfassenden Unterricht auf Grund tüchtiger Vorbildung war Klauprecht unermüdlich, und ihr starker Besuch aus Süd und Nord zeugte für ihr Ansehen. Dabei trug er, mit Ausnahme weniger Fachzweige, längere Zeit die ganze Last des forstlichen Unterrichts und hatte nebstdem die staatswirthschaftlichen Vorträge an der Schule. Die Stadt Karlsruhe anerkannte sein Wirken durch die Ernennung zum Ehrenbürger („in Anbetracht der vielen Verdienste um die polytechnische Schule zum Wohle der hiesigen Stadt") und wählte ihn zu ihrem Abgeordneten zur 2. Ständekammer. An der polytechnischen Schule selbst führte er während 10 Jahren in schwieriger Zeit (1848 bis 1857) die Direction. Im Jahre 1867 trat er in den Ruhestand. Eine große Zahl tüchtiger, gebildeter Forstwirthe ist aus seiner Schule hervorgegangen, und an dem guten Rufe des badischen Forstwesens ist ihm ein redlicher Antheil zuzuschreiben. Schg.

Johann Ludwig Klüber,

in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts der angesehenste deutsche Staatsgelehrte, hat mit die besten Jahre seines reifen Mannesalters in badischen Diensten verlebt. Er war am 10. November 1762 in dem reichsritterschaftlichen Städtchen Tann an der Ulster nahe bei Fulda geboren. Von früher Jugend an wurde in den Canzleigeschäften sein sammelnder und ordnender Geschäftsfleiß geübt und die Neigung für juristische und politische Thätigkeit geweckt. Er studierte auf den Universitäten Erlangen, Gießen und Leipzig, und promovirte als Doctor juris 1784 zu Erlangen. Er ergriff damals den Beruf eines akademischen Lehrers, wurde 1786 außerordentlicher und schon 1787 ordentlicher Professor für deutsches Staatsrecht, Lehenrecht und Practica. Er wurde somit schon in der Jugend in die alte Reichspublicistik eingeweiht und zog auch die wohlwollende Aufmerksamkeit Pütter's in Göttingen auf sich, der ihn zu seinem Nachfolger empfahl. — Indessen befriedigte seinen Geist das herkömmliche positive Reichs- und Landes-Staatsrecht nicht. Der naturrechtliche Zug seines Zeitalters und die Freude an der kantischen Philosophie machten ihn empfänglich für die moderne Staatslehre, welche damals vorzugsweise von den Franzosen gepflegt wurde. Auch regte sich schon in dem Jüngling ein instinctiver Trieb zur politischen Praxis. Bevor er Privatdocent in Erlangen ward, dachte er ernstlich daran, in den russischen Staatsdienst unter Katharina II. einzutreten und wurde nur mit Mühe durch Verwandte und Freunde von dem Wagniß abgehalten. — 1790 beobachtete er, im Auftrage seines Landesherren, des Markgrafen Karl Alexander von Baireuth, die Verhandlungen bei der Kaiserwahl Leopold II. zu Frankfurt und nahm als kurbraunschweigischer Berather an der Wahlhandlung Theil. — Als die Markgrafschaften Ansbach und Baireuth an Preußen fielen (1791), kam Klüber in nähere und freundliche Beziehungen zu dem leitenden preußischen Minister in den fränkischen Fürstenthümern, dem späteren Staatskanzler von Hardenberg, der ihn bei wichtigen Geschäften als Gutachter und Gehülfen beizog. Diese Verbindung mit der staatlichen und völkerrechtlichen Praxis war auch für seinen wissenschaftlichen Beruf förderlich, wenngleich sie ihn zuweilen von der akademischen Thätigkeit abzog. Das wichtigste Geschäft, zu dem er verwendet wurde, betraf die Unterwerfung der freien Reichsstadt Nürnberg unter die Krone Preußen. Er hatte die Verträge vom 2. September 1796 redigirt, die man freilich dann in Berlin nicht zu ratificiren wagte. — Als nachher Hardenberg Cabinetsminister in Berlin ward (1797), suchte er Klüber dahin zu ziehen und im praktischen Staatsdienst zu verwenden. Indeß die Unterhandlungen kamen doch nicht zu einem erfolgreichen Abschluß. Da entschloß sich Klüber 1804 in die Dienste des damaligen Kurfürsten und späteren Großherzogs Karl Friedrich von Baden zu treten. Er wurde vorerst als Geheimer Referendair nach Karlsruhe berufen, bald zum Staats- und Cabinetsrath befördert. Es lag ihm ob, den Kurprinzen Karl in den Staatswissenschaften zu unterrichten. Auch zu diplomatischen Missionen an die Höfe von Darmstadt, München, Bieberich wurde er verwendet. Als sich der Erbgroßherzog Karl mit Stephanie Beauharnais vermählte (1806), begleitete er ihn nach Paris. Bei der Reorganisation der Universität Heidelberg übernahm Klüber, der 1807 seinen Wohnsitz dorthin verlegte, die erste Professur der Rechte und las mit großem Eifer Staats- und Lehnrecht und europäisches Völkerrecht. Daneben aber entsagte er dem praktischen Berufe keineswegs. Als über die Ertheilung einer Verfassung nach dem Muster der westphälischen verhandelt wurde, gab er zu den betreffenden Vorarbeiten ein ausführliches Gutachten ab, in welchem er

sich namentlich mit aller Entschiedenheit gegen eine Nachahmung des französischen Präfectursystems aussprach (vgl. v. Weech, Geschichte der badischen Verfassung. S. 159 ff.) In diesen Abschnitt seines Lebens fällt sein wichtiges Werk über das Staatsrecht des Rheinbundes (1808.) — Bald aber bot sich Klüber Gelegenheit, weit über den Rahmen der Verhältnisse, in denen er sich bisher bewegt hatte, hinaus eine bedeutende Thätigkeit zu entwickeln. Schon vor dem Zusammentritte des Wiener Congresses hatte ihn Kaiser Alexander von Rußland aufgefordert, eine historisch-politische Darstellung der Lage Deutschlands und seine Ideen über eine neue Gestaltung des deutschen Staatensystems vorzulegen. Auf dem Congresse selbst war er, mit Urlaub seines Landesherren, zwar nur als Privatmann anwesend, stand aber doch mit allen hervorragenden Persönlichkeiten in enger Verbindung, und übte durch Gutachten und Denkschriften, die von ihm verlangt wurden, auf manche Berathungsgegenstände Einfluß aus. Für die Wissenschaft wurde seine Anwesenheit in Wien von größter Bedeutung, da es ihm gelang, eine Sammlung von Congreßactenstücken zusammenzubringen, die er als „Acten des Wiener Congresses" publicirte, ein Werk, welches mit der „kritischen Ausgabe der Schlußacte des Wiener Congresses und der Bundesacte" und der „Uebersicht der diplomatischen Verhandlungen des Wiener Congresses" für unsere Kenntniß der Geschichte „jenes Wendepunktes des deutschen und europäischen Staatsrechts und der Politik" von der höchsten Wichtigkeit ist. — Nach Beendigung des Congresses wurde Klüber von Großherzog Karl mit einer Sendung nach Berlin und Petersburg betraut, um dort für die bedrohten Interessen des badischen Landes und seiner Dynastie thätig zu sein, und dem Zurückgekehrten wünschte der Großherzog die Leitung des Finanzdepartements zu übertragen. Bei der völligen Zerrüttung dieses Zweiges der Staatsverwaltung hatte Klüber indeß keine Neigung, ein so beschwerliches, verantwortliches und aussichtsloses Amt zu übernehmen. Doch machte er in dieser Hinsicht Vorschläge, welche in dem Rathe gipfelten, an Stelle des bisherigen „Wirthschaftens aus dem Stegreif" eine planmäßige Staatswirthschaft treten zu lassen und sich zu bedeutenden Reductionen und Ersparnissen auf allen Verwaltungsgebieten zu verstehen. Für einen der dringendsten und wichtigsten Gegenstände aber erklärte er die Einführung einer landständischen Verfassung (vgl. v. Weech a. a. O. S. 196, 197.) In derselben Zeit, aus welcher diese Rathschläge datiren, (1817) trat Klüber neuerdings in preußische Dienste, indem er, mit dem Titel eines wirklichen Geheimen Legationsrathes, Beisitzer in dem Departement des Staatskanzlers und im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten wurde. Sein erstes Geschäft waren die schwierigen Unterhandlungen über die Regelung des Rechtszustandes der preußischen Standesherren im Sinne der Bundesacte. In der Zwischenzeit begleitete er den Staatskanzler Fürsten Hardenberg auf den Congreß zu Aachen (1818). Dort nahm er sich, ohne eine officielle Beziehung dazu zu haben, sehr eifrig der badischen Territorial- und Successionsfrage an (s. d. A. Berstett) und correspondirte über dieselbe eingehend mit dem Markgrafen, späteren Großherzog Ludwig und den Grafen von Hochberg. Seinem Betreiben war es besonders zu danken, daß der Großherzog Karl sich endlich entschloß, einen officiellen Vertreter an die in Aachen versammelten Monarchen zu senden, (vgl. d. Art. v. Berstett) und dadurch die Beschlüsse der Mächte zu seinen Gunsten zu lenken. — In Berlin konnte Klüber keine Stellung finden, die seinen Ansprüchen und Neigungen vollständig zusagte. Auf seinen Wunsch wurde ihm 1811 der Auftrag ertheilt, die Auseinandersetzung des aufgelösten Großherzogthums Frankfurt und dessen Departements Fulda zu bewirken. Während dieser Verhandlungen veröffentlichte Klüber 1822 die zweite Auflage seines

zuerst 1817 erschienenen Werkes: „Oeffentliches Recht des deutschen Bundes und der deutschen Bundesstaaten". Bei der damals in Berlin herrschenden Strömung wurden die fünf Jahre lang unbeanstandet gebliebenen staatsrechtlichen Theorieen Klübers nun plötzlich für staatsgefährlich erklärt. Einer chicanösen Untersuchung, die alsbald eröffnet wurde, machte Klüber, der das Glück hatte, so wohlhabend zu sein, daß er sich derlei nicht gefallen lassen mußte, rasch ein Ende, indem er sich seine Dienstentlassung erbat. Er siedelte nun nach Frankfurt über, wo er, mit literarischen Arbeiten beschäftigt und in anregendem Umgang mit dortigen Staats- und Finanzmännern, den Abend seines Lebens glücklich zubrachte. Er starb am 16. Februar 1837. — Klüber war ein Gelehrter von dem umfassendsten Wissen, von einer seltenen Belesenheit, von der strengsten Gewissenhaftigkeit. Seine Schriften zeichnen sich weniger durch Geist und Genialität, als durch Fleiß und Kritik aus. Mit einer selten gewordenen gründlichen Kenntniß des alten Reichsrechtes verband er das genaueste Wissen von dem Rechte des neuen deutschen Bundes, und eine nach voller Unparteilichkeit strebende Unbefangenheit verlieh seinem Urtheil eine fast autoritativ zu nennende Geltung. Ein vollständiges Verzeichniß seiner zahlreichen Schriften steht im „Neuen Nekrolog der Deutschen" 1837. Sein einziger Sohn Friedrich Adolf wurde 1832 badischer Legations- und Cabinetsrath, 1836 Geheimer Referendair und quittirte 1839 als Geheimer Rath den Dienst, wurde 1845 außerordentliches Mitglied des Staatsrathes und 1849 Staatsminister des großherzoglichen Hauses und der auswärtigen Angelegenheiten, aber schon 1850 wieder seiner Dienste enthoben. Er starb im Jahre 1858. (Vgl. Deutsches Staatswörterbuch 5, 614 ff.) W.

Friedrich Köbel,

Zeughausdirector von 1840—1858, wurde am 28. Januar 1797 zu Mainz, geboren, wo sein Vater kurmainz'scher Hof- und Regierungsrath war, trat 1814 als Bombardier bei der badischen Artillerie in Dienst, wurde 1831 Secondelieutenant, und 1832 als Hauptmann Commandant der Pionniercompagnie (s. d. A. v. Fabert). Als wissenschaftlich gebildeter und in der Waffentechnik sehr erfahrener und gewandter Officier leistete er sowohl in der Feld-Artillerie, wie in der Pionnier-Compagnie ausgezeichnete Dienste, in welch letzterer er sich durch Schaffung eines vorzüglichen Pontonnier-Materials und durch Ausbildung der Compagnie in diesem Zweige hervorthat, so daß er 1836 zum Stimmführer der 2. Division des 8. deutschen Armeecorps bei den Conferenzen bestimmt wurde, welche in Mannheim über das Pontonnierwesen abgehalten wurden (s. d. A. v. Freydorf). Mit der Ernennung Köbel's zum Zeughausdirector, 1840, begann die verdienstvollste Thätigkeit desselben für Baden, in welcher er die mächtigen Fortschritte in der Waffentechnik zum Vortheile des Armeecorps zu verwerthen verstand, als die Neubewaffnung der Armeen allseitig auf die Tagesordnung trat. Der erste Schritt, welcher in dieser Richtung in den 30er Jahren in Baden gethan wurde, war die Pistonirung der Steinschloßgewehre, wobei Köbel im Verein mit dem tüchtigen Feuerwerkmeister Freyheit namentlich die Anfertigung guter, militairbrauchbarer Zündhütchen in die Hand nahm. In den 40er und 50er Jahren erfolgte die Einführung gezogener Handfeuerwaffen nach dem Vorderladungssystem von Minié, und es handelte sich hier bei der Kostspieligkeit einer Neubeschaffung um die Frage der zweckmäßigen Umänderung der vorhandenen Waffen, welche Köbel in vorzüglicher und entsprechend billiger Weise ins Werk zu setzen wußte. Auch an der Einführung der ersten gezogenen Büchse für die Jäger hatte

Köbel hervorragenden Antheil, ebenso später an der Construction eines neuen gezogenen Infanterie-Vorderladungsgewehrs dessen Kaliber mit jenem der süddeutschen Armeecorps (1., 2., 3. Oesterreich, — 7. Baiern, — 8. Württemberg, Baden, Hessen-Darmstadt) übereinstimmen sollte; die mannigfachen Schwierigkeiten, welche bei der Construction des Geschosses und bei der Anfertigung der Munition überhaupt eintraten, wußte er glücklich zu beseitigen. Köbel war ein strebsamer, mit besonderen Geistesanlagen ausgestatteter und vorurtheilsfreier Officier, der bereits in den 40er Jahren eine Denkschrift ausarbeitete, in welcher er die großen Vortheile einer Uebereinstimmung sämmtlicher militairischen Einrichtungen in den süddeutschen Armeecorps auseinandersetzte und befürwortete. Er schlug damals vor: Einheit der Kaliber der Infanterie und der Artillerie, gleiche Organisation und gleiches Anzahlverhältniß der einzelnen Truppengattungen, gleiche Signale, gleiche Spurweite der Fahrzeuge, gleiche Auszeichnungen der Chargen, gemeinsame Militairbildungs-Anstalten und gemeinsame Erzeugungs-Etablissements für das Kriegsmaterial. Leider waren die politischen Verhältnisse nicht dazu angethan, solchen Vorschlägen Gehör zu verschaffen, obwohl die geweinsamen Kriegsübungen der Contingente des 8. Armeecorps im Jahre 1840 die Aussicht hierzu eröffnet hatten. Köbel avancirte, bei vielen Commissionen über die Frage der Beschaffung gezogener Handfeuerwaffen zugezogen, sowie 1851 zum Mitglied und 1852 zum Vorstand der Artilleriecommission berufen, im letztgenannten Jahre zum Obersten. Im Frühjahr 1858 an einem acuten Kopf- und Hirnleiden erkrankt, wurde Köbel seiner, bis kurz vor seinem Tode fortgesetzten, Thätigkeit am 2. Mai 1858 im 62. Lebensjahre entrissen. ✲

Georg Ludwig Kobelt.

Unter den Schülern des verdienstvollen Anatomen und Physiologen Tiedemann wird Kobelt immer einen hervorragenden Platz behaupten. Er wurde am 12. März 1804 in Kork geboren, wo sein Vater Amtsarzt war, erhielt seine Jugendbildung in Karlsruhe und bezog dann die Universität Heidelberg. Anfangs juristischen Studien obliegend, ging er später zur Medicin über und ließ sich an derselben Universität (1832) als Privatdocent nieder. Im Jahre 1835 wurde er Prosector bei Tiedemann, 1837 machte er eine größere wissenschaftliche Reise nach Holland und England, von der er im darauffolgenden Jahre über Frankreich zurückkehrte. Zweck derselben war vorzugsweise die eingehende Besichtigung der damals sehr renommirten anatomischen Cabinete der Schulen von Leyden, London (Hunter'sches Museum), Edinburg und Paris (Musée Dupuytren.) 1840 machten ihm Mißhelligkeiten den Aufenthalt in Heidelberg weniger angenehm. Er hatte eine Beobachtung über einen thierischen Parasiten (Trichine) veröffentlicht, der später in der medicinischen Literatur sowohl als im großen Publicum eine so vorzügliche Beachtung finden sollte, damals aber noch wenig bekannt war. Kobelt constatirte sein Vorkommen in den quergestreiften Muskelfasern, eine Thatsache, die damals noch neu war und so hat er das Verdienst, mit unter den ersten neben Owen in England und Andern den Wurm gleichsam in die medicinische Literatur eingeführt zu haben. Die Streitigkeiten über die Priorität dieser Verhältnisse führte ihn von Heidelberg weg. 1841 trat er in gleicher dienstlichen Stellung in den Lehrkörper der Freiburger Universität über und blieb dort bis zu seinem Tode. Außer zwei kleineren Arbeiten fällt in die Prosectorzeit zu Freiburg sein Hauptwerk (über die männlichen und weiblichen Wollustorgane. 1844.) Der Werth dieser Arbeit als anatomische Leistung ist von der medicinischen Welt des In- und Auslandes noch heutigen Tages anerkannt, und zu dem

von ihm Festgesetzten wurde nichts Neues hinzugethan. Das Ende der 40er Jahre bildet auch den Gipfel wie den Wendepunkt seines Lebens. Im Jahre 1847 erhielt Kobelt die anatomische Lehrkanzel. In diese Zeit fiel seine Verheirathung und in demselben Jahre vollendete er seine letzte größere wissenschaftliche Arbeit (der Nebeneierstock des Weibes. 1847). Diese Arbeit zeichnet sich ebenso wie die früheren durch die Exactheit der Untersuchungen aus, und er bewies durch eine Reihe vergleichender Verhältnisse zuerst auf bestimmte Weise in der That die Zulässigkeit der Parallelisirung dieser Gebilde mit ähnlichen beim Manne. Vom Beginn der 50er Jahre an wurde Kobelt kränklich und in der Ausübung seines schweren und anstrengenden Berufes als Forscher und Lehrer wesentlich beeinträchtigt. Im Jahre 1857 am 18. Mai starb er. — Kobelt war ein vorzüglicher Arbeiter im anatomischen Gebiet. In der Darstellung anatomischer Präparate stellt er sich vollkommen neben Männer wie Ruysch aus älterer und Hyrtl aus neuerer Zeit. Noch jetzt geben die anatomischen Museen in Heidelberg und Freiburg davon Zeugniß. Sein Wesen und Charakter aber insbesondere verdient treues Andenken und vorzügliches Lob. Neben ernstem Streben in seiner Wissenschaft hatte er einen offenen Sinn für alle politischen und allgemein humanitären Verhältnisse und stete wohlwollende Freundlichkeit gegen Jedermann. Vor Allem aber gebührt ihm das ehrende Lob eines wahrheitsliebenden, eines offenen und ehrlichen Charakters. Rudolf Maier.

Peter Köchlin.

Im Jahre 1808 erwarb das Haus Nicolaus Köchlin und Gebrüder von Mülhausen im Vereine mit den Gebrüdern Merian von Basel die von J. Fr. Kupfer gegründete und durch die Kriegszeiten in's Stocken gerathene Kattunfabrik in Lörrach (vgl. Trenkle, Geschichte der Schwarzwälder Industrie. S. 256) und setzte sie unter der Firma „Merian und Köchlin" mit bestem Erfolge in Betrieb. In Mülhausen hatte der 1719 geborene Jeremias Köchlin die Kattundruckerei ins Leben gerufen. Sein Enkel, Peter Köchlin, geboren 1792, kam nun nach Lörrach und leitete als Associé und Gerant das Geschäft. Als sich 1818 die Herren Merian zurückzogen, wurde die Firma in „Nicolaus Köchlin und Gebrüder" geändert, Peter Köchlin aber behielt die Oberleitung und brachte es bald dahin, daß die Druckerei jährlich an Ausdehnung und Ruf gewann. Indem er größere Handwebereien in Schönau, Zell und Steinen gründete, eröffnete er auch diesem Theile des Wiesenthales reiche Erwerbsquellen. Als sich 1836 das Mülhäuser Haus Köchlin von dem Lörracher trennte, übernahm Peter Köchlin mit Betheiligung seiner drei Söhne das Lörracher Geschäft mit seinen Filialen auf eigene Rechnung. Durch den Druck mit Walzen und die Türkischroth-Färberei, welche Peter Köchlin einführte, gewann das Geschäft abermals sehr an Ausdehnung. Nach Peter Köchlin's Tod (1841) führten seine Söhne die Fabrik unter der schon seit 1836 gewählten Firma: „Peter Köchlin und Söhne" fort; 1850 trat Herr Leo Baumgartner (geb. in Mülhausen 1818 und dort ausgebildet, später in den Häusern A. Köchlin in Rouen und Kettner in Havre thätig, hierauf eine Zeit lang in Amerika) als Associé in das Geschäft, und seiner umsichtigen mercantilen Leitung gelang die Ausgleichung der in der Revolution von 1848 erlittenen Schäden. Er brachte (u. a. durch Einführung der Wollen-Mousseline) die Fabrik (seit 1856 „Köchlin, Baumgartner und Compagnie") zu neuer Blüthe, so daß sie jetzt eines der größten Etablissements auf dem Continent ist. L. Baumgartner starb im besten Mannesalter 1872. — Peter Köchlin, der Nestor der Wiesenthaler Industrie, und Gründer des Fabrikantenvereins zum Schutze deutscher Industrie in den vierziger Jahren, ist nicht nur durch seine Thätigkeit als

Fabrikant ausgezeichnet, sondern auch durch seinen edlen Charakter, der ihn stets bereit machte, mit Wort und That den angehenden Industriellen beizustehen; im wahren Sinne des Wortes war er ein Freund und Wohlthäter seiner zahlreichen Arbeiter. Nicht minder hat Herr L. Baumgartner seinem Namen sowohl durch seine kaufmännischen Vorzüge, als auch durch seine Fürsorge für sein Personal und sein Interesse am Gemeinwohl der Gegend ein gesegnetes Andenken bereitet. Seine Wittwe, wie die hochbetagte Wittwe Peter Köchlin's sind ebenso Wohlthäterinnen der ganzen Gegend und haben durch ansehnliche Schenkungen dafür gesorgt, daß auch die später Lebenden ihre Namen mit dankbarer Gesinnung nennen werden. *

Johann Baptist Kolb.

Durch die Herausgabe des „Historisch-topographisch-statistischen Lexicons vom Großherzogthum Baden" hat J. B. Kolb sich ein großes Verdienst erworben und ein dauerndes Andenken gesichert. Dieses von 1813 bis 1866 in drei Bänden erschienene Werk ist bei manchen Mängeln, die ihm ankleben, dennoch eine sehr achtungswerthe Leistung und bisher durch keine andere Arbeit auch nur annähernd ersetzt worden. Wenn er auch von einzelnen Gelehrten unterstützt wurde, so ist doch das mühsame Werk fast ganz allein dem Fleiße und der Energie Kolb's zu verdanken. Es standen ihm nur wenige brauchbare Vorarbeiten zu Gebote, und was er aus den Archiven zu Freiburg, Karlsruhe und Mannheim erhob, was ihm die Bezirks- und Pfarrämter und einzelne Freunde an Beiträgen lieferten, mußte erst sorgfältig gesichtet und ergänzt werden. Daß er „innerhalb dreier Jahre, in kärglich vom Berufsgeschäft erübrigten Nebenstunden, während einer kriegerischen, für derartige Unternehmungen ungünstigen Zeit" ein solches Werk vollenden konnte, gibt einen hohen Begriff von seinen umfassenden Kenntnissen und seiner unermüdlichen Arbeitskraft. J. B. Kolb war der Sohn des fürstbischöflich konstanzischen Archivars Kolb zu Meersburg und wurde am 24. Oktober 1774 geboren. Nach Vollendung seiner Studien wurde er zunächst der Gehilfe, dann der Nachfolger seines Vaters, und trat bei der Säcularisirung des Bisthums Konstanz als Archivrath in badische Staatsdienste. Nachdem er alle in den Archiven der aufgehobenen Stifter und Klöster des oberen Fürstenthums noch befindlichen Urkunden und Acten gesammelt und in Meersburg ein Provinzialarchiv eingerichtet hatte, wurde er 1808 als Vorstand des Archivs der oberrheinischen Provinz nach Freiburg versetzt. Hier fiel ihm eine solche Menge von Geschäften zu, daß er lange Zeit über die vorgeschriebenen Dienststunden zu arbeiten hatte, um die nöthige Ausscheidung, Ordnung und Verzeichnung der verschiedenen Archivalien zu bewerkstelligen. Bei diesem Sachverhalt verdient die in so kurzer Zeit ermöglichte Vollendung seines Lexicons noch größere Anerkennung. Die Ueberanstrengung untergrub indeß seine Gesundheit. Erst 42 Jahre alt, starb Kolb am 18. Mai 1816. (Vgl. Bader, Fahrten und Wanderungen I, 232 bis 236.)

W.

Wilhelm Ludwig Kölreuter,

der Sohn des bekannten Hofraths Dr. Josef Kölreuter, ward zu Karlsruhe am 12. Februar 1784 geboren, und nachdem er, mit Unterstützung des Großherzogs Karl Friedrich, seine Studien vollendet hatte, im Jahre 1809 in seiner Vaterstadt als Assistenz- und Armenarzt angestellt. Bei der in den Jahren 1812 und 1814 in Karlsruhe und der Umgegend herrschenden Typhusepidemie fand er Anlaß, auf Auftrag der Sanitätscommission sowohl im städtischen Hospital, als auch besonders in Durlach ausgiebige Hilfe zu leisten. 1816

mit der Besorgung der Landamts-Physicatgeschäfte betraut, wurde Kölreuter 1825 zum Medicinalrath, 1829 zum Mitglied der Sanitätscommission ernannt. Er beschäftigte sich eingehend mit balneo-technischen Untersuchungen, die er in mehreren Schriften veröffentlichte. Für die von ihm erfundene Darstellung des natürlich-künstlichen Karlsbader Mineralwassers aus dem Wasser der Badener Heilquellen und die damit zusammenhängende Salzbereitung erhielt er 1821 ein Privilegium. Körperliche Leiden nöthigten ihn, mehrere Jahre vor seinem Tode seine meisten Functionen niederzulegen. Er starb am 20. September 1848. (Vgl. N. Nekrolog der Deutschen 26, 623.) W.

Johann Friedrich Christof Kortüm

war am 24. Februar 1788 zu Eichhorst in Mecklenburg-Strelitz als Sohn eines lutherischen Predigers geboren, und hatte seine Studien in Göttingen (unter Heeren und Planck) und in Heidelberg (unter Creuzer, Voß, Böckh und Wilken) gemacht. Von tiefem Haß gegen die napoleonische Herrschaft erfüllt, war er im Begriff, nach Spanien zu gehen und dort in den Reihen der Aufständischen den gleichen Feind zu bekämpfen, als er, in Rostock als Spion verhaftet, nur mit Noth der Gefangenschaft entging. Er flüchtete nach der Schweiz und wurde durch Pestalozzi's Vermittelung Lehrer in Hofwyl. Als dann das preußische Volk sich gegen Napoleon erhob, duldete es ihn nicht länger in der Fremde: er trat in die Reihen der preußischen Jäger ein und machte als Freiwilliger die Feldzüge der Jahre 1813 und 1814 mit. Doch kehrte er nach dem Frieden in die Schweiz zurück, um das nächste Jahrzehnt an verschiedenen Orten als Lehrer zu wirken: so kam er 1817 an die Cantonschule nach Aarau, 1819 an das Gymnasium zu Neuwied, 1821 an das Pädagogium und die Universität zu Basel, 1822 an das Fellenberg'sche Institut zu Hofwyl, bis er sich 1826 wieder nach Basel wandte, um dort als Docent der Hochschule mit großem Erfolge zu lehren. In allen diesen Stellungen durfte er als anregender und ächt wissenschaftlicher Lehrer gelten, und wußte in jedem Amt sich die Freiheit des Urtheils zu wahren. Man konnte wohl von ihm rühmen, daß er an dem kleinen autokratischen Hofe Fellenberg's, den ein geistreicher Schweizer eine streng monarchische Oase in der Bernischen Republik genannt hat, sich so zu halten verstand, daß er die Klippe des Undanks gegen den berufenen Herrscher und doch auch jede Charakterlosigkeit unter einer zur Unterwürfigkeit neigenden Umgebung vermied; es dürfte nicht unzeitige Schroffheit heißen, wenn er in den Tagen steigender Reaction für den von einem höheren Beamten verunglimpften Arndt in so energischer Weise eintrat, daß er seine Stellung am Rheine aufgeben mußte. Schon hatten auch seine wissenschaftlichen Werke weites Aufsehen erregt: 1818 war seine erste größere Arbeit über Friedrich I., den Hohenstaufen, 1821 sein Versuch über die hellenischen Staatsverfassungen, 1827 bis 1829 seine Entwickelungsgeschichte der freistädtischen Bünde in drei Bänden erschienen. Ihn, der in der Schweiz sich ganz besonders heimisch fühlte, berief 1833 die Berner Regierung als ordentlichen Professor der Geschichte an ihre Hochschule: ein Ereigniß in der Entwickelung dieser Akademie, weil damit der Lehrstuhl der Geschichte eigentlich erst neu geschaffen und das alte Abhängigkeitsverhältniß, das diese Disciplin nur als Anhängsel der Jurisprudenz hatte gelten lassen, aufgelöst wurde. Kortüm zeigte sich in der That als den richtigen Mann, seine Wissenschaft zu Ansehen zu bringen. Nur ungern ließ man ihn ziehen, als er 1840 dem Ruf des badischen Ministers v. Reizenstein folgte, der, angeregt durch die Geschichte des Mittelalters (1836—37, 2 Bände) einen Lehrstuhl der Geschichte ihm bot. Hier ist nun Kortüm den letzten Abschnitt seines Lebens in umfassender Weise als Schriftsteller und Lehrer thätig gewesen; hier ist, von

kleineren Arbeiten in Beiträgen zu den Heidelberger Jahrbüchern abgesehen, 1843 seine römische Geschichte, hier 1854 in zwei Bänden seine „Geschichte Griechenlands von der Urzeit bis zum Untergange des achäischen Bundes“ erschienen, wohl das bedeutendste seiner zahlreichen Werke; hier hat er, über alle Theile der Geschichte lesend, einen entschiedenen Einfluß auf dankbare Zuhörer geübt. Er war mit der Durchsicht eines fast vollendeten Werkes beschäftigt, das, auf einer großen Gelehrsamkeit fußend, den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit behandeln sollte (nach seinem Tode von Reichlin-Meldegg in zwei Bänden herausgegeben, 1861), als ihn am 4. Juni 1858 ein jäher Tod — er hatte noch am 2. Juni seine Vorlesung gehalten — der Wissenschaft, seiner Familie, seinen Freunden entriß. — Kortüm gehört zu den Männern, welche die schwere Zeit der Fremdherrschaft gebildet und gereift hat; ihrem Einfluß verdankt er die fast rauhe Seite seines Characters, die auch in wissenschaftlichen Dingen alleinzustehen sich nicht scheut, ihr die ehrliche und wahrheitsliebende Haltung, mit der er auch in derb nachdrücklichem Wort seine Meinung über vergangene wie gleichzeitige Ereignisse geltend zu machen liebt. Fast republikanischen Sinnes, der auch durch seine Anhänglichkeit an die Schweiz sich beweist, sucht er sich danach mit Vorliebe seine Arbeiten aus und meidet wohl, Angehöriger einer bestimmten Richtung zu scheinen. Man würde in Verlegenheit kommen, wollte man ihn irgend einer Schule oder auch nur einer Gruppe von Historikern zuzählen. Manches erinnert an Johannes von Müller in ihm, die bewundernswerthe Gelehrsamkeit sowohl, wie die Art seiner Darstellung; in seinem Wesen glaubt man wohl hier und da Züge zu finden, welche Aehnlichkeit mit Arndt, auch mit Schlosser zeigen, dann scheint die Uebereinstimmung wieder mehr eine Folge der ganzen Zeitentwickelung zu sein, die gerade diese Männer gebildet. Jedenfalls verdienen seine Arbeiten eine größere Beachtung, als sie gewöhnlich gefunden, nicht blos der Gelehrsamkeit, auch der sittlich ernsten Haltung willen, die in ihnen lebt. Ihr Stil zwar mag nicht selten hochtönend, effecthaschend, lakonisch erscheinen, aber dafür tritt uns überall ein frisches, männliches Urtheil entgegen, ein starker Glaube an sittliche Kraft, an das Gute und Große in der Geschichte. Kortüm suchte große und tiefe Gesichtspunkte für die Anschauung der menschlichen Dinge zu wecken; er vermag wohl die Zeiträume, die er schildert, in ihrem eigensten Wesen zu fassen; der Character aber gilt ihm als das Höchste. Nichts kann denn seine Auffassung von der beruhigenden und stählenden Wirkung des Geschichtsstudiums besser erkennen lassen, als was er in seiner berner Inauguralrede, deren Wiederherausgabe wir Reichlin-Meldegg in den „Geschichtlichen Forschungen Kortüm's“ verdanken, an einer Stelle sagt: „Der denkende Mann sucht einen besonnenen Freund, welcher die Gluth seines Innern ermäßigen, unter den gährenden und brausenden Kräften der Gegenwart Gleichmaß und Haltung, wenn nicht bereiten, doch hier oder da nachweisen könnte, und schaut, von solchen Gedanken bewegt, rückwärts. Da trifft sein Auge auf die Zeugen der nie alternden Zeit, die Geschichte, welche mit der einen Hand das Grab der Vergangenheit, mit der anderen die Wiege der Gegenwart berührend, jene auslegen und entziffern, diese deuten, bisweilen rath- oder thatkräftig unterstützen soll, dort wie hier zwar bescheiden und überall an die Schranken der Erkenntniß gemahnt, jedoch unbestechlich, von keiner Gunst und Ungunst gefaßt, nicht die Richterin, wohl aber die den Sachbestand ausmittelnde Geschworenen am großen Freischöffenstuhle des angeklagten oder verdächtigten Menschengeschlechts“.

Aug. Thorbecke.

Silvester Koh

war geboren in Imnau den 31. Dezember 1802, studirte in Tübingen Theologie und wurde nach dem Empfange der Priesterweihe alsbald als Cooperator in Konstanz angestellt, zuerst an der Spitalkirche (1827), dann am Münster (1828); im Jahre 1848 erhielt er die Münsterpfarrei, auf der er bis zu seinem Tode (15. Juni 1867) verblieb. Ein edler Menschenfreund, ein wahrer Diener Christi, wirkte er in seiner Gemeinde, nach allen Seiten Liebe spendend, Thränen trocknend, alles Gute fördernd und unterstützend. Bei seiner milden Gesinnung und gemäßigten Richtung konnte es nicht fehlen, daß die Gegner und Feinde Wessenberg's und Kuenzer's auch seine amtliche Wirksamkeit anzugreifen und zu untergraben suchten; sie vermochten aber nichts gegen einen Mann, der eine so verdienstliche Thätigkeit entfaltete, und hochgehoben war durch das Vertrauen und die Verehrung seiner Gemeinde und der Stadt, der er seit seinem Eintritte in die Seelsorge angehörte. In seine Zeit fällt die letzte Renovation des Münsters; seine Bemühungen haben einen großen Theil an diesem Werke.

F. Kössing.

Konradin Kreutzer.

Indem wir den gefeierten Namen eines Mannes nennen, welchen wir mit Stolz zu den badischen Tonkünstlern rechnen, brauchen wir kaum hinzuzufügen, daß derselbe wegen seiner ausgezeichneten Leistungen als Tondichter unter den dieses Werk zierenden Musikern eine der hervorragendsten Stellen, wo nicht die erste, einnimmt. Geboren wurde Konradin Kreutzer, und zwar mit glücklicher Vorbedeutung für seine spätere musikalische Laufbahn, am Cäcilientage, den 22. November 1782 zu Meßkirch, einem damals fürstlich fürstenberg'schen, nunmehr badischen Städtchen, wo sein Vater Bürger und Besitzer der eine halbe Stunde entfernten Thalmühle war. — Der kleine Konrad, dessen bedeutendes Talent zur Musik sich frühzeitig offenbarte, erhielt vom 7. bis zum 10. Jahre bei dem tüchtigen Organisten und Chorregens Johann Baptist Rieger Unterricht in den Elementen der Tonkunst und besuchte sodann behufs der Gymnasialstudien die Schule der Benedictiner-Abtei Zwiefalten, in der Nähe der Reichsstadt Riedlingen an der Donau, wo er sich unter der Leitung trefflicher Lehrer im Gesang, Generalbaß, Clavier- und Violinspiel mit besonderem Erfolg ausbildete. Namentlich verdankte er sehr viel seinem Compositionslehrer, dem Ordenspriester Ernst Weibrauch, damals dem berühmtesten Contrapunctisten im Schwabenlande. Nach dessen Tode 1796 setzte er die Vorbereitung zur Universität in der Prämonstratenser-Abtei Schussenried bei Waldsee, jetzt zum württembergischen Donaukreis gehörig, fort und ging 1799 nach Freiburg im Breisgau, um daselbst, dem Willen seines Oheims zufolge, welcher für den 1797 gestorbenen Vater die Erziehung des Verwaisten übernahm, Medicin zu studiren. Indessen gelang es ihm, bei demselben später endlich seinen Lieblingswunsch, sich der Musik ganz widmen zu dürfen, durchzusetzen. — Hierauf verließ er 1800 Freiburg und hielt sich 4 Jahre lang in Konstanz und in der Schweiz auf, als Virtuos auf dem Clavier wie auf der Clarinette in merkwürdiger Geistesverwandtschaft mit dem die gleichen Instrumente cultivirenden, berühmten K. M. von Weber überall sich auszeichnend, nicht minder aber als Componist und seelenvoller, mit einer schönen Stimme begabter Sänger allgemeine Anerkennung erringend. Das Bedürfniß, die Werke großer Meister zu hören und zu studiren, und der Drang nach Vermehrung seiner tonkünstlerischen Kenntnisse führte ihn 1804 von Zürich aus nach Wien. — Den Aufenthalt daselbst benützte er angelegentlich zur Erreichung des erwähnten Zweckes und erfreute sich wegen seines vielseitig gebildeten,

durch die angenehmste Persönlichkeit gehobenen Künstlertalentes auch hier der zuvorkommendsten Behandlung. Besonders nahmen sich des gänzlich Mittellosen Albrechtsberger und Josef Haydn an, Ersterer, indem er ihm auf Schuppanzigh's Empfehlung während 2 Jahren theoretischen Unterricht ertheilte, Letzterer durch Unterstützung in seinen vielversprechenden Compositionsversuchen. Nach zweijährigen Kunstreisen in Deutschland folgte er 1812 einer ehrenvollen Berufung als königlich württembergischer Hofcapellmeister nach Stuttgart, welche Stelle er aber 1816 niederlegte und 1817 mit jener am Hofe des Fürsten von Fürstenberg zu Donaueschingen vertauschte, in der Zwischenzeit Kunstreisen in der Schweiz und Deutschland machend. — Doch auch in diesem Wirkungskreise, der für ihn als früheren Unterthan des Fürsten jedenfalls noch ein heimathliches Interesse bot, blieb er nicht lange, denn schon 1822 sehen wir Kreutzer wieder nach Wien zurückgekehrt, wo er mit dem größten Beifall seine neue Oper Libussa (Siehe den Artikel „Haizinger") zur Darstellung brachte und daraufhin als Capellmeister am Kärnthnerthor-Theater unter Barbaja's Verwaltung angestellt wurde. In Folge des zeitweiligen Schlusses der Bühne 1827 begab er sich nach Paris, um daselbst seine komische Oper „L'eau de la jouvence" aufzuführen, wirkte jedoch schon 1828 bei Bellini's Nachfolger, dem Grafen von Gallenberg, in dem bisherigen Amte fort, bis nach der Uebernahme des Theaters durch den Pächter Dupont im September 1833 sein Eintritt bei der Josephstädter Bühne als Operndirector stattfand. In beiden Stellungen machte sich Kreutzer durch seine praktische Erfahrung und geläuterte Richtung, durch geistreiche Auffassung, sorgfältiges Studium, eifrige Ausbildung der Gesangskräfte und energische Orchesterleitung gleich sehr um die Hebung der ihm anvertrauten Institute verdient, und namentlich das letztere verdankte den eben gerühmten Capellmeistertugenden die allgemein anerkannte treffliche Neugestaltung. — Im Jahre 1840 verließ er Wien, um seine Tochter, die bekannte Sängerin Cäcilie Kreutzer, auf ihren Gastspielreisen durch Deutschland zu begleiten, trat jedoch schon am 20. September desselben Jahres die angebotene Stelle eines städtischen Musikdirectors zu Köln an, wo er unter Anderem zu Pfingsten 1841 das 23. rheinische Musikfest leitete. Die in den Jahren 1843—1845 wiederholt von ihm unternommenen Reisen nach Paris, zu dem Zwecke, seine neuen Opern daselbst in Scene zu setzen, und die damit verbundene längere Abwesenheit vertrugen sich jedoch nicht mit den Pflichten eines anderweitigen ständigen Amtes; Kreutzer gab deßhalb schon im Oktober 1843 seinen Wirkungskreis in Köln auf, wo der später am Hoftheater in Berlin wirkende Capellmeister Heinrich Dorn sein Nachfolger wurde, und dirigirte vorübergehend 1844, gemeinsam mit dem hessischen Hofcapellmeister Ganz aus Mainz, mehrere von der dortigen Operngesellschaft in Gent gegebene Vorstellungen. — An letzterem Orte 1846 als Preisrichter bei einem Wettsingen verschiedener Männerchöre thätig, nahm er in demselben Jahre eine erneuerte Berufung an das Hofoperntheater zu Wien an Stelle des nach Berlin gehenden Capellmeisters Otto Nicolai an. Zuletzt in gleicher Eigenschaft am Stadttheater in Riga beschäftigt, beendigte er sein thaten- und wanderreiches Leben daselbst am 14. Dezember 1849, seine Familie in drückender Lage zurücklassend. — Gehen wir nun zu einer Besprechung seines Wirkens als Tondichter über. Vor Allem muß man über die große Zahl der Compositionen erstaunen, welche sein bis in's Greisenalter schöpferisches Talent in das glänzendste Licht stellen, trotzdem daß ein tüchtiger Wiener Kritiker 1808 Kreutzer einen ausgezeichneten Pianisten nannte, „der aber nicht nach dem Ruhme eines Componisten streben sollte". Dieselben zerfallen in folgende Hauptgattungen: Instrumentalwerke der Concert- und Kammermusik, Lieder und Männerchöre, Fest- und Gelegenheitscantaten,

Messen und sonstige Vocalwerke für die Kirche, Opern und Singspiele, wozu dann noch viele Einlagen in verschiedene fremde Bühnenwerke (Einzelgesänge, Chöre, Ouverturen, Tänze ꝛc.) kommen. — Die jetzt kaum mehr gespielten Instrumentalsachen bestehen in Solostücken für das Klavier zu 2 und 4 Händen, für dasselbe mit Begleitung von Violine, Flöte, Clarinette, Violoncell oder Fagott, 6 Trio's für Clavier, Violine und Violoncell, 3 Clavierconcerten, Concertstücken für Blasinstrumente, und dergleichen mehr. — Wohl auf 150 belaufen sich die vierstimmigen Männergesänge, und zahlreich sind ebenfalls die Lieder, Romanzen und Balladen, für eine und zwei Stimmen. Als geistliche und kirchliche Tonwerke sind 5 große und 6 kleinere Messen, ein Tedeum, Graduale's, Offertorien und Motetten, sowie ein Oratorium „Moses", 1814 in Stuttgart und 1815 in Zürich aufgeführt, zu erwähnen. — Ihnen reihen sich über 30 dramatische Schöpfungen an, deren Titel wir in chronologischer Reihe hier folgen lassen: „Aesop in Lydien" 1808 (1823 umgearbeitet) „Jery und Bätely" 1810 (Singspiel), „zwei Worte oder die Nacht im Walde" 1813, „Konradin von Schwaben" 1813, „der Taucher" 1814, (1823 umgearbeitet), „Adele von Budry" 1814 (Monodram mit Chor), „Alimon und Zaide" 1815, „die Insulanerin" 1815, „Feodora" und „die Alpenhütte", 1816 (2 Operetten), „Orestes" 1817 (lyrische Tragödie), „Cordelia" 1819 (Monodram mit Chören), „Libussa" 1822, „Sigune" 1823 (nordisches Mährchen mit Musik), „erfüllte Hoffnung" 1824 (ländliche Scene mit Musik), „die lustige Werbung" 1826 (komische Oper), „L'eau de la jouvence" 1827 (komische Oper), „Baron Luft" und „Denise, das Milchmädchen von Montfermeuil" 1829 (2 Singspiele), „die Jungfrau" 1831, „der Lastträger an der Themse" 1832, „Melusine" 1833, „das Nachtlager in Granada" 1834, „Tom Rick oder der Pavian" 1834 (Singspiel), „der Bräutigam in der Klemme" 1835 (Singspiel), „Traumleben" 1835 (dramatisches Mährchen), „der Verschwender" 1836 (Zaubermährchen), „die Höhle von Waverley" 1837, „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer" 1837, „die beiden Figaro" 1839 (komische Oper), „der Edelknecht" 1842, „die Hochländerin am Kaukasus" 1846. Das letzte dramatische Werk ist die Oper „Aurelia". — Zu den bedeutendsten derselben zählen: der Taucher, Libussa, Melusine, deren Text von Grillparzer ursprünglich für Beethoven bestimmt war, und das Nachtlager; außerdem ist die Musik zum Verschwender wegen ihrer volksthümlichen Melodieen hervorzuheben. — Von diesen Bühnenerzeugnissen, welche seiner Zeit an den verschiedensten Orten, wie z. B. in Stuttgart, Wien, Berlin, Prag, Hamburg, Wiesbaden ꝛc. in ihrer Mehrzahl mit entschiedenem Beifall aufgeführt wurden und ihrem Verfasser besondere Ehren bereiteten, haben sich nur das Nachtlager und der Verschwender auf dem Repertoire erhalten, woran theilweise mangelhafte Textbücher, theilweise aber auch die veränderte, hauptsächlich der großen, heroischen Oper zugeneigte Geschmacksrichtung der heutigen musikalischen Welt die Schuld tragen. — Kreutzer war eben seiner ganzen Natur nach Lyriker, und kein Dramatiker. Als Mitschöpfer und Sänger des deutschen Liedes errang er sich die Krone der Unsterblichkeit, und gerade weil im Nachtlager mit vollendeter Anmuth und Innigkeit das Lied erklingt, ist dieses schöne Werk ein Liebling des deutschen Volkes geworden und wird es ewig bleiben. Die schaffende Thätigkeit des Meisters theilt sich am besten in drei Perioden, wovon die erste als jene der Entwickelung bis zum Jahre 1821 geht, die zweite, die reiferen Werke enthaltende, die Jahre 1822 bis 1828 umschließt, und die dritte von 1829 bis 1849 den Meister auf der Höhe seiner Ausbildung zeigt. — Kreutzer's Werke zeichnen sich durch seltene Innigkeit und Frische der Melodie aus, mit welchen Vorzügen sich jene einer vortrefflichen Harmonisirung, effectvollen Instrumentation und gewandten Stimmen-

führung zu einem gelungenen Ganzen verbinden. Die Seele des Gesangs beherrscht den allezeit natürlich dahinfließenden Melodieenquell, und Alles ist leicht sangbar, weil der Spender desselben selbst ein gewiegter Sänger war. Dieß gilt namentlich von den an romantischem Duft reichen, die Stimmung des Textes meistens charakteristisch wiedergebenden Vocalschöpfungen, deren viele nach Inhalt und Satzfügung dem Boden des deutschen Volksliedes entstammen und darum auch so schnell in den Mund des Volkes übergegangen sind. Wir nennen beispielsweise nur unter den Einzelgesängen: „der Wirthin Töchterlein", „das Mühlrad" (in jenem Thale dort unten), verschiedene Nummern aus dem Nachtlager wie „ein Schütz bin ich" ꝛc. unter den Männer- und gemischten Chören: „Das ist der Tag des Herrn", „dir möcht' ich diese Lieder weihen", „ich suche dich", „süßer Hauch der Frühlingsluft" (Frühlingsandacht), „die Kapelle" (zweimal), „weil' auf mir, du dunkles Auge", „schon die Abendglocken klangen" und „seht den Jäger, schmuck und fein", beide letztere aus dem Nachtlager u. s. w. — Diese glückliche und vorwaltende Richtung Kreutzer's nach dem Volksthümlichen ist gewiß ebenso sehr aus innerstem Drang hervorgegangen, als befördert und geläutert worden durch die einflußreichen Vorbilder, welche die großen Meister Haydn, Mozart und Beethoven ihm leuchtend darboten. Deßhalb erzielt auch er durch schlichte Einfachheit und gedrungene Kürze die bedeutendsten Wirkungen, im Kleinen Großes schaffend. Mit seinen Einzelliedern und Gesängen für Männerstimmen errang Kreutzer, als er sie veröffentlichte und auf seinen Reisen durch Deutschland in den Jahren 1817 und 1818 namentlich die von ihm componirten Uhland'schen Frühlings- und Wanderlieder gleich einem fahrenden Minstrel überall selbst vortrug, zuerst allgemeine, entscheidende Erfolge. Jene Compositionen hauptsächlich haben später in ihrer zahlreichen Gesammtheit den Ruhm des Meisters begründet und werden ihm denselben für immer sichern, so lange es deutschen Gesang, deutsche Frauen- und Männerherzen gibt. — Am weitgreifendsten und segensreichsten äußert sich aber der Einfluß seiner, der musikalischen Bildung des deutschen Volkes gewidmeten, schaffenden Thätigkeit in den Männerchören. Ihre Entstehung fiel in die Zeit vor und nach den Befreiungskriegen, da ein frisches nationales Leben in Kunst und Wissenschaft durch ganz Deutschland sich zu entwickeln begann, mit gewaltigem Flügelschlag der kommenden besseren Zeit eines Wiedererwachens des deutschen Geistes Bahn brechend. Damals theilte Kreutzer mit K. M. von Weber den Ruhm, an dem reformatorischen Streben zur Verjüngung des von ihnen geliebten deutschen Volkes auch durch die Musik erfolgreich mitzuarbeiten und besonders auf die vielversprechenden Sprossen eines neuen Triebes, die Jugend, bildend wie begeisternd einzuwirken. Was beide Meister im Bunde mit Gleichgesinnten angestrebt, ist jetzt herrlich im deutschen Reich in Erfüllung gegangen; nur war es Kreutzer vergönnt, länger als Weber und Andere an dem Regenerationswerke fortzuschaffen. — Die siegreiche Verbreitung ihrer Melodieen zündete durch Wort und Ton doppelt in den empfänglichen Gemüthern und veranlaßte die Gründung vieler Liedertafeln, deren fortwährende Vermehrung hinwiederum die Aussaat und Pflege der wichtigen Pflanzung in immer weitere Kreise trug, Alles Wechselwirkungen, welche wesentlich die ganze Neugestaltung deutschen Wesens und insbesondere die Erstarkung des nationalen Gedankens befördern halfen. Wie ein unübersehbares Netz umspannt gegenwärtig der deutsche Männergesang mit seinen zahllosen Vereinen beinahe über die ganze Erde hin alle Deutschen, als ein mächtiges Band deutscher Einheit, als ein unentbehrlicher Hort und Wächter deutscher Sittlichkeit, Kraft und Freiheit. — Obenan aber thront noch wie vordem Kreutzer, der Sänger des deutschen Liedes und Volkes mit seinen unverwelklichen Volksweisen. Auf ihn, den wahrhaften

musikalischen Dollmetscher Uhland's, zu dem er sich als schwäbischer Landsmann offenbar hingezogen fühlte, möchten wir daher am Schluß auch dieses Dichters herrliche Worte aus des Sänger's Fluch anwenden, weil sie die Verdienste seiner Gesänge so charakteristisch bezeichnen:

Sie singen von Lenz und Liebe, von sel'ger goldener Zeit,
Von Freiheit, Männerwürde, von Treu' und Heiligkeit,
Sie singen von allem Süßen, was Menschenbrust durchbebt,
Sie singen von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.

H. Giehne.

Georg Heinrich Krieg von Hochfelden.

„Kein Mann aus der Schule des Krieges, auch dem praktischen militairischen Dienstleben fernstehend, aber doch eine ausgezeichnete Stelle einnehmend unter jenen Männern, welche im Dienste ihres Landes- und Kriegsherren mit Geist und Thätigkeit gewirkt und sich durch energische Vertretung der politischen und militairischen Interessen ihres Gebieters und ihres Landes am Sitz der deutschen Centralbehörde verdient gemacht haben" — also charakterisirt ein officieller Nekrolog (s. bad. Militair-Almanach, 1861, S. 107 ff.) Krieg, und bezeichnet damit sogleich den Schwerpunkt seiner dienstlichen Wirksamkeit als Militair-bevollmächtigter Badens beim Bundestag in Frankfurt a. M. Nach der Bundeskriegsverfassung vom 9. April 1821 (s. d. A. Schäffer) hatten die drei Staaten, deren Contingente das VIII. Armee-Corps zur Bundes-Armee bildeten, jährlich unter sich wechselnd einen Bevollmächtigten zu der Militair-Commission des deutschen Bundes, der Centralbehörde, zu entsenden (s. d. A. v. Freydorf, Pfnor, v. Fischer, Seutter v. Lötzen). Krieg traf dies Commando im Jahre 1838, sodann fungirte er als beständiger Territorialbevollmächtigter am Bundestag von 1841—1849 und 1850—1854. — Als Sohn eines markgräflich badischen Hofraths am 18. Februar 1798 zu Karlsruhe geboren, nach Besuch des Lyceums zu Rastatt bis zur obersten Classe zum Ingenieur bestimmt, ging er 1815 als Volontair beim Artilleriebataillon in Dienst. Er machte, schon als Bombardier zum Generalstabe commandirt, die Blokade von Straßburg mit, und wurde, nach Besuch der Schule der Artillerie-Officiere, 1817 Lieutenant. Auf guter wissenschaftlicher Grundlage fußend, mit großem Fleiß und emsigem Streben nach höherer Ausbildung vorwärts schauend, wurde er den Vorgesetzten rasch vortheilhaft bekannt, und da er eifrig bemüht war, in allen Functionen seinen Platz ganz auszufüllen, so wurde seine ganze fernere Dienstzeit eine ununterbrochene Reihe von Besonderverwendungen, die in einer ersten Serie sich chronologisch folgendermaßen die Hand reichen: Er kam 1818 als Begleiter des Capitaines von Reck nach Metz, wo er die französische Artillerieschule besuchte, war 1819—1822 zur Dienstleistung bei der vom Bundestag zur Untersuchung der Frage der Befestigung des Oberrheins in Rastatt und Germersheim zusammenberufenen Fortifications-Commission commandirt, 1823—26 dem Generallieutenant von Schäffer (s. d. A.) für die Geschäfte der Militair-Commission des Bundes in Frankfurt zugetheilt, 1826 zum persönlichen Adjutanten des Markgrafen Leopold (nachherigen Großherzogs) ernannt, als solcher 1829 Hauptmann in der General-Adjutantur und 1830 unter Beibehaltung seiner Adjutantenfunction, Flügel-Adjutant der Infanterie, was er viele Jahre blieb. In diesen dienstlichen Verwendungen an die Minute nicht so gebunden, hatte Krieg mit mehreren Aufsätzen, u. A. einer Beschreibung von Hohen-Geroldseck in Mone's „badischem Archiv zur Vaterlandskunde", sich schriftstellerischer Thätigkeit zugewendet. Als größere Arbeiten folgten, durch mehrere mit dem Prinzen unternommene interessante Reisen und die Restauration

der Schlösser Neu-Eberstein und Baden angeregt, die Geschichte der Grafen von Eberstein, 1836, der Veste Zwingenberg am Neckar, 1843, und die Beschreibung der beiden Schlösser zu Baden, erst 1851 veröffentlicht. 1837 zum Major befördert, 1838 als Flügel-Adjutant Bevollmächtigter am Bundestag geworden, nach Ablauf eines Jahres Mitglied der Militairstudiencommission, 1840 Oberstlieutenant, 1841 wieder nach Frankfurt entsendet, wurde Krieg, da nunmehr die Befestigung von Rastatt definitiv beschlossen wurde — die Berathungen hatten seit 1819 gedauert und waren wegen Unzulänglichkeit der im Pariser Protocoll 1815 zugewiesenen Mittel (20 Millionen Francs) und der Unlust der deutschen Bundesstaaten, unmittelbar nach den Kriegen bedeutende Opfer für Befestigungssysteme zu bringen, verzögert worden — als Territorial-Bevollmächtigter daselbst belassen. Als 1848 nach Auflösung der Bundesversammlung bei Ernennung eines Reichsverwesers mit einem Reichsministerium die seitherige Bundes-Militair-Commission als Central-Commission für die militairischen Angelegenheiten dem Reichskriegsministerium beigegeben wurde, blieb auch Krieg, seit 1847 Oberst, daselbst, wurde 1849 durch den Großherzog zum Abgesandten im Hauptquartier des Armee-Corps der Reichstruppen unter General von Peucker ernannt, (s. d. A. Hoffmann), functionirte, nach Niederwerfung der Revolutionsarmee, wieder als Flügeladjutant und wurde 1851, nach dem Mißglücken der Versuche zur Umgestaltung der Bundesverfassung auf den Dresdner Conferenzen, beim Zurückgreifen der Regierungen auf die alte Bundesverfassung, wieder Militairbevollmächtigter am Bundestage. 1854 zum General-Major charakterisirt, trat Krieg, als auf Wunsch der Ständekammern die Abberufung des ständigen Bevollmächtigten — Rastatt war, soweit es die Streitigkeiten der Großmächte am Bundestag zugelassen hatten, der damaligen Ansicht nach, fertig gebaut — und eine Besetzung des Postens mit einer minder hochgestellten Persönlichkeit ins Auge gefaßt wurde (s. d. A. Seutter von Lötzen), 1854 in den Ruhestand; auch ferner mit literarischen Arbeiten beschäftigt, die ihn in Verbindung mit vielen gelehrten Männern brachten und zum Mitglied mehrerer gelehrten Gesellschaften erhoben. Sein letztes Werk, 1859 veröffentlicht, war eine Geschichte der Militair-Architectur in Deutschland mit Berücksichtigung der Nachbarländer, von der Römerherrschaft bis zu den Kreuzzügen. Krieg starb am 11. Dezember 1860 in Baden-Baden. Dem Betrachter der großen Talente und umfassenden Kenntnisse Krieg's erscheint es bedauerlich, daß durch die einseitige Verwendung Krieg's dessen militairischen Talente dem Stande nicht völlig nutzbar gemacht worden sind und daß ein in vielen kleinen Staaten herrschendes System, entgegen der heutigen Anschauung, die einmal für die Adjutantur oder den Generalstab gewonnenen Kräfte außer Berührung mit den Truppen gehalten hat, wodurch diese selbst in der vollen Entwickelung gehemmt werden, und bei etwaiger späteren Verwendung in wichtigeren Stellen nicht die ersprießlichsten Leistungen geben können. Krieg's Schriften zeichnen sich durch großen Fleiß in der Forschung aus. — Ein Vetter desselben

Wilhelm Krieg von Hochfelden,

am 23. April 1780 in Rastatt geboren, 1803 in badischen Militairdienst getreten, machte als Subaltern-Officier die Feldzüge 1805, 1806 und 1807, wo er als Brigade-Adjutant die Stellvertretung des erkrankten Generalstabschefs Major von Franken übernahm und durch schöne Sprachkenntnisse (französisch und polnisch) sehr gute Dienste leistete, 1808—1813 in Spanien, 1815 gegen Frankreich mit (s. d. A. Harrant, Cloßmann, Neuenstein und Schäffer) besonders sich auszeichnend in der Schlacht bei Zornosa 1808 und dem Gefecht bei Val de Cañas 1809 und wiederholt verwendet als Generalstabsofficier

und Adjutant französischer Generale. Wissenschaftlich wohl durchgebildet, — Krieg war vor seiner militairischen Laufbahn 4 Jahre lang in österreichischem Civildienst gestanden — beschäftigte er sich lebhaft mit Studien, und lieferte u. a. eine Darstellung der Feldzüge der badischen Truppen (s. d. A. Rigel) in Spanien, die von der Kritik sehr wohlwollend aufgenommen wurde. 1832 als Oberstlieutenant in Ruhestand getreten, starb Krieg am 12. Juni 1835 zu Emmendingen. L. Löhlein.

Dominicus Kuenzer,

geboren in Freiburg den 17. Mai 1793, studirte auf der Universität daselbst Theologie und empfing nach Beendigung des Seminarcurses in Meersburg den 29. September 1815 in der Kirche von Weingarten bei Ravensburg die Priesterweihe. Er wurde darauf als Vicar in mehreren Pfarreien verwendet, bis er die Pfarrei Rohrbach bei Triberg erhielt; von da kam er 1828 auf die Pfarrei Bonndorf und verwaltete hier zugleich das Amt eines erzbischöflichen und eines großherzoglichen Decans und Bezirksschulvisitators. Im Jahre 1836 wurde er Spitalpfarrer in Konstanz und bald darauf großherzoglicher Decan und Schulvisitator für den Amtsbezirk Konstanz, vorübergehend auch Prüfungscommissair für das Lehrerseminar in Meersburg. In Konstanz wirkte Kuenzer während einer Reihe von Jahren im freundschaftlichen Verkehre mit dem Freiherren von Wessenberg, dem Münsterpfarrer Straßer, den Geistlichen Kotz, Dietz und Wiggenhauser im Geiste kirchlichen Fortschrittes und christlicher Freiheit, ein Mann von hervorragender Geistesbildung, von außergewöhnlicher Begabung für das Amt eines Kanzelredners, ein tüchtiger Schulmann, für die Hebung der Volksschule und die Bildung des Lehrerstandes eifrig bemüht und mit Erfolg thätig. Er gewann bald in Konstanz, wie vorher in Bonndorf, ein hohes Ansehen und erfreute sich der seltensten Popularität; die Bürgerschaft wie die Beamten verehrten ihn in gleicher Weise, auch über die Grenzen der Stadt und des Kreises Konstanz hinaus war sein Name allgemein bekannt. Die der freisinnigen Richtung ergebenen Geistlichen des Oberlandes schlossen sich an ihn, als ihren Führer an, sein Ansehen in den liberalen Kreisen verschaffte ihm bald ein Mandat für die zweite Kammer des Landtages und später (für den 11. badischen Wahlbezirk) einen Sitz im Frankfurter Parlament. Auf kirchlichem Gebiete vertrat Kuenzer die Grundsätze Wessenberg's, deren Verwirklichung er seine ganze Thätigkeit widmete. Die als nothwendig erkannten Reformen in der katholischen Kirche ins Leben zu rufen, war die nicht geringe Aufgabe, die er mit seinen Freunden und Gesinnungsgenossen sich gesetzt hatte, und deren Ausführung dieselben mit aller Energie sich angelegen sein ließen. Als der Weg und das Mittel zu ihrer Verwirklichung erschien die Einberufung von Synoden, aus Geistlichen und Laien zusammengesetzt. Diese vorzubereiten und gewissermaßen einzuleiten übernahm der Schafthauser Verein, als dessen eigentlicher Gründer ein gewisser J. A. Fischer, Professor in Luzern, bezeichnet wird, ein Geistlicher, der durch anstößigen Wandel seinen Freunden wenig Ehre machte, — welcher Umstand von den Gegnern zur Verdächtigung und Verlästerung des Vereins vielfach benutzt wurde. „Es ist dieses aber", wie Nebenius ganz richtig bemerkt, „für die Sache ganz gleichgiltig; da unter der größeren Zahl von Anhängern der verschiedenen kirchlichen Meinungen und Tendenzen immer Einzelne gefunden werden, welche ihrer Partei wenig Ehre machen; und wenn leider Manche das Christenthum gegen eine, wenig erwärmende allgemeine Moral austauschen oder von jenem sich lossagen, ohne selbst die Lehren dieser letzteren zu befolgen, so giebt es auch Andere, welche glauben, daß sie durch streng orthodoxe Behauptungen und Lehren sich von

der Befolgung der Gesetze der christlichen, wie der allgemeinen Moral im wirklichen Leben loskaufen können". (Die katholischen Zustände in Baden, 1842, S. 132 ff.) Kuenzer war der Vorstand dieses Vereines katholischer Geistlichen und Laien, welcher am 4. October 1838 in Schaffhausen zusammentrat, mit dem Zwecke: die kirchlichen Angelegenheiten in Rede und Schrift frei zu besprechen und dadurch zur Beförderung des kirchlichen Lebens beizutragen; zu den Mitgliedern gehörten Wocheler, Blumenstetter, Klenker, Heizmann, Haid, Kotz, Dietz, Renn u. A. In Rom erhielt man bald Kunde hiervon, und es erging bereits unter dem 23. November 1838 an den Erzbischof Ignaz ein Breve, in dem es hieß: Ad nos perlatum est, plures ex finibus tuae Archidioeceseos clericos, satis jam mala vitae consuetudine vel ipsis acatholicis invisos, perperam atque impudenter niti ad religionis ecclesiaeque instituta pravo suo ingenio reformanda. Quem in finem inita societate cum aliis ex clero Helvetico et Rottenburgensi Schaphusiae die quarto superioris mensis convenerunt de perniciosis novitatibus ac sacri praesertim coelibatus abolitione consultari. Quid? Rurale capitulum Bondorfiense post habitum mense Augusto conventum, ubi nequissima plane capita proposita fuerant, iterata mox sessione statuit, postulandum ex te synodi convocationem, ea nimirum mente, ut huius auctoritate nefarii ipsorum conatus ad exitum perducantur. Der Erzbischof wandte sich an die Kirchensection und an das Ministerium des Innern, um ein staatliches Verbot der Theilnahme an dem Vereine zu erwirken; in der Eingabe an die Kirchensection sagt er unter Anderem: „Von einer Seite ist dieses Vereinsmittel ganz unnöthig, weil in unserer Erzdiöcese die Pastoralconferenzen schon seit mehreren Jahren neu in's Leben gerufen sind. . . Von der anderen Seite springt der Zweck dieser Schweizer Versammlungen nur zu klar in die Augen. Diese Vereine sollen die Synoden ersetzen, und die Synoden das erzielen, was mehrere öffentliche Blätter so sehnlich wünschen, nämlich Aufhebung des Cölibats. Möchte sich doch die hohe Stelle die kleine Mühe geben, die letzten badischen Kirchenblätter zu lesen und insbesondere die Schweizer Zeitung, wo ein badischer Pfarrer des Landcapitels Stühlingen, Johannes Renn in Weizen, dem Deputirten Kuenzer öffentliche Vorwürfe macht, daß er bei Besprechung des Cölibates in der zweiten hohen Kammer sich den Aeußerungen zweier Staatsminister nicht kräftiger opponirt habe. Endlich sind auch Laien aufgenommen und aufnahmsfähig, wodurch zum Trotze der kirchlich-hierarchischen Verfassung eine demokratische eingeführt werden will". Die Regierung fand den Antrag auf ein Verbot dieser Versammlungen nicht für begründet, gab aber den Befehl an die Kreisregierungen, das Benehmen des Vereins strenge zu überwachen. Nun verweigerte der Erzbischof durch Erlaß vom 22. September 1839 den Geistlichen, welche an der auf den 3. Oktober ausgeschriebenen Versammlung Theil nehmen wollten, den Urlaub zum Verlassen ihrer Pfarreien. Kuenzer reichte dagegen eine Vorstellung, d. d. 27. Oktober 1839, beim erzbischöflichen Ordinariate ein, worin um Zurücknahme des Verbotes vom 22. September gebeten und für den Fall, daß diesem nicht entsprochen würde, der Recurs an die Staatsbehörde in Aussicht gestellt wurde; die Mißbilligung des Kirchenoberhauptes könne das Verbot um so weniger rechtfertigen, als sie sich lediglich auf eine verläumderische Denunciation gründe und die Thätigkeit des Vereines bis dahin sich nur auf die Abfassung der Statuten und seine Organisation beschränkt habe; die Statuten aber seien von den Kirchen- und Staatsbehörden geprüft worden u. s. w. Der Erzbischof beantwortete unter dem 15. November diese Vorstellung dahin, daß von dem Beschlusse vom 22. September nicht abgegangen werden könne; auch wird von ihm die in derselben enthaltene Andeutung: daß der Papst in dem Breve die Grenzen seiner Befugnisse über-

schritten, in schonender Weise gerügt. Da das Ordinariat durch Erlaß vom 12. Juni 1840 auf geschehene Anfrage dem Ministerium erklärte, daß die Theilnahme des Klerus an den Versammlungen des Vereines auch für die Zukunft untersagt werde, rescribirte das Ministerium unter dem 4. Juli und 23. Oktober 1840, daß, wenn auch das erzbischöfliche Ordinariat zur Ertheilung des Urlaubs an die Geistlichen befugt sei, demselben doch das Recht nicht eingeräumt werden könne, in einer allgemeinen Verfügung dem Klerus die Theilnahme an dem Vereine, der der Kirchenordnung keineswegs gefährlich sei, zu untersagen. Der Verein, der nun seine Thätigkeit weiter fortsetzen konnte, hatte sich keiner langen Dauer zu erfreuen; nach dem 4. Oktober 1838 wurden noch Versammlungen gehalten, 1840 in Geisingen, 1841 in Engen (Altdorf) und zuletzt 1842 in Stockach; an letzterem Orte waren die Verhandlungen öffentlich. Bald ging der Verein zu Grunde in Folge zu geringer Theilnahme der Laien. In ähnlicher Richtung wie der Schaffhauser, war der Krauchenwieser Verein thätig, welcher etwa sechs Jahre früher in Sigmaringen von Geistlichen aus Hohenzollern, Baden und Württemberg gegründet worden war, und an dessen Conferenzen sich ebenfalls Mitglieder des Schaffhauser Vereines betheiligten; von einem kirchenobrigkeitlichen Einschreiten gegen denselben wurde übrigens nie Etwas bekannt. Das Ziel der auf solchen Versammlungen ausgesprochenen Wünsche, die Einführung des Synodalinstitutes, sollte im Weiteren mit Hilfe der Staatsregierungen erreicht werden; man wandte sich deßhalb mit Petitionen an die Landstände, welche dann den Gegenstand in Berathung zogen. Kuenzer selbst hatte im Jahre 1840 in der zweiten Kammer über eingegangene Petitionen in diesem Betreffe zu berichten; sein Bericht sprach sich, wie nicht anders zu erwarten, für die Unterstützung derselben aus; durch die Synoden, sagte er, sollte verhindert werden, „daß der Bischof eine despotische Gewalt über den Klerus, der Klerus über die Laien übe". Ebenso stellte er im Januar 1842 den Antrag: es möge die Regierung die Einführung der Synoden in der katholischen Kirche fördern „im Interesse der Bekämpfung einer immer mehr erstarkenden antinationalen kirchlichen Partei, deren schädlicher Thätigkeit nicht besser ein Ziel gesetzt werden könne". Es wurde Nichts erreicht, die Regierung erklärte, daß sie in dieser Sache Alles dem Ermessen des Erzbischofs anheimgeben müsse. Auf Anregen Kuenzer's wurde dann auch im Spätjahr 1845 eine von Geistlichen und Laien unterzeichnete Petition an den Erzbischof gerichtet, in welchem das Verlangen nach einer Kirchenversammlung mit ausführlicher Begründung vorgetragen wurde. Noch im Jahre 1848 wiederholte sich der Ruf nach Reformen aus den Kreisen, denen Kuenzer angehörte; im Frankfurter Parlament nahm er mit Nachdruck das Wort für die Wiederherstellung der Synoden, welche widerrechtlich bisher verhindert worden seien; bald darauf jedoch sollten solche Rufe verstummen und alle Hoffnungen auf Erneuerung des kirchlichen Lebens im Geiste Wessenberg's gründlich zerstört werden. — Eine Angelegenheit, welche die öffentliche Aufmerksamkeit in hohem Grade in Anspruch nahm, war die Abhaltung des Gesangfestes in der Augustinerkirche zu Konstanz im Jahre 1839. Kuenzer, Pfarrer an der Kirche, wandte sich gegen das von der Kirchenbehörde erlassene Verbot an die Staatsbehörde mit der Bitte um Genehmigung dieser Production, welche ihm denn auch ertheilt wurde. Das Ordinariat hatte schon mehrere Jahre vorher den Pfarrern untersagt, die Aufführung von profanen Gesängen und musikalischen Kunststücken in den Kirchen zuzulassen; die Geistlichkeit der liberalen Richtung, im Verein mit den gebildeten Laien, nahm diese Verordnung mit großem Widerstreben auf, und da auch die Staatsbehörde sich gegen das bischöfliche Verbot erklärte, konnte es dem Ordinariate nur schwer gelingen,

durch Aufrechthaltung seines Verbotes die Productionen weltlicher Gesangvereine gänzlich aus den katholischen Kirchen zu verbannen. — Ueber Kuenzer's Thätigkeit als Kammer-Mitglied ist noch zu bemerken, daß er in den rein politischen Angelegenheiten und Fragen ebenso entschieden auf Seiten der Liberalen stand, wie in den kirchlichen, daß er für liberale Gemeindeordnung, Verbesserung des Schulwesens und Beförderung der Volksbildung, für Befreiung von Lasten u. dgl. eifrig wirkte. Die Kirchenbehörde, mit seiner politischen Thätigkeit im höchsten Grade unzufrieden, ergriff bald das ihr zu Gebot stehende Mittel, derselben ein Ende zu machen, indem sie ihm im Jahre 1842 den Urlaub zum Verlassen der Pfarrei verweigerte. Die Bemühungen der Kammer, durch die Regierung beim Ordinariate die Bewilligung des Urlaubs zu bewirken, führten zu keinem Resultate; der Regierung war offenbar nicht sehr daran gelegen, die Opposition durch Kuenzer verstärkt zu sehen. Kuenzer blieb nun zunächst auf den engen Kreis der pfarramtlichen Thätigkeit angewiesen, er nahm jedoch mit Interesse an den politischen Fragen Theil und stand fortwährend in enger Beziehung zu den Wortführern der liberalen Partei. Bei dem Ausbruche der revolutionairen Bewegung im Jahre 1848 war zwar Kuenzer auf Seiten derer, welche die Durchführung demokratischer Einrichtungen in dem ganzen Staatsleben forderten, aber er verließ nicht den Boden des Gesetzes und war als Vorstand des Sicherheitsausschusses für Handhabung der gesetzlichen Ordnung und öffentlichen Sicherheit bemüht (s. d. Art. Hüetlin). In dem Frankfurter Parlamente nahm er seinen Sitz auf der äußersten Linken. Er trat in der Sitzung vom 24. August 1848 bei der allgemeinen Debatte über Artikel III. der Grundrechte des deutschen Volkes als Redner auf; bei dieser Gelegenheit hielt er eine denkwürdige Rede; außer vielen anderen trefflichen Gedanken, die er entwickelte, legte er seine Anschauung über das Verhältniß von Kirche und Staat mit größter Klarheit dar: er wollte eine starke, auf demokratischer Grundlage ruhende Reichsregierung, welche, wie sie den Bürgern Schutz und Freiheit gewährt, — „das Gesetz ist Nichts anders als die Sanction der Rechte und der Freiheit" — so die Kirchen frei im eigenen Hause walten ließe, aber auf der einen Seite ihnen gegenüber die unveräußerlichen Hoheitsrechte wahrte, auf der andern die freie Entwickelung im Inneren, speciell in der katholischen Kirche die volle Durchführung des Synodalinstitutes, mit starker Hand sicherte. „Der Staat ist der Beschützer der Rechte Aller, er hat das ganze Gebiet des (äußeren) Rechts zu ordnen; es hat kein Recht eine Geltung, welches der Staat nicht anerkennt, der Staat ist ein Rechtsstaat, und dieß ist der freie Staat". — Kuenzer's politische Haltung in der letzten Periode des Parlamentes ist von revolutionairen Einflüssen nicht ungetrübt geblieben; er sah sich in einer Richtung fortgerissen, welche anderen Zielen zustrebte, als diejenigen waren, für welche er immer gearbeitet und gekämpft hatte. Nach Auflösung der Frankfurter Versammlung ging er mit dem Reste, welcher das Rumpfparlament bildete, nach Stuttgart, und als das Ende auch dieser Versammlung gekommen war, begab er sich nach Appenzell in der Schweiz, wo er sich etwa drei Wochen aufhielt, und von da nach Konstanz zurück, wo er wieder der pfarramtlichen Thätigkeit oblag. Bald wurde er von körperlichen Leiden heimgesucht, welchen er den 11. April 1853 im Alter von 60 Jahren erlag. Er erlebte noch den Eintritt der Reactionsperiode und den Anfang der Kämpfe, welche der Ultramontanismus in unserem Lande gegen die Staatsgewalt führte. Es ward jetzt der freien Richtung innerhalb der katholischen Kirche, der die größere Zahl der Geistlichen huldigte, ein schnelles Ende bereitet; jede Lebensäußerung wurde im Keime ertödtet. Die Befürchtung, daß die römisch-jesuitische Richtung die Oberhand gewinnen könnte, hatte sich als

wohlbegründet erwiesen; Kuenzer hat hierin mehr Scharfblick bekundet, als die Staatsmänner seiner und der späteren Zeit, welche die dem modernen Staate und der fortgeschrittenen Cultur drohende Gefahr kaum ahnten. Kuenzer war ein furchtbarer Gegner der ultramontan-reactionairen Partei, wenigstens sehr gefürchtet, so lange er lebte; nur aus sicherem Verstecke oder aus weiter Ferne suchten seine Feinde ihn mit giftigen Pfeilen zu verwunden. Nachdem er aber im Kampfe unterlegen und aus dieser Welt geschieden war, da ergriff die Feiglinge Muth, und unedel, wie solche Parteiführer und Parteigänger zu sein pflegen, verfolgten sie den Todten mit den niedrigsten Schmähungen. Es soll nicht gesagt werden, daß sein Auftreten und Verhalten in Allem zu billigen sei, die bischöfliche Behörde konnte ohne Zweifel nicht anders handeln, als sie handelte, und jedem Einzelnen und Privaten ist es unbenommen, dem mißbilligenden Urtheile der Behörde beizutreten und es gegen Angriffe zu vertheidigen. Aber Lüge und Verläumdung, boshafte Verdächtigung der Gesinnung und der Absichten sind Waffen, die für eine gute Sache niemals benutzt werden können; auf solche Weise wurde die Sache des Ultramontanismus gegen Kuenzer vertreten in den historisch-politischen Blättern, in Schriften aus Mainz und anderen. Auch J. v. Longner hat („Beiträge zur Geschichte der oberrheinischen Kirchenprovinz". 1863, S. 246.) in seiner Ultramontanthuerei nicht unterlassen können, mit dem Prädicate „berüchtigt" dem Spitalpfarrer Kuenzer einen Stein nachzuwerfen. Gegen den Vorwurf der Unkirchlichkeit, ja Kirchenfeindlichkeit kann Kuenzer nicht in Schutz genommen werden, wenn „Kirche" und „Kirchlichkeit" im ultramontanen Sinn zu nehmen sind. Er sprach sich immer offen über seine Stellung zu dieser Partei aus, am kräftigsten vielleicht auf der Volksversammlung in Engen am 30. März 1848. Aber er gehörte mit voller Ueberzeugung und Hingebung der nach Wessenberg genannten kirchlichen Richtung an, der Deutschkatholizismus Ronge's konnte seinen Beifall nicht finden. Er trat dem Verlangen nach Reformen bei, das damals ziemlich allgemein geäußert wurde; aber er ging weiter, als zulässig schien: es genügte ihm nicht, die freien Ansichten zu hegen, zu äußern und zu vertheidigen, sondern er that Schritte, um die als nothwendig erkannten Reformen in die Wirklichkeit einzuführen. Deßwegen schritt die kirchliche Behörde gegen ihn ein; im Uebrigen hat es zu allen Zeiten aufrichtige Katholiken gegeben, welche über den Cölibat und Anderes nicht anders dachten und urtheilten, als Kuenzer und seine Anhänger. Man könnte zu seinen Gunsten auf das freundschaftliche Verhältniß und die Uebereinstimmung sich berufen, die zwischen ihm und anderen katholischen Männern, wie Wessenberg und Kotz, ununterbrochen bestand; noch sind mehrere am Leben (1873), die ihm nahe gestanden, die seine Gesinnungsgenossen waren, sie weisen mit Entschiedenheit die erhobenen Verdächtigungen zurück. — Kuenzer kämpfte für Licht und Freiheit, für Religion und Vaterland, ein rüstiger, unermüdlicher Streiter gegen die hierarchischen Bestrebungen, gegen jene Richtung, welche blind-sclavische Unterwerfung verlangt, welche die Verläugnung des Gewissens und das Opfer der Ehre von den Einzelnen fordert, welche auf die Knechtung des niederen Klerus und auf die Depravation der deutschen Gesinnung im katholischen Volke hinarbeitet, welche die Religion zum Mittel der Politik herabwürdigt. Er gehörte niemals zu den revolutionairen Wühlern und Agitatoren; wenn auch das Ende seiner politischen Laufbahn nicht vorwurfsfrei ist, so muß doch bestritten werden, daß er bis dahin den Boden des Rechts und Gesetzes je verlassen und die Autorität der Obrigkeit mißachtet habe. Er war Vorkämpfer für die Freiheit des Volkes, ein freier Mann, der Mannesehre und Manneswürde stets heilig hielt, weder servil gegen Oben, noch herrisch-vornehm gegen Untergebene, ein wahrhaft

liberaler Mann, billig, und gerecht gegen Andersdenkende, ein edler, liebenswürdiger Charakter, geachtet von seinen Gegnern, den politischen und selbst von jenen kirchlichen, welche, nicht durch Parteileidenschaft verblendet, die Fähigkeit sich bewahrten, auch entgegengesetzte Bestrebungen zu beurtheilen und persönliche Vorzüge und Verdienste Andersgesinnter zu würdigen. F. Kössing.

Benedikt Pancratius Nikolaus Kühn,

Commandeur der 2. Infanterie-Brigade von 1836—1840 stammte aus Mainz, wo er als Sohn eines Hauptmanns am 21. März 1777 geboren wurde. 1772 in kurmainzischen Dienst getreten, in welchem er bis 1800 sechs Feldzüge mitmachte, 1802 bei der Säcularisirung des Fürstbisthums, in fürstlich Salm-Krautheim'schen Dienst, 1807 nach der Mediatisirung des Fürstenthums als Oberlieutenant von Baden übernommen, machte er im Regiment v. Harrant den Feldzug 1806 und 1807 (s. d. A. Cloßmann), im Infanterie-Regiment Großherzog No. 1 den von 1807 und den von 1812 gegen Rußland mit (s. d. A. Cloßmann, Harrant, Grolman), in welch' letzterem er als Hauptmann nach Erkrankung sämmtlicher Stabsofficiere mit heldenmüthiger Ausdauer und fortreißendem Beispiel das Regiment führte, in der Schlacht an der Berezina Kampflust und sichere Haltung aufrecht erhielt, und im Gefechte bei Malodezno die letzte Waffenthat befehligte, einen gelungenen Bajonettangriff. Ebenso nahm er als Major und Bataillonscommandeur im 3. Regiment Theil am Feldzuge 1815 (s. d. A. Schäffer), erhielt 1832 als Oberst das Commando des Regiments Großherzog No. 1 und 1836 das der 2. Infanterie-Brigade, in welcher Function er, 1839 General-Major geworden, 1840, nachdem er noch bei den Kriegsübungen des VIII. deutschen Bundes-Corps die badischen Truppen befehligt hatte, in Ruhestand trat. Er starb in Folge eines Schlagflusses am 10. August 1854 in Karlsruhe. L. Löhlein.

Karl Kuntz

wurde geboren zu Mannheim im Jahre 1770, und starb als Hofmaler und Galeriedirector zu Karlsruhe am 8. September 1830. Seine ersten künstlerischen Anregungen erhielt Kuntz in seiner Vaterstadt, in der unter Karl Theodor mehrere Künstler wirkten und noch die schöne Gemäldegalerie sich befand. Im Jahre 1790 ging er nach der Schweiz und nach Oberitalien. Als die Pfalz an Baden fiel, kam er durch Vermittelung Weinbrenner's nach Karlsruhe, wo er als Maler und Radirer thätig war. Vorzugsweise in der Darstellung von Rindern brachte er es zu einer großen Naturtreue und Lebendigkeit, auch Schafe, Ziegen, Pferde hatte er studirt. Er pflegte nach den lebenden Thieren Thonmodelle zu machen und nach diesen zu malen. Die plastische Auffassung überwiegt in seinen Darstellungen, er zeichnet streng, seine Farbe ist klar, die Lüfte sind zart, doch fehlt es bei einer gewissen Glätte des Vortrags oft an entschiedener Kraft und an wirkungsvoller Lichtperspective. Mehrere Bilder von seiner Hand besitzt die Kunsthalle in Karlsruhe. Ungleich bedeutender erscheint er aber in mehreren, unmittelbar nach der Natur gemalten Studien einzelner Thiere, wie z. B. in denjenigen, welche im Jahre 1853 an die Galerie in Mannheim abgegeben worden sind. Kuntz hat außerdem zahlreiche Aquatinta-Blätter, Ansichten von Mannheim, Baden, Heidelberg, Schwetzingen u. s. w. verfertigt und mehrere Thierstücke nach Paul Potter (z. B. dessen pissende Kuh), J. H. Roos, J. v. d. Dres, A. v. d. Velde radirt. — Sein Sohn Rudolph Kuntz, geboren zu Mannheim 1797,

BLB BADISCHE LANDESBIBLIOTHEK
Baden-Württemberg

gestorben zu Karlsruhe 1848, arbeitete in der Richtung seines Vaters, ohne ihm gleich zu kommen. Er war vorzugsweise Pferdemaler, zugleich Kupferstecher und Lithograph. (Vgl. Nachruf an K. K., im Kunstblatt, 1830 S. 340).

A. Woltmann.

	Seite
Jagemann, L. H. Fr. v., Ministerialrath	421
Jägerschmid, K. Fr. V., Oberforstrath	422
Imhof, J. M., Fabricant	423
Jolberg, Regine, geb. Zimmern	423
Jolly, Isaak, Ministerialpräsident	425
Issel, G. W., Hofrath	426
Ittner, J. A. v., Geh Rath	427
Ittner, Fr. v., Prof. d. Chemie	430
Itzstein, J. A. v., Abgeordneter	430
Jung, J. Heinr., genannt Stilling	434
Iwanowitsch, Feodor, Maler	436
Kachel, L., d. ä., Münzvorstand	436
Kachel, L., d. j., Maler	439
Kalenberg, W. v., Generalmajor	440
Kalliwoda, J. W., Capellmeister	441
Kaltenbach, J. G., Pfarrer	443
Kärcher E. Fr., Gymnasialdirector	414
Käß, Chr., Pfarrer	446
Kayser, Fr. Ph., Prof d. Philologie	447
Kayser, K. L. Prof. d. Philologie	449
Kayser, G. Fr., Diakonus	452
Keerl, Ph. Fr., Pfarrer	452
Keller, Franz, Oberbaurath	453
Keller, Friedr., Oberst und Generalstabschef	455
Keller, G. V., Pfarrer	457
Keller, J. B. v., Bischof von Rottenburg	458
Kern, Jos., Geh. Rath	458
Kern, Th. v., Prof. d. Geschichte	459
Keßler, C., Fabricant	460
Kettenacker, J. N. v., Hofrichter	462
Kettner, J. F. v., Hofoberjägermeister	462
Kettner F. W. v., Oberstjägermeister	463
Killinger, K. A. Frhr. v., Schriftsteller	463
Kirner, J., Maler	465
Klauprecht, J. L. J., Prof. d. Forstwissenschaft	466
Klüber, J. L., Staatsrath	468
Köbel, Fr., Oberst	470
Kobelt, G. L., Prof d. Anatomie	471
Köchlin, J. P., Fabricant	472
Kolb, J. B., Archivrath	473
Kölreuter, W. L., Medicinalrath	473
Kortüm, J. F. Ch., Prof. d. Geschichte	474
Kotz, Silv., Pfarrer	476
Kreutzer Konradin, Capellmeister	476
Krieg v. Hochfelden, G., Generalmajor	480
Krieg v. Hochfelden, W., Oberstlieutenant	481
Kuenzer, D., Pfarrer und Abgeordneter	482
Kühn, B., Generalmajor	487
Kuntz, K., Galeriedirector	487

In gleichem Verlage erschien:

Neutestamentliche Zeitgeschichte

von

Dr. A. Hausrath,

Professor an der Universität Heidelberg.

Zweite Auflage.

Bereits erschienen:

Erster Theil: Die Zeit Jesu. Preis 10 Mark. — **Zweiter Theil: Die Zeit der Apostel I.** Preis 9 Mark.

Im Verlauf eines Jahres wird das Werk abgeschlossen durch:

Dritter Theil: Die Zeit der Apostel II. (Paulus). — Vierter Theil: Das nachapostolische Zeitalter.

☞ Für die Besitzer der zwei ersten Theile in **erster** Auflage ist der **dritte Theil als Schluß des Werkes in erster Auflage bereits erschienen.** (Preis 12 Mark.)

Der „Rheinische Kurier", 1875, Nr. 63, urtheilt darüber: Die „Neutestamentliche Zeitgeschichte" gehört unbedingt zu den stolzesten Leistungen deutscher Wissenschaft. Sie ist ein Geschichtswerk im besten Sinne wie wenige, eine Arbeit im großen und edlen Style weltgeschichtlicher Geschichtschreibung, die für die theologische Wissenschaft geradezu Epoche machend genannt werden kann. Was der Verfasser schon in seiner **Geschichte des Apostels Paulus** (2. verm. Aufl. Heidelberg 1872) mit großem Geschick versucht: auf Grund allseitiger gründlicher Quellenforschungen ein ebenso treues, als lebendig anschauliches und zu Herzen dringendes Geschichtsbild zu zeichnen, **das ist ihm hier in wahrhaft mustergültiger Weise gelungen.** In einem verhältnißmäßig engen Rahmen gibt er uns hier ein großartiges zeitgeschichtliches Gemälde des N. T.'s, das, je länger man es studirt, um so mehr durch seine lichtvolle Gruppirung, seine feinen und treffenden Zeichnungen fesselt ꝛc. . . . Es ist ein Werk **nicht nur für Theologen, sondern für die ganze gebildete Welt, für Alle, welchen es um ein geschichtliches Verständniß des Christenthums zu thun ist etc.**

Hausrath, Dr. A., Die oberrheinische Bevölkerung in der deutschen Geschichte. kl. 8°. 60 Pf.

— — **Der Apostel Paulus.** Zweite vermehrte Auflage mit zwei lithographirten Karten. 8°. geh. 6 Mark — in Leinwand gebunden: 6 M. 80 Pf.

Bekk, J. B., Die Bewegung in Baden vom Ende des Februar 1848 bis zur Mitte des Mai 1849. gr. 8°. br. 4 M.

— — **Ein Nachtrag** in Beziehung auf die Druckschriften des Freiherrn v. Andlaw über Aufruhr und Umsturz in Baden. gr. 8°. br. 2 M. 40 Pf.

Braun, Dr. Julius, Studien und Skizzen aus den Ländern der alten Kultur. gr. 8°. br. 6 M.

Freiheit und Kirchenregiment. Meinungsstreit zwischen Freiherrn E. W. v. Ketteler und Geheimerath J. C. Bluntschli. gr. 8°. 60 Pf.

Kortüm, Dr. Fr., Die Entstehungsgeschichte des Jesuiten-Ordens, nebst einem Schlußworte über die neuen Jesuiten. Nach den Quellen dargestellt. gr. 8°. 1 M. 80 Pf.

Nippold, Dr. Fr., Die altkatholische Kirche des Erzbisthums Utrecht. Geschichtliche Parallele zur altkatholischen Gemeindebildung in Deutschland. gr. 8°. 2 M. 40 Pf.

Reichlin-Meldegg, Freiherr **K. A. v., Das Leben eines ehemaligen römisch-katholischen Priesters.** gr. 8°. 2 M. 80 Pf.

Buchdruckerei von G. Otto in Darmstadt